Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/europaskolonienn34rosk

Europas Kolonien.

Ost-Afrika und das Seengebiet.

Nach den neuesten Quellen geschildert

von

Dr. Hermann Roskoschny.

Mit 80 Abbildungen und 4 Karten.

Leipzig.
Greßner & Schramm.

Alle Rechte vorbehalten.

IV
246
R6
Bd. 3-4

Druck von Greßner & Schramm in Leipzig.

Verzeichnis der Abbildungen.

	Seite
Mombassa	1
Seyd Bargasch, Sultan von Sansibar	4
Palmengruppe an der Sansibarküste	5
Fort Mombassa	9
Pemba	12
Frauen am Hofe des Sultans von Sansibar	13
Soldaten des Sultans Seyd Said	17
Das englische Konsulat in Sansibar	20
Suaheli aus Sansibar	21
Englisches Missionshaus in Sansibar	25
Das Zollhaus in Sansibar	25
Der Fruchtmarkt in Sansibar	29
Sansibar von der See aus gesehen	33
Blüte und Frucht der Granate	36
Reicher Araber in Sansibar	37
Eingeborene aus Mombassa	40
Ananas	41
Jagd auf Vampyre in Sansibar	44
Révoils Landung bei Makdischu	45
Küste bei Wassin	49
Marktplatz in Makdischu	53
Stücke der Marmorbekleidung der Moschee El-Barani in Makdischu	56
Die Moschee Fachr-ed-Din oder El-Barani	57
Ziwette (Viverra civetta)	60
Gleitaar (Elanus melanopterus Daud.)	61
Der Galago	65
Barke von Makdischu	68
Der große Lab in Makdischu	69
Das Tasse- oder Fliegenspiel der Somali	73
Baumwollweber in Makdischu	76
Das Spinnen und Leimen der Baumwolle	77
Hadschi Ali und Fagé, Révoils Begleiter	81
Eingangsthür und Turm der Moschee Schama	84
Junge Abösch-Dienerin	85
Beduinenfrau, Gras zu Markte bringend	85
Ilbi in Kriegsausrüstung	89
Marktplatz in Mörka	95
Fort bei Tongwe	101
Überfall eines Dorfes durch Sklavenhändler an einem Markttage	105
Fall des Flusses Pangani	108
Ruinen eines arabischen Grabdenkmals	109
Waschimba-Familie	113
Zauberer aus dem Dscherima-Gebirge	116
Die Waschimba durch blinden Lärm in die Flucht gejagt	117
Landschaft in Usambara	121
Junger Mann aus Usagara	124
Wagogo	125
Fuga in Usambara	133
Dr. Karl Peters	137
Der Kilima-Ndscharo	141
Der Vulkan Dönjö Ngai	144
Zebra-Jagd	145
Massai-Krieger	148
Überfall der Karawane Dr. Fischers durch ein Nashorn	149
Landschaft am Mkuyuni-Fluß	153
Der Kibo	156
Giraffen	157
Aufbruch einer Träger-Karawane	161
Kronprinz der Obbos	164
Baker und seine Frau	165
Nilpferd	168
Der Wasserfall des Kari	169
Der Mvuta Usige	173
König Mtesa	177
Uganda	180
Verney Lovett Cameron	181
Landschaft in Unijamwesi	185
Kinderspiele in Unianjembe	188
Markt in Udschidschi	189
Jagd auf Soko-Affen	192
Livingstone und Stanley auf dem Tanganjika	193
Landschaft in Manyema	197
Büffeljagd	201

Seite

Livingstones Tod 204
Die Viktoriafälle des Sambesi 205
Kanoetransport in der Wildnis 212
Partie der Viktoriafälle 217
Ansicht von Tanánarivo 221
Nossi-Bé 223
Raphia-Palmen 225
Ansicht von Tamatave 229
Sperlingsnest auf Madagaskar 232
Musiker auf Nossi-Bé 233
Komorotypen 236
Waldbach auf den Seschellen 237

Karten.

Seite

Facsimile einer Karte Dappers 110
Der mittlere Lauf des Sambesi 209
Karte der deutschen ostafrikanischen Kolonie und des Seeengebietes 213
Karte von Madagaskar 228

Nachtrag.

Während des Druckes dieses Bandes haben sich in Ost-Afrika manche Veränderungen vollzogen, welche im Texte nicht mehr berücksichtigt werden konnten und die wir deshalb hier nachtragen.

Durch Leutnant Schmidt wurde die 400—500 □Meilen große Landschaft Usaramo für die Deutsche ostafrikanische Gesellschaft erworben, wodurch diese eine wichtige Küstenlandschaft gewann und auch der Rest des Rufidschilaufes in ihren Besitz kam. In dem neuerworbenen Küstengebiet befindet sich der vortreffliche Hafen Dar-es-Salam, welcher 40—50 größeren Schiffen Aufnahme gewähren kann. Von diesem Hafen aus baute einst ein englischer Unternehmer eine breite, 70 Meilen lange Straße zum Nyassa-See, gab aber das Unternehmen auf, da der Verkehr zu gering war, um die Kosten zu decken, und Hafenbauten, welche Sultan Seyd Medschid zur Hebung des Handelsverkehrs in Dar-es-Salam ausführen ließ, sowie die für ihn dort erbauten Paläste, die der Anfang einer neuen Residenz werden sollten, sind verfallen. Der Hafen wird jetzt gar nicht benutzt, aber im Besitze einer Macht, welche imstande ist, dort geordnete Verhältnisse herzustellen, würde er rasch große Bedeutung erlangen und den ganzen Handelsverkehr von Bagamoyo an sich ziehen, umsomehr, da nun in dem Rufidschi eine sichere und bequeme Handelsstraße nach dem Innern erschlossen ist. Das Rufidschi-Delta bildet jetzt schon viele Einbuchtungen, welche von den Eingeborenen nach einer vorliegenden Insel Quabe genannt werden. Durch Ausbaggern ließe sich leicht zwischen dieser Insel und dem Festlande ein Kanal herstellen, der tief genug wäre, um die Einfahrt in den mehrere Meilen aufwärts schiffbaren Rufidschi zu ermöglichen. Welche großen Vorteile der Besitz dieses Flusses unserer Kolonie verspricht, erhellt schon aus einem Blick auf die jetzigen Transportkosten von Waren aus der Kolonie nach Sansibar. Da man auf dem jetzigen Wege über Bagamoyo ausschließlich auf Träger angewiesen ist, welche von Jahr zu Jahr teurer werden, ist der Transport mancher Kolonialerzeugnisse nach der Küste mit unerschwinglichen Kosten verknüpft. Ein Pfund irgend eines Erzeugnisses von Usagara kostet bis zur Küste 1 Mark bis 1 Mark 20 Pfennig Trägerlohn, und die Überfahrt nach Sansibar erhöht die Spesen noch um 10 Pfennig pro Pfund. Alle diese Hindernisse werden entfallen, wenn Waren auf dem Rufidschi ungehindert transportiert werden können. Die Besitzungen der Deutschen ostafrikanischen Gesellschaft gewinnen jetzt, nachdem die Küste erreicht ist, erst Wert, aber auch im ganzen Handel Ost-Afrikas wird sich dadurch eine großartige Umwälzung vollziehen, da bald niemand mehr daran denken wird, Waren über Bagamoyo ein- und auszuführen. Die vermeintlichen Ansprüche des Sultans werden hoffentlich auch hier keine Schwierigkeiten bereiten.

Mombassa.

Sansibar.

Die Ostküste Afrikas ist im Vergleich mit dem Interesse welches in jüngster Zeit die Westküste erregte, ziemlich stiefmütterlich behandelt worden. Als der europäisch-ostindische Handel sich noch auf dem weiten Wege um das Kap bewegte, lag sie abseits von der großen Handelsstraße, und die Eröffnung des Kanals von Suez hat an diesem Verhältnis nicht viel geändert. Während die langgestreckte Westküste einer bunten Musterkarte von Kolonien glich und Engländer, Franzosen, Portugiesen, Spanier, Holländer u. s. w. sich dort festgesetzt hatten, waren die Portugiesen die einzigen Europäer, welche an der Küste zwischen Kap Guardafui und dem Sambesi Fuß faßten und einen großen Küstenstrich unter den Schutz ihrer Flagge stellten. Nördlich von ihren Besitzungen erhielt sich bis auf unsere Zeit ein großes mohammedanisches Reich, das Sultanat Sansibar, in welchem die von den Arabern auf ihren Eroberungszügen nach Süden getragene Kultur Wurzel gefaßt hat und das zum Mittelpunkt eines lebhaften Handels wurde, aber Europäer begannen in demselben erst spät eine Rolle zu spielen, und lange Zeit hindurch befand sich der Handel Sansibars fast ausschließlich in den Händen von Arabern und Indern. Dieses Jahrzehnt scheint das Versäumte mit Riesenschritten nachholen zu wollen, und seitdem die durch unsere Landsleute erworbenen Gebiete im Hinterlande von Sansibar unter den Schutz des deutschen Reiches gestellt worden sind, ist man aus einem Extrem ins andere gefallen und will nun plötzlich in dem früher kaum beachteten Lande ein Eldorado entdeckt haben, in welchem die größten Schätze nur der kundigen Hand harren, welche sie hebt. Um so größere Vorsicht ist daher bei Prüfung der vorhandenen Berichte erforderlich, wenn wir unser Urteil nicht durch die augenblickliche begeisterte Stimmung beeinflussen lassen und ein richtiges Bild der Verhältnisse gewinnen wollen.

Jahrhundertelang spielten in der Ausfuhr Sansibars Sklaven und Elfenbein die Hauptrolle. Das letztere ist zwar inbezug auf Qualität die beste Sorte, welche überhaupt auf den Markt kommt, aber auch heute werden nicht mehr als 200 000 Kilogramm jährlich ausgeführt, und zur Zeit, als der Sklavenhandel noch in Blüte stand, nahm jener mit Elfenbein stets die zweite Stelle ein. Viele tausende Sklaven wurden alljährlich von Sansibar nach Arabien gebracht, und noch in den sechziger Jahren, also kurz vor Unterdrückung des Sklavenhandels, lieferte Sansibar jährlich etwa 20 000 Sklaven.

Grauenhafte Erinnerungen knüpfen sich an diese Tage. Der Handel, welcher die Araber von Sansibar bereicherte, war eine Quelle des Elends und des Ruins für die Bevölkerungen im Innern und hatte unaufhörliche Kriege zwischen den Negerfürsten zur Folge, deren jeder möglichst viel Gefangene zu erbeuten suchte, um über ein wohlassortiertes Lager zu verfügen, wenn die das „Ebenholz" aufkaufenden Händler sich einfanden. Sobald er mit diesen handelseinig geworden, begann der Marsch zur Küste und mit ihm die Qualen der armen Gefangenen, denn in Eilmärschen ging es vorwärts, um die kostbare Ware so rasch als möglich in Sicherheit zu bringen, und wer ermattet liegen blieb und sich nicht weiter schleppen konnte, wurde ohne Erbarmen in der Wüste seinem Schicksal überlassen.

Der Anblick einer solchen Sklavenkarawane, schreibt von der Decken, empört den gesitteten und fühlenden Menschen auf das Äußerste. Wandelnden Gerippen gleich kommen die Unglücklichen einhergewankt, Kinder, Männer und Frauen im bunten Durcheinander, oft ohne die notdürftigste Bedeckung der Blöße. Der Ausdruck der schmutzigen Gesichter mit den tiefen, eingesunkenen Augenhöhlen, den vorstehenden Backenknochen, dem Gepräge des Hungers und Elends ist ein wahrhaft entsetzlicher. Eine fahlgraue Haut bedeckt in zahllosen Falten die eben noch durch Sehnen zusammengehaltenen Knochen; Kniee und Ellbogen erscheinen als die stärksten Teile an Beinen und Armen; der leere Bauch wird durch einen jähen Abfall von dem doppelt so dicken Brustkasten geschieden. Männer sieht man, deren Schenkel so dünn sind wie die Arme eines Kindes, Frauen, denen der vertrocknete Busen widerwärtig gleich leeren Taschen über die fingerhoch hervortretenden Rippen herabhängt; schwangere Weiber haben wir gesehen, welche, halbtot vor Erschöpfung, in wagerechter Lage auf den Köpfen zweier Männer getragen wurden und so erschreckend mager waren, daß wir die Umrisse des in ihrem Leibe noch lebenden Kindes deutlich an den scharfen Ecken und Erhöhungen der kleinen Glieder zu erkennen vermochten. Kommen die Unglücklichen endlich im Hafen an, so werden sie zu Hunderten in enge Fahrzeuge gepackt und nach dem Hauptmarkt, eben nach Sansibar, gebracht. Wohl ihnen, wenn günstige Winde die Reise beschleunigen, wehe, wenn diese sich ungewöhnlich verzögert! Das Elend erreicht dann seine volle Höhe. Nicht Hunger und Durst allein — von einer Versorgung ist ja zumeist keine Rede — auch nicht die äußerste Unreinlichkeit quält sie auf das Empfindlichste, wohl aber die schreckliche Ungewißheit um das bevorstehende Schicksal. Die Ärmsten glauben, vielleicht durch grausame Scherze früherer Landsleute getäuscht, sie sollen in Sansibar geschlachtet werden, und einige der Kräftigsten versuchen in ihrer Angst, dem gräßlichen Schicksale durch Schwimmen zu entgehen — vergeblich, man fängt sie mit Booten wieder ein. Doch zur Ehre des braunen Sklavenhändlers sei es gesagt: kein Schlag bestraft sie für den Fluchtversuch. Wir haben dies selbst mit Erstaunen gesehen, als wir einst bei den Sinda-Inseln zwischen zwei solchen Schiffen nachts vor Anker lagen. Nach dem, was wir von Weißen wußten, erwarteten wir mit Bangen, das Klatschen der Peitsche, die Wehrufe der Unglücklichen zu hören — aber nichts geschah; man war zufrieden, die Wertstücke wieder erlangt zu haben, und übte weder Rache, noch stellte man ein abschreckendes Beispiel auf.[1])

In Sansibar mußte für jeden Sklaven ein Eingangszoll von 6 Mark erlegt werden, weshalb der Händler seine Ware vor der Ausschiffung noch einmal Revue passieren ließ, um jene auszusondern, welche so krank waren, daß ihr Tod früher oder später zu erwarten war. Solche Leute wurden einfach über Bord

[1]) Baron Carl Claus von der Deckens Reisen in Ost Afrika in den Jahren 1859 bis 1865. Leipzig und Heidelberg, C. F. Wintersche Verlagshandlung. I. Band, Seite 70

ins Meer geworfen, um nicht den Zoll für sie erlegen zu müssen. Für die gelandeten und verzollten Sklaven aber begann nun eine bessere Zeit als die letzten Wochen: sie wurden im Hause des Händlers gut gepflegt, denn diesem mußte daran liegen, daß ihr Aussehen ein gutes war, wenn er sie zum Verkauf anstellte.

Im Jahre 1873 wurde der Sultan von Sansibar zwar zur Anerkennung des Sklavenvertrages gezwungen, aber die völlige Abschaffung der Sklaverei hat England bisher nicht durchzusetzen vermocht. Insgeheim dauert auch der Sklavenhandel noch fort, und der raffinierteste Schmuggel versorgt die Insel stets mit neuen Sklaven, so scharf auch die englischen Schiffe alle vom Festlande kommenden Fahrzeuge überwachen. Zwischen einer Ladung Holz verborgen oder in Fruchtsäcke verpackt, werden die Sklaven bei Nacht nach der Insel gebracht, wo in gewissen Häusern ein Sklavenmarkt abgehalten wird. Alle Maßregeln, welche England bisher gegen den Sklavenhandel ergriffen, vermögen denselben nicht völlig zu unterdrücken. Die Eingeborenen von der Notwendigkeit seiner Unterdrückung zu überzeugen, ist unmöglich, so lange alle schweren Arbeiten nur durch Sklaven vollbracht werden können, und so lange die Europäer durch ihr Auftreten, welches mit den von ihnen geltend gemachten Grundsätzen in Widerspruch steht, den Sklavenhandel indirekt fördern. Indem die europäischen Kaufleute sich zu allen Arbeiten der schwarzen Tagelöhner bedienen, welche Sklaven der Sansibarer sind, setzen sie selbst eine Prämie auf die Fortdauer der Sklaverei. Mit Recht weisen die Araber darauf hin, daß es ein Widerspruch sei, wenn die Europäer sich ihrer Sklaven bedienen, um alle schwere Arbeit durch sie verrichten zu lassen, und das Sklavenhalten trotzdem als ein Unrecht erklären. Die Fortdauer der Sklaverei ist aber auch für die Mohammedaner an den Küsten Ost Afrikas eine Existenzfrage. Seit dem offiziellen Verbot des Sklavenhandels haben einige tausend Neger dank der englischen Seepolizei die Freiheit erlangt, jedoch nicht zum Wohle des Landes. Je schwieriger die Beschaffung von Sklaven wird und je mehr sich ihre Zahl verringert, destomehr zeigt es sich auch in Sansibar, daß in Afrika Kultur und Sklaverei zwei schwer trennbare Begriffe sind. Der Plantagenbau ist in den letzten Jahren sehr zurückgegangen, namentlich auf der Insel Sansibar, wo die Erwerbung von Sklaven viel schwieriger ist als auf dem Festlande, aber auch auf dem letztern fehlt es den Suahelibauern an Arbeitskräften. Der Araber kann in Ost Afrika schwere Feldarbeit ebensowenig verrichten wie der Europäer, und die freigelassenen Neger sind zu derselben nicht zu bewegen. Wer wird aber Kopal graben, wer die Orseilleflechten sammeln, die Kaurimuscheln fischen, wer die noch schwerere Arbeit des Steinbrechens, des Lastentragens u. s. w. verrichten, wenn es an der Küste keine Sklaven mehr geben wird? Der Küstenbewohner ist auf den Ertrag seiner Plantagen angewiesen, und sein Ruin ist unvermeidlich, wenn man ihm die Arbeitskräfte entzieht, welche er benutzt.

Die Lage der zum Landbau verwendeten Sklaven selbst ist heute eine viel schlimmere als vor 20 Jahren. Ihre Zahl hat sich vermindert, aber die zu verrichtende Arbeit ist dieselbe geblieben oder hat sich noch vermehrt. Die natürliche Folge davon ist, daß die Sklaven jetzt mehr arbeiten müssen. Man nützt ihre Kraft so viel als möglich aus, und da man fürchtet, daß die Sklaverei ganz aufgehoben werden könnte, sucht man sich wenigstens für einige Jahre eine höhere Rente zu sichern, wenn schon das Kapital über kurz oder lang verloren gehen soll. Niemandem fällt es unter solchen Umständen ein, seine Sklaven gut zu nähren. „Sie erhalten zu wenig Nahrung und haben zuviel Arbeit," äußerte sich ein Plantagenverwalter des Sultans, „deshalb sterben sie hin und vermehren sich nicht." Der Sultan geht nämlich seinen Unterthanen mit gutem Beispiel voran. Im Jahre 1870 waren auf seinen Plantagen noch 50000 Sklaven beschäftigt, jetzt aber ist die Zahl derselben auf 10000 zusammengeschmolzen. Diese müssen dieselbe Arbeit verrichten, welche früher von der fünffachen Sklavenzahl verrichtet wurde. Schlechte, ungenügende Nahrung und schwere Arbeit dezimieren die Reihen der unfreien Arbeiter rasch, und da weder die Einfuhr, noch die Geburten ausreichenden Ersatz bieten, rückt die Katastrophe, welche in Sansibar unvermeidlich ist, mit Riesenschritten näher.

Der freigelassene Neger will von einer Thätigkeit als Landarbeiter nichts wissen. Sein Prinzip ist überhaupt, lieber sich mit geringem Lohn zu begnügen, wenn nur die Arbeit eine leichte ist. Seine Bedürfnisse sind gering, 20 Pfennig täglich genügen zu seinem Unterhalt. Nur die größte Not kann ihn daher

zwingen, schwere Arbeit zu verrichten, und er wird dem Plantagenbau, auch wenn derselbe noch so gut bezahlt würde, möglichst fern bleiben und lieber trachten, als Träger bei einer Karawane oder bei einer von Europäern geleiteten Expedition Beschäftigung zu finden. Auf einer solchen erwarten ihn vielleicht auch große Anstrengungen und Entbehrungen, aber diese erträgt er willig, denn die Hoffnung auf das angenehme Leben, das ihn nach seiner Rückkehr erwartet, stählt seine Kraft. Der Lohn, der ihm dann ausgezahlt wird — 100 bis 200 Mark — ist für ihn ein Kapital, von welchem er lange Zeit herrlich und in Freuden leben kann, ohne

Seyd Bargasch, Sultan von Sansibar.

arbeiten zu müssen. Den Vorschuß, den er erhielt — 30 bis 50 Mark — hat er zum Teil seiner Frau zurückgelassen, aber diese erwirbt während seiner Abwesenheit ihren Lebensunterhalt durch Anfertigung von Strohmatten, und er selbst giebt während der Reise kein Geld aus, da der Unternehmer für seine Verpflegung zu sorgen hat. So verfügt er bei der Heimkehr über eine Summe, welche er durch Arbeit in den Plantagen nie erwerben könnte — für ihn ein Grund mehr, die schwere Arbeit zu meiden. Hohe Löhne, durch welche freie Arbeiter angelockt würden, vermag aber der Plantagenbau nicht zu bieten. Ein Tagelohn von 50 Pfennig

Palmengruppe an der Sansibarküste.

bei achtstündiger Arbeitszeit ist das Maximum von Belastung, welches die Mehrzahl der Bodenprodukte verträgt. Übersteigt der Arbeitslohn diese Grenze, so ist der Anbau von Zuckerrohr, Negerkorn, Mais, Maniok u. s. w. nicht mehr lohnend.

Wer viele Sklaven besitzt, macht daher heute vortreffliche Geschäfte durch das Vermieten derselben. Da ein Tagelöhner seinem Herrn täglich 33 Pfennig abliefern muß, so gewinnt der letztere durch ihn jährlich mindestens 100 Mark, während der Kaufpreis des Sklaven nur 100 bis 120 Mark betrug. Die Landsklaven dagegen stehen sich, wenn sie einen wohlhabenden Herrn besitzen, meist nicht schlecht. Sie haben außer dem Freitag — dem mohammedanischen Sonntag — noch einen Tag in der Woche frei, an dem sie für sich arbeiten oder ausruhen können. Der Herr sorgt für ihre Nahrung und Kleidung, muß die Kranken pflegen und darf auch den alt Gewordenen das Gnadenbrot nicht versagen. Schlimm wird ihre Lage nur dann, wenn ihr Herr selbst Not leidet und sich gezwungen sieht, ihre Kräfte rücksichtslos auszunützen.

Aus alledem ersehen wir, daß die Unterdrückung des Sklavenhandels weder für das Land noch für die Sklaven ein Segen war. Auch hier zeigt es sich wieder, daß afrikanische Verhältnisse nicht mit europäischem Maßstab gemessen werden dürfen. So verwerflich die Sklaverei unstreitig ist und so grauenhaft der Sklavenhandel war, so kann doch auch nicht geleugnet werden, daß die auf Sklavenarbeit beruhende arabische Kultur bisher inbezug auf die Zivilisation der Neger mehr erreicht hat als die Europäer in den meisten ihrer Niederlassungen erreicht haben. „Der Reisende," sagt Dr. Fischer, „welcher nach mehrmonatlichem Aufenthalt im Innern des Kontinents wieder zu den mohammedanischen Küstenbewohnern Ost-Afrikas zurückkehrt, empfindet so recht, was für ein Abstand doch zwischen der arabischen Kultur und denjenigen Zuständen ist, die sich bei den Völkern des Binnenlandes finden. Im Osten sind die Araber die eigentlichen Pioniere gewesen, auf deren Wegen die Europäer weiter arbeiten. Auf den arabischen Routen sind auch die Missionäre vorgedrungen; in den Gebieten des Ostens, wo die Araber keinen festen Fuß gefaßt haben, finden wir auch keine Missionsstationen." [2])

Für in Ost-Afrika zu gründende deutsche Kolonien, namentlich für solche mit Plantagenwirtschaft, die ja hier zunächst allein in Betracht kommen können, sind die Arbeiterverhältnisse an der Küste von Sansibar von maßgebender Wichtigkeit. Der Kolonist ist nirgends so von der eingeborenen Bevölkerung abhängig wie in Afrika, und ohne ihren Beistand wird jede Kulturarbeit unmöglich. Die Arbeiten Stanleys am Kongo haben gezeigt, wie wenig man bei der Anlage von Straßen, beim Transport von Waren, beim Bau von Stationsgebäuden, kurz bei allen körperliche Thätigkeit erfordernden Unternehmungen den Neger entbehren kann. Das wird wohl nie, wenigstens nicht in absehbarer Zeit anders werden. Die im Hinterlande von Sansibar entstehenden deutschen Niederlassungen hängen ebenso von der Dienstwilligkeit der Eingeborenen ab wie die Stationen am Kongo. Stanley ist es gelungen, in großen Scharen Arbeiter aus Sansibar an den Kongo zu bringen, und sie haben sich dort, fern der Heimat und dem Zwang der Verhältnisse sich fügend, als tüchtige, brauchbare Arbeiter erwiesen, die nun auch beim Plantagenbau Verwendung finden, dem sie in ihrer Heimat so abhold sind. Ob es möglich sein wird, Arbeiter aus Sansibar stets in genügender Zahl auch auf den deutschen Plantagen zu erhalten, von denen den Mißvergnügten die Rückkehr in die Heimat nicht so erschwert ist wie den am Kongo Befindlichen, wird erst die Folgezeit lehren. Auf Sympathie und auf Unterstützung seitens der Sansibarer können die deutschen Bestrebungen nicht rechnen, und am allerwenigsten können sie solche vom Sultan von Sansibar erwarten.

Nächst den Arbeiterverhältnissen und der Stimmung der eingeborenen Bevölkerung kommt für eine neu zu gründende Kolonie das Klima in Betracht, welches bei allen Unternehmungen auf afrikanischem Boden in erster Reihe berücksichtigt werden will.

[2]) Dr. J. A. Fischer, Mehr Licht im dunkeln Weltteil. Betrachtungen über die Kolonisation des tropischen Afrika unter besonderer Berücksichtigung des Sansibar Gebietes. Hamburg, L. Friederichsen & Co., 1885, Seite 64.

Es ist in neuester Zeit über die Frage ob Europäer in Tropengegenden leben können viel geschrieben und gestritten worden. Die Frage dürfte weder unbedingt zu bejahen noch unbedingt zu verneinen sein. Jedenfalls kommt es sehr darauf an wie der betreffende Europäer seine Lebensweise einrichtet. Es ist ja bekannt wie die Weißen selbst an jenen Krankheiten schuld sind welche in der Regel als Folgen des Klima bezeichnet werden. Den Verhältnissen nicht entsprechende Kost übermäßiger Genuß geistiger Getränke eine zu der dem Körper zugeführten Stoffmasse in einem Mißverhältnis stehende körperliche und geistige Thätigkeit legen meist den Grund zu Krankheiten, welche bei einiger Vorsicht vermieden werden könnten. Dr. Fischer weist darauf hin daß die in Bombay ansässigen Engländer trotz des vielen Brandy den sie genießen den von ihnen getriebenen gymnastischen Übungen dem Ball und Polo-Spiel und ähnlichem Sport es zu verdanken haben daß sie verhältnismäßig wenig durch das Klima leiden. Derselben Angewohnheit verdanken es die deutschen Kaufleute in Sansibar, daß sie sich in den letzten Jahren einer guten Gesundheit erfreuten und sich die frische Gesichtsfarbe, die sie von Europa mitgebracht, bewahrten. „In mancher Beziehung" äußert sich Dr. Fischer, der lange Zeit als praktischer Arzt in Sansibar gelebt, „sind die Tropen was Krankheiten anbetrifft, unserem Klima gegenüber im Vorteil. Diphtheritis und Typhus die bei uns so viele Opfer fordern und denen wir in therapeutischer Beziehung ziemlich machtlos gegenüberstehen sind dort unbekannt. Dysenterie und Malaria sind die einzigen einheimischen Infektionskrankheiten Afrikas, welche dem Fremdling direkt gefährlich werden, gegen die wir aber so ausgezeichnete Mittel besitzen, daß wir sie mit dem besten Erfolge zu bekämpfen imstande sind. Die Dysenterie hat ferner in Afrika im allgemeinen keinen bösartigen Charakter und tritt weniger epidemisch auf, selbst in einem verhältnismäßig unreinen Orte wie Sansibar, in dem die Dysenterie nie ausstirbt, sind niemals Epidemien beobachtet worden. Auch besitzen wir in der Brechwurz (Ipecacuanha) gegen die afrikanischen Dysenterien ein ausgezeichnetes Mittel, dessen Wirkung kaum weniger sicher ist wie die des Chinin bei Malaria. Auf Sansibar finden die meisten Erkrankungen an Dysenterie während des Regens statt." Die Sommerhitze ist hier weit weniger gefährlich, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt und Hitzschlag und Sonnenstich kommen in Europa bei Truppenübungen viel häufiger vor als in Sansibar bei den ohne allen Schutz gegen die Sonne im Freien sich aufhaltenden Europäern. Fieber herrschen sowohl an der Küste als auf den Hochebenen im Innern, und auf den letzteren treten sie trotz einer Höhe von 6000 Fuß über dem Meere oft sehr bösartig auf. Trotzdem leben Europäer auf Sansibar schon seit Jahren, ohne auch nur ein einzigesmal einen Fieberanfall gehabt zu haben, und sie werden im allgemeinen von Fieberanfällen viel seltener heimgesucht als die Sansibarer und die Inder. Die Ursache dieser auffallenden Erscheinung sind die trockenen und gut ventilierten Wohnungen der Europäer. Was in diesen den Bewohner gegen das Fieber schützt, fehlt in den Wohnungen der Eingeborenen und Inder welche durch Feuchtigkeit und schlechte Luft zu wahren Brutstätten des Fiebers werden. Der Europäer, der in solchen Räumen übernachtet oder sich auch nur kurze Zeit dort aufhält, entgeht dem Fieber selten. Außerdem sind auf der Insel Sansibar und an der Küste gewisse mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckte Niederungen sehr gefährlich als Herd der sogenannten Gallenfieber, und ein Europäer welcher z. B. in den Flußniederungen gegenüber der Insel jagt wird schon nach wenigen Tagen vom Fieber befallen. Der Europäer kann also auch in Sansibar und an der gegenüberliegenden Küste jahrelang ohne Schaden für seine Gesundheit sich aufhalten, nur muß er verschiedene Vorsichtsmaßregeln nie außer acht lassen. Zu diesen gehört in erster Reihe ein gesundes Schlafgemach in einem zweckmäßig angelegten Hause. Das letztere soll auf einem freien, von der Sonne beschienenen Platze liegen möglichst fern von großen Bäumen, durch welche Feuchtigkeit zurückgehalten und die Lufterneuerung erschwert wird. Die Fenster müssen so angebracht sein daß leicht Luftzug entstehen kann. Der Fußboden ist aus einer einen halben Fuß dicken Schicht Asche und Lehm zu bilden und diese festzustampfen. Dem Schlafraum halte man alle Feuchtigkeit fern, und wenn es möglich ist verputze man die Wände mit einem Kalkanwurf. Wer alle diese Vorsichtsmaßregeln beachtet, wird in Sansibar durch Fieber und andere Krankheiten nicht viel zu leiden haben.

Aus dem Gesagten ergiebt sich aber auch schon, für wen die Verhältnisse in Sansibar am ungünstigsten sind. Die Leiter von Stationen, ansässige Kaufleute, welche nicht zu Reisen gezwungen sind, und Missionäre, welche sich alle in der Lage befinden, in solid gebauten, luftigen und trockenen Häusern zu wohnen, werden sich im Lande am besten befinden und von Krankheiten meist verschont bleiben; der Plantagenverwalter befindet sich schon in weniger günstiger Lage, allen üblen Einwirkungen des Klimas sind dagegen der Reisende und der selbstthätige Landmann ausgesetzt, welche selten in der Lage sein werden, alle Vorsichtsmaßregeln, die hier geboten sind, zu berücksichtigen. Das ergiebt für jene Gegenden Ost-Afrikas, über welche heute bereits ein Urteil abgegeben werden kann, die feste Regel, daß sie für Ansiedler, welche den Boden selbst bebauen wollen, nicht geeignet sind, daß aber in ihnen ein Plantagenbetrieb mit Hilfe einheimischer Arbeitskräfte, wobei dem Weißen bloß die Leitung und Beaufsichtigung obliegt, möglich ist, obwohl der letztere unter Umständen bedeutende Opfer an Leben und Gesundheit fordern wird.

Das sind die Hauptschwierigkeiten, welche sich einer deutschen Kolonisation an der Ostküste entgegenstellen. Unüberwindlich dürfte keine derselben sein. Es erübrigt nun noch die Beantwortung der Frage, ob das Land imstande sei, für die aufgewandte Mühe, Zeit und Kosten einen lohnenden Ertrag zu liefern. Sansibar exportiert heute namentlich Elfenbein, Kautschuk, Gewürznelken, Kopal, Häute, Kopra, Orseille, roten Pfeffer, Sesamsaat und Arachiden. Alle anderen Ausfuhrartikel, wie Schildpatt, Wachs, Straußenfedern u. s. w. repräsentieren nur unbedeutende Summen.

Unter den oben genannten Hauptausfuhrartikeln müssen wir zunächst die im Lande selbst erzeugten, wie Kautschuk, Gewürznelken u. s. w., von dem auf dem Wege des Zwischenhandels in dasselbe gelangenden Elfenbein scheiden und bei jedem vereinzelt in Erwägung ziehen, inwieweit eine europäische Konkurrenz der einheimischen Thätigkeit gegenüber möglich ist.

Obwohl noch zuweilen Fälle vorkommen, daß Händler Zähne im Innern so billig kaufen, daß sie in Sansibar das Dreifache des Kaufpreises, die Transportkosten eingerechnet, erhalten, so ist doch der Elfenbeinhandel auch für die Eingeborenen nicht mehr so lukrativ, wie er früher war. Die Elfenbeinhändler sind vielen Wechselfällen ausgesetzt. Nach anstrengendem Marsche an ihrem Ziele angelangt, finden sie sich vielleicht in ihren Erwartungen, dort viel Elfenbein vorzufinden, getäuscht und müssen unverrichteter Sache mit dem größern Teil ihrer Waren zurückkehren. Sie müssen auch dann noch froh sein, wenn sie ihren Ausgangspunkt unangefochten erreichen und wenn sie nicht unterwegs von Eingeborenen überfallen und geplündert wurden. Das ganze Geschäft verliert durch solche unberechenbare Unglücksfälle die solide Grundlage, und der Gewinn wird durch dieselben häufig so reduziert, daß er einem europäischen Konkurrenten in keiner Weise mehr genügen würde. Und ein solcher hätte überdies auf einem Zuge ins Innere viel bedeutendere Kosten als die eingeborenen Händler, welche so manches entbehren können, was der Europäer nicht zu missen vermag, und er würde daher schon in Fällen mit Verlust arbeiten, in denen die Einheimischen immer noch einen, wenn auch verschwindend kleinen Gewinn erzielen.

Für den Elfenbeinhandel an der Sansibarküste sind die wichtigsten Plätze Pangani, Mombassa, Sadani und Bagamoyo. Da Sansibar das feinste Elfenbein von ganz Afrika liefert (in Sansibar ist jenes von Pangani das schönste), ist hier selbstverständlich die Konkurrenz eine sehr große. Schon vor Jahrhunderten haben Araber und Inder sich an der Sansibarküste festgesetzt, und in ihrem Interesse liegt es, jedes Eindringen neuer Händler zu verhindern. Der europäische Kaufmann, der an dem Elfenbeinhandel sich beteiligen will, muß daher feste Stationen an der Küste gründen und von diesen aus successive Stationen nach dem Innern vorschieben, um einen gesicherten Warenaustausch zu ermöglichen, wie er bereits in den Faktoreien an der Westküste stattfindet. Das für den Sansibarhandel wichtigste Elfenbeingebiet befindet sich zwischen dem Ukerewe und den Schneebergen. Von dort kommen jährlich 35000 Kilo nach Pangani. Die Lage der deutschen Erwerbungen, deren Nordgrenze der Fluß Pangani bildet, ist daher inbezug auf den Elfenbeinhandel anscheinend eine sehr günstige. Es kömmt nur darauf an, ob eine Konkurrenz mit den Arabern und Eingeborenen im

Elfenbeinhandel mit dem Innern eine nach europäischen Begriffen genügende Rentabilität in Aussicht stellt, und auf diese Frage scheint allerdings die Antwort nicht sehr befriedigend und aufmunternd zu lauten.

In Sansibar erfordert außerdem der Elfenbeinhandel große Erfahrung im Geschäft, da die Qualität eines Zahnes nicht leicht zu beurteilen ist und oft bei Zähnen, welche äußerlich fast gleich aussehen, eine innere Qualitätsverschiedenheit von 20% vorhanden ist. Auch die großen Preisschwankungen erschweren den Elfenbeinhandel, doch von diesen wird der Handel überhaupt und nicht bloß jener der Sansibarküste betroffen, weshalb sie hier weniger in Betracht kommen. Sansibar bestimmt allerdings den Preis der Ware auf dem Weltmarkt, da alle anderen Elfenbeinsorten nach dem Sansibarer Elfenbein notiert werden. In den Jahren 1840 bis 1850 wurden 50 Kilogramm durchschnittlich mit 550 Mark bezahlt, 1851 bis 1860 durchschnittlich

Fort Mombassa.

mit 720 Mark; 1872 stieg der Preis sogar auf 1520 Mark, sank aber dann rasch, und erst seit 1879 ist wieder eine Steigerung eingetreten.[3])

Günstiger als in bezug auf den Elfenbeinhandel scheinen die Verhältnisse in bezug auf die Bodenprodukte zu sein. Dr. Fischer, dessen auf langjähriger Erfahrung beruhende Erklärungen einen höchst schätzenswerten Beitrag zur Beurteilung der Zustände an der Ostküste bilden, dürfte hier doch zu pessimistisch geurteilt haben. Er weist darauf hin, daß alle wertvollen Landesprodukte — abgesehen vom Elfenbein — nur von einem mehr oder minder schmalen Küstenstrich geliefert werden. „Die wertvollen Gewürznelken," sagt er, „von denen

[3]) Vortrag des Herrn J. Westendarp „Über den Elfenbeinreichtum Afrikas" auf dem 5. deutschen Geographentage in Hamburg.

jährlich 4 200 000 Kilo in den Handel kommen, gedeihen nur auf Sansibar und der kleinen Insel Pemba. Der Kokosnußbaum verlangt, wie bekannt, Seeklima und findet sich nur an dem Küstenstriche selbst; Kopal, jenes fossile, dem Bernstein ähnliche Harz, kommt vorzugsweise von den Küstenorten Ngáu und Kiloa, ist aber, seitdem der australische Kaurikopal in Konkurrenz getreten, so im Preise gesunken, daß die Gewinnung sich nur mit Sklavenarbeit lohnen dürfte. Kautschuk liefert Ost-Afrika in geringer Quantität und zugleich weniger guter Qualität; nördlich von Mombassa findet er sich nicht mehr. Er stammt hauptsächlich aus den südlich von der Insel Sansibar gelegenen Küstengebieten, doch sind hier in den der Küste näher gelegenen Distrikten die wertvollen Pflanzen bereits fast vollständig durch die rohe und unkluge Art, den teuren Milchsaft zu gewinnen, ausgerottet. In den ausgedehnten, im allgemeinen wenig bewaldeten Hochebenen des zentralen Ostens findet sich weder Ficus elastica, noch die Landolphia-Ranke. Der rote Farbstoff, den die Orseille-Flechte liefert, wird gewiß mit der Zeit durch chemische Fabrikate vollkommen verdrängt werden; zudem rentiert sich das Sammeln dieser besonders auf Akazien wachsenden Flechtenart nur bei Sklavenarbeit. Die anderen als Exportartikel in Betracht kommenden Bodenprodukte: Sesamsaat, Erdnüsse, stammen ausschließlich von den an der Küste befindlichen Plantagen der Mohammedaner, roter Pfeffer nur von einem gewissen Distrikte der Insel Sansibar. Alle übrigen Produkte, die Sansibar liefern soll, wie Kaffee, Zimt, Muskatnüsse, Indigo, Baumwolle, existieren entweder gar nicht oder doch nur insofern, als die Gärten weniger reicher Araber einige Pflänzchen der Art aufweisen. Für den Exporthandel kommen diese Dinge aber nicht in Betracht, ebenso wenig die Datteln, welche auch in den Gärten der Stadt gepflanzt werden. Der Boden der Insel ist nicht dazu geeignet, diese Kulturpflanzen in großem Maßstabe zu ziehen. Baumwollstauden finden sich allerdings zerstreut auf den Plantagen der Insel und der Küste in einer Menge vor, daß die Mohammedaner ihre Kissen und Matratzen mit dem Erzeugnisse ausstopfen können; zu anderen Zwecken ist dasselbe aber kaum zu gebrauchen."

Nach diesem Urteil Fischers würde uns Ost-Afrika allerdings so wenig bieten, daß es zur Gründung von Niederlassungen keineswegs verlocken könnte. Dr. Fischer sieht hier aber wohl, wie schon oben bemerkt, etwas zu schwarz. Im großen und ganzen sind die Verhältnisse in West- und Ost-Afrika dieselben. Hier wie dort hat die eingeborene Bevölkerung bisher vom Raubbau gelebt, und daß bei einem solchen früher oder später eine Erschöpfung der Quellen eintreten muß, liegt auf der Hand. Weite Küstenstrecken Afrikas, von denen aus einst ein lebhafter Elfenbeinhandel getrieben wurde, exportieren z. B. heute nur wenig oder gar kein Elfenbein mehr, weil die Elefanten in der Nähe der Küste ausgerottet und tief ins Innere zurückgedrängt sind. Trotzdem sind diese Küsten nicht ohne Handelsverkehr. Wie an Stelle des Verkaufes der Sklaven, für welche die Eingeborenen lange Zeit die europäischen Produkte eintauschten, nach der Unterdrückung des Sklavenhandels allmählich der legale Handel mit Landeserzeugnissen sich entwickelte, so wird auch die Verminderung der jetzt mühelos gewonnenen Landeserzeugnisse mit zwingender Notwendigkeit zu einer neuen Periode des Handels führen, in welcher der Neger das Faullenzerdasein des Händlers aufgeben und ernster Arbeit sich wird zuwenden müssen. Daraus, daß die Sansibarküste in der Menge ihrer Bodenerzeugnisse heute hochgespannte Ansprüche nicht zu befriedigen vermag, läßt sich doch offenbar nicht der Schluß ziehen, daß sie unfähig sei, Erzeugnisse zu liefern, durch welche ein lebhafter Handel unterhalten werden könnte. Was G. Schweinfurth vor kurzem in bezug auf ganz Afrika äußerte, dürfte namentlich auch auf Sansibar Anwendung finden: es ist bisher viel zu wenig der Leistungsfähigkeit des Bodens Beachtung geschenkt, viel zu wenig durch sachkundige Männer erforscht worden, für den Anbau welcher Gewächse dieses oder jenes Land sich eignet. Man spricht so viel davon, daß der Neger kein Freund mühevoller Arbeit ist, und doch möchte man selbst ohne viele Mühe etwas erzielen, möchte - mit dürren Worten gesagt — in Afrika ernten ohne gesät zu haben. Daß der Boden der Sansibarküste und des Hinterlandes für den Anbau mancher Gewächse geeignet ist, welche heute keine Exportartikel — oder doch wenigstens keinen nennenswerten — bilden, die aber vielleicht einen solchen bilden könnten, beweisen die oben zitierten Worte Dr. Fischers. Dies gilt in erster Reihe von Sesamsaat,

Erdnüssen, rotem Pfeffer, welche ja heute schon, wenn auch nur in geringer Menge ausgeführt werden. Inwieweit ein Anbau von Produkten wie Kaffee, Zimt, Muskatnüsse, Indigo u. s. w., von denen bisher nur „die Gärten weniger reicher Araber einige Pflänzchen aufweisen", in anderen Gebieten und in größerem Umfange möglich wäre, bliebe doch wohl noch zu untersuchen. Wenn auch der Boden der Insel zu einem Anbau solcher Kulturpflanzen in großem Maßstabe nicht geeignet ist, so ist dies nicht auch schon für das ganze Hinterland der gegenüberliegenden Küste entschieden, welches für uns doch in erster Reihe in Betracht kommt.

Afrika ist gewiß kein Indien, als das es in der ersten Begeisterung von manchen gepriesen wurde, im Vergleich mit Indien ist es vielmehr ein armes Land, und doppelt arm, weil es eine Bevölkerung besitzt, welche nur wenige Bedürfnisse kennt und daher nicht den Drang fühlt, durch Arbeit zu erringen, was die Natur nicht schenken will. Zeit, Geld und Arbeit, das sind die drei Faktoren, durch deren Zusammenwirken Afrika vielleicht dereinst, in einem kommenden Jahrhundert sich zur Wohlhabenheit emporgeschwungen haben wird, aber wie viele, welche an der Erschließung der Hilfsquellen des Landes gearbeitet, werden bis dahin am Erfolg verzweifelnd sich zurückgezogen haben, wie viele Versuche werden mißglückt sein! Sieben Jahre voll Arbeit und Mühe hat die Anlage der Wörmannschen Kaffee-Plantagen am Gabun gekostet, und kolossale Summen hat sie verschlungen, und nach sieben Jahren ist das Resultat doch ein negatives. Wenn nun trotzdem eine neue Kommandit-Gesellschaft Wörmann, Thormählen & Co. den Versuch, Kaffee-Plantagen zu errichten, diesmal auf deutschem Gebiet, in Kamerun, erneuern will, so beweist dies nur, daß ein Mißerfolg in Afrika einen Unternehmer nicht abschrecken darf, daß vielmehr jeder Mißerfolg ein Lehre enthält, durch deren Ausnutzung wir allmählich zur richtigen Erkenntnis fortschreiten. In Ost-Afrika wird es uns nicht besser ergehen als in West-Afrika, auch dort werden mißglückte Versuche wie jene am Gabun nicht ausbleiben. Wir haben uns das Land erschlossen, aber wir kennen gerade das für uns Wichtigste noch nicht: die Leistungsfähigkeit seines Bodens. Die Ethnographen, die Topographen, Geologen u. s. w., welche das Land bereist haben, konnten uns zwar auch berichten, welche Kulturpflanzen dort gebaut werden, keineswegs aber konnten sie darüber aufklären, welche dort möglicherweise gebaut werden könnten. Der Weg, den die Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft eingeschlagen hat, durch Fachmänner feststellen zu lassen, für welcherlei Anbau der Boden sich eigne, ist daher der einzig richtige. Die Baumwollstaude gedeiht, wie wir wissen, auf der Insel und an der Küste, und wenn die dort gewonnene Baumwolle von sehr geringer Güte ist, so soll bei Marka an der Somaliküste, südlich von Makdischu, Baumwolle gewonnen werden, welche der ägyptischen an Güte gleichkommt. Vielleicht stellen Versuche im Innern fest, daß sich dort Gebiete befinden, in welchen der Anbau der Baumwollstaude mit Erfolg in Angriff genommen werden kann. Daß es im äquatorialen Afrika noch viele Gebiete giebt, in denen der Anbau der Baumwollstaude möglich ist, steht ja außer Zweifel, und würde auch nur diese eine Möglichkeit des Anbaues einer Kulturpflanze in unserer ostafrikanischen Kolonie festgestellt, so hätte dieselbe für uns bereits einen bedeutenden Wert gewonnen. Deutschland, im Besitze einer Baumwolle erzeugenden Kolonie, wäre, zunächst in Ost-Afrika, ein nicht gering zu schätzender Konkurrent Englands in einem Artikel, in welchem dieses bisher den afrikanischen Markt vollständig beherrscht.

Der Sultan hat es nun allerdings nie gern gesehen, wenn europäische Expeditionen durch sein Land in das Innere drangen. Verständnis und Interesse für geographische Fragen ist bei ihm nicht vorauszusetzen. Trotzdem hat er stets bereitwilligst Reisende, welche von Sansibar zum Festland hinüberfuhren, mit Empfehlungsbriefen an seine Statthalter versehen, weil er wußte, daß die letzteren bereits unterrichtet waren, wie sie sich den Fremden gegenüber zu benehmen hatten. Der Sultan war die unbequemen Gäste los, und seine Beamten auf dem Festlande mochten nun zusehen, wie sie unter dem Deckmantel der größten Höflichkeit und Zuvorkommenheit denselben möglichst viele Hindernisse in den Weg legen konnten. Das war wenigstens früher so — jetzt beginnt es allmählich anders zu werden. Zwei Ereignisse haben in jüngster Zeit die Lage in Sansibar völlig verändert: die durch Stanleys Durchquerung Afrikas bewirkte Erschließung des Kongogebietes von Westen her und die Gründung deutscher Niederlassungen im Innern des Festlandes gegenüber der Insel

Sansibar. Der Kongostaat und das Sultanat Sansibar sind Konkurrenten im Handel mit dem Innern, und der Sultan und die Araber sind sich darüber klar, daß ein Fortbestehen der jetzigen Verhältnisse auf die Dauer unmöglich ist. Früher oder später muß es zwischen den Konkurrenten zu Kollisionen kommen. In Njangwe, dem Haupthandelsplatz für Elfenbein vom obern Kongo, sind die Araber aus Sansibar die Herren. Nun liegt allerdings Njangwe in dem auf der Berliner Konferenz geschaffenen Freihandelsgebiet, und die Araber haben zweifellos dasselbe Recht, dort Handel zu treiben, das jedem anderen zusteht, aber der harmlose Handel mit Elfenbein hat bekanntlich bei den Arabern eine nichts weniger als harmlose Kehrseite. Schon durch die Berichte Livingstones, Stanleys u. s. w. wissen wir, in welcher Weise die Handelsexpeditionen der Araber ausgeführt werden. Es sind wohl organisierte Raubzüge in die Negerdistrikte, welche reiche Händler mit

Pemba.

hunderten, ja tausenden bewaffneter Sklaven unternehmen, und auf denen das Land weithin verwüstet und ausgeplündert, die Einwohner niedergemacht oder als Sklaven fortgeführt werden. Die kleinen Negerstaaten am obern Kongo haben den plötzlichen Überfällen durch die gut bewaffneten Scharen der Araber selten bedeutenden Widerstand entgegenzusetzen vermocht, und die Eingeborenen sahen sich in der Regel gezwungen, um den Nachstellungen zu entgehen, weiter nach Süden oder Westen zu wandern. Solche Raubzüge werden jedoch unmöglich werden, wenn die Stationen am Kongo sich vermehren und der neue Staat sich immer mehr befestigt. Das Streben der Leitung des Kongostaates wird darauf gerichtet sein müssen, sich von der unangenehmen Nachbarschaft in Njangwe zu befreien und den Hauptherd des Sklavenhandels für die Länder südlich vom Äquator zu vernichten. Die großen Sklavenhändler in Njangwe vom Schlage des bekannten Tippu-tib, der über ein ganzes Heer mit Gewehren bewaffneter Sklaven verfügt, kümmern sich zwar nicht viel um den

Sultan von Sansibar, sie sind durch ihre bewaffneten Scharen im Innern des Landes die Herren, aber sie erkennen den Sultan doch als ihren Oberherrn an, und dieser muß in jeder ihnen drohenden Gefahr auch eine Bedrohung seiner eigenen, wenn auch nur nominellen Herrschaft sehen. Das ist der Grund des Umschwungs in der Gesinnung des Sultans, das die Veranlassung seiner Weigerung, fernere Anwerbungen von Arbeitern

Frauen am Hofe des Sultans von Sansibar.

für die Stationen am Kongo in seinem Gebiete zu gestatten. Er hat erkannt, welche Gefahr vom untern Kongo her den Stationen der Araber am Tanganjika droht, und er versucht, seiner alten Politik getreu, die Pläne der Europäer zu durchkreuzen und ihr Vordringen zu hindern.

Was vom Kongostaat gilt, das gilt auch und in noch verstärktem Grade von den Erwerbungen der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft. Die Sultane im Innern, mit denen dieselbe Verträge abgeschlossen hat

erkennen zwar den Sultan von Sansibar nicht als Oberherrn an, aber der Sultan betrachtet sich als Herrn alles Landes, welches hinter der Küste von Sansibar liegt. Thatsächlich ist jedoch seine Oberhoheit landeinwärts nur in einigen wenigen Plätzen anerkannt, die wir später näher kennen lernen werden. Ein Festsetzen Deutschlands im Innern mußte da selbstverständlich, ohne daß es der englischen Einflüsterungen bedurfte — welche überall zu vermuten jetzt förmlich Mode geworden ist — dazu führen, daß der Sultan mit Mißtrauen gegen die Deutschen erfüllt wurde und den Verdacht schöpfte, daß man es auch auf seinen übrigen Besitz abgesehen habe. Infolge dessen hat sich in Sansibar ein Umschwung zu Ungunsten der Deutschen vollzogen. Früher waren die Deutschen beliebt, die Engländer verhaßt. Wenn ein Europäer im Hafen ans Land stieg, war die erste Frage der Eingeborenen, mit denen er zusammentraf, ob er ein Engländer sei, und wenn dies verneint wurde, konnte er eines freundlichen Empfanges sicher sein. Man haßte die Engländer, weil von ihnen die Maßregeln gegen den Sklavenhandel ausgingen, welche den Wohlstand der Bevölkerung untergruben. Die Deutschen, welche man im Verdacht hat, daß sie sich zu Herren des ganzen Landes machen wollen, müssen dem Sansibarer nun noch schlimmer erscheinen als die Engländer.

Augenblicklich läßt sich noch nicht bestimmen, welchen Verlauf die Krisis in Sansibar - denn eine solche ist nach dem Eingriff, den sich der Sultan in deutsches Gebiet erlaubt haben soll, unvermeidlich — nehmen wird, aber die bisherigen Resultate unserer Kolonialpolitik stellen heute schon zweierlei außer allen Zweifel: erstens, daß deutsche Interessen, wenn solche wirklich verletzt wurden, in nachdrücklichster Weise werden gewahrt werden, und zweitens, daß die Spannung zwischen dem Sultan und Deutschland eine beide Teile befriedigende, friedliche Lösung finden wird. Eroberungen in Afrika liegen nicht in Deutschlands Interesse. Die Aufgabe des Vertreters des deutschen Reiches in Sansibar kann keine andere sein, als am Hofe des Sultans der Überzeugung Bahn zu brechen, daß das Deutsche Reich eine befreundete Macht ist, von welcher der Sultan nichts zu befürchten hat, die kein ihm von Rechtswegen gehöriges Gebiet ihm rauben, sondern vielmehr die Selbständigkeit seines Reiches erhalten und die Annexion desselben durch irgend eine andere Macht verhindern will. Einen sehr beherzigenswerten Vorschlag für die Regelung unserer künftigen Beziehungen zu Sansibar enthält ein aus sachkundiger Feder stammender Aufsatz der Deutschen Kolonial-Zeitung,[4]) dem wie folgende Sätze entnehmen:

„Wir Deutsche haben vor den Engländern einen großen Vorteil voraus, und wir müssen uns desselben ja nicht begeben. Ich meine die Stellung, die wir durch unsere Nichtbeteiligung an der Sklavenfrage unstreitig in der Meinung der Araber besitzen. Nachdem England einmal, aus freiem Willen oder durch politische Verhältnisse gezwungen, das Odium (in den Augen aller Mohammedaner!) der Sklavenunterdrückung auf sich genommen, welche unvermeidlicherweise eine Menge Ungerechtigkeiten im Gefolge hat, müssen wir ihm dieses Odium allein überlassen und nichts thun, um dasselbe mit ihm zu teilen. Wir müssen uns von vornherein auf den Standpunkt stellen, daß die Sklaverei eine innere arabische Angelegenheit ist, die uns gar nichts angeht, so wenig wie uns die Vielweiberei und andere soziale Fragen, die aus der mohammedanischen Weltanschauung entstanden sind, politisch irgend etwas angehen sollten. So streng der deutsche Konsul deutsche Unterthanen bestrafen sollte, die sich etwa erlauben wollten, Sklaven zu kaufen, ohne sie sofort frei zu machen, so streng sollte er auch vermeiden, arabische Unterthanen dafür verantwortlich zu machen, daß sie nach ihren eigenen Gesetzen leben und handeln. Ebensowenig, wie wir uns in die sozialen Verhältnisse Sansibars zu mischen brauchen, dürfen wir uns in die religiösen Verhältnisse mischen. Wo immer der Islam feste Wurzeln geschlagen hat, wo immer er, wie dies an der ostafrikanischen Küste unzweifelhaft geschehen, eine zivilisatorische Rolle gespielt hat und noch spielt, da bleibe der christliche Missionär fort, um sich Gegenden aufzusuchen, wo noch zu keinen religiösen Ideeen erzogene Völker ihm einen ergiebigen Wirkungskreis bieten. Er bleibe fort, weil seine Bemühungen nicht allein ganz hoffnungslos wären, sondern weil Streit und Haß gegen alle

[4]) Das Gebiet des Sultans von Sansibar. Deutsche Kolonial-Zeitung, 1885, 11. Heft, Seite 355.

Andersgläubige die Folge sein würden. Sieht der Sultan von Sansibar, daß der Schutz und die Freundschaft Deutschlands vereinbar sind mit dem ungestörten Fortbestehen von Religion und Sitte in seinem Lande, so wird er sich auch etwaigen Ratschlägen fügen, die darauf hinzielen, das Innere Afrikas dem deutschen Handel mehr und mehr zu eröffnen. Wie wenig ist bis jetzt z. B. der Reichtum des Somalilandes ausgenutzt und welche günstige Chancen bieten sich dort den europäischen Kaufleuten, zumal die Küstenplätze dort alle sehr gesund sind, und die Konkurrenz der Inder bis jetzt noch dort nicht sehr stark ist, aus Gründen, die zu erörtern hier zu weit führen würde! . . . Man unterstütze den Sultan, daß er seine Macht in das Innere dieses Landes ausdehne. Als mohammedanischer Herrscher würde er mit seinen Eroberungen auf keinen Fanatismus stoßen, den jede europäische Besitzergreifung in jenem durch und durch mohammedanischen Teile der Küste jedenfalls hervorrufen würde."

Ein derartiges Einvernehmen mit dem Sultan herzustellen, dürfte nicht zu schwer sein, denn die unbestreitbare Sympathie für alles Deutsche, die früher in Sansibar bestand, ist wohl nicht für immer dahin. Der Sultan hatte mit einer gewissen Vorliebe Beziehungen zu Deutschland unterhalten, und dieselbe oft in den geringfügigsten Dingen bethätigt. Auf der Handelsflotte, welche er unterhält — denn er verschmäht es nicht, neben dem Regieren auch kaufmännische Geschäfte zu machen — trifft man Deutsche als Kapitäne, Steuerleute und Ingenieure, neue Dampfer werden für den Sultan in Deutschland gebaut, und die Säulen, auf denen sein neuer Palast ruht, sind aus deutschem Eisen verfertigt. Er hat sogar zur Belustigung der Damen seines Harems ein Karussel aus Deutschland kommen lassen. Alles dies läßt darauf schließen, daß Seyd Bargasch bin Said sofort die frühere freundschaftliche Gesinnung für die Deutschen hegen wird, wenn er die Überzeugung erlangt, daß es Deutschland nicht auf eine Schmälerung des Reiches abgesehen hat, welches durch seinen Vater Seyd Said und seinen Bruder Seyd Majid erobert und vergrößert worden ist.

Selbstverständlich kann sich dies nur auf solche Gebiete beziehen, in denen die Ansprüche des Sultans auf seine Oberhoheit anerkannt sind. Wenn man ihn aber nur in diesen nach Belieben wird schalten und walten lassen, dann wird er auch gewiß nichts dagegen einzuwenden haben, daß in den außerhalb seiner Machtsphäre gelegenen Nachbargebieten Deutsche sich festsetzen, obwohl er, wie nicht anders zu erwarten, einheimische Fürsten von geringerer Macht lieber als Nachbaren sieht als einen mächtigen europäischen Staat. Ein Übelstand, der leicht zu Konflikten führen kann, ist aber die Feststellung der Grenzen des Sultanats, welche keineswegs so unbezweifelbar bestimmt sind, als der Sultan annimmt.

Auf älteren Karten finden wir als Nordgrenze Sansibars den Jubafluß, als Südgrenze das Kap Delgado, welches dasselbe von dem portugiesischen Mosambik scheidet.[5] Eine andere, das Gebiet des Sultans wesentlich beschränkende Auffassung finden wir auf der als Beilage zum Weißbuch bei L. Friederichsen in Hamburg hergestellten offiziellen Karte von Zentral-Afrika vertreten. Dort reicht das Gebiet des Sultans im Norden nur bis zum Wubuschi bei Port Durnford, etwa 1° südlich vom Äquator. Jedoch auch auf dieser Küstenstrecke ist die Herrschaft des Sultans nicht überall anerkannt, und er muß sogar an die im Innern nomadisierenden Gala Tribut zahlen, damit diese seine Besitzungen nicht verwüsten. In den sechziger Jahren sind dieselben bis zur Formosa Bai vorgedrungen und haben die dort gelegene Ortschaft Ras Komänie zerstört, worauf der Sultan von ihnen den Frieden erkaufte. Seit jener Zeit unterhält er in der Formosa Bai, obwohl dieselbe einen guten Ankerplatz bietet, keine Besatzung, und auf der ganzen Strecke von 3° bis 2° 40' südl. Br. besitzt er keinen befestigten Platz, in dem sich eine Besatzung befindet, so daß hier sein Gebiet faktisch durch das der unabhängigen Gala unterbrochen ist. In Maräräni (unter 2° 49' südl. Br.) findet sich zwar zur Zeit der Ernte der Orseillesechte, wenn Araber und Suaheli mit ihren Sklaven dieselbe einsammeln kommen, ein Vize-Gouverneur des Sultans ein, aber Schutz kann der Sultan seinen Unterthanen in diesem Gebiet nicht gewähren, und es ist daher die Behauptung, daß dieses Gebiet ihm faktisch nicht gehöre, nicht unberechtigt.

[5] Vergl. dagegen Burton, Zanzibar, city, island and coast. London, Tinsley Brothers, 1872, I. Band Seite 308.

Auf der übrigen Strecke zwischen dem Kap Delgado und Port Durnford wird seine Herrschaft durch in den Küstenortschaften verteilte Garnisonen aufrecht erhalten, welche als Besatzung halbverfallener Forts dienen. Es giebt auf dieser Strecke etwa 20 größere Ortschaften mit Garnison, in deren jeder ein Gouverneur den Sultan vertritt. Nach der Auffassung des Sultans erstreckt sich aber sein Gebiet nicht nur über den Wubuschi, sondern noch weit über den Jubafluß hinaus, längs der Somaliküste bis etwa zu 3° nördl. Br. Er begründet seine Ansprüche auf dieses Gebiet damit, daß er an der Küste Forts besitzt und in denselben Besatzungen unterhält. Solche Forts befinden sich, in der Richtung von Süden nach Norden aufgezählt, in Kiswaju, Barawa, Marka, Makdischu. Früher befand sich auch noch an der Mündung des Jubaflusses bei der Stadt Djumbo ein Fort, dasselbe ist aber jetzt verfallen und die Küste dort nur von einigen Fischern bewohnt. Wie wenig aber durch diese Forts eine Herrschaft des Sultans über das zwischen ihnen gelegene Küstengebiet begründet wird, beweist schon der Umstand, daß die Gouverneure des Sultans noch nie imstande waren, außerhalb der Stadtmauern ihre Autorität geltend zu machen. Die umwohnenden Somali, welche des Handels wegen in die Städte kommen, fügen sich darein, daß der Sultan dort Zölle erhebt, aber sie zahlen ihm keine Abgaben und haben auch sonst ihm gegenüber keinerlei Verpflichtungen, aus denen sich auf ein Unterthanenverhältnis schließen ließe. Landeinwärts erstreckt sich daher nördlich vom Wubuschi das Reich des Sultan fast nirgends. Auf der Strecke zwischen Kap Delgado und dem Wubuschi ist seine Ausdehnung landeinwärts sehr unbestimmt. Der Sultan erhebt allerdings Ansprüche auf weite Gebiete im Innern und betrachtet sich, wie schon erwähnt, als den Herrn des ganzen Hinterlandes, aber faktisch reicht seine Macht meist nicht viel weiter als 3 Meilen von der Küste. Bei den letzten Plantagen der mohammedanischen Eingeborenen hat sie ihre Grenze, und nur an wenigen Stellen reicht sie über dieselbe hinaus, indem im Innern herrschende Häuptlinge ihn als Schutzherrn anerkennen. Auf dem linken Ufer des Pangani in der Landschaft Ussambá betrachtet sich z. B. der Häuptling Samboja von Masinde als Statthalter des Sultans, und am Tanafluß wird dessen Herrschaft angeblich von den dort wohnenden Gala bis Muniuni anerkannt (wo sie aber, da ja der Sultan die Gala durch Tributzahlung von Einfällen abhalten muß, nicht als eine befestigte gelten kann), und in der eine kleine Strecke landeinwärts am Osifluß gelegenen Stadt Kau residiert ein von ihm eingesetzter Gouverneur. Jedenfalls beruht dort, in der Nachbarschaft des jetzt vielgenannten Wito, die Oberhoheit des Sultans auf sehr schwacher Grundlage, denn die Suaheli, welche an der Küste wohnen, würden den Nachkommen ihrer früheren Herrscher, den in Wito wohnenden Simbo mit Freuden als ihren Herrn begrüßen, wenn derselbe die Macht besäße, dem Sultan die Küste streitig zu machen. Außerdem übt der Sultan noch auf der von Bagamojo nach Udschidschi führenden Karawanenstraße Hoheitsrechte aus, und durchziehende Karawanen müssen ihm Tribut entrichten.

An der Küste dagegen hat der Sultan alle Häfen besetzt, welche sich auf der langen Strecke von Kap Delgado bis zu der öden, von den Seefahrern gefürchteten Küste von Ras-Hafun vorfanden. Die nördlichsten, die sogenannten Imruti-Häfen, können eigentlich auf den Namen Häfen keinen Anspruch erheben, denn auch kleine arabische Fahrzeuge können nur im Oktober und November, während der Zeit nach dem Ende des Südwestmonsum und vor dem Beginn des Nordostmonsum gefahrlos in dieselben einlaufen. Das südlicher gelegene Orscheh oder Warscheh ist nur Zollplatz und hat keine Garnison. Die äußerste Besatzung, welche der Sultan im Norden unterhält, befindet sich in dem erst im Jahre 1879 errichteten Fort Makdischu, wo auch ein Gouverneur residiert. Dann folgt nach Süden zu Marka, eine mit Mauern umgebene Stadt nebst Fort, Sitz eines Gouverneurs und Zollstation, weiterhin das unbedeutende Städtchen Torre, wo sich, da kein Hafen vorhanden, weder Besatzung noch ein Zollhaus befindet, und endlich die mit einer Mauer umgebene Stadt und Zollstation Barawa, deren Gouverneur mehrere hundert Mann mit einigen Kanonen zur Verfügung hat. Von Barawa bis Kismaju befindet sich kein vom Sultan besetzter Platz, die Stadt Djumbo an der Mündung des Juba liegt in Ruinen. In Kismaju unterhält der Sultan einige hundert Mann, einen Gouverneur und Zollbeamte. Kismaju ist der letzte befestigte Platz nördlich vom Wubuschi. Dann folgen in

dem, unbestreitbar dem Sultan unterworfenen Gebiet von wichtigeren Orten, in welchen man Gouverneure ihren Sitz haben, Lamu Kau, Kilifi, Malindi und Mombassa, eine auf einer Insel gelegene Stadt, welche schon im Jahre 1505 durch die Portugiesen erobert und zerstört worden.

Wenn wir uns nun weiter nach Süden wenden, so tauchen nach kurzer Zeit am Horizont graublaue Streifen auf, in welchen wir beim Näherkommen Inseln erkennen. Bald folgt Insel auf Insel, die eine so nahe, daß man deutlich die Palmengruppen am Ufer erkennen kann, andere in weiterer Ferne. Stundenlang fährt das Schiff durch diese Inselwelt hindurch, und jeden Augenblick gewahrt man während der Fahrt ein neues entzückendes Bild. Am Morgen, wenn die Luft noch nicht völlig geklärt ist, erheben häufige Luftspiegelungen den Reiz der Umgebung. „Entferntes Gebüsch ragt, leise zitternd, in verzerrter Länge empor,

Soldaten des Sultans Seyd Said.

noch fernere Gegenstände erscheinen in der Mitte zerrissen, der obere Teil wie über dem untern schwimmend aber je näher man kommt, umso fester werden die Formen, um so natürlicher die Verhältnisse. Kurze Zeit nur wirkt das blasse Trugbild; die nahe Wirklichkeit nimmt den Reisenden bald wieder in Anspruch." Die Insel Sansibar taucht aus dem Meere empor, hellblinkende Mauern werden am Ufer derselben sichtbar . . . noch kurze Zeit, und man erkennt bereits die Gebäude des ausschließlich von Negern bewohnten Schangani, der aus Lehmhütten bestehenden Süd-Vorstadt von Sansibar . . . man sieht die im Hafen liegenden Schiffe und hinter denselben in unklaren Umrissen Gebäude, zwischen denen hier und da auf einem Dache eine Flagge weht . . . und nun biegt das Schiff um die Ostspitze der Halbinsel, um Ras Schangani. „und wie mit einem Zauberschlage liegt die Stadt in ihrer vollen Größe und Pracht vor Augen: eine lange Reihe palastähnlicher, blendend weißer Steingebäude, wie sie der Reisende in der Hauptstadt eines ostafrikanischen Sultans gewiß

nicht zu finden erwartet hat.“ Besonders der nordwestliche Stadtteil, in dem sich die Paläste des Sultans befinden, überrascht den ankommenden Fremden durch seine stattlichen großen Steingebäude. Halbmondförmig breitet sich dieser Stadtteil am Ufer aus, überragt von den mächtigen Mauern des alten Forts. Bei diesem beginnen die von Europäern bewohnten Straßen, welche sich bis zur Vorstadt Schangani erstrecken. Die Vorstädte stechen allerdings grell von der eigentlichen Stadt ab. Südlich grenzt an dieselbe Schangani, nordöstlich Melindi und östlich, jenseits der Lagune, die sogenannte Madagaskarstadt, welche mit Sansibar durch eine Brücke verbunden ist. Die Vorstädte bestehen nur aus Hütten, und während der Boden der Straßen im europäischen Viertel als Ersatz eines Pflasters aus festgestampftem Sand und Kalk besteht und dieselben stets sauber sind, herrscht in den ungepflasterten, bei Regenwetter mit tiefem Kot bedeckten Straßen der Vorstädte die Unreinlichkeit eines Negerdorfes.

Von allen Gebäuden am Ufer ziehen, wenn man im Hafen ankommt, das Fort und das Zollhaus die Aufmerksamkeit am meisten auf sich. Von weiten gesehen macht das viereckige Fort mit seinen hohen, von fünf runden Türmen überragten Mauern einen imponierenden Eindruck, derselbe schwindet jedoch rasch, sobald man näher kommt und das Gebäude genauer betrachten kann. Schon von der Decken schildert es als verfallen: „Vor dem hohen, gewölbten Thore lagert eine Anzahl bewaffneter Araber und Suaheli, in höchst malerischer Weise, d. h. in allen denkbaren Stellungen, auf dem Boden und auf steinernen Bänken ausgestreckt, alte Matten und bloße Erde zur Unterlage, eifrig bestrebt, sich ihren schweren Dienst, bestehend aus vierundzwanzigstündigem Müßiggange, durch Kartenspiel und nicht eben feine Unterhaltung zu erleichtern. Suaheli und Araber ähneln sich in der Farbe der Haut, welche bei den verschiedenen Stämmen alle Schattierungen von Milchkaffeegelb bis Schwarzbraun aufzuweisen hat; erstere unterscheiden sich aber durch ihre weichen, runden Gesichtszüge und den meist spärlichen Bartwuchs von den Arabern mit der kühn geschnittenen Nase, der schön gewölbten Stirn und dem prächtigen schwarzen Barte. Und doch sind diese Araber den edlen Söhnen der Wüste nicht zu vergleichen, gehören vielmehr einer entarteten Mischlingsrasse an. Selten nur findet man unter ihnen einen Mann mit reinem Blute, und fast ebenso selten die hochachtbaren Tugenden des unvermischten Stammes. Durch ihre Trägheit und durch die Art und Weise ihrer Verwaltung hemmen sie den Aufschwung des Landes; ja, schon ihre Gegenwart bringt Rückschritt und Verfall mit sich. Das Fort, ein Hauptstützpunkt ihrer Macht, legt davon ein sprechendes Zeugnis ab. Wohl nimmt sich die große, viereckige, von fünf runden Türmen überragte Steinmasse von fern gesehen stattlich aus; bei genauer Betrachtung findet man, daß sie mehr einer Ruine als einem verteidigungsfähigen Festungswerke gleicht. Die an vielen Stellen von Kalkbewurf entblößten Mauern, welche aus kleinen Steinen und Mörtel zusammengekittet sind, werden von dem anprallenden Regen in ihre Bestandteile zerlegt und zerbröckeln schnell, ohne daß man dem Einhalt thäte; in den so entstandenen Löchern und auf der Krone der Mauern siedeln sich, die Zerstörung beschleunigend, Gras und Gebüsch an; und im Innern, wo die Soldaten aus Beludschistan ärmliche Hütten für sich und ihre Familien errichtet haben, sieht es noch wüster aus. Solche Gedanken beschweren den Neuling jedoch nicht. Ihn fesseln die fremdartigen Gestalten, ihre malerische Tracht und ihre Bewaffnung; er vergißt zunächst selbst der Lumpen und des Schmutzes und urteilt als Maler, nicht aber als Splitterrichter. Hier Müßiggang und Verfall, dort Geschäftigkeit und gedeihliche Entwickelung: das Zollhaus — ein von allem bisher gesehenen verschiedenes, lebensvolles Bild! Inder in langen, blendend weißen Hemden, Araber, Neger, Perser und Europäer sieht man in regstem Verkehre. Vor mächtigen Wagen sitzt der Banian Ludda, eine behäbige Gestalt, der Vertreter des indischen Zollpächters, und läßt sich von seinen Gehilfen die Waren vorwägen, von welchen er Zoll erhebt. Scharen von Arbeitern vermitteln die Ab- und Zufuhr. Elefantenzähne von zwei bis acht Fuß Länge, roter Pfeffer, Gewürznelken und Simsimsaat in spitzigen Mattensäcken, riesige Thontöpfe voll ausgelassener Butter, Kopal in Säcken und Kisten, Baumwollenzeuge in Ballen, Häute und Sklaven: das sind die Haupthandelsgegenstände, welche den weiten Hof beengen und in immer neuer Menge vom Strande her aus soeben angekommenen Fahrzeugen herbeigeschleppt werden. In seinem Äußern entspricht

das Zollhaus, Forosa der Suaheli, keineswegs den Schätzen, welche hier durch die Hände des Banians laufen, um weiter verschifft oder am Platze umgesetzt zu werden; soviel auch in letzter Zeit an den verschiedenen Baulichkeiten gebessert und geändert worden ist, so kann es doch in einigen seiner Teile kaum als mehr denn ein elender Schuppen gelten. Aber in diesem Schuppen regt sich hundertgestaltig das Leben, schwirrt es wie Bienen durcheinander, vom Morgen bis zum Abend, wogt es ohne Unterbrechung fast, von Kommenden und Gehenden, tauschen Europa, Asien und Amerika ihre Schätze mit Afrika' Dieser Schuppen ist wirklich der Mittelpunkt der Stadt und der Insel."

Das Zollhaus dient zugleich als Börse, und die ganze Handelswelt von Sansibar versammelt sich hier jeden Tag, um die verschiedensten Erzeugnisse dreier Erdteile gegen jene der Insel und des benachbarten Festlandes einzutauschen. Die Tage des elenden, mit Wellblech gedeckten Schuppens sind jedoch bereits gezählt, denn neben dem prächtigen Geschäftshause der Firma O'Swald aus Hamburg wird ein neues Zollhaus gebaut. Leider wird auch dieses den Bedürfnissen des heutigen Handels wenig entsprechen. Es ist zwar ein riesiger Ziegelsteinbau, aber gleich allen Bauten, welche der Sultan aufführen läßt, in arabischem Stil erbaut, was den Nachteil hat, daß der Hof mit den ihn einschließenden Galerien den weitaus größern Teil des Grundstückes einnimmt und für die Bureaux und die anderen, den Zwecken des Gebäudes dienenden Räume nur sehr wenig Platz übrig bleibt.[6]

Wenn man aus der drückenden Atmosphäre des Zollhauses ins Freie tritt, sieht man den neuen Palast des Sultans vor sich, ein Gebäude von origineller Bauart, dessen ganze Vorderfront auf eisernen Säulen ruht — oder richtiger gesagt: ruhte, denn der Wunderbau ist, noch kaum vollendet, eingestürzt. Der bekannte Reisende W. Joest, der den Palast noch im Bau sah, hatte sich geäußert, daß es ihm fraglicher erscheine, ob der Bau diese Säulen lange tragen werde, als umgekehrt — seine Befürchtung hat sich schon wenige Monate später als vollkommen begründet erwiesen.

Unweit dieses neuen Palastes erblickt man den Marstall des Sultans, in dem sich viele prächtige Pferde befinden. Das Stallpersonal bestand früher aus Engländern, gegen Ende des Jahres 1884 hat aber der Sultan dieselben sämtlich entlassen und sie durch Deutsche ersetzt. Der Marstall, vor dem etwa 50 altmodische Karossen aufgestellt sind, ist ein langes, niedriges Gebäude mit vorspringendem Dach.

Neben dem Marstallgebäude erhebt sich das Haus des Sultans Bargasch, in arabischem Baustil gehalten, mit einem prächtigen Thor, zu dem man auf breiten, halbkreisförmigen Stufen emporsteigt. Es ist drei Stockwerke hoch, weiß getüncht, und durch einen etwa 50 Fuß über dem Erdboden angebrachten gedeckten Gang mit einem auf der andern Seite der Straße stehenden Hause verbunden. Soldaten, teils mit Henry-Martini-Gewehren, teils mit Steinschloßflinten, teils auch nur mit Schwert und Schild bewaffnet, halten Wache in einem großen Saal im Erdgeschoß.

Der Sultan bewohnt den ersten Stock, und aus seinen Gemächern gelangt er durch den oben erwähnten gedeckten Gang in seinen Harem, ein riesiges, eher einem Gefängnis als einem Palast ähnlich sehendes Gebäude, welches die Nordseite des großen Platzes einnimmt, auf dem die Paraden der Garnison von Sansibar stattfinden.

Hinter dem Hause des Sultans verengert sich die Straße, und die Häuser, an denen man vorüberkommt, sehen nicht mehr so blank und sauber aus wie jene im europäischen Stadtteil. Hier, in Melindi, wohnen Inder und Araber, aber auch jene Europäer, welche in dem bessern Stadtteil keine Wohnung finden konnten. An Melindi reihen sich niedrige Hütten, untermischt mit großen, weißgetünchten Häusern. Eleganz und Unreinlichkeit wechseln rasch ab, bis zur Brücke über der Einfahrt in den Malagaschа. „Beim Überschreiten der Brücke liegen die beiderseitigen Ufer vor unseren Blicken, und wir bemerken eine dichte Masse

[6] Wilhelm Joest, Um Afrika. Köln. Du Mont-Schauberg. 1885. — Wilhelm Joests Reiseberichte: „Von Afrikas Ostküste" in der Kölnischen Zeitung 1884 N. 291 u. f.

von Hütten und ärmlichen Baulichkeiten mitten zwischen Hügeln von Unrat und Schutthaufen von allerhand Abfällen, und an denselben eine Menge halbnackter Neger oder Leute in weißen Kleidern, so daß der Gesamteindruck dieser Lokalität einigermaßen dem allerdings noch schmutzigern Dorfe Bulak bei Kairo ähnelt."[1]) Der Stadtteil jenseits der Brücke heißt Ngambu (d. i. Jenseits), und dort wohnen die freigelassenen Sklaven, die Wangwana, deren Dienste Livingstone, Burton, Grant, Speke, Stanley und alle anderen Reisenden, welche auf das Festland hinübergingen, schätzen gelernt haben.

Der Name Wangwana hat im Laufe der Zeit seine Bedeutung geändert. Ursprünglich bezeichnete man mit Wangwana die freien Schwarzen, im Gegensatz zu den Watuma (Sklaven), heute aber hat das Wort eine weitere Bedeutung erlangt, und man versteht unter Wangwana die farbigen Eingeborenen von Sansibar

Das englische Konsulat in Sansibar.

überhaupt. Es sind freundliche, stets heiter gelaunte Menschen. Der Wangwana, sagt Stanley, liebt die Gesellschaft und ist deshalb umgänglich. Seine Eitelkeit läßt ihn nach dem Besitze etlicher weißer Hemden und knallroter Mützen trachten, und da er bemerkt hat, daß die Vornehmen Spazierstöcke tragen, so kann man ihn, wenn er reich genug ist, sich den Luxus eines weißen Hemdes und einer roten Mütze zu gestatten, zugleich auch mit einem leichten Spazierstöckchen spielen sehen. Die allerärmsten ihrer Klasse vermieten sich oder werden von ihren Herren an andere vermietet zum Tragen von Ballen, Kisten und Waren vom Zollamt nach dem Boot oder dem Lagerhause oder umgekehrt, und im allgemeinen als Lasttiere, denn Kamele giebt

[1]) Henry M. Stanley, Durch den dunkeln Weltteil. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1878, I. Band, Seite 51. — Vergl. auch: Stanley, Wie ich Livingstone fand, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1878.

Suaheli aus Sansibar.

es nicht viel und Räderfuhrwerk gar nicht. Diejenigen, welche leichtere Arbeit vorziehen und von gutem Charakter sind, finden Stellung als Türhüter und Hausdiener, oder werden von den europäischen Kaufleuten mit dem Waschen des Kopals oder dem Trocknen der Felle beschäftigt. Andere, welche ein Handwerk gelernt haben, verdienen sich ihr Brot mit dem Ausbessern von Flinten, mit der Verfertigung von Messern, Gürteln und allerhand Zieraten oder mit Zimmermanns- und Schiffbauerarbeiten. Eine gewisse Klasse von Wangwana, welche in Ngambu, in den kleinen Gärten im Innern der Insel und längs der Küste des Festlandes wohnt, zieht das ihnen von den arabischen Kaufleuten und den wissenschaftlichen Expeditionen gebotene Wanderleben einer dienstlichen Stellung vor, in welcher sie den Launen, der Tyrannei und den Gemeinheiten kleiner Grundbesitzer unterworfen sind. Sie beklagen sich darüber, daß die Araber hochmütig sind, daß sie nach allem greifen und fortwährend etwas zu verlangen haben, daß sie die Leute schinden und sie schlecht bezahlen, daß, falls die Wangwana bei den Kadis eine streng richterliche Entscheidung verlangen, das Urteil jedesmal auf irgend eine Art gegen sie gefällt wird. Sie sagen, daß sie andererseits, wenn sie an kommerziellen oder anderen Reisezügen teilnehmen, gut bezahlt werden, vollauf zu essen und verhältnismäßig nur wenig Arbeit haben.

Das höchste Ziel, wonach ein jeder Wangwana strebt, ist der Besitz eines Häuschens und eines Gartens (Schamba), in welchem er ein Dutzend Kokosbäume, einige Reihen Maniokstauden, ein halbes Dutzend Bananen, zwei oder drei Reihen Erdnußbäume pflanzen und einige Kartoffelbeete anlegen kann. Ein solches Besitztum hat vielleicht mit der Ziege und dem halben Dutzend Hühner, die sich auf dem Hofe herumtreiben, und alles Hausgerät mit eingerechnet, einen Wert von höchstens 1200 Mark, aber der Wangwana nimmt doch zwei Frauen, erhält mit der Zeit eine große Familie, und wird dabei auch noch Besitzer einiger Sklaven.

Inmitten ihrer Pflanzungen leben die Wangwana in Ngambu glücklich und zufrieden. Sie sind dort Nachbaren der Mswahili, der Küstenfischer, der Banyanen, Hindus, Perser, Araber und Belutschen, welche teils als Freie, teils als Sklaven entweder ein Handwerk treiben oder vom Handel leben. „Wenn die dortige Bevölkerung ihre Festkleider angelegt hat, dann gewinnt Ngambu ein pittoreskes, sogar ein munteres Aussehen, und alles überläßt sich dann einer ausgelassenen Lust und Fröhlichkeit. An Werkeltagen sind wohl die Farben auch bunt genug und heben sich von den Lehmwänden mit den mit vertrockneten Palmblättern gedeckten Dächern effektvoll ab, aber dann hat dieser Armenbezirk einen weniger frischen Farbenton, welchen die nirgends auch nur bekämpfte Unsauberkeit, die schwarzen Gesichter und die halbnackten Körper noch düsterer zu machen scheinen.“ Unter den vorspringenden Dächern der Häuser sind die Männer mit ihren Arbeiten beschäftigt oder sitzen plaudernd beisammen oder halten, auf dem Boden ausgestreckt, Siesta. Das Treiben der Frauen entzieht eine hohe, aus geflochtenen Matten bestehende Wand, welche den Hofraum abgrenzt, den Blicken der Vorübergehenden, und der Europäer findet nirgends Gelegenheit, seine Neugier zu befriedigen. Er wird hier ohnehin nicht lange verweilen, denn wenn auch das bunte Treiben ihn fesselt, so drängt ihn doch so manches, seine Schritte zu beschleunigen und recht bald aus den engen Straßen ins Freie zu kommen. Mephitische Düfte erfüllen die Luft, und die verschiedenartigsten Gerüche wechseln rasch miteinander ab, so daß man erleichtert aufatmet, wenn man endlich die letzten Hütten hinter sich hat und das Wehen einer frischen Brise fühlt.

Von den letzten Häusern des Negerviertels führt eine breite, von Hecken eingefaßte Straße zwischen gut bebauten Feldern dahin, auf welchen man die verschiedenartigsten tropischen Gewächse erblickt, von Mais, Hirse, süßen Kartoffeln, Rizinuspflanzen, Zuckerrohr und Maniokstauden bis zu den Johannisbrot-, Gewürznelken- und Zimmtbäumen, den Orangen, Bananen und Palmen. Die Straße führt auf den Wirezu-Berg, von dessen Höhe aus man eine entzückende Aussicht auf die Stadt und die Rhede genießt. „Welche Schönheiten aber auch in dieser Szene liegen mögen, sie gehören alle der Natur allein an, denn der Mensch hat wenig gethan; er hat hier und da und ohne Sorgfalt nur eine Wurzel oder ein zartes Bäumchen gepflanzt oder etwas Samen ausgestreut. Die Natur hat das Samenkorn und die Wurzel und den Setzling genährt und gepflegt, bis sie zu kraftvollen Riesen wurden, von denen sich einer über den andern in hügeligen Formen

dunkelgrünen Laubwerkes erhebt, sie hat dem Ganzen jene wunderbar gesättigten und mannigfachen Farbentöne verliehen, welche sie nur unter den Tropen hervorbringt."

Die Europäer, welche in Sansibar leben, pflegen am Abend zu einer uralten, etwa 200 Meter breiten Sandbank hinauszuwandern, um sich dort in der frischen Seeluft nach den Mühen und Aufregungen des Tages zu erholen. Von einer einsamen Kokosnußpalme, welche auf der Düne steht, hat diese den Namen Mnasi Moja (d. i. eine Palme) erhalten. Der Naturforscher findet auf der Dune reichliche Unterhaltung. Im Wasser wimmelt es von buntfarbigen Krabben, schillernde Eidechsen huschen durch die Gebüsche, und drüben im Palmenwald tauchen zwischen den Stämmen allerlei Tiergestalten auf. Neben dem heitern Bild gewahrt man hier auch ein düsteres. Ein gräberreicher Friedhof breitet sich hier aus, in dem seit undenklichen Zeiten die Bewohner der Stadt ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Durch die Gebüsche blinken die halbverwitterten Leichensteine, und wenn man die Totenstadt durchwandert, erblickt man gar oft in einem eingesunkenen Grab einen grinsenden Schädel oder gebleichte Gebeine. Die europäischen Beamten haben den Sultan schon oft aufgefordert, den Friedhof aufzuheben, aber er besteht heute noch. Nur durch einen Teil desselben, wo die Opfer der Cholerajahre begraben lagen, hat der Sultan ohne Rücksicht auf die Toten durch den von Gras überwucherten Friedhof einen Weg bahnen und einen Garten anlegen lassen, der von einer hohen Mauer umgeben ist.

Hier draußen hört und sieht man nichts von dem betäubenden, lärmenden Treiben, das in manchen Teilen der Stadt, namentlich aber am Hafen herrscht. Tagsüber wimmelt es am Strande von Lastträgern, welche Elfenbein, Kopalgummi, Säcke voll Zimmt und Gewürznelken aus den Magazinen zu den Booten tragen, in denen die Waren den im Hafen vor Anker liegenden Schiffen zugeführt werden. Die Träger sind meist kräftige, stämmige Leute, ihre Heimat Hadramaut im südlichen Arabien. Je zwei oder je vier tragen einen Warenballen an einer langen Stange, welche auf ihren Schultern ruht. Singend schreiten sie gleichmäßig im Takt des Liedes vorwärts, und nur wenn sie ins Gedränge kommen und der Weg ihnen versperrt wird, unterbricht der laute Ruf: „Sumilla! Sumilla!" Macht Platz!" den Gesang. Am Strande kreuzen sich die Träger mit Matrosen und schwarzen Bootsleuten, welche soeben mit einer Bootladung europäischer Waren angekommen sind und dieselben nun ans Ufer zu tragen beginnen. Alle Lasten werden durch Menschen oder durch Lasttiere befördert. Für Fuhrwerk ist kein Raum in den engen Straßen der Stadt, dagegen trifft man Reiter und Reiterinnen sehr häufig. Kleine, feurige Esel kommen trippelnd schnellen Laufes daher, und auf ihnen sitzen schlanke Araber, sämtlich Hünen im Vergleich mit den Tieren, welche so klein sind, daß die Füße der Reiter fast den Boden berühren. Kaum daß wir sie erblickt haben, sind sie an uns vorüber und blitzschnell unseren Blicken entschwunden, doch dort erscheint bereits eine andere Kavalkade, welche unser Interesse in Anspruch nimmt: arabische Frauen, auf großen weißen Reiteseln sitzend, welche aus Maskat hierher gebracht worden sind. Eine reich gestickte Maske verhüllt das Gesicht der Reiterinnen, ein Schleier ist um ihr Haupt geschlungen, und nur die dunklen Augen, welche zwischen Maske und Schleier hervorblitzen, verraten allein, daß Leben in den Gestalten vorhanden ist, welche – nach Männerart, nur die Beine fast bis zum Sattel emporgezogen — steif und unbeweglich auf den schönen Tieren sitzen. Wie in Konstantinopel, nehmen es auch hier die verschleierten Frauen mit den alten Sitten nicht so streng wie in früherer Zeit, und mancher kokettierende Blick trifft den Mzungu (Europäer), der stehen geblieben ist, um die Kavalkade an sich vorüberziehen zu lassen. Vielleicht wird auch sein Gruß von der einen oder der andern Reiterin durch ein freundliches Nicken erwidert — dann verschwinden die Reiterinnen in dem Menschengewühl. Schreiende Marktleute drängen sich dazwischen. Hier wird um allerlei Gartenprodukte gefeilscht, dort bietet ein Fischer getrockneten Haifisch zum Kauf an, der durch seinen üblen Geruch auf mehrere Schritte im Umkreis die Luft verpestet, und kaum sind wir an demselben vorübergeeilt, so werden unsere Geruchsnerven schon wieder durch Düfte affiziert, die nicht zu den angenehmen gehören und den Kesseln entsteigen, in welchen Garköche die riesigen Jacks (Stinkfrucht) und allerlei andere Gerichte, die unserem Gaumen nicht behagen, vor den Augen des Publikums zubereiten.

Nicht minder lebhaftes Treiben herrscht im Basar*), einer fast die ganze Stadt in der Richtung von Nord nach Süd durchziehenden engen Straße. Laden reiht sich dort an Laden, und Hindu und Hindu-Frauen bieten dort die bunt übereinander aufgestapelten Waren an. Die Läden gleichen jenen, welche man in Ägypten und im ganzen Orient sieht: in einer nach der Straße zu völlig offenen Nische, welche etwa 2 Fuß über den Straßenboden erhöht ist, sind die Waren ausgestellt, einige vielleicht auch noch vor derselben auf der Straße ausgebreitet, und zwischen ihnen kauert der Verkäufer oder die Verkäuferin, in grellfarbige Seidengewänder gehüllt, auf dem schmutzigen Boden. Da lagern in einem Laden Haufen von Bananen, Zitronen, Betelblättern und Kartoffeln, in anderen sehen wir Säcke und Körbe voll Reis, Bohnen und Negerhirse, dort wieder Teller, Krüge und Töpfe, und nebenan ganze Ballen Baumwollstoffe — kurz alles, wofür in Sansibar Käufer vorhanden sind, denn wer irgend etwas kaufen will, der sucht es in dieser Straße. Um die Waren vor den Sonnenstrahlen zu schützen, sind vor den Ladennischen Dächer von Palmenstroh angebracht, welche bewirken, daß in dem Basar den ganzen Tag Dämmerung herrscht. Infolge dessen fällt die Unreinlichkeit, welche hier zu Hause ist, nicht so sehr auf, als wenn sie von hellem Sonnenlicht beschienen wäre. Der Basar ist nämlich hier nicht wie anderswo eine ausschließlich dem Handel gewidmete Stätte, in welcher mit Sonnenuntergang aller Verkehr ein Ende findet, sondern er ist sozusagen ein Lager einer Handelskarawane. Die Verkäufer wohnen in ihren Läden, sie bereiten in oder vor denselben ihre Speisen, sie schlafen in den Läden, und die Haustiere, die sie besitzen, die Ochsen, Schafe und Ziegen befinden sich in ihrer Nähe und versperren häufig den ohnehin schon engen Durchgang.

„Der indische Basar erinnert in mancher Hinsicht an die Judenviertel unserer Städte, insbesondere wegen der Dichtigkeit und Ausschließlichkeit der Bevölkerung. Es wimmelt hier, abgesehen von den Käufern, zu jeder Tageszeit von Indern verschiedenen Alters, namentlich aber von Kindern, welche sich, scheinbar ohne jegliche Aufsicht, nach Belieben umhertreiben. Das Erscheinen eines Msungu ist für die muntere Gesellschaft ein Ereignis. Er wird augenblicklich umlagert und schon von weitem mit: „jambo, jambo, nipe pesa“ (guten Tag, wie ist dein Befinden, gieb mir einen Dreier) empfangen. Einer der Keckeren verlangt sogar zwei Pesa und dies mit einer so liebenswürdigen Unverschämtheit, daß man seine Bitte unmöglich abschlagen kann. Die Kinder sind wie die Hindufrauen in hellfarbige Seidenzeuge gekleidet und mit dicken, silbernen Spangen an Händen und Füßen, mit breiten silbernen oder goldenen Halsringen und ähnlichen Schmuckgegenständen ausgeputzt, betteln aber trotzdem zu ihrem Vergnügen oder um sich einige Naschpfennige zu erwerben, welche die Eltern ihnen verweigern. Doch nur der jüngere Nachwuchs tummelt sich um diese Zeit frei auf der Straße; die älteren Brüder widmen sich ernsterer Beschäftigung. Von der Ferne her schallt uns ein tolles Stimmengewirr entgegen, und bei dem Näherkommen sehen wir eine der Buden erfüllt mit Knaben, welche, ohne aufeinander Rücksicht zu nehmen, ihre Sprüche herplappern. Einzelne, jedenfalls die Vorgeschrittensten, sind beschäftigt, auf mächtigen Tafeln vorgemalte Buchstaben und Zahlen nachzukritzeln und sich so die Anfangsgründe vom Schreiben und Rechnen anzueignen. Der ernste alte Schulmeister sitzt mitten unter ihnen, lauscht, als ob er hundert Ohren hätte, nach jedem falschen Tone und übersieht scheinbar gleichzeitig alle Tafeln. Einer unserer Begleiter ist grausam genug, mit einer einzigen Handbewegung die Zucht und Ordnung, welche der würdige Mann mühsam geschaffen, über den Haufen zu werfen und einen Aufruhr der gräßlichsten Art unter den Zöglingen zu erregen: er wirft eine handvoll Pesa in das Schulzimmer. Endloses Jubelgeschrei belohnt den witzigen Einfall; aller Gehorsam, alle Furcht vor dem langen Zuchtstocke, mit welchem der Schriftgelehrte so unfehlbar zu treffen weiß, ist vergessen, und der Aufruhr wird nicht eher gestillt, als bis auch die

*) Die alte falsche Schreibweise „Zanzibar“ beginnt endlich allmählich durch die richtigere „Sansibar“ verdrängt zu werden, aber nach wie vor schreibt noch die überwiegende Mehrzahl der deutschen Zeitungen „Bazar“, und 99 100 aller Deutschen sprechen „Batzar“ oder „Batzar“ anstatt „Basar“. Auch diese Schreibweise verdanken wir der unglückseligen Manie, die namentlich auf geographischem Gebiet eine heillose Verwirrung angerichtet hat, fremde Namen nach französischer Orthographie zu schreiben, anstatt uns dieselben, wie dies Franzosen, Engländer u. s. w. thun, durch deutsche Schreibung so zu sagen mundrecht zu machen.

letzte der Münzen aufgesammelt ist. Hoffentlich wird der brave Schulmeister einmütig genug sein, alle Schuld dem übermütigen und für ihn unbelangbaren Mungu, nicht aber seinen schuldlosen Schülern zumessen, der Blick, welchen er dem Scheidenden nachwirft, scheint für Ersteres zu sprechen."

Der Lärm der Schuljugend verhallt hinter uns und Trommelschläge, zwischen denen wir freudige Stimmen vernehmen, dringen von fern an unser Ohr. Bald befinden wir uns wieder in dichtem Gedränge,

Englisches Missionshaus in Sansibar.

und wie wir uns durch die Menge Bahn brechen, erblicken wir ein eigenartiges, überraschendes Schauspiel. Inmitten des von den Zuschauern gebildeten Kreises tanzen Männer und festlich geschmückte Frauen zu den Klängen einer großen Trommel Ngoma, nach welcher der Tanz benannt worden ist. Ihre Wangen glühen vor Erregung, wie sie unermüdlich tanzend und singend sich hin und her bewegen, jetzt geschmeidig sich

Das Zollhaus in Sansibar.

biegen und neigen, dann in tollem Reihentanz bald die Frauen allein, bald mit den Männern dahinschweben. Immer wilder und lauter wird der Lärm, immer toller wird der Tanz und immer verwegener die Gliederverrenkungen, und mit der Aufregung der Tänzer wächst auch jene der Zuschauer, welche nicht müde werden, durch enthusiastischen Beifall die ermattenden Männer und Frauen stets zu neuer Anspannung ihrer Kräfte zu

ermuntern. Stundenlang kann das Volk bei einem solchen Schauspiel ausharren, und erst die völlige Erschöpfung der Tänzer oder die untergehende Sonne macht demselben ein Ende.

Mit Sonnenuntergang verstummt der Lärm in den Straßen der Stadt, und Ruhe und Friede lagern sich über dieselbe. Nur auf den flachen Dächern herrscht noch Leben. Dort sind die Hausbewohner versammelt, um rauchend und plaudernd nach der Last und Mühe des heißen Arbeitstages in der kühlen Abendluft Erholung zu finden, doch diese Erholungszeit ist sehr kurz, denn in Sansibar ist die Dämmerung nicht von langer Dauer, und dem Sonnenuntergang folgt rasch und unvermittelt die Nacht.

Unterhaltung vermag Sansibar dem Europäer, für welchen das Straßenleben und die Umgebung der Stadt den Reiz der Neuheit verloren haben, nicht zu bieten. Er ist ausschließlich auf den Verkehr mit Landsleuten und befreundeten Angehörigen anderer Nationen angewiesen. Die europäischen Kaufleute wohnen ja hier nahe beisammen, und gegenseitige Besuche sind dadurch sehr erleichtert. Zuweilen wird auch die Arbeitszeit um einige Stunden abgekürzt, und man unternimmt einen Ritt in das Innere der Insel, von dem man erst während der Dämmerung zurückkehrt. Der gewöhnliche Spaziergang am Abend ist die erwähnte Sandbank südlich von Schangani, wo man bei der Kokospalme, auf dem unter dem Namen „Fiedlers Grab" bekannten Platze Luft zu schöpfen pflegt.

So fließt das Leben der Europäer in Sansibar ziemlich einförmig dahin, aber der neue Ankömmling findet doch sowohl in der Stadt als an der gegenüberliegenden Küste so viel Neues, was ihn fesselt, daß viele Wochen vergehen können, ohne daß ihn das Bild seiner Umgebung ermüdet. Der Handel an der Ostküste ist ja so sehr verschieden von jenem der Westküste, daß auch der mit den Verhältnissen der letztern Vertraute hier überall reichlich Gelegenheit zu neuen Studien findet. Während dort die Eingeborenen überall direkt und ausschließlich mit dem Europäer verkehren und der Zwischenhandel in den Händen der schwarzen Küstenbewohner ruht, ist hier durch das Vorherrschen der arabischen Bevölkerung dieser die maßgebende Rolle im Handelsverkehr gesichert, und der ganze Handel trägt noch viel von jenem Gepräge, das ihn weiter nördlich an den vom arabischen Element vollkommen beherrschten Küsten kennzeichnet.

In allen Hafenplätzen Ost-Afrikas und auch am roten Meer bedienen sich Käufer und Verkäufer einer eigenartigen Zeichensprache, welche ermöglicht, daß der vereinbarte Preis den Umstehenden ein Geheimnis bleibt. Der Käufer ergreift unter einem Zipfel seines Gewandes oder unter dem Musselinschleier, den er vom Turban nimmt, die Hand des Verkäufers und giebt ihm durch Drücken einzelner Finger oder der ganzen Hand zu erkennen, wieviel er für die Waren zu zahlen bereit ist. Jeder, der auf den Märkten Ost-Afrikas oder des roten Meeres Geschäfte macht, der Europäer ebensowohl wie der Inder, Araber, Somali, Galla u. s. w. kennt diese Zeichensprache und weiß, was jeder Druck zu bedeuten hat. Wird der gestreckte Zeigefinger erfaßt, so bedeutet dies 1, 10 oder 100; die beiden ersten Finger, zusammen erfaßt, bedeuten 2, 20 oder 200, die drei ersten Finger 3, 30 oder 300, vier Finger 4, 40 oder 400, die ganze Hand 5, 50 oder 500, der kleine Finger allein 6, 60 oder 600, der Ringfinger 7, 70 oder 700, der Mittelfinger 8, 80 oder 800, der gebogene Zeigefinger, 9, 90 oder 900, der Daumen 1000. Auch Bruchteile und Subtraktionen können durch die Zeichensprache ausgedrückt werden. „Streicht der Käufer den Zeigefinger des Verkäufers am Mittelgliede mit dem Daumen seitwärts, so besagt dies $^1/_2$. Wird der Zeigefinger vom Mittelgliede nach dem Knöchel zu mit dem Daumen gestrichen, so bedeutet dies $+ \, ^1/_4$. Wird dagegen der Zeigefinger vom Knöchel abwärts nach der Spitze gestrichen, so ist damit $- \, ^1/_4$ gemeint. Faßt der Käufer den Zeigefinger des Verkäufers am ganzen Nagel mit Daumen und Zeigefinger, so heißt dies $+ \, ^1/_8$. Wird indessen nur der Platz vor dem Nagel, also die äußerste Spitze des Zeigefingers gefaßt, so bedeutet dies $- \, ^1/_8$."[*]) Mehr Zeichen giebt es nicht, aber diese genügen vollkommen, um die Summen auszudrücken, um welche es sich handelt. Die Zahl 1565 z. B. wird ausgedrückt, indem man zuerst den Daumen (1000) ergreift, dann die ganze Hand (500), darauf den kleinen

[*]) Joseph Menges, Die Zeichensprache des Handels in Arabien und Ost-Afrika. „Globus", 1885, Seite 9.

Finger allein 60 und schließlich nochmals die ganze Hand. Ein Irrtum ist nicht leicht möglich, obwohl viele Zeichen dreierlei Bedeutung haben. Der Fall, daß der Käufer, welcher den kleinen Finger ergreift, damit 60 ausdrücken will und der Verkäufer glaubt, er biete ihm 600, was dasselbe Zeichen bedeutet, kann nicht vorkommen. Käufer und Verkäufer kennen nämlich meist den beiläufigen gewöhnlichen Preis der Ware, so daß ein so großer Irrtum wie zwischen 10 und 100 ganz unmöglich ist. Steht der Preis der Ware nicht unbedingt fest, so nennt der Käufer, bevor er die Hand des Verkäufers ergreift, die Münzsorte, damit der andere nicht etwa Piaster mit Thalern oder Rupien oder Medschidis oder einer andern gangbaren Münzsorte verwechsle.

Die Zeichensprache hat den Vorteil, daß Käufer und Verkäufer, die ja sehr häufig einer die Sprache des andern nicht verstehen, nicht auf die Vermittelung eines Maklers, der sie leicht betrügen könnte, angewiesen sind, sondern direkt miteinander verhandeln können. Ein Eingeborener, der aus dem Innern in einen der Handelsplätze an der Küste kommt, wird, wenn er sich des Beistandes eines Maklers bedienen muß, fast stets betrogen, da die Makler meistens mit den Kaufleuten einverstanden und von ihnen bestochen sind. Ein anderer Vorteil der Zeichensprache ist, daß die Verhandlungen, welche ja hier auf offenem Markte stattfinden, den Umstehenden ein Geheimnis bleiben. Still geht es bei denselben trotzdem nicht zu, denn Käufer und Verkäufer versäumen nicht, sich mit den üblichen Komplimenten zu überhäufen, und laute Ausrufe der Entrüstung und Verachtung folgen jedem zu geringen Angebot. Eine Vereinbarung wird aber dabei schneller erzielt, da den Umstehenden die Möglichkeit benommen ist, sich darein zu mischen und durch Parteinahme für und wider den Verkäufer endlose Debatten heraufzubeschwören. Die Zeichensprache ist deshalb durchaus nicht so umständlich, als der mit ihr nicht Vertraute anfangs vermutet; Käufer und Verkäufer sparen vielmehr, indem sie sich derselben bedienen, Zeit, und es ist nicht zu leugnen, daß sie für die ostafrikanischen Märkte eine sehr praktische Einrichtung ist. Streitigkeiten infolge von Mißverständnissen bei der Deutung der Zeichen sind sehr selten, und wenn solche vorkommen, pflegen beide Teile einige unbeteiligte Kaufleute zu Schiedsrichtern zu wählen, deren Spruch den Streit schlichtet.

Die im Handel an der ganzen ostafrikanischen Küste gebräuchlichste und beliebteste Münze sind die alten österreichischen Maria Theresien Thaler,[1] neben welchen in neuerer Zeit auch der Dollar große Verbreitung gefunden hat.

Der Handel Sansibars ruht zum großen Teil in deutschen Händen. Hauptvertreter desselben sind die Hamburger Firmen W. O'Swald & Ko., Hansing & Ko., Heinrich Adolf Meyer. Es werden Baumwollwaren, Manufakturen, Perlen, Steingut, Glas, Metallwaren, Waffen und Munition eingeführt. Ausfuhrgegenstände sind Gewürznelken, Elfenbein, Sesam, Gummi, Kopal, Erdnüsse, Kopra, Häute u. s. w.

Den deutschen Firmen in Sansibar kommen an Bedeutung zunächst die englischen und amerikanischen, Smith Mackenzie & Ko., Bowstedt Redley & Ko., Arnold Hines & Ko. und John Rojes. Bedeutenden Umsatz erzielen außerdem noch die französische Firma Regis Fils & Co., die schweizerische Widmer & Gebrd.

[1] Die alten österreichischen Maria Theresien Thaler, welche in Österreich längst außer Kurs gesetzt sind, bilden in den muhammedanischen Ländern Afrikas heute noch die gangbarste Münze. Sie werden Abu Teer d. i. Vater des Vogels) genannt, nach dem Doppeladler, der auf der einen Bildfläche dargestellt ist. In Ägypten, wo ein Thaler 24 bis 25 türkische Piaster gilt, im Sudan, an der Somaliküste sind große Mengen Maria Theresien Thaler im Umlauf, welche speziell für diese Länder immer noch neu geprägt werden. Solche Thaler, welche durch ihr sauberes, blankes Aussehen als neue Prägung erkennbar waren, würde aber kein Eingeborener als echt und vollgültig anerkennen, weshalb ihnen, bevor sie in Umlauf gesetzt werden, ein dem vorausgesetzten Alter entsprechendes Aussehen verliehen werden muß. Je älter und abgenutzter ein Thaler aussieht, desto anstandsloser wird er in Zahlung genommen, selbstverständlich vorausgesetzt, daß seine Prägung noch gewissen Anforderungen entspricht. Er muß seinem alten Vorbilde genau gleichen, muß daher das Brustbild der Kaiserin auf der Avers- und den Doppeladler auf der Reversseite enthalten, die Rosette auf dem Arm des Brustbildes muß aus 5 Kugeln bestehen, und namentlich darf weder die Jahreszahl 1780, noch das Münzzeichen S. F. fehlen. Ein Thaler, der auch nur eines dieser allbekannten Erkennungszeichen nicht besitzt, gilt als falsch und wird nicht angenommen. In Sansibar heißen die Maria Theresien Thaler real mesi, schwarze d. i. geschwärzte Thaler wegen ihres Alters und haben einen Wert von M. 1,30 bis M. 1,50.

und eine indische Firma Taria Topan. Die Engländer haben großen Einfluß in Sansibar, aber sie verdanken denselben nicht ihren Handelsbeziehungen, die kaum bedeutender sind als die deutschen, sondern den vielen Indern, welche sich in Sansibar niedergelassen haben und englische Unterthanen geblieben sind. Diese aus reichen und intelligenten Kaufleuten bestehende Kolonie bildet gleichsam einen Staat im Staate und bietet England jederzeit eine gute Handhabe zur Einmischung in die Landesangelegenheiten.

Außer den oben genannten Ländern sind noch Österreich, Belgien und Norwegen am Sansibarhandel beteiligt. Die Einfuhr befindet sich überwiegend in den Händen deutscher Firmen, und die Elfenbeinausfuhr besorgt zum weitaus größern Teil die Hamburger Firma Heinrich Adolf Meyer. Bei der Einfuhr spielen die Hauptrolle die Baumwollstoffe. Obwohl von Deutschland importiert, sind dieselben doch meist nicht deutsches Fabrikat. Wir treffen unter ihnen die verschiedenen Manchesterstoffe, die hauptsächlich in der Schweiz fabrizierten, grell gefärbten Maskat-Tücher zu Turbanen, einfache amerikanische Baumwollenstoffe. Süddeutschland und Österreich liefern Fes. Von Einfuhrartikeln deutscher Provenienz sind zu erwähnen: Waffen, Pulver, Draht, Eisen, Kupfer in Barren. In den drei letzteren haben die Firmen Oswald & Ko. und Hansing & Ko. schon im Jahre 1881 einen Umsatz von mehr als 50000 Dollars erzielt. Der Hauptmarkt für diese Waren ist das Binnenland, und seitdem die Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft sich dort festgesetzt hat, ist der Umsatz bedeutend gestiegen.

In raschem Steigen begriffen ist die Einfuhr geistiger Getränke aus Deutschland, und deutscher Zucker hat sich bisher trotz der bedeutenden Marseiller Konkurrenz auf dem Markt behauptet. Bier wird in jüngster Zeit sehr viel aus Ungarn und Norwegen importiert, aber auch darin konkurriert das deutsche Erzeugnis mit Erfolg. Streichhölzer bilden ein Monopol der deutschen Importeure, welche ungeheure Massen einführen; es sind sogenannte schwedische Streichhölzer, jedoch ausnahmslos deutsches Fabrikat. Dagegen hat Amerika den Petroleumhandel monopolisiert, und nur die Petroleumlampen und Petroleummaschinen kommen aus Deutschland.

Böhmische Glaswaren, besonders Glasperlen, werden durch deutsche Firmen importiert, welche jedoch auch viel deutsches Glas einführen. Außerdem wird Glas von England importiert. Im Jahre 1884 soll die Einfuhr deutscher Glas- und Thonwaren 52000 Dollars betragen haben. Über Hamburg werden auch noch gewöhnliche Holzstühle eingeführt, wogegen andere Möbel Indien liefert.

Österreich ist am Sansibarhandel direkt durch Triester Exporteure beteiligt, welche den ganzen Mehlbedarf Sansibars decken. Aus Aden wird Kaffee importiert. Deutsche, belgische und amerikanische Firmen importieren Kerzen und Seife, und in diesen Artikeln könnten die deutschen Waren bei billigen Preisen noch Terrain gewinnen.

Im Elfenbeinhandel dominiert in Sansibar die weltberühmte deutsche Firma Heinrich Adolf Meyer aus Hamburg. Alle anderen Firmen, die Engländer, Inder und Amerikaner zusammen exportieren nicht so viel Elfenbein als durch die deutsche Firma jährlich nach Hamburg gelangt. Die Gesamtausfuhr beträgt etwa 420000 englische Pfund. Auch Rindshäute und Kokosnußgarn werden überwiegend von deutschen Firmen exportiert, und in die Gewürznelkenausfuhr teilen sich die Deutschen mit den Indern. Der Wert aller von deutschen Firmen exportierten Waren dürfte mit $2^1/_2$ bis 3 Millionen Dollars nicht zu hoch geschätzt sein.[10]

Unbedeutend ist, nach diesen Daten zu schließen, der Sansibarhandel nicht. Ob es möglich sein wird, den Umsatz bedeutend zu steigern, darüber gehen die Ansichten der Kenner Sansibars sehr auseinander. Dr. Fischer bestreitet entschieden die Möglichkeit, die Bedürfnisse der Negerbevölkerung der Ostküste zu vermehren. „Trotz der geringen Anstrengung, welche nötig wäre, um neuerworbene Bedürfnisse zu befriedigen, trotz der geringen Preise, welche die Zeugstoffe, Mützen, Steingutwaren, Messer u. s. w. haben, finden wir bei

[10] Ein Original-Bericht aus Sansibar im „Export", 1885, No. 38, äußert sich dagegen über den Handel Sansibars folgendermaßen: „Der Wert des Exports afrikanischer Erzeugnisse wird auf 12 Millionen, der des europäischen und amerikanischen Importgeschäftes auf 10 Millionen Mark veranschlagt, wobei der deutsche Handel allein auf 4 Millionen geschätzt wird."

Der Fruchtmarkt in Sansibar.

dem Neger der Küstenregion nicht mehr Gegenstände in seinem Haushalte, als bei dem tief im Innern hausenden Wilden. Auch die Araber haben nach keiner Richtung hin die Lebensweise dieser Stämme beeinflussen können. Giebt es doch noch in unmittelbarem Küstengebiet Sansibars ein Hirtenvolk — die Gala —, das großenteils noch immer Häute als Bekleidung trägt. Als ich einen der Eingeborenen fragte, weshalb sie sich nicht Baumwollenstoffe anschafften, erwiderte er, die Häute seien billiger und dauerhafter. Ich glaube auch nicht, daß die Negerstämme, welche jetzt Zeugstoffe angenommen haben, anfangs aus dem Grunde dazu übergegangen sind, weil sie dieselben für schöner und würdiger hielten, sondern weil dieselben ebenso billig und ihnen weniger Arbeit machten als die Häute, denn für die Stämme, welche kein oder nur wenig Vieh besitzen, verursacht die Anschaffung von Häuten Schwierigkeiten und nicht geringe Kosten. Ebenso ist auch die Anfertigung eines Hüftschurzes aus Bast oder Gras, wie er noch zuweilen von den Weibern getragen wird, mühsamer. Trotz der Wohlfeilheit eines Stückes Baumwollenzeuges sieht man auch bei den Küstenstämmen alle Kinder und selbst die Mädchen bis zu ihrer Verheiratung unbekleidet." In gleicher Weise bestreitet Dr. Fischer jeden kulturellen Fortschritt auf der Insel Sansibar. Was man dort als Fortschritte ansehe, seien nur zivilisatorische Spielereien. Der freie Neger fühlt keinen Drang nach Verbesserung seiner Lage, er läßt sich vollständig von seiner Faulheit beherrschen und arbeitet wie der Lazzaroni nur dann, wenn ihn der Hunger dazu zwingt. Seine geringen Bedürfnisse und der niedrige Preis aller Waren erleichtern sein Faulenzen.

Die niedrigen Preise europäischer Waren an der Ostküste sind ein bedeutender Übelstand im dortigen Handel; durch sie wird nicht nur die Qualität der Ware verschlechtert, sondern auch speziell dem deutschen Handel in manchen Artikeln die Konkurrenz mit englischen Firmen sehr erschwert oder gar völlig unmöglich gemacht. Unter den Importartikeln stehen in ganz Afrika die Baumwollenstoffe obenan. Stanley hat bekanntlich berechnet,[11]) daß, wenn man für jeden Einwohner des Kongobeckens jährlich auch nur einen neuen Anzug rechne, das Kongobecken 320 Millionen Yards Kalliko verbrauchen würde, und er gelangte, eine Steigerung des Konsums annehmend, zu einer Summe von 3840 Millionen Yards im Werte von 320 Millionen Mark jährlich. Weder am Kongo, noch in Ost-Afrika würde aber die deutsche Industrie an dieser kolossalen Einfuhr in nennenswerter Weise partizipieren, denn die englischen „Grey Sheetings" und die amerikanischen „Drilles" und „American Sheetings" können bisher von der deutschen Industrie nicht zu so billigem Preise wie in England und den Vereinigten Staaten hergestellt werden. Trotz der Billigkeit dieser Bekleidungsstoffe braucht der Sansibar-Neger davon nur sehr wenig. Er begnügt sich in der Regel mit einem baumwollenen Hüftentuch, und auch sein Festtagsgewand, ein weißes Baumwollenhemd, kostet höchstens 6 Mark, während die Stoffe, welche eine Frau verbraucht, einen Wert von 15 Mark selten übersteigen. Eine Besserung der Lage zu Gunsten Deutschlands könnte nur dann eintreten, wenn, wie schon oben erwähnt, in den nahen deutschen Kolonien Baumwollplantagen als Konkurrenten der englischen Baumwolle auftreten könnten.

Schmuckgegenstände, Perlen, Ringe, Hals- und Armbänder u. s. w., die an der Westküste von Männern und Frauen getragen werden, sind hier wenig begehrt. Mit bunten Steinen besetzte Fingerringe sind beliebt und man reißt sich förmlich um dieselben, wenn — man sie umsonst bekommen kann, aber kein Neger würde für solche Ringe z. B. Elfenbein hingeben. Seine Frau begnügt sich mit einigen Perlen und kleinen Ohrringen (manche tragen auch Ringe an der Nase), der Mann trägt aber außer dem wertlosen Fingerring, den er sich gelegentlich schenken ließ, gar keinen Schmuck. Einer der wichtigsten Bedarfsartikel an der Westküste entfällt daher hier vollständig. Wie wenig der Neger außerdem braucht, zeigt schon ein flüchtiger Blick in seine Hütte, in der man nirgends eine solche, von Wohlhabenheit und dem Streben nach Behaglichkeit zeugende Einrichtung findet, wie sie bei den Dualla am Kamerun und an der Gold- und Sklavenküste u. s. w. immer

[11]) Vortrag Stanleys in der außerordentlichen Generalversammlung der Handelskammer in London, am 12. September 1884

häufiger wird. „Ein Kochtopf aus Thon, als Lager ein auf Pfosten ruhender Holzrahmen, zwischen dem ein Geflecht von Kokosstricken ausgespannt ist, einige von der Frau gefertigte Schlafmatten, ein paar Schüsseln von Holz und Porzellan, vielleicht ein kleiner Spiegel und eine kleine Kiste: das ist alles, was seinen Hausstand ausmacht, und zwar selbst in Sansibar, dem Paris Ost-Afrikas, wo er täglich die schönsten und verlockendsten Dinge vor Augen hat." Der Neger an der Westküste, der sein Haus mit Mahagonimöbeln, Sophas, Uhren und Bildern füllt, würde ja gewiß ebenso einfach leben wie der Ost-Afrikaner, wenn ihm nicht der mühelose Zwischenhandel die Mittel zur Anschaffung aller dieser schönen Dinge lieferte, und wenn er gezwungen wäre, sich dieselben durch seiner Hände Arbeit zu verdienen. Der Neger Ost-Afrikas, dem der Zwischenhandel nicht so große Gelegenheit zur Bereicherung bietet wie der Handel an der Westküste, bleibt arm und bedürfnislos. Von dem Mais, dem Negerkorn und den Bananen, welche sein Grundstück ihm liefert, erübrigt er nach Deckung seines Bedarfes noch genug, um dafür einzutauschen, was er an Baumwollstoffen, Perlen u. dgl. braucht.

Die Zwischenhändler sind hier Araber und Hindus. Sie kaufen die Landesprodukte den Eingeborenen en détail ab und verkaufen sie dann en gros den in Sansibar bestehenden fremden Handelshäusern, von denen sie selbst wieder europäische Waren beziehen und diese im Detailhandel den Eingeborenen liefern. Der genügsame Araber erscheint wie geschaffen für den mühsamen Handelsverkehr mit den Eingeborenen, aber der Inder übertrifft ihn noch an Thätigkeit und Sparsamkeit. Die Hindu, unter denen sich viele befinden, die durch den Handel reich geworden sind, verdrängen daher die Araber immer mehr aus dem Küstenhandel, der bald ganz in ihre Hände übergegangen sein wird, während die Araber sich dem Karawanenhandel mit dem Innern zuwenden.

Wie die Raubwirtschaft der Eingeborenen, welche nur an das Heute und nicht an das Morgen denken, sich bereits bei der Ausfuhr von Rohprodukten bemerkbar macht, zeigt der Kautschukhandel. Über Sansibar gehen große Massen Kautschuk nach Europa, denn nicht bloß die Sansibarküste, sondern auch die Mosambikküste und die Insel Madagaskar liefern Kautschuk, und zwar eine der besten und gesuchtesten Sorten. Leider, äußert sich ein Bericht aus Sansibar über diesen Handel,[12]) haben die Neger der Küste in höchst unrationeller Weise mit den dieses Harz ausschwitzenden Bäumen gewirtschaftet, so daß man schon tiefer in das Land eindringen muß, um es noch in größeren Quantitäten anzutreffen. Mit gleicher Unbedachtsamkeit wird leider bei vielen anderen Rohprodukten vorgegangen, weshalb denn auch die arabischen Karawanen gezwungen sind, tiefer in das Innere einzudringen.

Derselbe Berichterstatter, der die Dinge in viel rosigerem Licht sieht als Dr. Fischer, ist der Ansicht, daß in der nächsten Zukunft noch gar manche neue Produkte im Handel auftauchen werden. Obwohl das Mineralreich bisher im Handel Sansibars noch nicht vertreten sei, so dürfte es doch berufen sein, darin über kurz oder lang eine hervorragende Stelle einzunehmen. Über die Schätze, welche der Boden birgt, sei zwar bisher noch wenig bekannt, man wisse aber doch, daß z. B. Eisen von allen Völkerschaften im Innern verarbeitet werde, und daß Gold und Kupfer an vielen Orten vorkomme.[13]) Der Berichterstatter sieht im Geiste

[12]) Sansibar und seine kommerzielle Bedeutung. Von R. B. „Export" 1885, No. 38, Seite 608.

[13]) So schreibt derselbe z. B.: Unter den von dem immensen zentral-afrikanischen Produktionsgebiete nach Zanzibar dirigierten Rohstoffen nimmt das namentlich von den eingeborenen Jägern Ugogos gelieferte Elfenbein dem Werte nach den ersten Platz ein und ist Gegenstand eines bedeutenden zumeist nach England gerichteten Exports. Es folgen dann gleich die Straußenfedern, die von wilden Vögeln gewonnen werden und deren Qualität die der Kapfeder bei weitem übertragt. In England sind sie sehr gefragt und werden stellenweise mit 20 bis 30 £ pro kg bezahlt. Weitere Produkte des Tierreichs sind Hörner, Felle, Häute, Wachs u. s. w. Ferner werden neuerdings die für zoologische Gärten und Menagerien bestimmten wilden Bestien und Vögel wie über Ägypten auch vielfach über Zanzibar exportiert. Noch glänzendere Aussichten eröffnen sich für die vegetabilischen Erzeugnisse dieser fruchtbaren Gegenden. Baumwolle, Kaffee, Zuckerrohr, Indigo, Muskat, Pfeffer und Ricinus, die sonst überall Kultur erfordern, wachsen in Zentral-Afrika wild und werden dieses bei einiger Pflege früher oder später zum konkurrenzfähigsten Produktionsgebiete der Welt machen. Reis, Nelken, Maniok, Sorghum, Kokosnüsse und Orseille bilden wie der an mehreren Punkten der Küste kultivierte Sesam, die Erdeichel und das Palmöl schon jetzt einen sehr wichtigen Bestandteil des Handels mit Europa.

Sansibar bereits als Haupttransithafen für den Kohlenhandel mit Europa, da sich im Innern ungeheure Kohlendistrikte befinden, welche nur der Erschließung harren. Wann aber der Augenblick gekommen sein wird, in welchem diese verborgenen Schätze das Tageslicht erblicken, läßt sich heute auch nicht annähernd bestimmen. Was den Elfenbeinhandel mit dem Innern erschwert, bildet ein noch viel größeres Hindernis für eine etwaige Ausbeutung der im Innern vorhandenen Kohlenlager. Bei den jetzigen Verkehrsmitteln ist dieselbe eine Unmöglichkeit, und so verlockend der durch solche Unternehmungen erzielbare Gewinn auch dargestellt werden mag, der unparteiische Beurteiler kann nur voll und ganz dem zustimmen, was Stanley inbezug auf die Hebung des Handelsverkehrs von Ost-Afrika sagt:

„Zuerst muß der Kapitalist Mittel und Wege zum Warentransport ausfindig machen, sonst wird er die afrikanischen Schwierigkeiten niemals überwinden. Wenn Wege durch dicke Gebüsche geschlagen oder Lastwagen benutzt werden, so sind dies bloß temporäre Transportgelegenheiten, die überdies große Auslagen, viel Geduld und eine fortwährende Verstärkung der Arbeitskräfte und der Energie erfordern. Fast ebenso schnell, wie das Land abgeholzt und gelichtet wird, bedeckt es sich wegen der erstaunlichen Fruchtbarkeit des Bodens mit hohen wilden Gräsern von der Stärke des Rohres, und eine einzige Jahreszeit reicht hin, um Arbeiten, zu deren Ausführung die Pioniere der Kultur Monate gebraucht haben, nutzlos zu machen. Das Rindvieh stirbt, indem es von Insekten zu Tode gepeinigt oder von geilwachsenden Gräsern vergiftet wird; die Eingeborenen kommen aus Mangel an passender Nahrung um und sind, während sie an Ermattung und Erschöpfung leiden, vielen tötlichen Krankheiten ausgesetzt. Schienenwege sind vor allem ein dringendes Bedürfnis für Afrika. Alle anderen Wohlthaten, welche die Berührung mit Kulturländern zu verleihen pflegt, werden der Eisenbahn nachfolgen; sie wird zu einem nie wieder zerbrechbaren Eisenbande zwischen Afrika und den begünstigteren Weltteilen werden. Wie energisch auch der Kaufmann im Kleinhandel sein mag, er kann doch zum Besten eines Landes, welches weder Landstraßen noch schiffbare Flüsse hat und dessen Klima für den zum Tod erschöpften Hamal wie für das Lasttier in gleicher Weise verhängnisvoll ist, keine andauernden Erfolge erzielen. Längs des an der See sich hinziehenden Gürtels muß zuerst eine Eisenbahn angelegt werden, und eine zweite muß direkt in den Mittelpunkt der Reisfelder des Rufidschi-Thales eindringen, um billige und kräftige Nahrung in Überfluß zu sichern. Einer Gesellschaft, welche die zum Bau einer Eisenbahn erforderliche Summe auftreiben kann, bietet aber Ost-Afrika ganz besondere Vorteile dar. Der Sultan selbst bietet eine ganz hübsche Summe an, fünf Lakhs-Dollar oder rund 100000 Pfund Sterling, und es giebt reiche Hindus in Sansibar, welche ohne Zweifel große Summen anlegen würden, und auf solche Weise würde die Gesellschaft zugleich den Haupthandel längs ihrer Küste in die Hand bekommen. Der Sultan hat auch arme Unterthanen genug, welche die ihnen so gebotene Gelegenheit, für angemessene Bezahlung zu arbeiten, freudig ergreifen würden, so daß man wegen des Mangels an Arbeitskräften nur geringe Besorgnis zu hegen braucht. Außerdem sind auch noch die Eingeborenen des Innern da, welche, nachdem erst einige mit ihrem Beispiel kühn vorangegangen wären, wohl bald dazu vermocht werden würden, längs der Bahnlinie um Beschäftigung nachzusuchen.“ [14])

Dem Übelstand der primitiven Transportmittel würde die projektierte Ukerewe-Bahn wohl abhelfen. Welche Wichtigkeit dieselbe für den Handel erlangen würde, erhellt schon aus der einen Thatsache, daß man nach Fertigstellung dieser Bahn die Strecke von der Küste zu den Seeen, wohin man jetzt ein halbes Jahr unterwegs ist, in einem Tage zurücklegen könnte! Die Transportkosten, welche heute für 100 Kilogramm etwa 1000 Mark betragen, würden durch die Bahn im Verhältnis von 300: 1 reduziert werden! Daß dann der ganze Handel einen Aufschwung nehmen würde, der sich heute auch nicht annähernd bemessen läßt, ist zweifellos, aber ein solcher Zeitpunkt scheint noch in weiter Ferne zu liegen. In deutschem Interesse läge es in erster Reihe, die Fertigstellung einer solchen Bahn zu beschleunigen, aber das deutsche Kapital zeigt bisher noch keine

[14]) Henry Stanley, Durch den dunkeln Weltteil ꝛc. I. Band, Seite 43.

Neigung zu großen Unternehmungen in Afrika, und wir werden wohl beim Handel der Ostküste noch sehr lange mit den alten primitiven Verkehrsmitteln rechnen müssen.

Der Bau einer Bahn hängt in erster Reihe davon ab, wie die Stämme, durch deren Gebiet sie geführt werden soll, sich zu dem Unternehmen verhalten werden. Dies zeigt wieder klar, wie sehr es sich empfiehlt, gute Beziehungen zu dem Sultan zu unterhalten und uns am Hofe desselben einen maßgebenden Einfluß zu sichern. Eine europäische Macht, und am allerwenigsten Deutschland, kann nicht an Eroberungen an der Ostküste denken, die sie in endlose Kriege mit den Eingeborenen verwickeln und die ganze muhammedanische Bevölkerung zu ihrem Feinde machen würden. Eine Entthronung des Sultans und Annexion seines Landes liegt daher keineswegs in deutschem Interesse. Es kommt bloß darauf an, dem Sultan und seinen Unterthanen durch die Entfaltung der nötigen Macht die Überzeugung beizubringen, daß Deutschland imstande ist seine Interessen zu wahren und seinem Willen Geltung zu verschaffen, dann aber auch den Sultan zu überzeugen, daß seiner Herrschaft von deutscher Seite keine Gefahr droht, daß er sie vielmehr durch festen

Sansibar, von der See aus gesehen.

Anschluß an Deutschland nur befestige. Wie schon gesagt, dürfte es sich empfehlen, den Sultan bei der Ausdehnung seiner Herrschaft zu unterstützen. Er erhebt ja Ansprüche auf viele Gebiete im Innern und an der Küste, welche geltend zu machen, ihm die Mittel fehlen. Von Deutschland unterstützt, könnte er erreichen was ihm jetzt unmöglich ist. Er, als muhammedanischer Herrscher, wird bei den zum Islam bekehrten Eingeborenen bei weitem nicht auf einen so großen Widerstand stoßen, als der Versuch einer europäischen Macht im Innern Eroberungen zu machen, zu erwarten hätte. Jeder fußbreit Landes aber, den der Sultan im Innern erobert, würde zu einem Gewinn für uns werden, würde das Gebiet erweitern, welches der europäischen Kultur dem europäischen Handel zugänglich ist. Der Sultan auf seiner vom Meer umflossenen Insel, deren Hafen unseren größten Kriegsschiffen die Annäherung an seine Hauptstadt gestattet, wäre eine Bürgschaft für die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung, und wir kämen nicht in die Lage, gleich den Engländern, Franzosen, Portugiesen militärische Expeditionen in das Innere entsenden zu müssen, um unruhige aufrührerische Stämme zu züchtigen und zum Gehorsam zu zwingen. Dies würde dem Sultan vorbehalten bleiben, der über eine nicht geringe Truppenmacht verfügt, welche noch vermehrt und namentlich besser ausgerüstet werden könnte.

Der Sultan besitzt eine nach europäischem Muster organisierte Armee von einigen tausend Mann und eine Leibgarde von 1500 Mann. Letztere und das zu ihr gehörige Musikkorps steht unter dem Kommando eines englischen Marineoffiziers, ist gut bewaffnet und macht in den roten Uniformen keinen übeln Eindruck, wenn man davon absieht, daß die Soldaten meist barfüßig gehen. Sie erhalten zwar Stiefel, sind jedoch schwer zu bewegen, dieselben anzuziehen; sie tragen sie meistens in der Hand oder hängen sie an die Gewehre. Von einer Kriegstüchtigkeit kann bei dieser Truppe nicht die Rede sein. Ihre Exerzierübungen werden daher auch von den Eingeborenen treffend mit „ku tschaesa", d. h. spielen, bezeichnet, denn mehr als eine Spielerei ist die ganze Garde nicht. Sie besteht fast nur aus gepreßten Soldaten und verdankt ihre Entstehung dem englischen Konsul, der das zahlreiche Hafenproletariat, welches allmählich den Fremden unbequem zu werden begann, beseitigen wollte. Er riet daher dem Sultan, aus diesen beschäftigungslosen Leuten, welche einen Tag arbeiteten und den Rest der Woche faulenzten, eine Garde zu bilden, und der Sultan ging bereitwillig auf den Vorschlag ein.

Tüchtiger als diese Paradesoldaten sind die irregulären Truppen des Sultans, welche sich aus dem Süden Arabiens rekrutieren. Jedem Gouverneur steht jährlich eine bestimmte Summe zur Verfügung, die er zur Anwerbung von Soldaten zu verwenden hat. Diese irregulären arabischen Truppen sind zwar meist nur mit Luntengewehren bewaffnet, aber sie sind wegen ihrer Tapferkeit gefürchtet. Das Volk nennt sie „Wirboto" (Flöhe), weil sie bei ihren Kampfspielen eigentümliche Sprünge ausführen.

Die eingeborene Negerbevölkerung hat einen Abscheu vor dem Soldatenleben. Freiwillig zieht keiner den Soldatenrock an, und auch die Offiziere sind zum Dienst gepreßte Leute. Kein Opfer ist dem Neger zu groß, wenn er sich dadurch dem Soldatendienst entziehen kann, und da scharf auf alle Beschäftigungslosen gefahndet wird, um dieselben zum Dienst zu zwingen, verdingen sich die Neger oft für einen Spottpreis in einem der europäischen Häuser, weil in dem Dienst eines Europäers stehende Leute nicht unter die Rekruten gesteckt werden können. Dabei ist der Soldatendienst durchaus nicht so anstrengend, wie die Eingeborenen ihn darstellen, und die Mannschaften erhalten einen verhältnismäßig hohen Sold: 15 bis 20 Mark monatlich und freie Kleidung. Da mancher eingeborene Arbeiter kaum die Hälfte dieser Summe verdient und doch mit ihr seinen Unterhalt bestreitet, hat sich die Spekulation der Rekrutierung der Garde bemächtigt, und Leute, welche viele Sklaven besitzen, überlassen sie dem Sultan als Soldaten. Sie erhalten den ihren Sklaven zukommenden Sold, und nach Abzug der zum Lebensunterhalt für dieselben nötigen Summe von 8 bis 10 Mark bleibt ihnen noch ein guter Gewinn.

Die Erhaltung der Armee und die aus 6 großen Steamern bestehende Flotte, welche von deutschen Offizieren befehligt wird, nimmt den größern Teil der Einkünfte des Sultans in Anspruch. Das Volk, welches den Aufwand seines Herrschers für die Armee sah, erwartete, daß er von seiner Macht, welche es überschätzt, Gebrauch machen und sich den Engländern, die sich in seine Angelegenheiten mischten, Widerstand entgegensetzen werde. Sultan Bargasch ist aber ein viel zu kluger Mann, als daß er sich leichthin den Gefahren eines Konfliktes mit England aussetzen sollte. Er hat sich der Forderung, den Sklavenhandel zu unterdrücken, gefügt, und benutzte sogar seine eigene Flotte, um nach Sklavenschiffen zu fahnden. Diese Nachgiebigkeit gegen die Engländer kann das Volk ihm nicht verzeihen, und er ist gegenwärtig bei seinen Unterthanen nicht beliebt. Die Unterdrückung des Sklavenhandels hat ihm geradezu den Haß derselben zugezogen. Laut und öffentlich wagt allerdings niemand eine abfällige Äußerung über die Handlungsweise des Sultans, denn niemand hat Lust, mit dem Gefängnis Bekanntschaft zu machen, da eine Einsperrung in die Höhlen, welche hier Gefängnisse genannt werden, einem Todesurteil ziemlich gleichkommt, weil bösartige Fieber die Gefangenen schon nach kurzer Zeit hinraffen.

Der Haß der Bevölkerung hat seitdem wiederholt neue Nahrung gefunden. Der Sultan braucht Geld, und da die gewöhnlichen Einnahmen seine Ausgaben nicht zu decken vermögen, erhebt er außerordentliche Steuern. Die verhaßteste unter den von ihm eingeführten Abgaben ist der hohe Zoll auf Gewürznelken,

der unter den Arabern Sansibars viel böses Blut gemacht hat. Die Erhebung desselben wird von den Gouverneuren streng betrieben, und diese können sich ungeahndet manche Willkürlichkeiten erlauben.

Das Gesamteinkommen des Sultans dürfte sich jetzt auf ungefähr 5 Millionen Mark beziffern, wovon etwa 3 Millionen auf die Zölle entfallen. Der Rest ist der Ertrag seiner Plantagen. Er ist daher der Einzige, der durch das Verbot des Sklavenhandels keinen pekuniären Schaden erlitten hat. Während alle seine Unterthanen mehr oder minder dadurch geschädigt wurden, fand er für den ihm entgehenden Zoll von 2 Dollars, der für jeden eingeführten Sklaven entrichtet werden mußte, reichlichen Ersatz in den Zöllen, deren Erhebung ihm in den mit den verschiedenen Mächten abgeschlossenen Handelsverträgen zugestanden wurde.

Die Eingeborenen bezeichnen den Sultan als einen habsüchtigen Mann. „Er könne nicht leiden, wenn ein anderer eine gute Pflanzung angelegt oder ein schönes Haus errichtet habe. Alles suche er in seine Hände zu bringen, und einem ausgesprochenen Wunsche von ihm müsse man immer willfahren.“ Um seine Einnahmen zu erhöhen, hat er auch die Bestimmungen der Handelsverträge auf schlaue Weise umgangen. Ihm ist nicht gestattet, einen Handelsartikel zu monopolisieren, aber er hat dies, obwohl er Namen und Form des Monopols vermied, inbezug auf das Schießpulver faktisch doch dadurch erreicht, daß er seinen Unterthanen gebot, Pulver nur von ihm zu kaufen. Das Pulver, welches er ihnen nun verkauft, erhält er durch ein Hamburger Haus, und da er daran möglichst viel verdienen will, ist selbstverständlich die Qualität des Pulvers eine sehr geringe, so daß es kaum den Namen Pulver beanspruchen kann.

„Der Sultan von Sansibar hat Verträge mit England, Frankreich, den Vereinigten Staaten von Amerika und mit Deutschland, in welchen sein Gebiet anerkannt ist. Ihm wird in diesen Verträgen ein Zoll von 5 % auf alle in seinen Besitzungen gelandeten Waren zugesichert. Über Transitowaren steht zwar nichts in den Verträgen, doch hat man mehrfach sein Recht, auch Waren mit 5 % Zoll zu belegen, welche effektiv von Bombay oder Europa für Mosambik oder Madagaskar oder vice versa verladen waren und nur zu Sansibar auf kurze Zeit gelöscht werden, dadurch anerkannt, daß man entweder ihm auch hierbei 5 % entrichtete, oder daß man solche Güter, aus Furcht, für sie den Zoll zu bezahlen, einfach gar nicht gelöscht hat. Die Zollbehörden des Sultans kennen den Begriff „Transito“ gar nicht, oder wollen ihn nicht kennen, und zwar aus Prinzip, indem ja eigentlich fast alle importierten Waren ins Innere von Afrika gehen, also durchgeführt werden, und ihnen durch Anerkennung dieses Begriffes eine feste Basis, wonach sie den Zoll zu erheben haben, überhaupt verloren gehen würde. Auf Elfenbein ist der Sultan berechtigt, einen viel höhern Zoll als 5 % zu erheben, was er auch thut, und zwar steht dies ausdrücklich in den Verträgen. Jeder Unbefangene wird hiernach ermessen, daß es, trotz des vorausgesetzten guten Willens von beiden Seiten, nicht ganz einfach sein würde, mit dem Sultan ein Abkommen zu treffen über die freie Einfuhr und Ausfuhr durch sein Zollgebiet, wenn man seine Rechte achten will. Die ganze Finanzwirtschaft des Sultans beruht auf seinem Zollsystem, diese Einnahmen allein setzen ihn in den Stand, das große Heer von Beamten und Soldaten an allen Küstenplätzen zum Schutze des Handels und der vielen fremden Unterthanen zu halten.“

Die vielen Besatzungen, welche der Sultan längs der Küste verteilt hat, sind aber zur Aufrechterhaltung seiner Macht unumgänglich nötig. Die Herrschaft der Sultane von Sansibar ist noch viel zu jung, und sie hat sich unter so eigenartigen Verhältnissen herausgebildet, daß sie in vielen Teilen ihres Gebietes noch nicht als eine völlig befestigte angesehen werden kann. Ein Blick auf die Geschichte der zum Reiche des Sultans gehörigen Länder wird uns dies sofort erklären.

Als die Ostküste Afrikas aus dem sie umhüllenden Dunkel aufzutauchen beginnt, finden wir ihre Geschicke eng mit jenen des Reiches Omahn an der Südspitze Arabiens verknüpft. Dort hatte sich bald nach der Bekehrung der Bevölkerung zum Islam die Sekte der Chuaridsch gebildet, deren Oberhaupt die Fürsten des Landes waren, welche den Titel Imahm Vorbeter annahmen. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts vereinigte der Imahm Nasser ben Murdschid das ganze, lange Zeit durch Parteiungen zerrissene Land Omahn unter seinem Szepter, stellte überall Ruhe und Ordnung her, und nachdem er durch weise Maßregeln seine

Herrschaft befestigt, rüstete er sich zum Kampfe gegen die Ungläubigen, die Portugiesen, welche überall an der Küste bis in die Nähe seiner Hauptstadt Nasua Niederlassungen gegründet hatten. Als er im Jahre 1649 starb, hatte er den Portugiesen mit Ausnahme der festen Plätze Maskat und Sohar alle von ihnen bisher besetzt gehaltenen Seestädte entrissen. Seinem Vetter, Sultahn ben Sef, gelang es im Jahre 1658, die Portugiesen auch aus Maskat zu vertreiben, und er ging darauf sogar zum Angriff auf die portugiesischen Besitzungen an der afrikanischen Ostküste und in Indien über, jedoch obwohl er gegen die Portugiesen eine große Flotte zu entsenden vermochte, welche manchen Küstenplatz wegnahm, so errang er doch in Afrika keine dauernden Erfolge. Die nach fünfjährigen Kämpfen endlich in seinen Besitz gelangte Festung Mombas ging bald darauf wieder verloren.

Blüte und Frucht der Granate.

Eine weitere Ausdehnung der Macht der Imahme sollte erst unter dem zweiten Nachfolger Sultahns, seinem Sohne Sef, stattfinden. Als die Bewohner von Mombas sich an ihn mit der Bitte wendeten, sie von der portugiesischen Herrschaft zu befreien, sandte er im Jahre 1698 eine Flotte gegen Mombas. Die Festung wurde erobert, auch Sansibar und Kiloa den Portugiesen entrissen, und überall von den Eingeborenen mit Jubel als Befreier begrüßt, drangen die Araber unaufhaltsam noch weiter nach Süden vor und entrissen den Portugiesen die ganze Küste vom Kap Guardafui bis zum Kap Delgado. Da aber der Imahm nachher durch Unruhen in Arabien zu sehr in Anspruch genommen wurde und sich um die neuen Eroberungen nicht viel kümmern konnte, gingen die Portugiesen bald wieder zur Offensive über, und im Jahre 1728 waren sie abermals Herren der ganzen Küste bis Mombas. Ihre Herrschaft war nicht von langer Dauer. Die von ihnen hart bedrückten Eingeborenen riefen zum zweiten Mal den Imahm zur Hilfe herbei, und als derselbe ihre Bitte unbeachtet ließ, erhoben sie sich gegen die Portugiesen, vertrieben sie und boten dann dem Imahm,

der jetzt in Maskat residierte, die Oberhoheit an. Der Imahm nahm das Anerbieten an, sandte Truppen nach Mombas, und bald darauf wurden auch die anderen Küstenplätze den Portugiesen wieder entrissen.

Wenige Jahre später starb Sultan ben Nurdschid, der Letzte aus dem Geschlechte der Jarebiten, welches bisher über Omahn geherrscht hatte, und der Statthalter von Sohar, Achmed ben Said ben Achmed

Reicher Araber in Sansibar.

ben Abdallah ben Mohammed ben Mbarek el Abu Saidi bemächtigte sich der Herrschaft in Maskat. Diese Umwälzung benutzte Mohammed ben Osmahn, der Statthalter von Mombas, um sich für unabhängig zu erklären. Achmed ben Said entledigte sich seiner durch nach Mombas gesandte Meuchelmörder, aber sein Plan, die ganze Familie des Nebenbuhlers ermorden zu lassen, mißlang. Der Bruder des Ermordeten, Al-

ben Osmahn, entging den Dolchen der Meuchelmörder und ließ sich 1745 zum Sultan von Mombas ausrufen.

Ali ben Osmahn regierte nur bis zum Jahre 1755. Er fiel durch Mörderhand, und nach seinem Tode brachen in Mombas endlose Wirren und Streitigkeiten aus, welche der neue Imahm Said ben Achmed benutzte, um die abgefallenen Gebiete sich wieder zu unterwerfen.

Die afrikanische Küste blieb nun in Abhängigkeit von Maskat, aber die Wirren, welche dort bald darauf, nach der gewaltsamen Entthronung des Imahms ausbrachen, bewirkten, daß das Verhältnis der afrikanischen Vasallenstaaten zu ihren arabischen Herrschern sich immer mehr lockerte und die Bevölkerung, obwohl sie den Imahm als Oberherrn anerkannte, sich doch um seine Anordnungen kaum noch kümmerte. Die Statthalter, welche sahen, daß ihre Übergriffe nicht bestraft wurden, erlaubten sich immer mehr, darauf vertrauend, daß der Imahm, der daheim mit den Wachabiten zu kämpfen hatte, nichts gegen sie unternehmen könne.

So standen die Dinge an der Ostküste, als der junge, kaum sechzehnjährige Seyd Said nach der Ermordung des wegen seiner Nachgiebigkeit gegen die Wachabiten verhaßten Beder ben Sef zum Imahm ausgerufen wurde, die Wachabiten besiegte und dann auch mit Hilfe der Engländer die gefürchteten Seeräuber des roten Meeres bezwang. „Seyd Said war ein höchst merkwürdiger Mensch; seine Größe bestand jedoch weniger in Erfolgen, welche er durch siegreiche Schlachten errang (er war fast feig zu nennen und scheute die blutige Entscheidung), als in seiner Zähigkeit im Unglück, in dem beständigen Festhalten an dem vorgesteckten Ziele und in der Geschicklichkeit, mit welcher er alle Verhältnisse zu seinem Vorteile auszubeuten wußte. Von Zeitgenossen und Späteren vielfach verleumdet und geschmäht, des Verrates und der Hinterlist beschuldigt, bleibt er dennoch einer der Bedeutendsten unter den Fürsten Ohmans — gelten ja doch die Mittel, welche er zur Erweiterung und Befestigung seiner Herrschaft gebrauchte, nach den Anschauungen des Morgenlandes nicht als unwürdig und unerlaubt. Viele schreiben ihm den Titel Imahm zu, diesen aber besaß er ebensowenig wie sein Vater, da er keiner der drei hierzu erforderlichen Bedingungen zu genügen vermochte, nämlich: Besitz gewisser religiöser Kenntnisse, das Gelübde, lebenslang gegen die Ungläubigen zu kämpfen und niemals zur See zu gehen." Von einem Herrscher solcher Art war nicht zu erwarten, daß er die Übergriffe Adballahs, des Statthalters von Mombas, der seine Herrschaft immer weiter an der Küste ausdehnte und sich auch in geheime Unterhandlungen mit der englischen Regierung in Bombay einließ, länger dulden werde.

Im Jahre 1822 sandte Seyd Said eine Flotte gegen den abtrünnigen Statthalter, welche einen Küstenplatz nach dem andern einnahm und Mombas immer näher kam, während gleichzeitig von Süden her der dem Imahm treugebliebene Statthalter von Sansibar vordrang und die Insel Pemba besetzte. Indessen starb Abdallah, und als die Flotte des Imahm vor der Insel erschien, stritten sich dort die Brüder des Verstorbenen um die Nachfolge. Man wählte vorläufig, um ernstere Unruhen zu vermeiden, Soliman ben Ali, einen alten Mann zum Sultan von Mombas, und dieser rief, die Aussichtslosigkeit des Kampfes gegen den Imahm einsehend, die Engländer zu Hilfe. Im Februar 1824 erschien Kapitän Owen, der ein mit der Vermessung der Ostküste beschäftigtes Geschwader befehligte, vor Mombas, auf dessen Festung er zu seiner Überraschung die englische Flagge wehen sah, welche die Eingeborenen gehißt hatten. Der Hafen war von der arabischen Flotte blockiert, aber Kapitän Owen gelang es trotzdem, sich mit dem neuen Sultan von Mombas in Verbindung zu setzen und mit ihm einen Vertrag zu schließen, durch welchen er Mombas, Pemba und die Küste zwischen Malindi und dem Flusse Pangani unter englischen Schutz stellte.

England bot sich somit Gelegenheit, seinen afrikanischen Besitz um eine große Küstenstrecke mit dem vortrefflichen Hafen von Mombas zu vermehren und gleichzeitig dem Sklavenhandel ein großes Ausgangsthor zu verschließen. Da Kapitän Owen den Befehlshaber der Mombas blockierenden Flotte zu dem Versprechen bewogen hatte, die Feindseligkeiten bis zum Eintreffen von Aufträgen seines Herrn einzustellen, und, als er den

Hafen verließ, einige Mann als Vertreter Englands in Mombas zurückblieben, konnte die neue Erwerbung als vollzogen gelten, wenn die englische Regierung den Schutzvertrag ratifizierte; aber dies geschah nicht.

Die Entscheidung der englischen Regierung ließ lange auf sich warten; sie trat erst im Jahre 1826 ein, aber sie lautete ablehnend. Man verkannte offenbar in England den Wert der Küste und beurteilte die Verhältnisse an derselben falsch, und es war Seyd Said gelungen, die englische Regierung zu seinen Gunsten zu stimmen und sie zu veranlassen, das Sultanat Mombas ihm preiszugeben.

Nachdem so die Gefahr einer Einmischung Englands abgewendet war, hatte Seyd Said leichtes Spiel. Er führte im Jahre 1828 selbst eine große Flotte mit einem Landungskorps von 2000 Mann gegen die Insel, die Festung wurde beschossen, die Einfahrt in den Hafen erzwungen, und der eingeschüchterte neue Sultan Salem knüpfte Unterhandlungen an, welche mit seiner Unterwerfung endeten. Er erkannte Seyd Said als seinen Herrn an, wogegen dieser ihm und seinen Nachkommen die Statthalterschaft in Mombas zusicherte und sich nur ausbedang, in der Festung 50 Mann Besatzung zu unterhalten. Schon nach wenigen Tagen verstärkte er aber die Besatzung nach und nach auf mehrere hundert Mann, ohne daß der nun wehrlose Statthalter einen Widerstand versuchte, und machte sich durch diesen Vertragsbruch zum unumschränkten Herrn der Stadt.

Seyd Said faßte nun den Entschluß, den Sitz seiner Herrschaft an die afrikanische Küste zu verlegen und Sansibar zu seiner Residenzstadt zu machen. Er hatte bereits den Befehl erteilt, in Sansibar einen Palast für ihn zu erbauen, als ein in Maskat ausgebrochener Aufstand ihn zur Rückkehr nach Arabien zwang. Während seiner Abwesenheit empörte sich Mombas und zwang die arabische Besatzung durch Hunger zur Kapitulation. Als Seyd Said, der durch die Unruhen in Arabien lange aufgehalten wurde, endlich gegen Ende des Jahres 1829 vor der Stadt erschien, versuchte er vergebens, sie durch Sturm zu nehmen, und als auch die angeknüpften Unterhandlungen erfolglos blieben, mußte er die Belagerung aufheben. Auch ein 5 Jahre später unternommener Versuch, die Stadt zu erobern, mißlang, und erst als nach dem Tode des Sultans Salem in Mombas wegen der Nachfolge Streitigkeiten ausbrachen, glückte es 1837 Seyd Said, mit Hilfe einer unzufriedenen Partei sich der Insel und Festung zu bemächtigen. Die vornehmsten Mitglieder des Herrscherhauses wurden nach Arabien gesandt, wo die meisten bis zu ihrem Tode in harter Gefangenschaft gehalten wurden, der Rest entfloh mit Zurücklassung aller Habe und ließ sich später in der Gegend von Malindi nieder.

Nachdem die Familie, welcher Mombas seine unter so vielen Kämpfen behauptete Unabhängigkeit verdankte, beseitigt war, nahm Seyd Said seinen Lieblingsplan wieder auf, der Bau des Palastes in Sansibar wurde in Angriff genommen, und im Jahre 1840 konnte der Sultan ihn beziehen. Der Rest seines bewegten Lebens war den Werken des Friedens gewidmet. Er starb 1856 mit Hinterlassung von 11 Söhnen, welche alle mit nicht rechtmäßigen Frauen gezeugt waren.

Mit Seyd Saids Tode fand das Reich Maskat in der Ausdehnung, die es unter ihm erlangt hatte, sein Ende und zerfiel in ein arabisches Reich, in welchem der älteste Sohn des Verstorbenen, Seyd Suëni, die Herrschaft übernahm, und in ein afrikanisches unter dem jüngern Seyd Medichid, der demnach als der eigentliche Begründer der Sansibar-Dynastie anzusehen ist. Zwischen beiden Brüdern kam es im Jahre 1859 fast zum Kriege, da Seyd Suëni die Oberhoheit über Sansibar beanspruchte. Seyd Medichid hatte sich mit aller Macht zur Verteidigung gerüstet, und Seyd Suëni war bereits mit einer Flotte nach Sansibar unterwegs, als durch englische Intervention der Streit beigelegt wurde. Seyd Medichid verpflichtete sich seinem Bruder unter dem Titel von „Subsidien" jährlich 40000 Dollars zu zahlen, und er hat diese Summe bis zu Seyd Suëns Tode im Jahre 1866 stets regelmäßig entrichtet. Seyd Suënis Nachfolger beanspruchte zwar die Weiterzahlung der „Subsidien", aber Seyd Medichid, dessen Macht sich indessen befestigt hatte, verweigerte sie, und der neue Sultan von Maskat war nicht imstande, sie zu erzwingen.

Während seiner ersten Regierungsjahre hatte Seyd Medschid in seinem Reiche einen schweren Stand. Sein jüngerer Bruder Seyd Bargasch, der jetzige Sultan, veranlaßte viele Unruhen, und nur mit Hilfe englischer Marinesoldaten konnte er zur Unterwerfung gezwungen werden. Dann bereitete dem Sultan wieder das Einschreiten der englischen Kriegsschiffe gegen den Sklavenhandel Verlegenheiten, da die Engländer sich dabei arge Übergriffe erlaubten und oft friedliche Kauffahrer verbrannten, weil sie dieselben im Verdacht hatten, sich mit Sklavenhandel zu beschäftigen, wodurch große Aufregung unter den stets zu Streit geneigten Arabern aus dem Norden, den sogenannten Suri, hervorgerufen wurde.

Als Freiherr von der Decken Sansibar besuchte, war die Macht des Sultans immer noch eine sehr beschränkte. Seyd Medschids Macht, schreibt von der Decken, reicht dem Namen nach vom Kap Delgado bis Mukdischa, also über ein Gebiet von etwa dreizehn Breitengraden, beschränkt sich aber an der Küste in der That auf einige feste Plätze und Zollstätten. Das offene Land, selbst schon in geringer Entfernung von diesen,

Eingeborene von Mombassa.

ist gänzlich unabhängig: die Bewohner desselben werden dem Sultahn nur dann zinsbar, wenn sie dem Zolle Unterliegendes nach Sansibar bringen. Vorzüglich in den jenseits der Linie gelegenen Küstenstädten sind die Beziehungen zur arabischen Macht von schwächlicher Art. So erkennen Brawa und Mukdischa Seyd Medschid zwar als Schutzherrn an, weil sie als Küstenplätze noch im Bereiche der Geschütze seiner Flotte sind, halten sich aber nicht zu irgend welchen Leistungen an ihn verpflichtet. Nur Mukdischa gestattet ihm einen Zoll von den hier verkehrenden Schiffen zu erheben, doch muß dieser noch mit den Häuptern der Stadt geteilt werden. Außerdem sind jene Plätze zugleich von den Sultahnen von Gelèdi oder von Barderah abhängig, weil ihnen durch diese ihr Lebensfaden, der Handel mit dem Innern nach Belieben abgeschnitten werden kann; die eigentliche Herrschaft führen jedoch die Scheiks oder die Ältesten, so daß die glücklichen Städte also dreierlei Herren haben. Nicht einmal über seine Insel Sansibar herrscht Seyd Medschid unbedingt: hier teilt er die Gewalt mit Muniemku, dem Haupte der Mukadim (oder mit dessen Nachfolger, da dieser selbst am 25. Juni 1865 starb). Dieser hat zwar eine von den Mukadim zu erhebende Kopfsteuer von jährlich 10000 Dollars

zu entrichten und in Kriegsgefahr Heeresfolge zu leisten, sein Einfluß in dem Innern der Insel ist aber weit bedeutender als derjenige Seyd Medschids. Von den Wanungu wird Seyd Medschid Hohen Herrn und Sultahn genannt, obwohl er als „Seyd" ursprünglich: „Herr" nur den Rang eines hohen Herrn beanspruchen kann. Infolge dessen sagen auch die Araber, wenn das Gespräch hierauf kommt: „er ist unser Herr aber nicht unser Sultahn; ein Sultahn ist ein großer Herrscher wie der von Rum, d. i. die Türkei." [15]

Der Sultan besaß damals ein Heer von 1400 Mann, sollte aber imstande sein, 20000 Mann ins Feld zu stellen, deren militärische Brauchbarkeit jedoch kaum groß gewesen sein dürfte. Etwa ein Dutzend

Ananas.

verkommener Individuen in alten englischen Uniformen bildeten die „Garde" des Sultans, welche von einem Araber befehligt wurde.

Unter der Regierung Seyd Medschids begann sich der Handel Sansibars zu heben, Europäer ließen sich in der Stadt nieder, immer häufiger fanden sich Schiffe europäischer Nationen ein, deren Zahl bald 100 pro Jahr überstieg, und durch die weisen Maßregeln des Sultans wurde jener Aufschwung vorbereitet dessen sich die Stadt und Insel heute erfreut. Als nach Seyd Medschids Tode sein Bruder Seyd Bargasch im Jahre 1871 die Regierung übernahm, fand er das Reich in vollkommen geordneten Verhältnissen und in den freund-

[15] Baron Carl Claus von der Deckens Reisen in Ost-Afrika, I. Band, Seite 120.

schaftlichsten Beziehungen zu den Europäern. Die Araber auf Sansibar haben in langem Verkehr mit Angehörigen europäischer Nationen allen jenen Fanatismus abgelegt, der ihre nördlicher wohnenden Stammesgenossen kennzeichnet.

Sultan Seyd Bargasch ist zu verschiedenen Zeiten verschieden beurteilt worden, und namentlich in Deutschland ist man im gegenwärtigen Augenblicke wegen seines Vorgehens gegen die Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft leicht geneigt, ein ungünstiges Urteil über ihn zu fällen, während die Engländer ihn als ein Muster von Regentenweisheit hinzustellen bemüht sind. Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte. Seyd Bargasch ist unstreitig kein unbedeutender Mann, und wer mit unparteiischem Blick die Reformen verfolgt, welche er in seinem Lande durchzuführen bemüht ist, wird ihm eine gewisse Sympathie nicht versagen können. Man rechnet es ihm auf englischer Seite besonders hoch an, daß er als arabischer Fürst, der gewohnt war, in der schwarzen Bevölkerung Afrikas geborene Sklaven zu sehen, nachdem er einmal das Verbot des Sklavenhandels erlassen, dasselbe streng durchgeführt hat und selbst einer der eifrigsten Gegner des Menschenhandels geworden ist. Es ist dies umso anerkennenswerter, als es ihm nicht leicht geworden ist, mit der Vergangenheit zu brechen. Die Berichte Livingstones über die grauenhaften Szenen, welche beim ostafrikanischen Sklavenhandel vorkamen, hatten in England einen Sturm der Entrüstung erregt, und Sir Bartle Frère wurde nach Sansibar gesandt, um den Sultan zum Verbot des Sklavenhandels zu bewegen. Der Sultan gab aber seine Einwilligung nicht früher, als bis die Forderungen des englischen Spezialgesandten durch das Erscheinen einer Flotte unter Befehl des Admirals Cumming nachdrücklich unterstützt wurden.

Der Sultan kennt die Überlegenheit der europäischen Kultur und weiß die Vorteile zu schätzen, welche seinem Lande aus dem Verkehr so vieler Europäer, den er deshalb stets begünstigt hat, erwachsen — namentlich aber weiß er die materiellen Vorteile zu würdigen, welche mit demselben verknüpft sind. Er ist als echter Araber ein gewandter Kaufmann, und jede kaufmännische Unternehmung, von der er sich einen Gewinn verspricht, kann seines lebhaften Interesses sicher sein. Er ist Spekulationen nicht abgeneigt, und hat sich schon häufig mit großen Summen an solchen beteiligt und sich in Geschäfte eingelassen, welche sonst Banken und Bankiers, aber nicht Fürsten zu unternehmen pflegen. Dies hängt zum großen Teil auch mit den Sansibarer Geldverhältnissen zusammen. „Börsen und Handelskammern existieren in Sansibar nicht. Die Versuche, welche zur Begründung dieser Institute unternommen worden sind, hat hauptsächlich die Uneinigkeit der europäischen Firmen scheitern lassen. Die „Charter Bank of India, Australia and China" ist die einzige Bank in Sansibar, die ihre Wechsel auf London, Bombay, Hamburg und Paris trassiert. Da der Sultan selbst ein routinierter Spekulant und ein Freund von geschäftlicher Ausbeute von Unternehmungen ist, so hat er selbst sich schon wiederholt als ein bereitwilliger Kreditor gezeigt."

Trotz alledem würde man sehr irren, wenn man glaubte, daß der Sultan nicht Zustände, wie sie auf Sansibar unter seinem Bruder und seinem Vater bestanden, den heutigen vorziehen würde. Er ist ein echter Araber und ist Muhammedaner durch und durch, und man darf ihm wegen seines Vorgehens gegen die Sklavenhändler nichts weniger zumuten als Sinn und Verständnis für Humanität. Er fügt sich mit großem Geschick in das Unvermeidliche, das ist sein wesentlichstes Verdienst. Soweit europäische Einrichtungen seinem Geldbeutel Vorteile bringen, wird er sie einführen und unterstützen, aber wenn die Scheu vor einer bewaffneten Intervention nicht wäre, hätte er längst schon manches beseitigt, was er heute ruhig bestehen läßt — und ob darunter nicht auch das Verbot des Sklavenhandels wäre, der ihm ein so schönes Einkommen sichert, das ist zum mindesten noch fraglich.

Als bald nach dem Sturz des Ministeriums Gladstone, während der Konflikt zwischen dem Sultan und der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft sich immer mehr zuspitzte, England seine Schiffe von Sansibar zurückzog, liefen sofort Nachrichten ein, daß der Sklavenhandel, der ja nie vollständig unterdrückt worden, wieder aufzuleben beginne. Die Erinnerung an die Zeiten vor Unterdrückung des Sklavenhandels ist eben noch nicht erloschen, und der Araber auf Sansibar denkt voll Sehnsucht an dieselben zurück, denn damals

war kein Mangel an Arbeitskräften, damals konnten die Plantagen besser bestellt der reiche Boden besser ausgebeutet werden. So lange die Sklaverei auf Sansibar fortbesteht, werden auch stets die Sklavenhändler von Zeit zu Zeit eine Gelegenheit finden, den Markt mit frischer Ware zu versorgen. Wenn aber ein Teil Afrikas Sklavenarbeit entbehren kann, so ist es gewiß Sansibar, wo die Natur den Eingeborenen alles bietet, was sie zum Lebensunterhalt brauchen, ohne daß sie ihre Kräfte übermäßig anstrengen dürfen. Die Sklaverei ist nur unzertrennlich von der Herrschaft der Araber, deren Reichtum auf dem Plantagenbetrieb beruht, zu welchem viele Hände erforderlich sind.

Die Natur hat die Insel verschwenderisch ausgestattet. „Es vereinigt sich hier alles, um eine großartige Entwickelung der Pflanzen zu ermöglichen: der Boden ist vortrefflich, die Luft warm und mit Feuchtigkeit geschwängert wie die eines Gewächshauses — kein Wunder also, daß die Fruchtbarkeit eine ganz ungewöhnliche." Überall, wo sich auf der Insel anbaufähiges Land befindet, hat die Bevölkerung es ausgenützt, aber obwohl auch Reis, Negerhirse und andere Getreidearten an vielen Orten gebaut werden, so ist doch im allgemeinen die Bodenkultur eine völlig eigenartige: die Nährpflanzen werden immer mehr in den Hintergrund gedrängt von den Handelsgewächsen, und unter diesen sind namtlich stattliche Bäume die vorherrschenden.

Unter den Bäumen fesselt in erster Reihe die Kokospalme den auf Sansibar ankommenden Fremden. Es ist ein eigenartiger Baum, dessen Schönheit man nur dann würdigen lernt, wenn man ihn vereinzelt über niedriges Laubwerk seine majestätische Krone erheben sieht. Ein Wald von Kokospalmen bietet durchaus kein anziehendes Bild und bringt nur den Eindruck der Öde hervor. Kerzengerade steigen die Bäume empor, einer dem andern gleich, aber zwischen den Stämmen erblickt das Auge auf dem dürren Boden nicht die geringste Spur einer Vegetation, und vergebens sucht der Wanderer in solchem Wald ein schattiges Plätzchen, an welchem er Schutz fände vor den glühenden Sonnenstrahlen. „Der vergebens ein Obdach suchende Wanderer findet zuletzt sogar das sanfte Rascheln der harten, glänzenden Blätter abscheulich." An Leben fehlt es jedoch in den Wäldern nicht. Negerdörfer liegen in ihnen zerstreut, und hier und da sieht man zwischen den Stämmen die weißen Mauern des Landhauses eines reichen Sansibarers blinken.

Die nußtragende Kokospalme (Cocos nucifera L.) erhebt auf dem dünnen schlanken Stamm ihre Krone bis zu einer Höhe von 80 oder gar 100 Fuß. Die 12 bis 14 Fuß langen gefiederten, dunkelgrünen Blätter sind hart und steif, und zwischen ihnen sieht man das ganze Jahr hindurch sowohl die traubenförmigen Blüten als die Früchte. Der Baum entwickelt sich ungemein rasch. Schon im vierten Monat, nachdem man die Nuß in die Erde gesenkt hat, sprengt der Kern die Schale, und die junge Pflanze kommt aus dem lockern Sand hervor. Sie muß dann allerdings gar sorgsam gepflegt, mehrmals täglich begossen, der Boden ringsum monatlich mit Salz und Asche bestreut, später jährlich einmal aufgegraben und gedüngt werden, und wenn sie 2 oder 3 Jahre alt ist, wird sie umgepflanzt und in einen gedüngten Boden versetzt, den man sorgsam durch Gräben vor dem Regenwasser schützt. Oft trägt ein Baum schon im ersten Jahre nach der Umpflanzung Früchte — in trockeneren Gegenden allerdings erst nach 10 bis 12 Jahren — und dann bleibt er oft ein ganzes Jahrhundert fruchttragend. Bis zum 70. Jahre ist seine Kraft ungeschwächt, dann nimmt aber der Ertrag ab und endet zuweilen schon mit dem 80. Jahre. Welch unendlichen Nutzen gewährt aber der Baum während dieser Zeit! Die unreifen Nüsse liefern das Lieblingsgetränk der Eingeborenen, die Kokosmilch; die jungen Blätter, der sogenannte Palmenkohl, sind ein vortreffliches Gemüse, das aber sehr teuer ist, weil man in das Harz der Palmenkrone nicht tief einschneiden kann, ohne den Baum zu vernichten; die Blattrippen und die Stämme werden beim Häuserbau verwendet, und aus den ausgewachsenen Blättern flechten die Eingeborenen Körbe und Säcke oder verwenden sie zur Bedeckung ihrer Häuser. Endlich wird aus dem Safte der Kokospalme noch der Palmenwein gewonnen, indem man den Stamm anbohrt oder eine Blütentraube abschneidet und an der Schnittstelle eine Kürbisflasche befestigt, genau so wie es die Neger der Westküste zu thun pflegen.

Das Wertvollste, was die Kokospalme liefert, ist aber die Kopra, die jetzt auch in Sansibar einen bedeutenden Handelsartikel bildet. Mit schweren hippenartigen Messern werden die reifen Nüsse halbiert und,

nachdem die Flüssigkeit ausgelaufen ist, zum Trocknen ausgebreitet. Das milchweiße Fleisch, welches ihr Inneres bildet, wird unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen bald gelblich und schließlich hornartig durchscheinend, es zieht sich zusammen und löst sich von der Schale los, worauf man es herausnimmt und es nochmals zum Trocknen ausbreitet. Früher pflegte man die getrocknete Kopra zu zerschneiden und in Säcke verpackt zu versenden, während man jetzt gleich an Ort und Stelle das reichlich in ihr vorhandene Öl auspreßt, was den Vorteil gewährt, daß man nicht die ganze Masse, welche nach Auspressung des Öls wertlos ist, transportieren muß. Das aus der Kopra gewonnene Öl wird bekanntlich jetzt massenhaft zur Seifenbereitung verwendet, da

Jagd auf Vampyre in Sansibar.

es viel billiger ist als Olivenöl, und demselben an Güte nicht nachsteht. Die Eingeborenen gewinnen aus demselben auch Speiseöl, das sehr wohlschmeckend ist.

Nachdem man den Inhalt der Nuß in solcher Weise ausgenutzt, liefert die unerschöpfliche immer noch neuen Gewinn. Die Faserhülle der Schale wird gleich unserem Flachs geröstet, in Seewasser gelegt und monatelang darin faulen gelassen, hierauf herausgenommen, geklopft und gerieben, und nachdem sie in Wasser gereinigt worden, zum Trocknen ausgebreitet. Das Werg benutzt man zur Verfertigung von Stricken und Tauen, welche letzteren auch auf europäischen Fahrzeugen Verwendung finden, da namentlich die aus Kokosfasern verfertigten Ankertaue an Dauerhaftigkeit und Festigkeit den besten aus Hanf verfertigten gleichkommen. Wie unverwüstlich die Kokosfasern sind, beweisen die aus Kokosstricken verfertigten Fußreiniger, welche auch

Révoils Landung bei Makdischu.

bei uns massenhaft in den Handel kommen. Häufig wird das Werg auch zum Kalfatern der Schiffe benutzt. Die Eingeborenen aber verfertigen daraus Besen, Pinsel zum Anstreichen der Häuser, benutzen es zum Stopfen von Polstern, Matratzen, Sätteln u. s. w., und ziehen so aus ihrer Palmenpflanzung hundertfältigen Gewinn. Kein Wunder daher, wenn der Neger trotz seiner angeborenen Faulheit keine Mühe scheut, wenn es sich um seine Kokospalmen handelt, und wenn er mit einer Sorgfalt, deren man ihn kaum für fähig halten möchte, darüber wacht, daß seine Pflanzung stets in gutem Stande bleibt. Wenn einmal ein Sturm eine Anzahl Bäume entwurzelt hat, wird der Besitzer der verwüsteten Pflanzung gewiß sofort neue Nüsse pflanzen, um die entstandene Lücke auszufüllen, ja er ist für solche Unglücksfälle jederzeit gerüstet, indem er einen mehr oder minder großen Raum zur Anlage von Samenbeeten benutzt und dort neue Bäumchen heranzieht, die er an die Stelle der vom Sturm gebrochenen setzen kann.

So wird die Kokospalme zu einem Segen für die Eingeborenen, leider aber gleichzeitig auch zu einem Haupthindernis des kulturellen Aufschwungs, da sie dem Neger alles bietet, was er braucht. Wer einen Palmenwald gepflanzt hat, hinterläßt seinen Nachkommen bis ins zweite und dritte Glied eine Rente, welche sie fast aller Arbeit überhebt. Allerdings mag auch die Kokospalme auf den Menschen fördernd eingewirkt haben, bis er eine gewisse Kulturstufe erreicht hatte, aber über diese hinaus wird sie zu einer Fessel seiner weitern Entwickelung.[16])

Außer der Kokospalme finden wir auf Sansibar auch noch andere Palmenarten, die Dattelpalme (Phoenix dactylifera L.) und die Sagopalme (Cycas circinalis L.), aber beide sind dort nicht recht heimisch geworden. Die letztere gehört dort zu den Zierbäumen, welche die Reichen in ihren Gärten pflanzen, und wird nicht wie in Indien wegen der Sagogewinnung gepflanzt, die Dattelpalme aber, ein Neuling unter den Bäumen Ost-Afrikas, da sie erst durch die Araber aus dem Süden Arabiens an die Ostküste verpflanzt wurde, trägt nur wenige und nicht besonders wohlschmeckende Früchte. Der Baum erreicht zwar dieselbe Höhe wie in Nord-Afrika, aber es fehlen ihm der trockene Wüstensand, die Sonnenglut bei Tage und die kühlen Nächte, und deshalb bleibt seine Frucht weit zurück hinter jener in seiner eigentlichen Heimat.

Man hat die Kokospalme den Baum der Armen genannt, weil sie demjenigen, der sie pflanzt, schon nach kurzer Zeit Gewinn bringt und derselbe nicht lange warten muß, bis seine Arbeit sich verzinst. In

[16]) Wenn wir die heutige Verbreitung der Palmen in das Auge fassen, wo nicht nur die Spezies, sondern auch die Gattungen, ja selbst die Mehrzahl der natürlichen Tribus auf ein weit kleineres Gebiet eingeschränkt sind, als es die Verbreitung der ganzen Familie innerhalb der Regionen mit gleichem Klima gestattet, so muß der Wunsch lebhaft werden, der Entwickelung dieser Verteilung nachzuspüren und in den Überresten aus früheren Perioden die allmähliche Ausbildung jener jetzt scharf gesonderten Zentra kennen zu lernen. Haben doch diese Untersuchungen bei den Koniferen zu sehr interessanten Resultaten geführt! Leider ist die Kenntnis der fossilen Palmen noch nicht soweit gediehen, daß man schon jetzt solche Resultate erwarten dürfte; die Palmen, welche als Familie auch leicht im fossilen Zustande zu erkennen sind, erfordern in der Bestimmung der Gattungen schon die ausreichendste Kennerschaft, und derselbe Umstand, der so oft die Bearbeitung der lebenden Palmen erschwert, die Mangelhaftigkeit der von großen Pflanzen gesammelten Fragmente, muß bei der Ermittelung der Verwandtschaft fossiler Palmen doppelt in das Gewicht fallen, zumal die zarten Blüten sich nie erhalten haben und Früchte bisher auch nur spärlich aufgefunden sind. So ist denn die Bearbeitung der fossilen Palmen auch nur erst eine provisorische; obgleich die Mehrzahl derselben aus dem Tertiär bekannt geworden ist, wo gewiß schon sehr ähnliche, wenn nicht dieselben Gattungen vorkamen. Nach den äußerlichen Merkmalen hat man Phönicites die gefiederten, Flabellaria die meisten Fächerpalmen genannt. Und dennoch sind die fossilen Palmen schon längere Zeit Gegenstand sorgsamer Untersuchung gewesen, wie besonders Ungers Untersuchung beweist, so daß — abgesehen von den bisher ganz mangelhaft bearbeiteten Palmenstämmen Schimper nicht weniger als 50 beschriebene und größtenteils abgebildete Arten aufzählen konnte. — Das Wichtigste, was wir daran erfahren, ist, daß das Gebiet der Palmen früher ein weit ausgedehnteres war; wenn uns dies nicht inbezug auf die Kreideformation, wo die Palmen zuerst sicher beobachtet sind, überrascht, so ist es doch immerhin beachtenswert, daß in Europa der Höhepunkt der Palmen-Entwickelung in die Mitte der Tertiär-Periode fiel; mehr als 30 Arten (wenn nicht, wie wahrscheinlich, mehrere als verschieden beschriebene bei genauerer Erkenntnis als zusammengehörig sich herausstellen), zum Teil mit Fieder-, zum Teil mit Fächerblättern, wohnten damals in unseren Gegenden (Tirol, Schweiz, Thüringen, Schlesien, Paris, Insel Wight u. s. w.). Auch in Nord-Amerika hat man fossile Palmen weit über die jetzige Verbreitungslinie hinaus gefunden, so z. B. auf der Vancouvers Insel. Aber diese und die übrigen harren alle noch einer genauen Zurückführung auf die heutigen Tribus resp. Gattungen.

gleicher Weise könnte man den Gewürznelkenbaum, dem man gleich der Kokospalme auf Sansibar überall begegnet den Baum der Reichen nennen. Rings um die Steinhäuser der reichen Grundbesitzer dehnen sich die Nelkenpflanzungen aus, vermischt mit Orangenhainen und Obstgärten, und betäubende Wohlgerüche strömen von solchen Pflanzungen aus durch die offenen Fenster in die Wohnhäuser. Der Boden wird zwar von Nelkenbäumen ebenso ausgesaugt wie von den Kokospalmen, und nicht die kleinste Pflanze findet in demselben Nahrung, aber die niedrigen Nelkenbäume, welche lange Alleen bilden, gewähren mit ihrem gelbgrünen Laub und ihren kegelförmigen Kronen doch einen freundlichern Anblick als die Palmenwälder.

Auch der Gewürznelkenbaum erfordert nicht viel Arbeit, um reichen Ertrag zu liefern. Während der ersten Jahre muß man den Boden zwei oder dreimal jährlich ausjäten, später aber ersticken die sich entwickelnden Bäume selbst alle Vegetation, die sich zwischen ihnen befindet. Eine Hauptbedingung für das Gedeihen einer Nelkenpflanzung ist feuchte Luft und gegen Stürme geschützte Lage, da das Holz der Stämme sehr spröde ist und leicht bricht. Deshalb und der bequemern Ernte wegen stutzt man den Baum und läßt ihn nicht über 20 Fuß hoch werden. „Der Baum gleicht einigermaßen dem Lorbeerbaum; seine Krone bildet einen anmutigen, länglichen Kegel, und die gelbgrünen Blätter, welche zu Anfang der Regenzeit in Büscheln am äußersten Ende der Zweige hervorkommen, haben die Festigkeit und den Glanz der Lorbeerblätter. Die Knospen, in getrocknetem Zustande Gewürznäglein genannt, haben am Baume eine grüne Färbung und werden erst nach dem Welken gelblich rot und endlich braun, wobei ihr köstlicher Pfirsichgeruch an gewürzhafter Schärfe gewinnt."

Der Gewürznelkenbaum ist auf Sansibar nicht einheimisch, sondern die Insel verdankt ihn den Arabern, welche ihn vor etwa 60 Jahren einführten. Bekanntlich sind die eigentliche Heimat desselben die Molukken, welche nach ihm den Namen Gewürz-Inseln erhielten. Als dort die Holländer den Handel mit dem kostbaren Gewürz auf der Insel Amboina monopolisierten, nachdem sie auf allen Nachbarinseln die Nelkenpflanzungen vernichtet hatten, entführte der Franzose Poivre eine Anzahl Pflanzen von der scharf bewachten Insel, und seitdem kam der Nelkenbau auch auf den Seschellen und Maskarenen auf, wo namentlich die Insel Bourbon ein Haupthandelsplatz wurde. Sansibar eignete sich vortrefflich für den Nelkenbau, und der große Gewinn, den die Pflanzen erzielten, veranlaßte die Anlage immer neuer Pflanzungen. Im Vergleich zur Kokospalme bildet der Nelkenbaum keine sichere Einnahmequelle. Die Ernten sind sehr ungleich, gute Ernten kommen nur alle 3 oder 4 Jahre vor, und eine solche muß den Pflanzer für die vorangegangenen Mißjahre entschädigen. Schon darum eignet sich der Gewürznelkenbau nur für reiche Grundbesitzer, welche imstande sind, während der Mißjahre auch ohne Einnahme aus ihrem Grundstück zu leben. Kommt dann aber eine gute Ernte, so ist die Arbeit des Einsammelns der Knospen in der Pflanzung kaum zu bewältigen. Der ganze Baum ist dann mit Blütenknospen bedeckt, welche gepflückt und getrocknet werden, worauf ihre ursprüngliche grüne Färbung allmählich in eine gelblichrote und schließlich braune übergeht. Das sind die sogenannten Gewürznäglein. Aus der entwickelten Knospe bildet sich aber eine schwarze Beere mit länglichem, dunkelfarbigem Stamm, die sogenannte Mutternelke, welche ebenfalls gesammelt und getrocknet wird. Das ist die in der Küche Verwendung findende Nelke, welche nicht so würzig ist wie die Näglein. Viele tausend Hände müssen sich daher zur Erntezeit regen, um die zahllosen Knospen in Körbe zu sammeln, und ein einziger großer Baum nimmt einen Mann ganze Monate hindurch in Anspruch. Meistens nehmen jedoch einen Baum mehrere Neger zugleich in Angriff, indem sie neben demselben eine höchst primitive, aus zusammengebundenen Baumzweigen und dünnen Baumstämmen bestehende Leiter aufstellen, und auf den Sprossen bis zum Wipfel des Baumes emporsteigen.

Eine große Zukunft steht vielleicht einer andern Gewürzpflanze bevor, welche bisher zwar nur in den Gärten reicher Araber gezogen wird, auf Sansibar jedoch vortrefflich gedeiht. Es ist dies der Muskatnußbaum, Myristica moschata Thunbg., den die Holländer gleich dem Nelkenbaum auf Amboina zu beschränken und den Handel mit seiner Frucht zu monopolisieren suchten, was ihnen aber noch weniger gelang als bei jenem. Schwierigkeiten bereitete der Anbau der Muskatnüsse außerhalb der holländischen Besitzungen anfangs nur

deshalb, weil man nicht wußte, daß beide Geschlechter verschiedenen Bäumen angehören, und als man dies endlich entdeckte, schlug man ein Verfahren ein, welches nichts weniger als praktisch war. Man pflanzte nämlich, um Befruchtung zu erzielen, männliche Bäume, welche keine Frucht tragen, zwischen die weiblichen, wodurch viel Raum ungenutzt verloren ging. Erst nachdem man entdeckt hatte, daß man weit bessere Erfolge erzielen könne, wenn man männliche Pflanzen auf weibliche und umgekehrt pfropfe, nahm der Anbau der Muskatnußbäume außerhalb der Molukken einen größern Aufschwung.

Die weiblichen Blüten sind viel seltener als die männlichen. Die Früchte, welche sich aus ihnen entwickeln, gleichen an Größe und Gestalt unseren Pfirsichen und sind nur heller und länglicher als diese. Die fleischige Hülle ist etwa einen halben Zoll dick und spaltet sich, sobald die Zeit der Reife gekommen ist, längs der auch bei den Pfirsichen vorhandenen Querfurche, worauf in ihrem Innern eine glänzende, dunkelbraune Nuß sichtbar wird. Die Nuß ist mit einer karminfarbigen Masse bedeckt, welche getrocknet ein in Apotheken und in der Küche vielgebrauchtes Gewürz liefert. Nachdem diese Masse, welche Macis genannt wird, entfernt worden, läßt man die Nüsse an der Sonne oder am Feuer trocknen, lößt sie dann aus den harten Schalen, weicht sie dreimal in einer Mischung von Seewasser und Kalk ein und setzt sie dann abermals der Einwirkung der Sonnenhitze aus, durch welche ihre Keimkraft zerstört und sie zum Versand tauglich werden. Ihren würzigen Geschmack verdanken die Nüsse gleich den Gewürznelken einem sehr flüchtigen Öl, außer welchem aus ihnen noch ein fettes, wohlriechendes Öl gewonnen wird. Unter den Nüssen unterscheidet man zwei Sorten, grüne Muskatnüsse und Royalnüsse, welche letzteren mehr Macis liefern, als die ersteren.

In den Gärten, in denen der Muskatnußbaum auf Sansibar gezogen wird, übertrifft er den Gewürznelkenbaum noch an Größe. Seine Blätter, zwischen denen die kleinen weißen Blüten, meist paarweise oder auch zu dreien auf einem dünnen Stiel sitzend hervorblinken, sind zierlicher als jene des Nelkenbaumes, doch nicht so dicht wie bei diesem. Die Zweige beginnen unmittelbar am Boden und sind unten mit grauen, weiter hinauf mit frischgrünen Blättern bedeckt.

Dr. Fischer ist nicht der Meinung, daß der Muskatnußbaum in größerem Umfange auf der Insel gepflanzt werden könne. Man habe zwar hier und da Pflanzungen anzulegen versucht, aber der Boden habe sich als ungeeignet erwiesen. Ebenso wenig eigne sich derselbe für den Anbau des Zimmtbaumes, Laurus Cinnamomum L., der ebenfalls vereinzelt in Gärten angetroffen wird. Die Mißerfolge der bisherigen Versuche stellen jedoch kaum völlig außer Zweifel, daß der Anbau dieser und noch mancher anderen Pflanzen unmöglich ist, da der Boden sowohl in den einzelnen Teilen der Insel, als auch an der gegenüberliegenden Küste sehr verschieden ist. „Ein Europäer," schreibt Dr. Fischer, „der zu meiner Zeit in einem gut gelegenen Teile der Insel eine Tabakpflanzung anlegte, wozu er den besten Samen aus der Havanna hatte kommen lassen, konnte mit dieser Kulturpflanze keine Erfolge erzielen." Schon früher hatte ein englisches Haus mit Kaffeesamen aus Mekka versucht, Pflanzungen anzulegen, aber dieses Haus gab das Geschäft in Sansibar auf, bevor die Pflanzung soweit fortgeschritten war, daß man sich ein Urteil über ihre Zukunft hätte bilden können. Die Festlandküste scheint jedenfalls für den Kaffeebau geeigneter zu sein, und darum ist immerhin auch die Annahme zulässig, daß für die Zimmt- und Muskatnußpflanzen sich dort auch noch der zur Anlage von Pflanzungen geeignete Boden finden dürfte.

Zu Kokospalme und Nelkenbaum gesellt sich als nächstwichtigster unter den Bäumen der Insel ein Angehöriger der Familie der brotfruchtähnlichen Pflanzen, Artocarpus integrifolia L., der die Jackfrüchte liefert, welche zuweilen 80 bis 100 Pfund schwer werden und ein festes Fleisch besitzen, welches trotz seines abscheulichen Geruchs von den Negern sehr gern gegessen wird. Wo in der Stadt Früchte feilgeboten werden, dort fehlen sicher die länglichen, mit Höckern bedeckten Jacks nicht, sowie die ihnen sehr ähnliche Stinkfrucht, welche der Durionbaum (Durio zibethinus) liefert. Auch diese Früchte verbreiten einen übeln Geruch, der an Schwefelwasserstoff erinnert, aber die Eingeborenen hält derselbe nicht ab, das säuerlich wie Obst schmeckende und zugleich kühlende Fleisch der Frucht mit Behagen zu verzehren. Der Baum, der diese Früchte trägt, gleicht an

Größe und Gestalt unserem Birnbaum, und hat große, gelblichweiße Blüten, aus welchen sich der Jackfrucht ähnliche Früchte entwickeln, deren Inneres ein zartes milchweißes Fleisch und ein bis vier Samen von der Größe von Taubeneiern enthält.

Viel besseres Obst liefern der aus Indien stammende Mangobaum, welcher einen Umfang von 10 bis 15 Fuß erreicht, die überall, auch in der Stadt vorkommende Banane, der Melonenbaum, dessen süßes und erfrischendes Fleisch im Gegensatz zu jenem der Jacks und Stinkfrüchte sehr angenehm riecht, die Orangenbäume, von denen sehr viele Sorten vorkommen, der Granatäpfelbaum Punica Granatum L. (siehe Seite 56), der jedoch nur in Gärten, mehr zur Zierde, als des Ertrages wegen gepflanzt wird, der aus China

Küste bei Massin.

stammende Litschibaum, Nephelium Litschi L., die Ananas, die auf Sansibar auch wild wächst, und noch viele andere.

Daß hier noch manche Gewächse angepflanzt werden könnten, die sich zu Handelsartikeln eignen würden, dafür fehlt es nicht an Anzeichen. Schon Sultan Seyd Said ließ Indigo pflanzen, der vortrefflich gedieh und eine reiche Ernte lieferte, aber der Sultan hatte einen Franzosen mit der Indigobereitung betraut, der sich als Schwindler entpuppte und von der Arbeit nichts verstand, worauf der Sultan fernere Anpflanzungsversuche unterließ. Ebenso wie Indigo dürfte sich das Zuckerrohr zum Anbau eignen, welches von den Eingeborenen bisher fast nur wegen seines kühlenden Saftes gepflanzt wird. Einige reiche Grundbesitzer haben zwar schon größere Pflanzungen angelegt, verwenden aber das Zuckerrohr auch nur zur Bereitung von Sirop für ihren eigenen Gebrauch. Ein unter Sultan Medschid unternommener Versuch, festen Zucker zu erzeugen,

erzielte keinen beſſern Erfolg als der Verſuch mit der Indigobereitung. Auch diesmal war ein Franzoſe vom Sultan mit dem Unternehmen betraut worden, aber trotz mehrjähriger Anſtrengungen gelang es demſelben nicht, ſeiner Aufgabe gerecht zu werden. Die Maſchinen ſollen ſchlecht geweſen ſein, es ſoll auch an Geld zum Betrieb gefehlt haben — kurz und gut, nach einigen Jahren wurde das Unternehmen aufgegeben. Erſt in neuerer Zeit hat man den Verſuch und mit beſſerem Erfolge wiederholt. „Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein geſchickter Mann mit genügendem Kapital vortreffliche Geſchäfte mit der Zuckergewinnung machen würde, denn das hieſige Zuckerrohr iſt von ausgezeichneter Güte, erreicht eine bedeutende Höhe, ſtrotzt von Saft und gelangt bereits in 9 Monaten zur Reife, während an anderen Orten 15 Monate und noch länger erforderlich ſind; endlich iſt der Boden noch nicht ausgeſaugt wie in anderen Zuckerländern: kurz, alle Bedingniſſe zum Gedeihen dieſer Induſtrie ſind vorhanden."

Einen bedeutenden Ausfuhrartikel Sanſibars bildet der an der Meeresküſte und in den feuchten Thälern im Innern der Inſel auf weiten Flächen gebaute Seſam, Sesamum indicum oder S. orientale L., aus deſſen großen Samen ein Öl gepreßt wird, welches zwar anfangs unangenehm ſchmeckt, ſpäter aber einen ſehr angenehmen, ſüßen Geſchmack erhält und dem feinſten Olivenöl gleichkömmt. Die Pflanze wird etwa 2 Fuß hoch und treibt Trauben kleiner, bräunlich weißer Blüten, aus denen ſich die roten und weißen Seſamſamen entwickeln.

Noch wichtiger als der Seſam iſt der auf Sanſibar gebaute Guineapfeffer, deſſen rote und gelbe Schoten an der ganzen Küſte zum Würzen der Speiſen verwendet, außerdem aber auch in großen Maſſen ausgeführt werden.

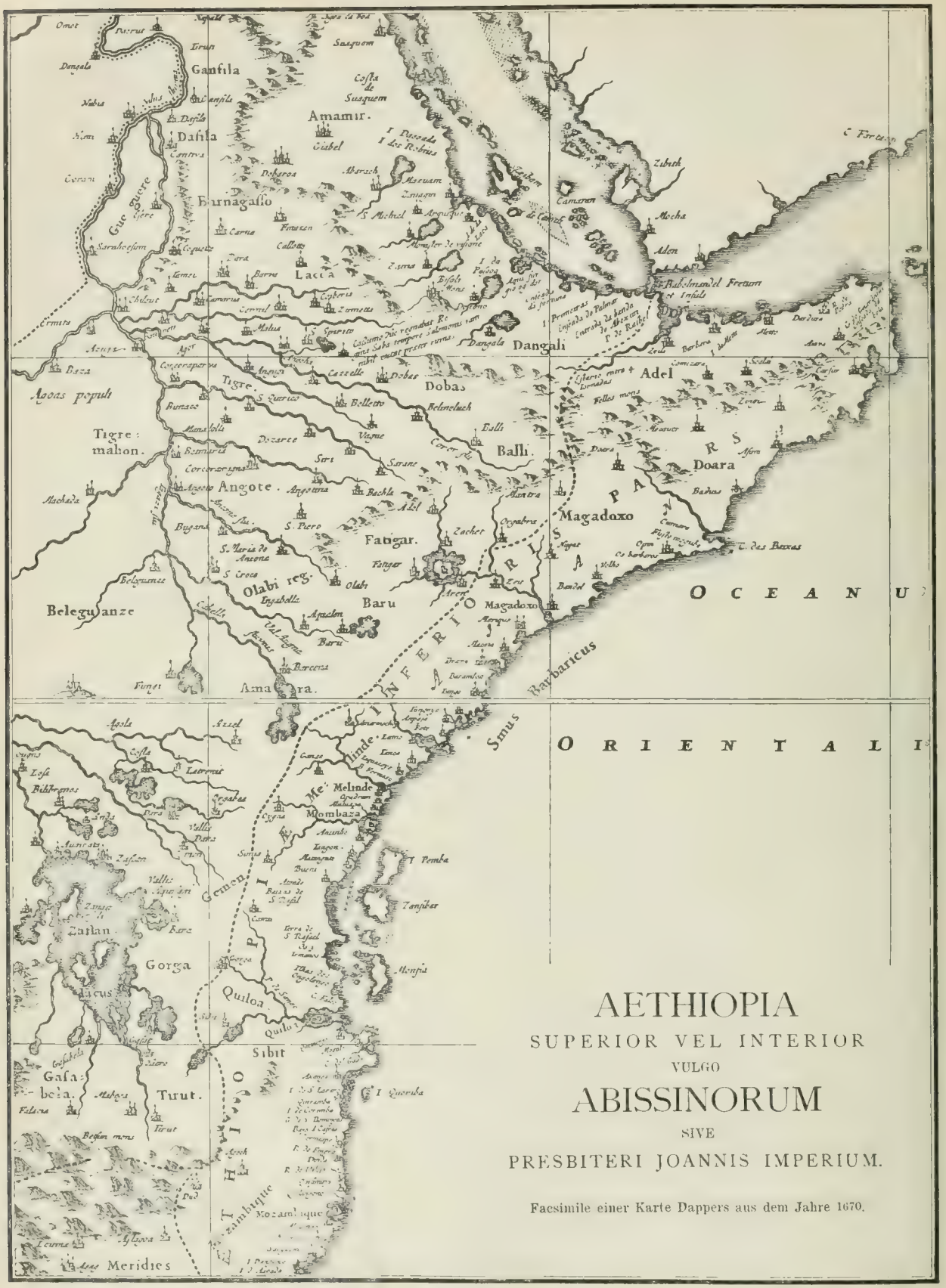
Noch viel mannigfaltiger als die Pflanzenwelt iſt die Tierwelt Sanſibars. Es kann nicht die Aufgabe dieſes Werkes ſein, ein erſchöpfendes Bild derſelben zu geben, aber auch eine oberflächliche Aufzählung der vorhandenen Tierarten zeigt ſchon, daß die Inſel auch in dieſer Beziehung nicht ſtiefmütterlich bedacht iſt. Die Ufer der Inſel ſind ungemein reich an Weichtieren aller Arten, die Koralleninſeln, welche ſie umgeben, ſind belebt von zahlloſen Krebsgattungen, unter denen die Einſiedlerkrebſe, welche ihren ungepanzerten Hinterleib in einem Muſchelgehäuſe verbergen, die intereſſanteſten ſind, und in den Lagunen wimmelt es von Krabben, unter denen den Fremden beſonders eine Gattung Landkrabben feſſelt, welche den Spitznamen Gelasimus (die Lächerliche) führt, weil ſie gewöhnt ſind, ſtets ſeitwärts zu laufen, was einen lächerlichen Eindruck hervorbringt. Außerdem ſind die Koralleninſeln mit einer Unmaſſe kleiner, ſehr ſchmackhafter Auſtern bedeckt, das Meer ſelbſt ungemein fiſchreich. Playfair hat an den Küſten des Sultanats in wenigen Jahren nicht weniger als 428 Fiſcharten geſammelt, von denen 395 auch in unmittelbarer Nähe der Inſel vorhanden ſind. Die Barſche (Percidae) ſind darunter durch 47, die Lippfiſche (Labridae) durch 75 Arten vertreten. Weniger Ausbeute als das Meer liefert das Süßwaſſer, in welchem nur 3 Fiſcharten — Welſe, eine Meergrundel und ein Karpfenfiſch — leben.

An Vögeln iſt Sanſibar überaus reich, ganz beſonders an Singvögeln. Verwandte der Webervögel und des Feuerfinken, feuerrot und ſchwarz gefärbte Vögelchen (Euplectes flammiceps Sws.) ſchießen zwitſchernd blitzſchnell auf den Feldern umher, während eine andere verwandte Art (Hyphantornis aureoflavus Sm.) die Bäume umkreiſt, von deren Zweigen ihre flaſchenförmigen Neſter zu Dutzenden herabhängen. Außerdem bemerken wir Finken, Sperlinge (Passer diffusus Sm.), einen durch ſeinen Schlag an unſere Droſſeln erinnernden Droßling (Ixos nigricans Vieill.), einen Honigſauger, mehrere Würgerarten, Papageien, Gold- und Sporenkukuks, Spechte u. ſ. w., und in den Wipfeln der Bäume niſten viele Arten Wildtauben. Das Perlhuhn (Numida Pulcherani) iſt wahrſcheinlich vom Feſtland herübergebracht worden und hier verwildert. Von Stelzvögeln erblicken wir den nirgends fehlenden Steinwälzer (Strepsilas interpres L.), den Kibitzregenpfeifer (Squatarola helvetica L.) und Sandregenpfeifer (Charadrius hiaticula Bchst.) und zahlreiche Waſſerläufer, ferner mehrere Reiherarten, darunter am häufigſten Ardea gularis Bosk., den man in großen Scharen in unmittelbarſter Nähe der Stadt am Strande beobachten kann. Raubvögel trifft man dagegen auf der Inſel

selten. Nur zuweilen kommen Geier vom Festlande herüber, denn für Viehzucht ist hier inmitten der Pflanzungen kein Raum, und es fehlt daher an Futter für die geflügelten Räuber. In den Pflanzungen trifft man häufig einen Raubvogel, der sich durch die Jagd auf Mäuse und ähnliche Tiere verdient macht und deshalb von niemandem belästigt wird, wenn er sein Nest auf irgend einem Nelkenbaume anlegt. Brehm hat den Vogel Gleitaar (Elanus melanopterus Daud. genannt (siehe Seite 61). Er ist so wenig scheu, daß er den Menschen bis auf wenige Schritte herankommen läßt, „und er richtet seine blutroten Augen mit einer wirklich vertrauensvollen Neugier auf den unter ihm stehenden Menschen, als ob er in diesem einen seiner besten Freunde sehe. Erhebt er sich endlich, so fliegt er eigentümlich schwebend und gleitend mit hoch emporgehobenen Flügelspitzen dahin. Jede seiner Bewegungen, jede Schwenkung ist ebenso anmutend, wie die Sanftheit seiner Farben, unter denen ein blendendes Atlasweiß und ein zartes Aschgrau vorherrschen." Eine andere Falkenart, der Rothals (Falco rufticollis Sws.), horstet zwischen den breiten Blättern der Dulebpalme. Von Nachtvögeln ist am häufigsten der Steinkauz, der in Baumlöchern nistet, aber schon vor Sonnenuntergang aus denselben hervorkommt, und auch Eulen gehen nach Einbruch der Dunkelheit ihrem Räuberhandwerk nach.

Fledermäuse kommen auf Sansibar zahlreich vor. Auf dem gegenüberliegenden Festlande sind besonders die Popos oder Vampyre (Pterocyon stramineus) in unzählbaren Massen vorhanden. Révoil, der dort als Gast eines reichen Sansibarers namens M'barak Mohammed (siehe Seite 57) weilte, schoß während seines Aufenthaltes nicht weniger als 500 Stück. Die Tiere saßen so dicht auf den Bäumen, daß sie die Zweige völlig bedeckten und durch ihren übeln Geruch die ganze Umgegend verpesteten. Durch jeden Schuß wurde eine Menge teils tot, teils verwundet herabgeholt, und die letzteren wurden von den Sklaven M'barak Mohammeds mit Stöcken tot geschlagen. Obwohl ein Schuß stets die ganze Gesellschaft aufscheuchte und alle Vampyre davonflogen, kehrten sie doch bald zu ihren verlassenen Sitzen zurück und ließen sich wieder dort nieder, bis ein neuer Schuß sie abermals aufscheuchte (siehe Seite 44).

Unter den Säugetieren ist das Raubvolk zahlreicher vertreten. In den Buschdickichten im Innern der Insel haust der Serwal (Felis Serval Schreb.), von den Deutschen in Sansibar Tigerkatze genannt, der sich häufig nachts auch in die Ortschaften schleicht, um eine Ziege oder ein anderes Herdentier zu rauben. Er kommt unserem Luchs an Größe gleich und ist sehr stark, weicht aber dem Menschen scheu aus, obwohl er, angegriffen, ein nicht gering zu schätzender Gegner ist. Die Eingeborenen fangen ihn häufig in Fallen und bringen ihn nach der Stadt zum Verkauf, aber er wird in der Gefangenschaft nicht zahmer und tobt wild im Käfig umher. Außer ihm leben auf der Insel noch mehrere Arten Schleichkatzen, von denen die Ziwette, Viverra civetta Buff. (siehe Seite 60), ein gefürchteter Einbrecher in die Hühnerställe ist, der unserem Marder in nichts nachsteht. Auch die Ziwette, Ngana von den Suaheli genannt, wird oft in Fallen gefangen und nach der Stadt zum Verkauf gebracht, aber sie geberdet sich im Käfig noch wilder als der Serwal. „Jeder Muskel ihres Leibes scheint angespannt, jedes Glied in Thätigkeit gesetzt zu werden, in der Absicht, sich aus dem Kerker zu befreien; Sprünge werden ausgeführt, welche man selbst einem so gewandten Geschöpfe nicht zutrauen möchte, alle Teile des Käfigs im buchstäblichen Sinne des Wortes von ihr begangen, da sie nicht blos auf dem Boden des Raumes umherrast, sondern auch an den Wänden emporklettert und selbst die Decke benutzt, um sich einen Anstoß zu neuen Sätzen zu geben. Dabei glühen ihre Augen, bewegen sich die Ohren nach vorn und hinten, schnüffelt die Nase hastig nach allen Seiten, werden die Zähne gefletscht, die Haare gesträubt, daß das Tier wie ein Kehrbesen aussieht; dabei faucht und knurrt es abwechselnd und verbreitet einen Zibetgeruch, daß man es in der Nähe kaum aushalten kann, daß im wahren Sinne des Wortes ein ganzes Haus davon erfüllt und verpestet ist." Der Ziwette ähnlich ist die Genette oder Ginsterkatze (Viverra Genetta L.), die ebenfalls bei Nacht auf Raub ausgeht, aber sich meist mit dem Fang den Menschen schädlicher Tiere begnügt und selten durch Einbruch in die Ställe Schaden anrichtet. Der gefährlichste Feind der Hühnerställe ist die Zebramanguste (Herpestes fasciatus Desm.), die es auf die Hühnereier abgesehen hat, in deren



AETHIOPIA

SUPERIOR VEL INTERIOR

VULGO

ABISSINORUM

SIVE

PRESBITERI JOANNIS IMPERIUM.

Facsimile einer Karte Dappers aus dem Jahre 1670.

Marktplatz in Makdischu.

Vertilgung sie viel zu leisten vermag. Es ist ein possierliches Tier, welches eigentümliche Laute hervorbringt, nach denen es Gutschiro benannt worden ist, und wird oft der Belustigung wegen in Gefangenschaft gehalten, doch kann man es nicht in geschlossenen Räumen halten, weil es einen unerträglichen Moschusgeruch verbreitet.

Das interessanteste unter den Raubtieren Sansibars ist aber unstreitig der Galago, ein Halbaffe, der sich ebenso durch seine Blutgier, als durch seine Leckerheit nach süßen Genüssen auszeichnet, welche letztere sehr oft zu seinem Verderben wird. Er liebt den süßen Palmwein über alles, und seinem Scharfblick entgeht die an einer angezapften Palme befestigte Flasche, in welche der Saft abläuft, nicht. Er bemächtigt sich derselben und hat sie bald geleert, aber dadurch ist sein Verlangen nach einer größern Quantität des lieblichen Getränkes erwacht, und bald folgt eine zweite Flasche der ersten. Nun ist aber der Palmwein nicht blos ein sehr süßes Getränk, sondern er besitzt auch die Eigenschaft zu berauschen, und der Galago, der sich auf fremde Kosten dem Genusse des Palmweins hingiebt, beginnt bald die Wirkungen desselben zu spüren. Nicht lange währt's, und der in großen Zügen trinkende Zecher ist völlig berauscht, vermag sich nicht mehr auf dem Baume zu halten, fällt herab und bleibt unten besinnungslos liegen. Wenn er seinen Rausch ausgeschlafen hat, ist es in der Regel bereits um seine Freiheit geschehen. Am Morgen kam der Neger, der am Abend vorher die Palme angezapft und die Flasche an derselben befestigt hatte, und wollte dieselbe abholen. Er fand nun zwar die Flasche am Boden liegen, den kostbaren Saft über den Baumstamm ergossen, aber er entdeckte auch bald den Thäter, der an dieser Verwüstung schuld war. Er fesselte denselben oder steckte ihn in einen Käfig, um ihn nach der Stadt zu bringen, wo sich jederzeit Käufer für ihn finden. Lange vermag sich der Galago nicht in die neue Lage zu finden, zeigt sich störrig und bösartig, verschmäht Speise und Trank und lohnt die liebevollste Behandlung, die ihm durch seinen Herrn zuteil wird, nur durch Zähnefletschen oder Bisse, aber schließlich schwindet sein Trotz und er wird nach und nach zahm und gewinnt zugleich eine große Anhänglichkeit an seinen Herrn. Aus der Zeit seiner Freiheit bewahrt er nur eine Eigentümlichkeit, den Abscheu vor Wasser, sehr lange und gewöhnt sich nur allmählich an Milch oder Kaffee, während er ein Schälchen Palmwein oder Sorbet nie verschmäht. Wenn er zahm geworden ist, vergilt er seinem Herrn seine Pflege durch allerlei Dienste, welche in jenen Gegenden nicht gering zu achten sind und einen Galago zu einem schätzenswerten Hausgenossen machen. Für alles Ungeziefer, das sich im Zimmer aufhält, für Mäuse, Schaben, und dergl. hat das letzte Stündlein geschlagen, wenn ein zahmer Galago sich in demselben aufhält. Namentlich auf Schaben ist er erpicht und scheint sie ebenso als Delikatesse zu betrachten wie den Palmwein. Mag ihre Zahl noch so groß sein, nach kurzer Zeit sind sie verschwunden, eine nach der andern in den Magen des Galago gewandert, der wie auf Sammetpfötchen heranschleicht und blitzschnell nach rechts und links schießend, bald hier, bald dort einen der ungelegenen Gäste ergreift, ihn zerdrückt und dann mit Behagen schmatzend verschlingt. Durch diese Eigenschaft wird der Galago namentlich auf Schiffen oft zu einem schätzenswerten Begleiter, und er hat bei alledem vor dem Affen den großen Vorzug, daß er viele Untugenden des letztern nicht besitzt, viel liebenswürdiger ist als ein Affe, und sich auch mit anderen Haustieren stets gut verträgt.

„Viele Naturforscher reihen die Halbaffen und somit auch die Galagos mit den Affen in eine Ordnung ein; genaue Beobachtungen jener Tiere und ihres Lebens aber widersprechen dem auf das entschiedenste. Die Halbaffen haben, streng genommen, nur eine sehr oberflächliche Ähnlichkeit mit den Affen. Alle Mitglieder dieser Gruppe, welche wir mit vollstem Rechte als Ordnung betrachten dürfen, sind Nachttiere, obschon einzelne von ihnen auch angesichts der Sonne sich ermuntern und ihren Geschäften obliegen oder ihren Vergnügungen nachgehen. Für die Galagos gilt dies nicht: sie sind Nachttiere im eigentlichen Sinne des Wortes, Wesen, für welche der Mond die Sonne, Geschöpfe, an denen die eine Hälfte des Tages spurlos vorüber geht, welche, schläfriger als die Schlafmäuse, während jener Stunden in sich zusammengerollt in irgend einem geeigneten Schlupfwinkel liegen und, falls ihnen verwehrt, einen solchen aufzusuchen, sich durch das ängstliche Verbergen

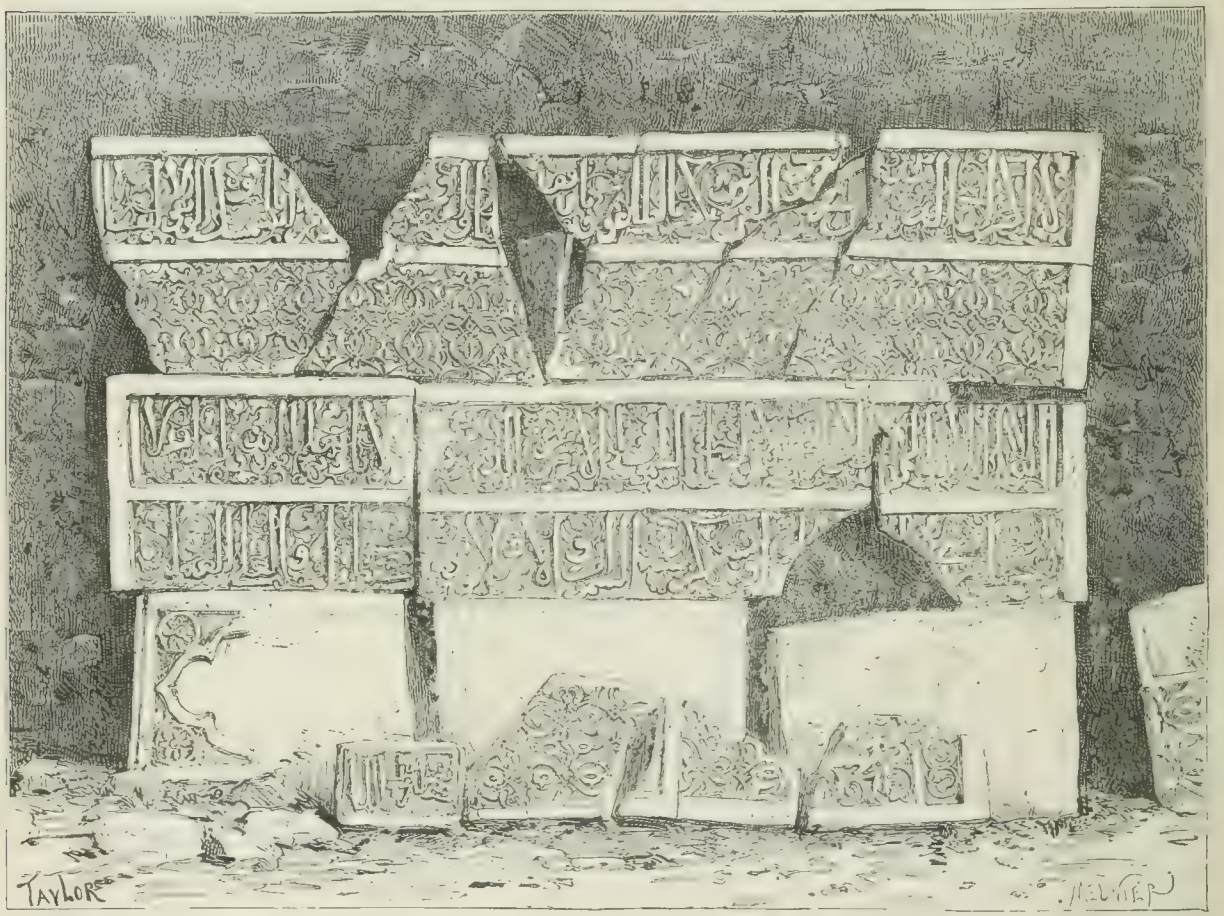
ihres Kopfes vor dem ihnen verhaßten Sonnenlichte zu schützen, ja sich durch Zusammenrollen ihrer Ohren sogar vor jedem Geräusche zu sichern bestrebt sind. Werden sie durch irgend einen Gegner gewaltsam aus ihrem tiefen Schlafe geweckt, so starren sie anfänglich wie träumend ins Weite, kommen nur ganz allmählich aus ihrer Schlaftrunkenheit zu sich und bekunden sodann durch abwehrendes Wesen, wie unangenehm ihnen diese Störung war. Ganz anders zeigen sich dieselben Tiere nach Sonnenuntergang. Sobald die Dämmerung über den Wald hereinbricht, erwacht der Galago, wahrscheinlich infolge der ihm fühlbar werdenden abendlichen Kühle, biegt den bisher über dem Kopfe zusammengewickelten Schwanz zurück, öffnet die Augen und entknittert die häutigen, bisher zu einem wohlschließenden Deckel des Gehörganges eingerollten oder richtiger zusammengeschrumpften Ohren, putzt und leckt sich, verläßt die Schlupfhöhle und beginnt nunmehr sein gespenstisches Treiben — bei Lichte betrachtet ein Räuberleben im vollsten Sinne des Wortes, in welchem sich unersättlicher Blutdurst mit einer bei so hochstehenden Handtieren ungewöhnlichen Mordlust paart. Wehe jetzt dem schlummernden Vogel, wehe der Brut im Neste, und ob auch die treue Mutter sie beschütze; wehe dem schwächern Säugetiere, wenn das große, im Dunkeln leuchtende Auge des Galago auf ihn fällt! Ein Sprung, ein Griff mit der geschickten, langfingerigen Hand, ein Biß in den Schädel, ein letztes Aufzucken — und das Opfer hat geendet. Begabt wie irgend ein anderes Raubtier, fernsichtig wie ein Luchs, feinhörig wie eine Fledermaus, scharfspürig wie ein Fuchs, zwar nicht besonders verständig, wohl aber listig, die Gewandtheit des Affen mit der einer Schlafmaus vereinend, die Unfehlbarkeit des Angriffes durch Dreistigkeit noch vermehrend, wird der Galago in Wirklichkeit zu einem furchtbaren Feinde des Kleingetiers und unterscheidet sich hierdurch, namentlich aber durch seine so ausgeprägte Raubsucht sehr wesentlich von allen Ordnungsverwandten."

An den Tieren, denen der Galago mit Vorliebe nachstellt, ist in Sansibar kein Mangel. Durch fremde Schiffe kam die Wanderratte (Mus decumanus Pall.) auf die Insel, wo die Dachratte (Mus alexandrinus Geoffr.) bereits zu Hause war. Es sind sehr zudringliche Gäste, welche schon manchem Europäer das Leben in Sansibar verleidet haben. Ihr Lieblingsaufenthalt sind die Warenhäuser, wo sie Nahrung in Hülle und Fülle finden, und dort sind sie auch stets zu Hunderten vorhanden. Es kommt aber ein Tag, an dem das angenehme Schmarotzerleben, das sie in den Warenhäusern führen, ein Ende findet. Das ist der Tag der Ankunft des Dampfers, welcher die lagernden Waren nach Europa bringen soll. Wenn dann der Laderaum geleert ist und die Ratten nichts mehr finden, was sie benagen können, bemächtigt sich der ganzen Gesellschaft eine ungeheure Aufregung. Sie wandern aus und suchen in den benachbarten Häusern ein neues Obdach. Blitzschnell schießen sie in den Straßen umher, klimmen an den Wänden der Häuser empor und suchen irgend eine Öffnung, durch welche sie eindringen könnten. Man bemerkt die unangenehme Einquartierung sofort an dem Lärm, der nach Anbruch der Dunkelheit im Hause losgeht, und von nun an ist nichts mehr, auch der schlafende Mensch nicht, vor ihrem scharfen Gebiß sicher. Es steht außer Zweifel, daß sie auch den Menschen anfallen und während er schläft seine Finger und Zehenspitzen zu benagen suchen.

Das wegen seiner Zudringlichkeit und der großen Verwüstungen, welche es anzurichten vermag, gefürchtetste Nagetier ist die Hamsterratte (Cricetomys Gambianus Wath.), die ebensowohl im Freien in Höhlen, als auch in Häusern lebt. Auch sie wählt mit Vorliebe die Vorratshäuser zu ihrem Aufenthaltsort, legt dort einen tiefen unterirdischen Bau an und geht dann von demselben aus auf Raub aus. Alles, was sie erlangen kann, gleichviel ob für sie genießbar oder nicht, schleppt sie in ihren Bau, in welchem sich, wenn sie in der glücklichen Lage ist, ihr Unwesen lange zu treiben, mit der Zeit stattliche Vorräte anhäufen. Vor ihren scharfen Zähnen schützt die dickste Wand, das stärkste Brett nicht, und wenn die Hamsterratte den Inhalt einer Kiste kennen lernen will, dann dauert es nie lange, bis sie sich einen Zugang zu derselben geschaffen hat. Der Mensch steht dem Räuber geradezu wehrlos gegenüber, da er eine seiner riesigen Größe — er erreicht 12 bis 16 Zoll, den Schwanz mit eingerechnet doppelt so viel — entsprechende Kraft besitzt, so daß er den größten Katzen gewachsen ist und aus einem Kampfe mit solchen in der Regel als Sieger hervorgeht. Ausgestreutes Gift

erweist sich als ebenso wirkungslos wie Fallen, und so bleibt denn nichts übrig, als ihn gewähren zu lassen. Das Einzige, was der Besitzer eines von Hamsterratten heimgesuchten Lagers thun kann, ist, daß er, nachdem das Lager geräumt worden, sorgfältig Umschau hält und alle Öffnungen, welche zu dem unterirdischen Bau führen, durch Glasscherben verstopfen läßt. Dadurch wird der Räuber wenigstens für einige Zeit von den Waren ferngehalten, bis er einen neuen Gang gegraben hat.

Außer diesen langen Reihe schädlicher Tiere, welche Sansibar aufzuweisen hat, leben in den Buschdickichten im Innern der Insel noch Hasen, Antilopen und Wildschweine. Von Antilopen findet man 3 Arten, von denen das Moschusböckchen (Nesotragus moschatus Düb.) der Insel eigentümlich zu sein scheint. Mit



Stücke der Marmorbekleidung der Moschee El-Barani in Makdischu.

Vorliebe suchen diese kleinen, niedlichen Tiere die Koralleneilande bei Sansibar auf, wo sie in den dichten Gebüschen völlig ungestört sind, da sich weit und breit keine Menschenwohnung befindet. „Einen reizendern Wiederkäuer als ein Antilopenkälbchen kann man sich unmöglich denken. Die Länge des Tierchens beträgt bei seiner Geburt nur 6 bis 7 Zoll, die Höhe am Widerrist wenig über 4 Zoll; die Läufe haben die Stärke eines Bleistiftes. Aber dieser Zwerg schaut vom ersten Tage seines Lebens munter und verständig in die Welt, weiß seine zarten Glieder trefflich zu gebrauchen, und entzückt Jedermann durch die Zierlichkeit seines Baues, die Anmut seiner Bewegung und die wunderbare Schönheit seines herrlichen Auges. Bei sorgsamer Pflege der Mutter hält es nicht schwer, eine junge Zwergantilope groß zu ziehen, während dies, wenn das Kälbchen der Ricke frühzeitig entrissen wurde, kaum möglich ist. Derartige Tierchen, welche von Jugend auf

Die Moschee Fachr-ed-Din oder El Barani.

an die Gesellschaft des Menschen gewöhnt werden, gewinnen bald eine außerordentliche Zuneigung zu ihrem Pfleger, folgen ihm wie ein wohlgezogenes Hündchen durch das Haus, begleiten ihn auf Spaziergängen außerhalb desselben, nehmen Schmeicheleien und Liebkosungen des Gebieters mit wahrem Behagen entgegen und erwerben sich so die wärmste Liebe auch des gegen Tiere gleichgiltigsten Menschen.“ Man trifft sie nie in Rudeln, sondern stets nur paarweise, und jedes Pärchen hält sich in einem streng abgegrenzten Gebiet auf, das es niemals überschreitet, in welches es aber auch anderen Pärchen den Eintritt entschieden verwehrt. In einem dicht belaubten Busch in der Mitte dieses Gebietes schlägt es sein Lager auf, und dort ruht es tagsüber und kommt erst gegen Sonnenuntergang, der Bock voran, hervor und beginnt, nachdem es sich überzeugt, daß kein Feind in der Nähe und keine Gefahr zu fürchten sei, zu äsen. Die Antilopen bleiben übrigens, wenn nicht Europäer eine Jagd veranstalten, ziemlich unbelästigt, denn ihr Fleisch ist, abgesehen von dem widerlichen Moschusgeruch, sehr zähe und verlockt durchaus nicht zum Erlegen der Tierchen. Dies mag der Hauptgrund sein, warum die Eingeborenen den Antilopen, welche durchaus nicht schwer in Netzen zu fangen sind, nur selten nachstellen. Um so eifriger verfolgen sie einen andern Bewohner der Buschdickichte, das Wildschwein (Choeropotamus africanus Schreb.), weil dasselbe bei Nacht von seinem Versteck aus Streifzüge durch die Felder unternimmt und dort großen Schaden anrichtet. Die Tiere werden blos gejagt, um sie zu vernichten, denn da die Muhammedaner kein Schweinefleisch essen, wird dasselbe den Hunden vorgeworfen. In einer hellen Mondscheinnacht versammeln sich mehrere Grundbesitzer mit ihren Sklaven und ziehen mit Speeren bewaffnet zur Jagd aus. Die mitgenommenen Hunde haben bald einen Keiler aufgespürt, aber nun kostet es einen harten Kampf, bevor derselbe erlegt ist, denn das Wildschwein von Sansibar verteidigt sich, obwohl es kleiner und schwächer ist als das unsere, sehr geschickt, und nicht blos mancher Hund findet durch seine Hauer den Tod, sondern es kann auch ein minder gewandter Jäger leicht schwere Verletzungen davontragen.

Zu diesen auf der Insel Sansibar heimischen Tieren gesellt sich noch eines, an dessen Vorkommen man lange nicht glauben wollte, da es seltsamerweise nur zum Besuch auf die Insel kommt und, um dieselbe zu erreichen, den fast 5 deutsche Meilen breiten Meeresarm zwischen ihr und dem Festlande durchschwimmen muß. Dieser seltene Gast ist das Nilpferd, dem doch die wasserarme Insel keinen zusagenden Aufenthalt zu bieten vermag. Besuche von Nilpferden, welche vom Festlande herübergeschwommen waren, sind jedoch verbürgt, und man weiß auch, daß sie auf die südlicher gelegene Insel Mafia vom Festlande hinübergeschwommen und dort heimisch geworden sind.

Neben diesen in Freiheit lebenden Tieren findet man auf der Insel nur eine kleine Anzahl Haustiere, und ein großer Teil derselben ist erst in neuerer Zeit, namentlich aus Süd-Arabien, eingeführt worden. Das größte derselben ist das Kameel, welches aber das Klima nicht verträgt und dessen Kräfte überdies in so unverantwortlicher Weise ausgenutzt werden, daß es auf der Insel kein hohes Alter erreicht. Man benutzt es hier nicht als Lasttier, sondern zum Drehen eines Göpelwerkes, an welches angespannt es sich stundenlang im Kreise bewegt. „Knarrend und quiekend dreht sich die Maschine, in welche Sesam oder Kopra zur Ölgewinnung geschüttet worden, aber nur gering ist ihre Ergiebigkeit, obgleich ein so mächtiges Tier und mehrere Menschen dabei beschäftigt sind.“ Die Arbeit, welche man hier dem Kameel aufbürdet, paßt für das Tier nicht, dessen ganzer Körperbau auf seine Verwendung als Lasttier hinweist und es zum Ziehen ungeeignet erscheinen läßt, und da die Kameele überdies bei der schweren Arbeit schlecht genährt werden, kann die große Sterblichkeit, die unter den eingeführten Tieren herrscht, nicht überraschen. Überhaupt sind alle Länder südlich vom Äquator für das Kameel nicht mehr geeignet, und es kommt an der ostafrikanischen Küste nur noch im Somalilande gut fort.

Zum Reiten und Lasttragen bedient man sich in Sansibar der Pferde und Esel, die ebenfalls eingeführt worden sind. Die schönen weißen Esel, große und kräftige Tiere, kommen aus Omahn in Süd-Arabien und heißen davon Maskät-Esel; kleine graue Esel liefert Uniamwesi, aber zu Expeditionen nach dem Innern bedient man sich jetzt mit Vorliebe der Massai-Esel, welche zwar sehr häßlich, aber kräftiger sind als

die Uniamwesi-Esel und daher Strapatzen besser ertragen können. Die Masai-Esel sind sehr kluge Tiere und eignen sich vortrefflich zum Reiten, weshalb sie zuweilen sehr hohe Preise — bis 700 Mark — erzielen, aber außerhalb der Insel, zu Reisen in das Innere sind sie nicht zu verwenden, da sie das Klima nicht vertragen. Auch von den dunkelfarbigen Eseln, deren sich die Karawanen zum Warentransport bedienen, gehen auf einem Zuge ins Innere stets sehr viele zu Grunde, aber daran ist weniger das Klima schuld, als Überanstrengung und schlechte Behandlung. Die Elfenbeinhändler legen meist nur ein schwaches Polster unter den Sattel, über den die aus Häuten zusammengenähten Doppeltaschen gehängt werden, in welche man die Waren steckt, und die unvermeidliche Folge davon ist, daß die ohnehin meist überlasteten Tiere sich bald wund reiben und auf ihrem Rücken sich bösartige Geschwüre bilden, welche den Tod herbeiführen. Der Esel vermag, wenn er täglich nicht mehr als 5 bis 6 Wegstunden zurücklegt, wenn man ihm wöchentlich einen Ruhetag gönnt und auch dafür sorgt, daß die Last ihn nicht drückt, ohne Schaden 150 engl.) Pfund zu tragen, aber die Elfenbeinhändler belasten ihre Tiere oft mit 200 Pfund. Der geringe Preis der Esel mag auch dazu beitragen, daß die Händler so rücksichtslos mit ihnen verfahren. An der Küste kostet zwar ein Massai Esel bis 50 Mark, aber im Innern kann man Esel schon für 10 Mark erhalten, die überdies noch nicht in Geld, sondern in Waren gezahlt werden, an denen der Kaufmann verdient.

Zum Ziehen wird — außer dem in der Mühle beschäftigten Kameel — auf Sansibar kein Tier verwendet, und man trifft daher auch keine Wagen auf der Insel, deren Fortbewegung ja ohnehin die engen, winkeligen Gassen der Stadt und die schlechten Wege auf dem Lande kaum überwindbare Schwierigkeiten bereiten würden. Decken berichtet als Kuriosum, daß der Zollpächter, ein Inder, einst einen Wagen aus Indien kommen ließ und in demselben durch einige der breiteren Straßen spazieren fuhr, wobei jedoch der Wagen nicht von Pferden, sondern von Sklaven gezogen wurde. Die ganze Fahrt war mehr unternommen, „um die allgemeine Bewunderung zu erregen, als die Bequemlichkeit eines solchen Fortbewegungsmittels zu genießen", an dessen dauernde Verwendung ohnehin nicht zu denken war.

Zahlreicher als Kameele, Pferde und Esel sind jene Haustiere vorhanden, welche ihres Fleisches oder ihrer Wolle wegen gezüchtet werden, Schafe, Ziegen und Rinder. Die fettsteißigen Schafe liefern ein vortreffliches saftiges Fleisch, haben aber keine Wolle, sondern sind gleich den Ziegen behaart, und ihr unförmlich dicker Schwanz trieft beinahe von Fett. Die Eingeborenen ziehen dem Schaffleisch das der Ziegen weit vor, und ein großer Ziegenbock ist oft fast so teuer wie ein Ochse mittlerer Größe. Die auffallende Fettablagerung, welche die Schafe auszeichnet, findet man auch bei dem Rindvieh, den aus Indien eingeführten Zebu, welche einen dicken Fettpolster auf dem Rücken tragen. Von einer eigentlichen Rindviehzucht kann nicht die Rede sein, da die Eingeborenen nur notdürftig für die Fütterung der nicht sofort nach der Einfuhr geschlachteten Tiere sorgen und es diesen meist überlassen, sich ihr Futter selbst zu suchen. Der Milchertrag der Kühe ist daher auch kein bedeutender, und Milch, die sehr begehrt ist, meist sehr teuer.

Von Geflügel, welches von den Eingeborenen gezüchtet wird, verdienen bloß die Hühner Erwähnung, aber diese sind allerdings fast überall auf der Insel zu finden. Sie gehören in gewisser Beziehung auch zu den Ausfuhrartikeln Sansibars, da von dort abfahrende Schiffe stets eine ziemliche Partie Hühner mitzunehmen pflegen, um während der Fahrt noch einige Tage mit frischem Fleisch versehen zu sein. Die Hühner sowohl als die von ihnen gelegten Eier sind kleiner als unsere, aber sie sind trotz ihrer großen Anzahl sowohl auf der Insel, als auf dem Festlande unverhältnißmäßig teuer.

Unsere Haustiere im engsten Sinne des Wortes, Katzen und Hunde, sind in Sansibar ein entartetes Geschlecht. Katzen fänden zwar wegen der vielen Ratten ein weites Feld für ihre Thätigkeit, sind jedoch nur wenig verbreitet. Die gezähmten Galagos sind hier bevorzugte Konkurrenten, und gegen die alle Vorratshäuser plündernden Hamsterratten vermögen Katzen ohnehin nicht anzukämpfen. Hunde sind viel zahlreicher vorhanden, aber sie gleichen mehr den verwilderten Hunden, welche in den Straßen orientalischer Städte herumlungern, als unseren lieben Hausgenossen. „Schon ihre matte, kläffende Stimme läßt erkennen, daß

man es nicht mit einem, dem gebildeten Hunde Europas gleichstehenden Tier zu thun hat.“ Vom Hunger getrieben, streifen sie bei Nacht in den Straßen der Stadt umher, gierig nach irgend welchen weggeworfenen Abfällen ausspähend, und verschmähen das ekelhafteste Aas nicht, um welches oft erbitterte Kämpfe zwischen ihnen stattfinden.

Im Vergleich zu der dichten Bevölkerung der Insel erscheint die Zahl der Haustiere verschwindend klein, aber das Mißverhältnis findet seine Erklärung in der Beschäftigung der Eingeborenen. Viehzucht wird sehr wenig getrieben; auf der mit Plantagen bedeckten Insel, auf welcher jedes Stück Boden ausgenutzt ist, fehlt es an Raum für Viehweiden. Gerade diese gartenartige Bebauung der Insel hat aber ermöglicht, daß die Bevölkerungsdichtigkeit hier eine so große ist, wie in keinem andern Küstengebiet Afrikas. Die Insel umfaßt 29 □ Meilen, und ist von etwa 250 000 Menschen bewohnt, so daß 8600 Bewohner auf die □ Meile entfallen. Da man aber von jenen 29 □ Meilen gut 8 bis 9 abrechnen kann, welche nicht anbaufähig und nicht bewohnt sind, so ergiebt sich eine Bevölkerung von 11 900 Seelen auf die □ Meile.

Ziwette (Viverra civetta Buff.).

Die Hauptmasse der Bevölkerung der Insel bilden die Neger, teils die Nachkommen der alten Bewohner der Insel, teils vom Festlande eingeführte Sklaven oder Nachkommen von Freigelassenen. Gleich der herrschenden Rasse sind sie alle Muhammedaner, beobachten streng die muhammedanischen Speisegesetze und haben eine Menge Sitten und Gebräuche von den Arabern angenommen. Die Neger von Sansibar sind ein harmloses, fröhliches Volk. Musik und Tanz lieben sie sehr und können in mondhellen Nächten stundenlang damit sich die Zeit vertreiben. Die Musikstücke, welche die portugiesische Musikbande des Sultans spielt, werden rasch Gemeingut der Volksmassen, welche sie auf aus Europa eingeführten Kinderflöten nachspielen. Wo mehrere Neger beisammen sind, dort wird sicher auch gesungen. Die Arbeiter am Hafen erleichtern sich ihre schwere Arbeit durch Gesang, die Träger, welche mit schweren Lasten den Vorratskammern zuwanken, schreiten nach dem Takte einer Melodie einher, und den Knaben und Mädchen, welche mit dem Feststampfen der zementierten Dächer beschäftigt sind, pflegt man einen Vorsinger und Improvisator beizugesellen, weil dann die beschwerliche und unangenehme Arbeit besser von statten geht. Während die Kinder mit langen Stangen,

an deren unterem Ende ein flacher Klotz befestigt ist, stampfend herumspringen und der feuchte, ätzende Kalk sie bis zum Kopfe hinauf bespritzt, so daß die schwarze Haut kaum noch zu sehen ist, erzählt der Improvisator in singendem Ton allerhand komische Geschichten, und der Kinderchor fällt bei jedem Abschnitt mit einem bestimmten Refrain ein. „Meist handelt es sich in diesen Gesängen um Essen, Trinken, Geld, schöne Kleider, Spazierengehen, Reisen und Heiraten."

Jedenfalls sind die Sansibarneger die kulturfähigsten unter allen Negerstämmen, und da schon die muhammedanische Kultur unter ihnen viele Erfolge erreicht hat, so läßt sich erwarten, daß sie rasch noch

Gleitaar (Elanus melanopterus Daud.).

weitere Fortschritte machen werden, sobald der europäische Einfluß in größerem Umfang sich wird geltend machen können. In ihrem Charakter sind eine Menge scharfer Gegensätze gepaart. Sie sind höchst leckerhaft und gefräßig, aber wenn sie in eine bedrängte Lage geraten, ertragen sie mit bewundernswerter Ausdauer die größten Entbehrungen. Von Natur träge, können sie Erstaunliches leisten, wenn die Not sie dazu zwingt oder wenn ihnen jemand mit gutem Beispiel vorangeht. Jederzeit zu lärmendem Streit geneigt, sind sie doch allen Gewaltthätigkeiten abhold und meist friedfertiger Natur. So dankbar sie sich für empfangene Wohlthaten erweisen, so können sie doch rachsüchtig und hinterlistig werden, wenn man sie schlecht behandelt oder ihnen hochmütig begegnet. Auf Expeditionen und auf im Innern errichteten Stationen haben sie sich stets

bewährt, aber die leitende Hand des Europäers muß sich stets fühlbar machen, sonst erlahmt rasch der Eifer der Neger.

Die große Masse der Negerbevölkerung Sansibars lebt sehr ärmlich. Reis bildet die Hauptnahrung, Fleisch wird von sehr Wenigen genossen, dagegen liefert das Meer einige Abwechselung für die Speisekarte, und getrockneter Haifisch gehört auch zur gewöhnlichen Nahrung der ärmeren Klassen. Ebenso einfach wie ihre Nahrung, ist ihre Kleidung.

„Ein um die Lenden geschlungener Schurz von weißem Baumwollzeuge, Schuka genannt, genügt für Kinder und Männer, während erwachsene Mädchen und Frauen sich in ein doppelt so langes Stück Zeug hüllen, welches von der Brust bis zu den Knöcheln reicht. Festtags kleiden sich alle wie wohlhabende Leute oder wie die Hausklaven der Reichen: Männer ziehen dann ein blendend weißes, langes Hemd und eine bunte, ärmellose Tuchjacke an, bedecken den Kopf mit einer gestickten Baumwollenmütze oder mit einem türkischen Fez und tragen wohl auch Sandalen und ein Spazierstöckchen, oder Schwert und Speer; Frauen aber legen, wenn sie sich putzen wollen, ein zweites, einfarbiges, gefranztes Baumwollentuch über die eine Schulter und ein drittes dunkelblaues, dessen zwei Zipfel bis auf die Erde herabhangen, auf den Kopf, behängen sich Fuß- und Handgelenke mit metallenen Ringen und den Hals mit Perlschnüren, bringen an Nase und Ohren wo nur ein Platz dazu ist, allerlei Zierraten an, flechten sich duftige Jasminblüten oder bunte Glasperlen in die Haare. Die Haartrachten geben an Abenteuerlichkeit und Mannigfaltigkeit auch den bei uns üblichen nicht viel nach. Am gewöhnlichsten sieht man die Haare am Vorderkopfe zu zwei hohen Hörnern vereinigt, oder auch in acht bis zehn und noch mehr Scheitel geteilt, welche sich, zwischen schmalen Reihen von kleinen Zöpfchen von Stirn und Ohren bis zum Hinterkopfe hinabziehen. Die Pflege der Haare beansprucht sehr viel Zeit; sogar das Auflösen der zahllosen Zöpfchen ist nicht ganz leicht, preßt auch der unter den Händen ihrer Freundin befindlichen Dulderin manche Thräne aus, daher man die Haartracht meist wochenlang unverändert läßt. Haare an anderen Stellen des Körpers werden nach muhammedanischer Sitte nicht geduldet."

Der eingeborenen Bevölkerung Sansibars steht eine nicht unbedeutende Anzahl von Eingewanderten gegenüber, unter denen sich, abgesehen von den durch den Sklavenhandel nach der Insel gekommenen Negern aus dem Innern des Festlandes noch viele Angehörige der auf den südlicher gelegenen Inseln wohnenden Stämme befinden. Madagaskar und die Komoren stellen zu dieser fluktuierenden Bevölkerung Sansibars ein starkes Kontingent. Am stärksten sind die Komorianer vertreten, welche 4000 bis 5000 Köpfe stark sein dürften. Sie kommen von der Insel Groß-Komoro und unterhalten einen regen Verkehr mit dem Vaterlande, vermischen sich auch nicht mit anderen Stämmen und wohnen in der Stadt in einem besondern Stadtviertel beisammen, wo sie auch ihr eigenes Oberhaupt haben. Viele Komorianer stehen im Dienst von europäischen Kaufleuten, bei denen sie als ehrliche und treue Leute sehr geschätzt sind. Sie bilden gleichsam eine Übergangsstufe zu jenem Volke, welches unter den Ausländern in Sansibar am zahlreichsten vertreten ist und dort die wichtigste Rolle spielt, zu den Indern.

Die weitaus intelligentesten unter den nicht europäischen Bewohnern Sansibars sind die Inder, welche nicht nur wegen ihrer Handelsverbindungen, sondern auch wegen der Ämter, welche in ihren Händen ruhen, eine wichtige Stellung im Staate Sansibar einnehmen. Der Sultan erhebt die Zölle, welche von den eingeführten Waren zu entrichten sind, nicht durch eigene Beamte, sondern hat die ganzen Zolleinkünfte an einen Inder verpachtet, welcher wiederum Inder als Beamte und Gehilfen angestellt hat. So befindet sich der für den Handel wichtigste Punkt Sansibars, das Zollhaus, in den Händen von Indern, aber auch im Handel selbst spielen sie eine nicht minder wichtige Rolle. Die Mehrzahl der auf der Insel lebenden Inder sind wohlhabende, viele auch reiche Leute, und die indische Handelsfirma Taria Topan kann es in bezug auf ihren Warenumsatz mit mancher in Sansibar vertretenen europäischen Firma aufnehmen. Alle Inder, deren über 6000 im Reiche des Sultans leben, sind thätige, gewandte Leute, die Juden Ost-Afrikas, der Sauerteig in dem trägen Gemisch von Eingeborenen und Arabern, welches die Masse der Bevölkerung bildet. Die meisten leben vom Handel,

doch trifft man unter ihnen auch Leute, welche durch irgend ein Gewerbe, als Goldschmiede, Uhrmacher u. s. w. ihren Lebensunterhalt verdienen. Der ganze Zwischenhandel ist von den Indern in Beschlag genommen, welche die von den Eingeborenen auf den Markt gebrachten Landeserzeugnisse im Einzelnen aufkaufen, um sie im Großen den europäischen Firmen zu überlassen, und durch ihre Hände gelangen auch wieder die aus Indien, Europa, Amerika u. s. w. eingeführten Waren unter die Eingeborenen. Da die Inder sämmtlich sehr wenig Bedürfnisse haben und höchst einfach leben, kein Geschäft verschmähen, wenn es auch nur einen unbedeutenden Gewinn abwirft, und das einmal erworbene Geld zäh festhalten, werden sie alle mit der Zeit wohlhabend. Ihr Reichtum offenbart sich dann namentlich in Kleidung und Schmuck ihrer Frauen, welche bunte seidene Gewänder lieben und in der Unmasse von Ketten, Ringen und Spangen, welche sie zur Schau tragen, noch die Araberinnen übertreffen.

Man unterscheidet auf Sansibar die Inder in sogenannte Hindi und in Banianen. Die ersteren sind muhammedanische Inder, also Glaubensgenossen des auf Sansibar herrschenden Volkes, und sie sind deshalb auch mehr angesehen, als die Nichtmuhammedaner, ihre der Sekte der Vattias angehörenden, spottweise Banianen d. i. Krämer genannten Landsleute. Die Hindi tragen ein weites, langes Hemd, einen Lendenschurz, einen breiten weißen Shawl um den Leib und einen ebensolchen auf der Schulter, als Kopfbedeckung entweder einen weiß und rot karrierten Turban oder eine persische Mütze von der bekannten Zylinderform, und als Schmuck eine Halskette oder Ohrringe. Die Kleidung der Banianen ist viel einfacher: an Wochentagen besteht sie nur in einem großen Tuch, dessen ehemals weiße Farbe längst durch Schmutz unkenntlich geworden ist, und einer kleinen roten Mütze, welche sie zu Hause ablegen. Das Tuch ist so um den Körper geschlungen, daß es nur die eine Schulter bedeckt, die andere aber frei läßt. An Festtagen erkennt man den sonst so unsaubern Banianen nicht wieder. Er hat dann ein langes Leinen- oder Baumwollhemd von feinem Stoff und blendend weißer Farbe angelegt, an welchem die übermäßig langen Ärmel auffallen, welche er, um die Hände frei zu bekommen, so zurückschieben muß, daß sie auf dem Arm Falte an Falte bilden, und sein rabenschwarzes, am Vorderkopf glatt geschorenes Haar, welches sonst lang herabfällt, ist in einen Knoten geschlungen und mit einem stattlichen Turban bedeckt, zu dessen Anfertigung wohl 20 bis 50 Ellen bunten Stoffes erforderlich sind. Schmuck tragen die Banianen nicht. Nur bei Kindern und jungen Männern sieht man einen weiten goldenen Reif, der, im Nacken offen, tief auf die Brust herabhängt. Je nach der Kaste, welcher der Baniane angehört, sind auch Stoff und Form seiner Kopfbedeckung verschieden.

Obwohl die Banianen trotz ihres Reichtums sehr wenig geachtet sind, hat man doch der Ausübung ihrer Religion nie Hindernisse in den Weg gelegt — in einem muhammedanischen Lande gewiß ein beachtenswertes Beispiel von Toleranz. Sie besitzen in Sansibar ihren Tempel, halten bei Hochzeiten und an Festtagen öffentliche Umzüge in Begleitung von Musikern, Sängern und Tänzern, und an ihrem größten Fest, dem Neujahr, widerhallt die ganze Stadt von ihrem Festjubel. Dann hat man auch Gelegenheit, gegen ein entsprechendes Eintrittsgeld, die Tänze der berühmten Bajaderen zu bewundern, welche zur Verherrlichung des Festes stattfinden. Von Bombay kommen oft große, aus Tänzerinnen und Musikern bestehende Gesellschaften herüber und unternehmen, nachdem sie in Sansibar eine reiche Einnahme erzielt, noch Kunstreisen längs der ganzen Küste. Der reiche Zollhauspächter hat ihnen einen großen Saal eingeräumt, und dort sammelt sich das Publikum, welches ihre Kunst und Schönheit bewundern will. „Bunte Strohmatten bedecken Wand und Fußboden; zu rechter Hand stehen Stühle für die Europäer, zur linken liegen persische Teppiche für andere Besucher. Nach und nach füllt sich das Gemach: gemessenen Schrittes treten Banianen, Hindi und Suaheli herein, reichen dem Hausherrn die Hand und setzen sich mit verschränkten Beinen auf den angewiesenen Platz. In einer Ecke kauern die Spieler, zwei Musiker und zwei Tänzerinnen, von denen die eine alt und häßlich, gleichsam den Schatten zu dem Vollmondslichte der Schönheit ihrer jungen Gefährtin darstellt. Vor den Augen der Gesellschaft vertauschen sie ihre Alltagskleider mit festlichen Gewändern, die Instrumente werden gestimmt, und der Tanz beginnt. Nach dem Takte der einförmigen Musik, begleitet von dem Klirren silberner

Ketten, welche oberhalb der Knöchel mehrmals um die Beine geschlungen sind, bewegt er sich bald langsamer, bald schneller. Hierzu singen die Tänzerinnen in fremdartigen Weisen Lieder, deren Inhalt, der Bedeutung des Tanzes entsprechend, wahrscheinlich von Liebesabenteuern handelt, wenden sich dabei häufig an einzelne der Zuschauer und singen ihnen, freundlich lächelnd, einige Verse ins Gesicht, oder führen Pantomimen auf, lassen z. B. einen Drachen steigen und holen ihn wieder ein, und begleiten ihr ausdrucksvolles Geberdenspiel mit zierlichen Drehungen und Schwenkungen des Körpers und anmutigen Bewegungen der Arme. Ein großer roter Shawl von schwerem Seidenzeuge mit golddurchwirkter Borte spielt hierbei eine Hauptrolle, trägt wesentlich dazu bei, die Spannung und Teilnahme der Zuschauer zu erhöhen; er ist in fortwährender Bewegung, liegt bald in zierlichen Falten über die Schultern und umhüllt bald wie ein Schleier die ganze Gestalt. Ebenso unterhaltend sind auch die beiden Musiker. Der eine, in der That ein Riese, scheint durch Musik und Geberden das Ganze zu leiten, fällt bisweilen einhelfend oder ergänzend in den Gesang der Mädchen ein, geht, als ob er an den Rockschoß der schönen Tänzerin geheftet sei, ihr vor- und rückwärts auf Schritt und Tritt nach und klimpert mit ernsthaftester Miene auf seiner sonderbar geformten Laute. Der andere bearbeitet die beiden kleinen Trommeln, welche mit einem langen, weißen Tuche vor seinem Bauche befestigt sind, in höchst spaßhafter Weise, für gewöhnlich mit den Knöcheln seiner gelben Finger, bei Kraftstellen aber mit dem Ballen der Hand, unter schwärmerischer Verdrehung der Augen. Er hat sich die dunkelfarbige Tänzerin zum Leitstern auserwählt und giebt in der Beharrlichkeit, in ihrem Kielwasser zu segeln, seinem Kameraden nichts nach. Alles hält sich jedoch in den Grenzen des Anstandes: man gewahrt nichts, was unserer Vorstellung von einem Bajaderentanze entspricht. So dauert der Tanz mit kurzer Unterbrechung lange fort. Immer mehr füllt sich der Saal: Araber, Hindi, Banianen sitzen bunt durcheinander, und an der Thür stehen Neger Kopf an Kopf gedrängt, denn heute ist niemandem der Eintritt verwehrt. Der Raum für die handelnden Personen wird immer enger, und trotz der offenen Fenster entsteht eine beinahe unerträgliche Hitze, welche wir durch kleine Fächer, die man uns beim Beginne der Unterhaltung zur Verfügung gestellt, vergebens zu mildern suchen. Unter diesen Umständen haben wir bald des Vergnügens genug und entfernen uns dankfagend, es anderen überlassend, die ganze Nacht hindurch das Schauspiel zu bewundern."

Die vielen Gebote und Verbote, durch welche ihre Religion den Glaubenseifer auf die Probe stellt, erschweren den Banianen den Aufenthalt auf Sansibar sehr, aber sie haben sich dort doch recht behaglich eingerichtet, so daß sie kaum etwas vermissen, was ihnen ihre Heimat bietet. Ihre Frauen lassen sie jedoch zu Hause und bringen sie nie auf die Insel mit, die den meisten nur zum kurzen Aufenthalt dient, da sie heimkehren, sobald sie genügend Geld erspart haben. Dagegen bringen alle ihre heiligen Kühe mit, welche mit ihnen ihre Wohnung teilen, und da sie nur auf den großen Blättern des indischen Feigenbaumes, nie auf Tellern essen, haben sie auch diesen Baum nach der Insel verpflanzt, um stets die nötigen Blätter zur Verfügung zu haben.

Zur wirklich seßhaften Bevölkerung der Insel kann man nur einen kleinen Teil der dort lebenden Inder zählen; diese besteht nur aus den Suaheli und Arabern nebst ihren Sklaven. Der Araber hat im langen und häufigen Umgang mit Europäern schon manche Gewohnheiten seiner Stammesbrüder im Norden abgelegt, und ist namentlich in religiöser Beziehung viel duldsamer geworden als diese. In der Kleidung von den Arabern im Norden sich nur wenig unterscheidend, lebt er einfach wie diese, und seine Bildung beschränkt sich meist auf die Kenntnis von Lesen, Schreiben und Rechnen, aber trotzdem trifft man Leute, welche mehrere Sprachen sprechen, nicht selten. Seine Haupttugend ist die Gastfreundschaft, und er kann in der Bewirtung von Fremden, welche er in seinem Hause aufnahm, geradezu verschwenderisch werden. Die Pfeife, welche uns von einem echten Araber unzertrennlich erscheint, erfreut sich in Sansibar keiner großen Beliebtheit; das Rauchen ist hier durch das Betelkauen verdrängt worden, dem sich auch die Frauen hingeben. Andere Reizmittel kennt der Sansibar-Araber nicht, da er sich der durch die Religion verpönten geistigen Getränke enthält, und nur sehr starker Kaffee wird tagsüber häufig aus kleinen Tassen getrunken. Der Araber beobachtet

auch außerdem streng seine religiösen Gebote und läßt sich weder eine Übertretung der Speisegesetze, noch eine Versäumnis der vorgeschriebenen Gebete zu schulden kommen. Die Frauen sind in den Harem gebannt und wenn sie das Haus verlassen, „hüllen sie Kopf und Oberkörper in ein großes Tuch von dunkler Farbe und bedecken das Gesicht bis zum Munde herab durch eine goldgestickte, helmvisierähnliche Maske. Diese Tracht schließt nicht aus, daß die Frauen sich mit Schmuck förmlich überladen, und der Schmuck einer reichen Araberin repräsentiert häufig ein kleines Vermögen. Für vornehme Frauen, in erster Reihe für die Prinzessinnen, ist es strenges Gebot, ohne reichen Schmuck nie öffentlich zu erscheinen, und die Ohrringe, mit denen sie prunken, sind zuweilen so massiv und schwer, daß sie für die Trägerin buchstäblich zu einer Last werden und die Ohrläppchen blutig ziehen.

Der Galago.

So wenig Freiheit den arabischen Frauen gestattet ist, und obwohl auch die Prinzessinnen in den Harem verwiesen sind, konnte sich doch in Sansibar etwas ereignen, was in muhammedanischen Ländern zu den größten Seltenheiten gehört, die Entführung einer schönen jungen Araberin durch einen Europäer — und die Entführte war hier überdies eine Prinzessin, die Schwester des Sultans!

Die Europäer, die Wasungu, erfreuten sich schon unter der Regierung Sultan Seyd Medschids einer sehr geachteten Stellung und wurden häufig zu Hofe geladen, wo auch die Damen des Hofes, namentlich die Prinzessinnen Holli und Salima mit ihnen verkehrten. Die letztere, als die jüngere, lenkte besonders die Aufmerksamkeit der Wasungu auf sich, und sie sah die Huldigungen, die ihr dargebracht wurden, nicht ungern. Durch die Erzählungen der Fremden war ihr bekannt geworden, welch eine beneidenswerte Stellung die Frauen in Europa einnahmen; sie hatte auch so viel gehört von den großen Städten und von den Annehmlichkeiten des Lebens in denselben, von all den Wundern der fernen Länder, daß sich ihrer eine unbezwingbare

Sehnsucht nach der wie eine Märchenwelt ihr erscheinenden Ferne bemächtigte. Ein junger deutscher Kaufmann, der ein an das fürstliche Harem grenzendes Haus bewohnte, gewann unter solchen Umständen leicht das Herz der Prinzessin, und zwischen dem vergitterten Haremsfenster und dem Dach des Nachbarhauses entspann sich ein Roman. Die Beziehungen der Prinzessin blieben aber nicht lange verborgen, und eines Tages erfuhr der Sultan, welche Gefahr der Ehre seines Hauses drohte. Die Prinzessin wurde verhaftet und fand im Kerker Zeit, darüber nachzudenken, wie schwer sie sich vergangen hatte. Von dem erzürnten Bruder hatte sie keine Gnade zu erwarten; sie konnte nicht im Zweifel darüber sein, wie sein Richterspruch lauten werde, und sie gab sich verloren. Der junge Deutsche, ein energischer Mann, verzweifelte aber nicht, und es gelang ihm, sie zu retten. Der Kapitän eines im Hafen liegenden englischen Kriegsschiffes ließ sich durch seine Bitten bewegen, ihm bei der Befreiung der armen Gefangenen beizustehen. Im Dunkel der Nacht landeten englische Soldaten, vertrieben die vor dem Kerker der Prinzessin stehende Wache, erbrachen das Thor und befreiten die Gefangene. Sie wurde auf das Kriegsschiff gebracht, welches sofort die Anker lichtete und nach Aden fuhr.

Als der Gewaltstreich des englischen Kapitäns am Morgen in der Stadt bekannt wurde, geriet die arabische Bevölkerung in furchtbare Aufregung. Bange Stunden verlebten da die fremden Kaufleute, welche das Schlimmste befürchten mußten, wenn der Zorn des Sultans statt der nicht mehr erreichbaren Schuldigen sie traf. Mit einem Schlag konnte der ganze gewinnbringende Handel vernichtet sein und unermeßliche Verluste die auf der Insel ansässigen Firmen treffen. Kein Wunder, wenn sich auch der Unwille der Europäer gegen jenen kehrte, der an dem Vorfall schuld war, und wenn die härtesten Urteile über den deutschen Kaufmann laut wurden. Er war der Einzige, der inmitten der allgemeinen Aufregung ruhig blieb. Nachdem er seine Angelegenheiten in Sansibar geordnet, reiste er nach Aden, wo die entführte Prinzessin zum Christentum übergetreten war, und als das Paar von dort die Reise nach Deutschland antrat, hatte es bereits der Segen des Priesters fürs Leben vereint.

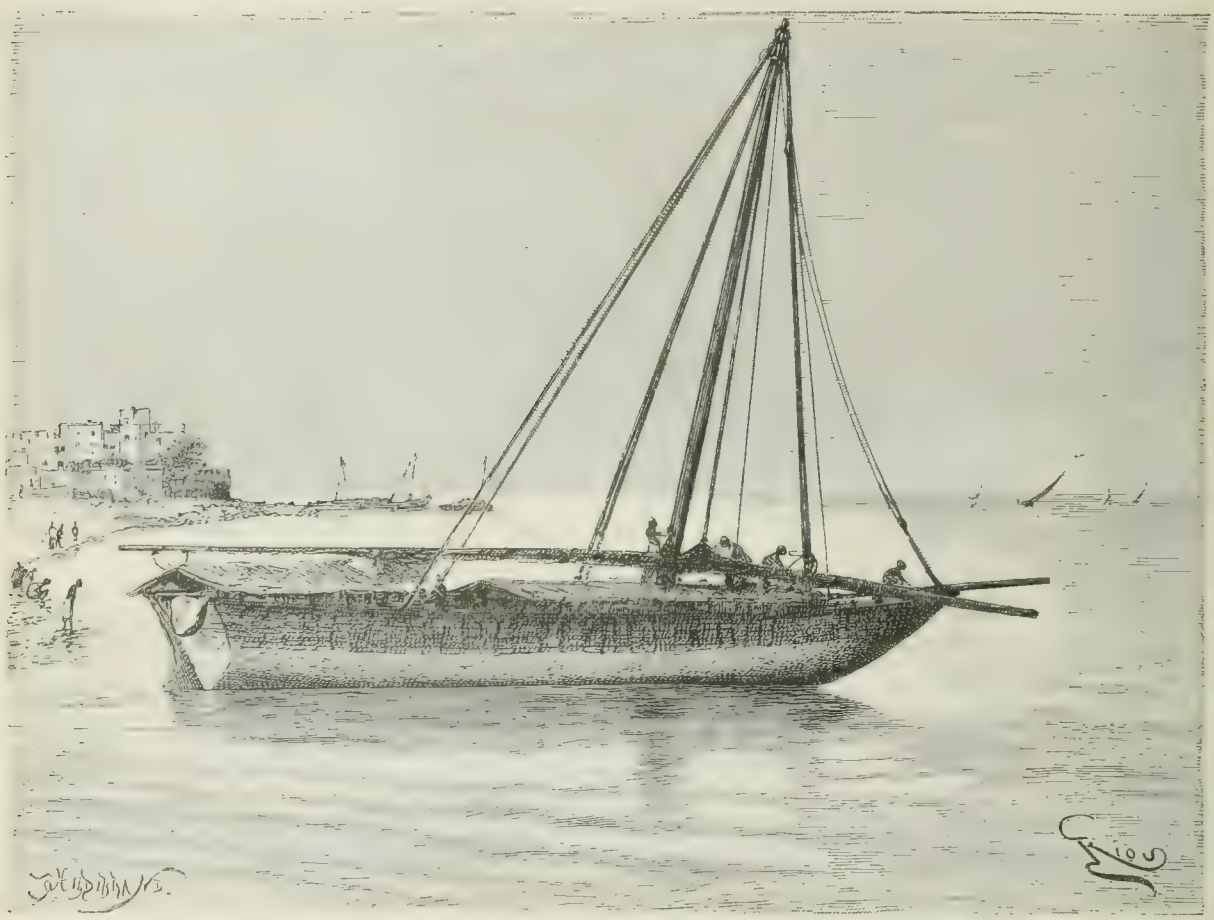
Der Sultan Seyd Medschid hatte sich beherrscht und den Entführer seiner Schwester ungehindert ziehen lassen, die Engländer aber gingen viel strenger mit ihm ins Gericht. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich in der englischen und indischen Presse gegen den deutschen „Dütenkrämer", wie man ihn nannte, und eine Flut von Lästerungen und Verleumdungen ergoß sich über ihn und die Prinzessin. Die beiden glücklich Vereinten ließen sie ruhig über sich ergehen, sie trübten nicht ihr Glück. Die Prinzessin, welche mit ihrem Gatten in einer deutschen Handelsstadt lebte, fand sich rasch in die neuen Verhältnisse, und für die gemeinen Schmähungen der englischen Zeitungen entschädigte sie die Achtung aller, die sie näher kennen lernten. Diese sollte ihr später in noch höherem Grade zuteil werden. Ihr Gatte starb nach kurzer glücklicher Ehe und ließ sie in Verhältnissen zurück, die nichts weniger als glänzende waren. Im harten Kampf ums Dasein fand die Prinzessin Gelegenheit, zu zeigen, daß sie des Gatten würdig war, der so viel für sie gewagt. Dank der Bildung, die sie sich angeeignet, wurde es ihr möglich, sich eine bescheidene Existenz zu schaffen, und sie hat später, als ihr Bruder Seyd Bargasch sie nach seiner Thronbesteigung zur Heimkehr einlud, der Aufforderung nicht Folge geleistet — sie wußte wohl, daß sie mit ihren Lebensanschauungen nicht mehr in die alte Heimat passe, und sie hatte in dem Lande, in dessen Erde ihr Gatte ruhte, eine neue Heimat gefunden, die ehemalige Prinzessin von Sansibar war eine echte, schlichte deutsche Frau geworden.[17])

Das ist der Roman der Prinzessin von Sansibar, der nicht in Vergessenheit geraten wird, so lange auf der Insel Kaufleute leben. Der Zorn des Sultans hat sich nach der Entführung seiner Schwester nicht über ihr Haupt entladen, und heute ist ihre Stellung eine ebenso angesehene wie damals. Nur die aus Goa kommenden Portugiesen, dunkelfarbige Kreolen, sind nicht besonders angesehen und werden von den anderen

[17]) Ein Sohn aus der Ehe der Prinzessin mit dem deutschen Kaufmann wird in einem preußischen Kadettenhause erzogen. Während des letzten Konfliktes zwischen Deutschland und dem Sultan von Sansibar wurde bekanntlich vielfach auf ihn als präsumptiven Nachfolger des Sultans hingewiesen.

Europäern selbst kaum für ebenbürtig gehalten. „Sie liefern einen neuen Beweis für die alte Wahrnehmung, daß in warmen Ländern ungebildete, arme Europäer, welche nicht in regem Verkehr mit der Heimat bleiben, schon nach einigen Geschlechtern von der hohen Stufe herabsteigen, auf welcher sie sich vorher befanden. Weder im Äußern, noch in anbetracht der geistigen Fähigkeiten stehen sie hoch über den Indern, ihren neuen Landsleuten, und viele unter ihnen würden wohl von keinem der Verhältnisse Unkundigen für Abkömmlinge von Europäern gehalten werden." Sie bleiben nur so lange in Sansibar, bis sie sich ein Sümmchen erspart haben, das ihnen in ihrer Heimat ein bescheidenes Auskommen sichert. Ihre Thätigkeit beschränkt sich auf den Kleinhandel mit geistigen Getränken, Kurzwaren u. s. w., und manche dienen auch in europäischen Häusern als Köche oder Aufwärter. Außer ihnen finden wir unter den in Sansibar ansässigen Europäern vorzüglich Deutsche, Engländer, Franzosen und Amerikaner. Zur Zeit des deutschen Bundestages waren die deutschen Kaufleute der Obhut eines von Hamburg eingesetzten Konsuls anvertraut, der Hamburger Konsul wurde später durch einen vom neuen Deutschen Reich bestellten ersetzt, aber erst als durch die Erwerbungen der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft die deutschen Interessen in Sansibar eine energischere Vertretung erheischten, wurde Ende Dezember 1884 ein deutsches Berufskonsulat in Sansibar errichtet, welches zunächst dem verdienten Afrikaforscher Gerhard Rohlfs anvertraut wurde. Außer Deutschland unterhalten heute nur England und Frankreich in Sansibar besoldete Konsuln, während Amerika durch einen dortigen Kaufmann beim Sultan vertreten wird. Wenn man in den breiten Kanal einfährt, welcher die Insel vom Festlande trennt, und an den vielen Nelkenpflanzungen und Gärten und an einem Sommerpalast des Sultans vorbei zu den ersten europäischen Häusern gelangt, sieht man bald hinter der englischen Missionsstation Mbweni das von einem prächtigen Garten umgebene Landhaus des englischen Generalkonsuls Dr. John Kirk auftauchen, und hinter demselben blinken zwischen den Masten der im Hafen liegenden Schiffe die weißen Mauern der Gebäude von Sansibar uns entgegen. „Am Ufer mehren sich weiße unförmliche Steinhäuser der Araber, zwischen welchen hunderte von mehr malerischen als reinlichen Negerhütten eingezwängt sind; hier das große Gebäude dient als Hospital, ein folgendes beherbergt die Telegraphen-Kompagnie — wir dampfen nur noch mit halber Kraft und verändern den Kurs etwas nach Osten — da entfaltet sich die ganze Front der Stadt in wahrhaft imponierender Großartigkeit vor uns: anscheinend blendend weiße Paläste reihen sich in kaum übersehbarer Perspektive aneinander, tausende von Fahnen und Wimpeln schmücken den Mastenwald der Reede, und auf den Stadeu am Ufer sehen wir ein Gewirr bunt gekleideter und emsig beschäftigter Menschen. Wir treiben langsam an dem mächtigen, einst weiß getünchten, heute bei der grellen Beleuchtung etwas zerfallen und verkommen aussehenden, dabei durch seine Terrassen und Zinnen an eine Festung erinnernden englischen General-konsulat und einer Reihe recht unschöner arabischer Privatwohnungen vorbei, bis wir dicht am Ufer, angesichts eines kolossalen Gebäudes, von dessen hohem Dache stolz die deutsche Flagge weht, vor Anker gehen." Das ist das deutsche Konsulat. Es ist gleich allen Gebäuden, welche Europäer bewohnen, ein ehemaliges arabisches Wohngebäude. Häuser in europäischem Stil giebt es in Sansibar überhaupt nicht, und auch die größten Firmen haben arabische Häuser für ihre Zwecke entsprechend eingerichtet. „Das großartigste Haus dieser Art," schreibt Wilhelm Joest, „ist das der Firma W. O'Swald & Ko.: die Zimmer sind beinahe unheimlich hoch und groß, und im Salon könnte man ganz gut eine Kegelbahn anlegen. Die Dächer aller Wohnungen sind nach arabischer Art flach aus Stein oder Zement gebaut, und auf dem Dache pflegt man abends frische Luft oder kühlende Getränke zu schlürfen. Auf dem höchsten Punkte des Hauses ist meist wiederum noch ein kleines Holztempelchen errichtet, zu dem man auf schwanker Treppe hinaufklettern kann, um dann — durchaus keinen freieren Überblick zu haben, als vom Dache selbst aus. Um dem Fremden nämlich, der ein berechtigtes Interesse daran hat, seinem muhammedanischen Nachbar etwas in den Harem hineinzugucken, solche indiskrete Blicke zu verleiden, spannt dieser überall Leinwand vor. Zu dem Inventar eines europäischen Hauses in Sansibar gehört ferner noch mindestens ein Flaggenstock, ein Affe, ein Ichneumon, ein Tiger oder sonst ein reißendes Tier. Sollte die betreffende Firma nicht Trägerin eines Konsulats sein, so legt sie sich eine Privat-

flagge zu, wobei manchmal ganz eigentümliche heraldische Zusammenstellungen zutage treten. Affen und Ichneumon, jene niedlichen wieselartigen Tierchen, die vollständig zahm werden, erfreuen sich gleicher Beliebtheit bei Europäern wie bei den Farbigen, und irgend ein unglückseliger Tiger oder Panter, der seinem Weltschmerz und Menschenhaß durch unaufhörliches Pusten und Schnurren Ausdruck verleiht, wird den lieben langen Tag von Europäern gequält und geärgert. Eins der schönsten Häuser in beinahe unveränderter arabischer Bauart bewohnen die Vertreter der Firma Hansing & Ko. Um einen Hof, der geräumig genug ist, einige schattige Palmen zu beherbergen, läuft in der Höhe des ersten und einzigen Stockwerks eine steinerne Veranda, die man auf einer steilen, recht unbequemen Treppe erreicht. Von hier führen Thüren, deren



Barke von Makdischu.

Balken mit allerhand Arabesken und Schnitzwerk reich verziert sind, in schmale, europäischen Ansprüchen wenig entsprechende Räume, wo sich die Bureaux, Schlafzimmer u. s. w. befinden. Als Speisezimmer oder Salon dient bei Tage die Veranda, während man nachts, wie erwähnt, das Dach aufsucht. Die meisten Häuser sind mit allerhand Trophäen, mit Waffen und Schmucksachen, zu deren Ankauf Sansibar der geeignetste Punkt der ganzen Ostküste ist, verziert; auch findet man in manchen derselben prächtige persische Teppiche, die allerdings meist Geschenke des freigebigen Sultans sind. Da ein einziges Haus nie für die Bedürfnisse einer solch bedeutenden Firma genügt, so sind die Nachbarbauten mit in den Bereich desselben gezogen worden, in deren Höfen hunderte von Frauenzimmern mit dem Sortieren von Kaurimuscheln, der Lackmusflechte u. s. w. beschäftigt sind."

Der große Lab in Makdischu.

Viel Dienerschaft, wie in Indien, ist in keinem Hause vorhanden. In der Küche führt stets das Regiment ein brauner portugiesischer Koch, dessen Kunst nicht zu verachten ist; die übrigen Diener sind teils ebenfalls Portugiesen, teils Komorianer. Das Geschäftspersonal besteht aus dem Leiter des Hauses und seinem Stellvertreter, einem Araber oder Komorianer als Dolmetsch, der zugleich als Oberaufseher verwendet wird, und mehreren Unteraufsehern, deren man sich zuweilen auch als Agenten bei Einkäufen außerhalb der Insel bedient. Die ganze europäische Kolonie zählt wenig über 100 Seelen. Ihre Angehörigen sind Konsulatsbeamte, Kaufleute oder Missionäre. Es bestehen in Sansibar zwei Missionen, eine französische (katholische) und eine englische, die ihre Thätigkeit auch schon auf die gegenüberliegende Küste und in das Innere ausgedehnt haben — freilich mit sehr verschiedenem und beziehungsweise problematischem Erfolg.

Dr. Fischer spricht sich entschieden gegen jede Missionsthätigkeit im Gebiete des Sultans aus, und er dürfte hierin nicht Unrecht haben. Bei den eigenartigen Verhältnissen, welche an der Ostküste Afrikas herrschen, empfiehlt es sich, die Empfindlichkeit der Muhammedaner zu schonen und nicht den religiösen Fanatismus derselben zu entflammen, indem man der Verbreitung des Islam entgegenwirkt. Dieser sagt überdies mit der von ihm gestatteten Vielweiberei dem Neger auf seiner heutigen Kulturstufe besser zu, als das Christentum, für dessen Lehren ihm das Verständnis fehlt, und es ist nicht zu leugnen, daß er unter der Negerbevölkerung Afrikas auch eine Kulturmission erfüllt. Der muhammedanische Neger steht unstreitig bereits auf einer viel höhern Stufe und hat mit dem ihm gewaltsam aufgezwungenen Glauben meistenteils auch die Sitten und Gewohnheiten der Araber angenommen. In Sansibar sind wohlhabende Suaheli von Arabern kaum zu unterscheiden.

So gering unter solchen Verhältnissen die Aussichten einer Missionsthätigkeit sind, ist dieselbe trotzdem auch in Sansibar versucht worden. Die Engländer waren hier die ersten auf dem Platze. Als die Nachricht von Livingstones großartigen Entdeckungen am Nyassa und Sambesi nach Europa gelangte, vereinigten sich im Jahre 1860 die Universitäten Cambridge und Oxford zur Gründung einer Mission, der sogenannten „Universities Mission", welche in dem von Livingstone erforschten Gebiet ihre Thätigkeit beginnen sollte. Bischof Mackenzie traf mit 4 Geistlichen im Februar 1861 mit Livingstone am Sambesi zusammen und wollte, nach Livingstones Rat, den Rovuma hinauffahren und dann zu Lande zum Nyassa vordringen, aber Krankheiten, die unter seinen Begleitern ausbrachen, verzögerten sehr lange den Beginn der Thätigkeit der Missionäre, welche sich nach den Komoren begeben mußten, um dort frische Mannschaft anzuwerben. Sie drangen endlich auf dem Sambesi ins Innere vor und gelangten bis zu den Murchisonfällen des Schiré. Indem sie Sklaven, welche sie bei den ihnen begegnenden Karawanen fanden, gewaltsam befreiten, brachten sie nach und nach 148 Neger zusammen, mit denen sie in Magomero eine Niederlassung zu gründen beschlossen. Das Unternehmen begann sich vielversprechend zu entwickeln, aber die Missionäre ließen sich später zur Parteinahme in den Fehden der Eingeborenen verleiten und wurden dadurch, nicht zum Vorteil ihres Werkes, in die politischen Wirren hineingezogen. Bischof Mackenzie erlag dem ungesunden Klima, und obwohl darauf die Mission an die Ufer des Schiré verlegt wurde, hielt der Tod noch weitere Ernte unter den Missionären. Die wenigen Überlebenden verließen schließlich entmutigt die Stätte ihrer bisherigen Thätigkeit, und der Name der Universities Mission ging auf die von Bischof Tozer in Sansibar geleitete Mission über. Von dort aus sind in neuerer Zeit zwei Stationen auf dem Wege zum Nyassa-See errichtet worden, und in Mbwenni, einige Meilen östlich von der Schangani-Spitze, besteht ein großes Missionshaus, in welchem Knaben und junge Leute in der Buchdruckerkunst, im Zimmer- und Schmiedehandwerk und in fast allen Gewerben, welche für die niederen Bevölkerungsklassen von Nutzen sein können, unterrichtet werden.

Durch das, was man in dieser Missionsanstalt sieht, darf man sich aber nicht über die Größe der etwa auf Sansibar erzielbaren Missionserfolge täuschen lassen. Leute aus der Umgegend wird man in fast allen englischen Missionsstationen vergebens suchen. Alle Neger, welche man dort findet, sind befreite Sklaven, welche von den mit der Überwachung des Sklavenhandels betrauten englischen Kreuzern (kleinen Dampf-

barkassen, welche jedes ihnen begegnende arabische Fahrzeug anhalten und untersuchen ihren Eigentümern weggenommen worden sind. Jedes Fahrzeug, in welchem Sklaven gefunden werden, die nicht zur Bemannung desselben gehören, wird unnachsichtig verbrannt, und die auf solche Art befreiten Sklaven werden den Missionären überwiesen. Da die Mannschaften der Kreuzer für jedes aufgebrachte Sklavenschiff eine bedeutende Belohnung erhalten, läßt sich leicht denken, daß die Beaufsichtigung mit schonungsloser Strenge durchgeführt wird, daß aber auch zuweilen manches Fahrzeug für ein Sklavenhändlerschiff erklärt und dementsprechend behandelt wird, das ein solches nicht ist.

Die katholischen Missionäre nehmen nicht alle befreiten Sklaven auf; erwachsene Männer und Frauen weisen sie ausnahmslos zurück, weil bei diesen alle Bemühungen vergeblich seien, und beschränken ihre Thätigkeit auf die Kinder, wogegen die englische Mission jeden Eingeborenen ohne Unterschied des Alters aufnimmt, allerdings nur in der löblichen Absicht, die Kräfte desselben bei schwerer Arbeit möglichst auszunutzen. Der Schwerpunkt der englischen Mission liegt eben nicht in der Verbreitung von Christentum und Kultur, sondern in den politischen Interessen Englands, dem durch die Missionäre Gelegenheit geboten wird, „im Interesse der Humanität" sich von Zeit zu Zeit in die Landesangelegenheiten einzumischen. Nur das rein englische Interesse im Auge, vergessen sie nur zu häufig, was eigentlich ihre Aufgabe ist, und ihr Auftreten den Arabern gegenüber ist nicht geeignet, dieselben mit Achtung vor den Vertretern einer Religionsgenossenschaft zu erfüllen, welchen nicht verwehrt ist, alles Recht mit Füßen zu treten, wenn es sich um Wahrung ihrer Interessen handelt.

Die Engländer wollen nicht gestatten, daß die Eingeborenen ihre Sklaven züchtigen, aber die Missionäre züchtigen ihre Zöglinge zuweilen auf die roheste Weise. Ich habe selbst, erzählt Dr. Fischer, einen solchen Akt mit angesehen auf der der „Church-Mission" gehörigen Station Kissaoni bei Mombassa. Zwei junge Leute der Station hatten einen unerlaubten Umgang mit einem Mädchen, der nicht ohne Folgen geblieben war. Man ließ die ganze Mission auf einem Platze sich versammeln, in dessen Mitte ein dicker Pfahl errichtet war, der, wie man ihm ansah, häufiger schon zu ähnlichen Zwecken Verwendung gefunden hatte. An diesen wurde zunächst der eine der beiden Übelthäter in aufrechter Stellung mit Händen und Füßen festgebunden und dann von einem Neger mit einem dicken Stocke so lange geprügelt, bis er ohnmächtig zusammenbrach. Der Arzt der Station mußte zugegen sein, um anzugeben, wo ein ferneres Schlagen lebensgefährlich würde. Der eine Verbrecher hielt 60, der andere 67 Stockschläge aus, bis der Zustand ein bedenklicher wurde. Die Zöglinge der Mission von den jüngsten bis zu den ältesten waren in einem Halbkreise um den Pfahl aufgestellt. Dicht neben demselben mußte das straffällige Mädchen der Exekution zusehen, dessen Züchtigung Umstände halber bis auf spätere Zeit verschoben wurde. Auf einer in der Nähe des Richtplatzes vorbeiführenden öffentlichen Straße sammelten sich viele Muhammedaner und deren Sklaven, die mit höhnischen Bemerkungen dem Schauspiele zusahen. „Uns verbieten jene Leute zu schlagen, sie selbst schlagen noch mehr," sagten die Araber, unter welchen ich stand. Ein Neger äußerte: „Es ist doch besser, der Sklave eines Arabers als der eines Europäers zu sein, denn solcher Dinge wegen prügelt der Araber uns nicht."

Die Neger in der Mission sind thatsächlich Sklaven. Man verlangt zwar nicht viel Arbeit von ihnen, weil man fürchtet, daß dann gar zu viele fortlaufen würden, aber jeder Flüchtling wird nötigenfalls mit Gewalt zurückgeholt, und für jedes Vergehen sind empfindliche Strafen festgesetzt. Die Missionäre suchen den Neger, anstatt ihn zu lehren, wie er auf eigenen Füßen stehen kann, möglichst unselbständig zu erhalten, und er bleibt unter ihrer Leitung zeitlebens ein Kind am Gängelbande. Die englischen Missionäre impfen ferner ihren Zöglingen etwas ein, was vor ihrer Ankunft auf der Insel völlig unbekannt war: religiöse Unduldsamkeit. Die Araber in Sansibar sind, wie schon erwähnt, obwohl sie Muhammedaner sind, gegen Andersgläubige nichts weniger als unduldsam; ob ein Fremder, der auf der Insel weilt, Protestant oder Katholik, Buddhist, Parse oder Heide ist, kein Araber frägt nach seinem Glaubenskenntnis oder hindert ihn in der Ausübung seiner Religion. Den englischen Missionären blieb es vorbehalten, den Nichtchristen das ergötzliche Schauspiel zu bereiten, daß Angehörige einer christlichen Konfession jene einer andern um des Glaubens willen verfolgen.

Mehr als einmal haben die Zöglinge der englischen Mission den ihnen eingeimpften Haß gegen die Katholiken dadurch bethätigt, daß sie die katholischen Neger mit Steinen bewarfen und mit Stöcken über sie herfielen.

Von der katholischen Mission gilt zwar in bezug auf wirkliche Erfolge dasselbe, was von der englischen Mission gesagt worden ist, aber es kann doch nicht geläugnet werden, daß dort viel, sehr viel besser ist als in der englischen Mission. Die ersten Missionsversuche von katholischer Seite wurden im Jahre 1859 unternommen. Damals sandte der Bischof von Saint-Denis auf der Insel Bourbon, Msgr. Maupoint, einen Missionär nach Sansibar. Drei Jahre später überwies die Kongregation der Propaganda in Rom die ganze Sansibarküste der Kongregation vom heiligen Geiste und vom heiligsten Herzen Mariä als Missionsfeld, und P. Horner wurde zum ersten apostolischen Präfekten ernannt. Er hat lange Jahre erfolgreich in dem ihm angewiesenen Gebiet gewirkt, große Reisen ins Innere unternommen und dort eine neue Missionsstation in Mhonda gegründet, und ohne seine eifrige Unterstützung wäre wohl später die große katholische Missions-Expedition in das Seengebiet kaum möglich gewesen. In bezug auf die Erfolge der von ihm geleiteten Missionsanstalt in Bagamoyo geben wir einem Missionär das Wort, den Lesern überlassend, einen Vergleich zwischen denselben und jenen der englischen Mission selbst zu ziehen.

Eine schöne Allee, schrieb im Jahre 1880 der verstorbene Missionär P. Acker, führt uns vom Strande zu den Missionsgebäuden; obschon dieselbe erst vor drei Jahren gepflanzt wurde, gewährt sie uns doch reichlichen Schatten gegen die Glut der Sonne. Rechts in der Ferne, dort wo der Mangrovenwald aus dem Meere aufragt, sind einige Neger, unsere ältesten Zöglinge, unter der Aufsicht eines Bruders beschäftigt, die Felsen zu sprengen, welche die Ebbe trocken gelegt hat; so gewannen wir sämtliche Bausteine für alle unsere Gebäude. Kleine Mädchen kommen uns entgegengelaufen: hört ihr sie ein Liedchen singen? Singend gehen sie an die Arbeit, so ist es gebräuchlich in der Anstalt. Zufriedenheit herrscht hier in allen Herzen. Die Seite links vom Wege wird von den Mädchen bestellt, die rechte, bei weitem größere, ist den Knaben zugeteilt. Am Ende der Allee erblickt man zwei kleine Häuschen. Links verpflegt man die Fremden, rechts ist die Pförtnerstube und zugleich die Schusterei; ein Gitterthor verbindet beide. Unter der Veranda der Missionärwohnung stehen die Patres zu unserem Empfange bereit. Das Haus ist für dieses Land ein wahrhaft monumentaler Bau; er mißt 20—23 Meter in die Länge und 10—12 Meter in die Breite. Nach einem herzlichen Empfange wird man uns mit Freuden eine Kokosnuß zur Erfrischung anbieten; der Saft, den diese Frucht vor ihrer völligen Reife enthält (die Kokosmilch), ist ein ganz vorzüglicher Labetrunk. Es stehen uns aber auch, wenn wir das vorziehen, Orangen, Zitronen, Ananas, Mangofrüchte und noch viele andere Erzeugnisse zu Gebote, die wir daselbst in unseren Gärten ziehen. Bevor wir die Anstalt durchwandern, wollen wir dem lieben Gott einen kleinen Besuch abstatten. Die Kapelle liegt etwas links vom Hause; sie hat eine Länge von 34 und eine Breite von 51 Meter. Da stehen wir vor dem Thurme, den die Statue der seligsten Jungfrau überragt und den wir schon vom Meere aus erblicken. Das Innere des Kirchleins ist einfach; nichts erinnert an den Glanz der Tempel Europas, doch ist alles reinlich und geziemend. Einige Gemälde schmücken die Wände, ein Harmonium steht auf der Emporbühne, und eines unserer Kinder spielt dasselbe an Sonn- und Festtagen. Das Holzwerk der Seitenaltare und des Chores ist die Arbeit unserer kleinen Schreiner. In einer Nische über dem Hauptaltare steht eine prächtige Statue der seligsten Jungfrau, der Patronin unserer Anstalt. Ich bedaure, daß Sie nicht an einem Sonntage Zeuge unseres Gottesdienstes sein können; die Andacht, mit welcher sich unsere Zöglinge dem Tische des Herrn nahen und der heiligen Messe beiwohnen, würde Sie sehr erbauen. Wenn wir die Kapelle verlassen, so haben wir zur Linken das Haus der Schwestern, welche mit der Erziehung der Mädchen betraut sind, die wir aus der Sklaverei loskauften oder aus den anderen Waisenhäusern der Mission hierher brachten. Wir können den Weg am Kirchhof vorbeinehmen und durch die große Allee auf das christliche Dorf St. Joseph zugehen. Überall begegnen wir Orangenbäumen, Mangobäumen, Zitronen und Bananenbäumen, Guyava- und Melonenbäumen und hundert anderen Baumarten. Unsere Pflanzungen sind für alle Besucher ein Gegenstand der Bewunderung. Die europäischen Afrikareisenden

ſtaunen beim Anblicke ſolcher Gärten in einem Lande, das ſie ganz öde glaubten. Dieſe zahlloſen Kokosnußpalmen, genau nach der Schnur gepflanzt, dieſe langen, herrlichen Alleeen, dieſe Maſſe von Hütten für die Miſſionäre und Kinder welche „die Stadt der Weißen“ bilden, wie die Neger ſie nennen, die weiten Felder, belebt von zahlreichen Arbeitern, von Scharen Knaben und Mädchen, die ſingend zum Hauſe zurückkehren gebeugt unter der Laſt der Früchte, welche ſie ſammeln — das alles entzückt das Auge der Fremden und verſchafft uns reichliches Lob. Inzwiſchen ſind wir im Dorfe St. Joſeph angelangt; die Kinder unſerer jungen Chriſten laufen uns grüßend entgegen. Das Dorf beſteht aus etwa 70 Familien und wächſt mit jedem Jahre. Schon giebt es daſelbſt eine große Zahl Kinder, die von ihren frommen Müttern zu guten Chriſten erzogen

Das Taſſe oder Fliegenſpiel der Somali.

werden. Viele Bewohner führen ein wahrhaft heiliges Leben, empfangen oft die heiligen Sakramente, und alle ehren und üben unſere Religion. Da wir ſie aus der Sklaverei losgekauft haben, behalten wir volle Gewalt über ſie; ſie nennen uns Väter, und wir pflegen ſie Kinder zu heißen. Als ihre Zahl zunahm, bauten wir ihnen 1876 eine kleine Kapelle, die uns unwillkürlich an die Armut unſeres Erlöſers erinnert. Sie hat nur Lehmwände und ein Strohdach, aber die Reinlichkeit im Innern, die Gemälde und der Kreuzweg an den Wänden ſtimmen unſere jungen Chriſten zur Frömmigkeit. Morgens und abends verſammeln ſie ſich darin zum gemeinſchaftlichen Gebete.

Das ſind Erfolge, welche die Miſſionäre mit Kindern erzielt haben, die zum Teil vom früheſten Alter an ihrer Obhut anvertraut waren. Daß unter Erwachſenen wenig Boden für die chriſtlichen Lehren zu finden

ist, bestätigt auch Decken inbezug auf die Bevölkerung des Binnenlandes. Er hatte Gelegenheit, einem Gottesdienst beizuwohnen, welchen Rebmann mit den Wanika im Pangani-Gebiet abhielt, wobei sich derselbe der Wanikasprache bediente. „Die kleine Gemeinde, welcher biblische Geschichte vorgelesen und erklärt wurde, bestand aus zwei Christen, vier unbekehrten Erwachsenen und drei Kindern. Alle folgten dem Vortrage mit Aufmerksamkeit und Spannung, wie Kinder, denen man ein Märchen erzählt; kam ihnen etwas unklar vor, so fielen sie dem Lehrer ohne Weiteres mit Fragen in das Wort; fanden sie etwas sonderbar, so brachen sie in helles Gelächter aus, kurz geberdeten sich wie bei uns die Besucher der niedrigsten Elementarschule. Dies waren die Erfolge vierzehnjähriger Missions-Arbeit! Trotz alledem aber giebt es Leute, welche aus diesem Verhalten der Zöglinge Hoffnung zu schöpfen wagen; solchen sei gesagt, daß, selbst wenn die Saat hier Wurzel schlüge, sie dennoch durch die Fäulnis der häuslichen und staatlichen Verhältnisse vergiftet werden müßte, daß alle Predigt vergebens ist, wenn nicht zuvor die äußeren Zustände gebessert werden."

Wenn wir uns nun von Bagamoyo nach Süden wenden, gelangen wir, vorbei an den Sindainseln und Ras Puna, zu einer Gruppe von Inseln und Sandbänken, von denen die meisten mit Gärten und Palmenpflanzungen bedeckt und bewohnt sind. Die größte derselben ist Mafia, welches durch einen kleinen Kanal von der südöstlich gelegenen Insel Schole getrennt ist. Auf der letztern residiert in der kleinen Ortschaft Schole der Statthalter des Sultans. Die Insel ist sehr fruchtbar, überall findet man mit Reis, Hirse und Bohnen bebaute Felder und große Viehherden. Auch auf Mafia wird viel Viehzucht getrieben.

Hier werden am Meeresufer die Kauris gesammelt, welche im Handel mit den Eingeborenen West-Afrikas eine so wichtige Rolle spielen. In dem seichten Meeresarm, welcher Schole von der Insel Juani trennt, werden die besten Kauris in großen Massen gefunden. Es sind hauptsächlich deutsche Schiffe, welche die Kauris, das Geld der Westküste, in Sansibar abholen und nach Lagos und anderen Küstenplätzen derselben bringen.

Auf dem Festlande Mafia gegenüber mündet, ein weites Delta bildend, der Rufidschi oder Lufidschi, in das Meer, eine der wichtigsten Eingangspforten zum Hinterland der Ostküste, für unsern ostafrikanischen Besitz von der größten Bedeutung, weil der weit hinauf schiffbare Fluß das jüngst von der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft erworbene Chutu, die südlichste ihrer Besitzungen durchfließt. Von Mafia zieht sich, am Rufidschi-Delta vorbei, eine Menge kleiner Inseln bis Kiloa Kiwindsche, welcher Ort durch seine Lage, so ziemlich in der Mitte zwischen Sansibar und der portugiesischen Grenze, große Bedeutung für den Küstenhandel erlangt hat.

Südlich vom Rufidschi-Delta ist Kiloa Kiwindsche der größte Ort, und zugleich die zweitgrößte Stadt des Sultanats, welche etwa 15 000 Einwohner zählen soll. Sie besitzt zwar wie alle größeren Küstenplätze ein Fort und das ebenso unvermeidliche Zollhaus, aber mit Sansibar kann sie sich nicht im entferntesten vergleichen. Sie hat einen ziemlich unsichern Hafen, in welchem zwar auch größere Schiffe vor Anker gehen können, aber allerdings sehr weit von der Stadt entfernt. Außer dem zweistöckigen Zollhaus besitzt Kiloa Kiwindsche nur sehr wenige Gebäude von halbwegs städtischem Aussehen, und es gewährt auch, wenn man sich ihm von der See nähert, keinen so großartigen Anblick wie Sansibar, obwohl der Kokoswald, der es umgiebt, einen hübschen Rahmen für die Gebäude bildet. Auch in sanitärer Beziehung kann Kiloa sich mit Sansibar nicht messen, denn seine Umgebung ist sumpfig, der Aufenthalt in der Stadt ungesund.

Kiloa hat seine heutige Bedeutung erst erlangt, nachdem das ältere Kiloa, welches zur Unterscheidung von ihm Kiloa Kissiwani genannt wird, seine Glanzperiode hinter sich hatte.

Kiloa Kissiwani, d. i. Insel-Kiloa, liegt 14 Seemeilen südlich von Kiloa Kiwindsche auf einer kleinen Insel, welche durch ihr gefährliches Klima berüchtigt ist. Die Ufergestaltung von Kilo Kissiwani und der südlich von ihr gelegenen Insel Songa Manara, auf welcher die Kiloaner Pflanzungen angelegt haben, läßt vermuten, daß beide einst mit dem Festlande zusammenhingen, und die hier mit alles zerstörender Gewalt anbrandende See sie von demselben losgerissen hat. Die Portugiesen hatten sich dieser Insel schon im Jahre

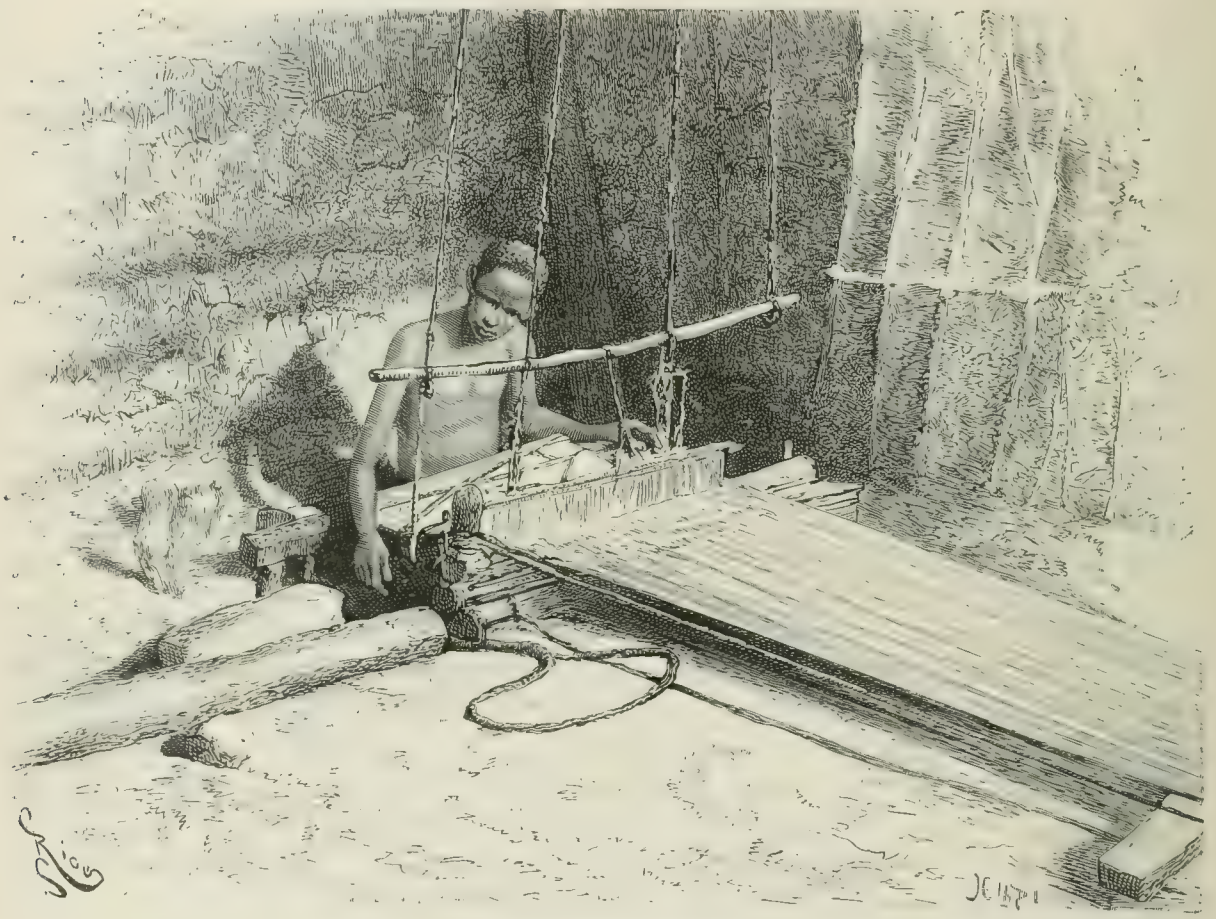
1505 bemächtigt, die auf ihr befindliche Stadt der Eingeborenen erobert und verbrannt, worauf sie an ihrer Stelle ein Fort erbauten. Die bösen Fieber, welche auf der Insel herrschen, scheinen sie aber bald von dieser vertrieben zu haben, worauf Araber sich dort niederließen. Lange Zeit war Kiloa Kissiwani die Hauptstadt eines arabischen Sultanats, welches sich bis Mombas im Norden und bis zum Kap Delgado im Süden ausdehnte. Damals war die Stadt ein lebhafter Handelsplatz, wobei allerdings Sklaven den hauptsächlichsten Ausfuhrartikel bildeten, welche von hier besonders nach Süd-Arabien gebracht wurden. Der Umstand, daß Kiloa der eigentliche Sklavenmarkt für ihr Reich war, lenkte schließlich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der Imahme von Maskät auf die Insel, und sie bemächtigten sich derselben, gerade noch rechtzeitig, um eine Besitzergreifung durch die Franzosen, welche sich ebenfalls dort niederlassen wollten, zu verhindern. Der Sklavenhandel zog sich jedoch später völlig nach dem nördlichen Kiloa Kiwindsche, und Kiloa Kissiwani verlor immer mehr an Bedeutung. Die Stadt, von welcher gerühmt wird, daß sie einst 300 Moscheen besaß, bestand schon, als Decken sie besuchte, nur noch aus etwa 10 Steinhäusern und einer Anzahl Hütten, trotzdem daß ihr Hafen besser ist als jener von Kiloa Kiwindsche. Sie besitzt ein Zollhaus und ist der Sitz eines Vali Statthalters), welchem der ganze südliche Teil der Sansibarküste bis zur portugiesischen Grenze beim Kap Delgado untergeordnet ist.

Viel weiter als nach Süden erstrecken sich die Grenzen des Sultanats nach Norden, aber dort ist dagegen seine Macht nicht so befestigt, wie in dem südlichern Küstengebiet, und obwohl er auch Ansprüche auf das Hinterland erhebt, ist doch in diesem seine Oberhoheit nur eine nominelle. Bloß das Küstengebiet im engsten Sinne des Wortes und die Inseln, welche vor demselben liegen, können als unbedingt seiner Herrschaft unterworfen bezeichnet werden. Nördlich von Sansibar liegt die dieser an Größe fast gleichkommende Insel Pemba, welche gleich Mombas in den Kämpfen der Araber um die Herrschaft an der Ostküste eine wichtige Rolle gespielt hat. Bald nachdem Seyd Said durch List sich zum Herrn von Mombas gemacht hatte, verdächtigte Nasser ben Soliman, der Statthalter von Pemba, die Bewohner von Mombas beim Imahm, und beschuldigte sie verräterischer Pläne. Da er dadurch seine Absicht, die Herrschaft über die Insel zu erhalten, nicht erreichte, begab er sich eines Tages nach Mombas, berief die Vornehmen zu einer Versammlung und verlangte von ihnen, daß sie ihn als Regenten ihrer Insel anerkennen sollten. Da die Vornehmen sich weigerten, seinem Verlangen zu willfahren, bemächtigte er sich der Festung durch Verrat des Befehlshabers und ließ von derselben aus die Stadt beschießen. Wider Erwarten ließen sich die Bewohner von Mombas dadurch nicht einschüchtern, sondern warfen schleunigst rings um die Festung Wälle auf und begannen Nasser zu belagern. Es ist bereits an anderer Stelle erzählt worden (siehe Seite 39), wie er durch Hunger gezwungen wurde, sich zu ergeben, worauf man ihn ins Gefängnis warf, wo er erdrosselt wurde.

Als noch die Portugiesen in Mombas herrschten, trugen sich dieselben eine Zeitlang mit der Idee, den Schwerpunkt ihrer Herrschaft nach Pemba zu verlegen, sie gaben aber diesen Plan bald auf. Am Anfang des 18. Jahrhunderts dehnten die Herrscher von Pata, die sich von Maskät unabhängig gemacht hatten, ihre Herrschaft auch über Pemba aus. Das Reich des Sultans Fumo Bakari, der im Jahre 1733 zur Regierung gelangte, umfaßte die ganze Küste zwischen dem Juba und Kilefi, sowie die Inseln Pata, Lamu, Manda und Pemba, und es behauptete seine Unabhängigkeit, während ringsum die ganze Küste mit fast allen Inseln dem Imahm Achmed ben Said unterthan wurde. Unter Bakaris Nachfolger Fumo Omar kam es zwischen diesem und Muhammed ben Osman, dem Statthalter von Mombas, der sich zum Fürsten dieser Insel gemacht hatte, zum Kriege, weil Pemba sich an Mombas anschloß, und Pata geriet damals selbst für einige Zeit in Abhängigkeit von Mombas. Erst im Jahre 1794 erlangte es seine Selbständigkeit wieder, aber nicht mehr die Herrschaft über Pemba.

Auf der Festlandküste gegenüber Pemba liegen viele kleine Ortschaften. Wanga ist ein hübscher, sauberer Ort mit etwa 300 Häusern, geraden und breiten Straßen, und von einer Mauer umgeben. Wanga sowohl als die weiter nordwärts gelegenen Orte Maguga, Pongwe und Gasi sind von sumpfigem Land

umschlossen, welches bei Hochflut oft völlig unter Wasser steht. Trotz der sumpfigen Umgebung und des brackigen Trinkwassers, auf welches die Bevölkerung angewiesen ist, soll aber Wanga kein ungesunder Aufenthaltsort sein. Pongwe ist nur ein kleines Dorf an der Landzunge von Wassin (siehe Seite 49). Der Weg längs der Küste nach Gasi führt fast ununterbrochen durch Sumpfland. „Wir hatten," berichtet Decken, „bald Mangrovensümpfe, bald tiefe Wasseradern zu durchschreiten, kamen häufig über lockern Sand, und nur bisweilen, an höher gelegenen Stellen, auf festen Grund, auf weite, mit einzelnen Dumpalmen und Kopalbäumen bestandene Grasflächen. Hier gewahrten wir überall tiefe Löcher, welche die Eingeborenen, um Kopal zu suchen, in den sandhaltigen Boden gegraben hatten. Eine Strecke lang wanderten wir auch dicht am Strande



Baumwollweber in Makdischu.

hin. Gleichwie den Schiffer nach monatelanger Seereise das Rauschen der Baumwipfel entzückt, so klang uns das Brausen des brandenden Meeres, das wir hier zum ersten Mal wieder vernahmen, wie köstliche Musik, und mit wahrer Teilnahme betrachteten wir die Bewegungen einiger Baumkähne, in denen ärmlich gekleidete Fischer auf schäumenden Riffen mit dem Gewinn ihres Lebensunterhaltes beschäftigt waren." Das an einer kleinen Bucht gelegene Gasi war der Zufluchtsort, an welchen sich nach der Besetzung von Mombas durch Seyd Said die der Gefangennahme entronnenen Angehörigen der alten Herrscherfamilie der Insel flüchteten und wo sie mit ihren Kindern und Sklaven eine neue Heimat fanden. Weiter aufwärts liegt Likona bereits an dem Meeresarm, welcher die Insel Mombas vom Festlande scheidet.

Das Spinnen und Leimen der Baumwolle.

Wir haben die Geschichte der Insel Mombas, deren Kämpfe mit den Sultanen von Maskat die Veranlassung zur Gründung des Sultanats Sansibar wurden, bereits kennen gelernt. Die Insel ist bedeutend kleiner als Sansibar, nur eine Stunde lang und eine halbe Stunde breit, aber gleich jenem ist sie eine Korallen-insel, welche von ungemein fruchtbarem Erdreich bedeckt ist. Der Boden ist jedoch hier nicht so ausgenutzt wie in Sansibar, und die Pflanzungen liegen nur wie Oasen in dem die Insel bedeckenden Wald, in welchem Lianen und Gebüsche das Vordringen erschweren. Der Kanal, welcher Mombas vom Festlande trennt, ist sehr seicht, und im Nordwesten der Insel kann man sogar zur Zeit der Ebbe auf das Festland hinüberwaten. Die am Strande der Bucht sich hinziehende Stadt Mombas führt den Namen Stadt mit Unrecht, denn die Häuser und Hütten liegen regellos zwischen mächtigen Bäumen zerstreut, und Gebäude und Straßen wie in Sansibar sucht man hier vergebens. Nur ein kleiner Teil der Stadt enthält Steinhäuser, der Rest besteht aus ärmlichen Lehmhütten, welche schmale, winkelige Gassen bilden. Eine einzige breite Straße durchschneidet den bessern Stadtteil in der Richtung von Süden nach Norden. Die Bevölkerung mag etwa 3000 Seelen zählen, über-wiegend Eingeborene, neben denen nur etwa ein halbes hundert arabischer Familien und einige Inder hier ansässig sind. An Sehenswürdigkeiten bietet Mombas, welches so lange die Residenz eines mächtigen Fürsten-geschlechtes war, fast gar nichts. Was an alten Bauten vorhanden war, liegt in Trümmern, und die einzige Erinnerung an die Tage der Unabhängigkeit von Mombas sind die Gräber der Angehörigen der Fürsten-familie Misara auf dem bei der Stadt gelegenen Friedhof.

Im Norden der Stadt liegt die Festung, in welcher der Sultan eine kleine Besatzung unterhält. Ihre Werke sind verfallen und würden, obwohl die Mauern 4 bis 6 Fuß dick sind, einem einzigen europäischen Kriegsschiff nicht eine Stunde lang Widerstand leisten können, aber der dicht am Meer sich erhebende Felsen, auf dem die Festung erbaut worden, ist zur Anlage von Befestigungen wie geschaffen, und wenn Mombas in den Händen einer europäischen Macht wäre, könnte es leicht in einen sehr starken Platz verwandelt werden. „Zwei Geschütze," schreibt Decken, „verteidigen den Eingang, zwei andere bestreichen den im Turm rechtsum sich wendenden Weg. Hat man die wenig gefährlichen Feuerschlünde hinter sich, so befindet man sich inmitten der Feste. Hier sieht es wüst genug aus: mehrere steinerne Häuser und eine Anzahl Lehmhütten, von den Beludschen (Soldaten des Sultans) und deren Familien bewohnt, füllen den weiten Raum. Nach der Seeseite zu sind zwei Batterien errichtet, die eine über der andern, jede mit elf Geschützen auf gut erhaltenen Lafetten: sie bestreichen das gegenüberliegende Festland und den Eingang zum Hafen. Steigt man nach der obersten Batterie empor, welche sich auf einer Terrasse neben der Hauptwache befindet, oder besser noch auf einen der beiden Wachttürme daselbst, so bietet sich eine prächtige Aussicht über das Meer auf der einen Seite, auf der andern über die Stadt und den weit ins Land hineingestreckten Meeresarm bis nach den höheren Bergen, welche weiterhin den Gesichtskreis abgrenzen; gerade unterhalb bespült die See den steilen Felsen." Außerdem befinden sich auf der Insel noch drei schlecht erhaltene Forts und einige andere kleine Befestigungswerke zur Beaufsichtigung der vom Festlande herüberkommenden Fahrzeuge. Eines derselben, das im Nordwesten der Insel gelegene Fort Makupa, ist von den Portugiesen erbaut worden, als dieselben noch Herren von Mombas waren, und die Araber haben es später wieder hergestellt. Wahrscheinlich sind im Innern der Insel noch manche Ruinen aus den Tagen der Portugiesenherrschaft und der nächsten Folgezeit vorhanden, aber die wilde Vegetation verhindert ein Eindringen in das Innere, da man sich durch die von Lianen umschlungenen Euphorbien- und Mimosengebüsche nur mit Axt und Messer einen Weg bahnen kann.

Die „Städte", welche man auf der Strecke von Mombas bis Barawa verzeichnet findet, sind nicht mehr als Dörfer, und seltsamerweise ist nicht einmal an der guten Ackergrund bietenden Formosa-Bai eine größere Niederlassung entstanden. Was sich dort an Niederlassungen befand, ist im Jahre 1867 von den Galla zerstört worden. Die Portugiesen haben die Bai nicht mit Unrecht Bahia Formosa, die schöne Bai genannt, denn auch große Seeschiffe können dort bis auf vier Meilen Entfernung vom Lande vor Anker gehen, und einige Korallenriffe, welche sich in der Bai befinden, sind bei ruhigem Wetter nicht gefährlich.

Sowohl zur Zeit des Nordostmonsums als zu jener des Südwestmonsums findet man, obwohl die Bai nach Osten offen ist, an verschiedenen Stellen derselben sichere Ankerplätze.

In die Bai münden zwei Flüsse: der etwa 24 Seemeilen weit schiffbare Osi, an welchem mitten im Walde das Stadt genannte Dorf Kau liegt, bei welchem Sultan Medschid ein steinernes Fort erbauen ließ, und der Tana oder Dschala, der vom Kenia herabkommt. Der letztere hat eine sehr starke Strömung, so daß er sich nur zum Befahren mit Dampfern eignet, und obwohl er in der Nähe der Mündung 18 bis 24 Fuß tief ist, können ihn doch nur Schiffe von höchstens 5 Fuß Tiefgang befahren, da eine Barre das Einlaufen größerer Fahrzeuge verhindert.

Nördlich von der Formosa-Bai liegt die Gruppe der Witu-Inseln, deren größte die etwa 14 Meilen lange und ebenso breite Insel Pata ist. Drei „Städte" liegen auf der Insel: Pata, Fasa und Siu oder Siwi, bei welcher letztern sich ein Fort befindet. In Fasa befand sich zur Zeit der Portugiesenherrschaft, an welche noch viele Ruinen im Innern der Insel erinnern, ein Augustinerkloster und eine Faktorei, und es mag damals ein nicht unbedeutender Ort gewesen sein. Es war lange Zeit gleich Siu und Pata der Sitz eines selbständigen Fürsten, zeitweise übte aber der Fürst von Pata eine Oberherrschaft über die beiden anderen aus. Das heutige Pata, welches oft zerstört worden, ist nur ein unbedeutender Platz mit schmutzigen Straßen und ärmlichen Häusern, und der schlammige Strand macht es zu einem sehr ungesunden Aufenthaltsort. Die Bewohner der Insel, die Wapata, sind wie jene aller anderen Inseln der Sansibarküste ein Mischvolk, aus der Vermischung eingewanderter Araber, Perser und vielleicht auch Portugiesen mit Eingeborenen hervorgegangen, aber kräftige, gutgebaute Leute, welche sich in ihren Kämpfen mit Arabern und Portugiesen als tapfere Gegner bewährt haben.

Wichtiger als Pata und die beiden kleineren Inseln Kweio und Manda ist die südlichste Insel der Gruppe, Lamu, welche nur ein schmaler, seichter Kanal vom Festlande trennt. An der Ostseite dieser Insel liegt die gleichnamige Stadt, welche 5000 Einwohner zählen soll und ein im Jahre 1811 errichtetes, trotz seines stattlichen Aussehens aber nicht widerstandsfähiges Fort nebst einem Zollhaus besitzt. Von den anderen Inseln der Witu-Gruppe unterscheidet sich Lamu vorteilhaft durch seine wohlbestellten Felder und Gärten. Es wird hier viel Reis und Mtama-Hirse gebaut, und in den Gärten trifft man die verschiedensten Obstarten. Auf dem Markte der Stadt Lamu herrscht ein reger Verkehr. Den Haupthandelsartikel bildet Sesam-Saat, welche die Eingeborenen vom Festlande, wo sie massenhaft gebaut wird, herüberbringen; die Gärten der Insel liefern allerlei Gemüse, und die mit Erfolg betriebene Viehzucht bringt viel Rindvieh, Schafe und Ziegen auf den Markt. Auch an Geflügel ist kein Mangel, und der Fischfang versorgt die Stadt reichlich mit Fischen und Krebsen. Von der See aus ist Lamu ebenso wie Pata nur Schiffen von geringem Tiefgang (nicht über 5 Faden) zugänglich. Die Schiffe, welche man auf der Reede von Lamu sieht, fallen dadurch auf, daß sie sogenannte genähte Fahrzeuge sind (Mtepe von den Eingeborenen genannt), und daß sie statt des Ankers kleine hölzerne Kisten führen, welche mit Steinen gefüllt sind. Diese Boote und ihr eigentümlicher Anker bewähren sich vortrefflich im Küstenverkehr, da sie beim Auflaufen auf Felsen nicht leicht zerschellen, und die Ankerkisten auf dem felsigen Meeresboden besser haften als eiserne Anker, welche dort leicht verloren gehen.

Das Hinterland der Witu-Inseln ist schon durch die Reisen Brenners bekannt geworden, der den dort herrschenden König Simba besuchte, und in jüngster Zeit ist es aus seiner stillen Vergessenheit wieder durch die deutsche Expedition hervorgezogen worden, mit welcher der Herrscher von Witu, der die Oberhoheit des Sultans von Sansibar nicht anerkennt, einen Schutzvertrag abschloß.

Die Küste nördlich von der Witu-Gruppe wird von den Arabern wegen der vielen Inselchen und und Riffe, welche vor ihr lagern, „die 360 Inseln" genannt, in Wirklichkeit sollte sie aber „die 500 Inseln" heißen, da so viel kleine Eilande dort gezählt worden sind. Wenn der Südwestmonsum das Meer gegen die Küste peitscht, ist die Fahrt längs dieser Küstenstrecke für kleine Fahrzeuge sehr gefährlich, ja fast unmöglich, aber dieselben finden dann Schutz in einem schmalen Kanal, welcher sich zwischen der Inselkette und dem

Festlande hinzieht und stellenweise auch Schiffen von größerem Tiefgang zugänglich ist. Dieser Kanal steht durch Seitenkanäle mit dem offenen Meer in Verbindung, sodaß an vielen Stellen die Einfahrt in denselben ermöglicht ist. Die meisten Inseln sind ganz unbewohnt, kahle, sandbedeckte Korallenriffe, während auf anderen nur Zwergantilopen und Strandvögel hausen. Auf der größten, etwa 3 Seemeilen langen und eine Meile breiten Insel, welche außer einigen Kokos- und Dattelpalmen nur verkrüppelte Sträucher und spärlichen Graswuchs aufzuweisen hat, liegt die aus wenigen Lehmhütten bestehende „Stadt" Tula, deren Bewohner einen lebhaften Tauschhandel mit den Galla auf dem Festlande unterhalten.

Bei Tula und südlich von demselben münden drei Flüsse, der Tula, Schamba und Wubuschi, deren letzterer, dessen Oberlauf der Scheri bildet, der bedeutendste ist. Die Ufer am Unterlauf des Wubuschi sind gut bebaut, und Reis-, Hirse- und Maisfelder wechseln mit Tabak- und Zuckerrohrpflanzungen ab, während weiter flußaufwärts, wo die Ufer felsig werden, Wald vorherrscht.

Die letzte größere Insel nördlich von Tula ist Kiama. Die dortige „Stadt" enthält außer einer Moschee nur einige wenige Steinhäuser, der Rest sind Lehmhütten, das Fort nur noch ein Trümmerhaufen. Die Bevölkerung baut Bananen und Wassermelonen; auf den unbebauten Flächen der Insel ist außer wenigen vereinzelten Bäumen nur spärlicher Graswuchs vorhanden, kaum genügend zum Futter für das Vieh, welches die Inselbewohner von den Somali eintauschen, aber Scharen von Wasservögeln beleben das sandige Ufer, und man trifft Zwergantilopen, Tauben und Perlhühner.

Wenige Stunden Fahrt bringen uns von Kiama zur Mündung des Juba und zu der von Somali bewohnten Stadt Jumbo. Sie ist auf einem Hügel erbaut, aber trotzdem vom Flusse aus nicht sichtbar, weil hohes und dichtes Gebüsch sie den Blicken entzieht. Die Stadt hat, bevor sie befestigt wurde, viel durch Plünderung seitens der Galla zu leiden gehabt und ist von diesen oft zerstört worden, aber die in neuerer Zeit angelegten Befestigungen befähigen sie, den benachbarten räuberischen Stämmen erfolgreich Widerstand zu leisten. Sie ist sozusagen eine natürliche Festung, und der Menschenhand blieb nicht viel zu thun übrig, um sie in einen für dortige Verhältnisse sehr festen Platz zu verwandeln. Der Hügel, auf dem sie erbaut ist, fällt auf 3 Seiten steil ab, und auf der dritten breitet sich an seinem Fuße dichtes Dorngestrüpp aus, welches ein Durchdringen unmöglich macht. Nun ist die Stadt außerdem mit einer 8 Fuß hohen Mauer umgeben, in welcher Schießscharten angebracht sind. Auch Jumbo gleicht indessen mehr einem Dorfe als einer Stadt, da es außer zwei steinernen Moscheeen fast nur Lehmhütten enthält, und auch die Bevölkerungszahl 300 Seelen kaum übersteigt.

Die Bewohner von Jumbo sind Somali, aber kein reiner Stamm, sondern vielfach mit der Küstenbevölkerung vermischt. Von hier kommt viel Honig nach Lamu auf den Markt, da die Somali den wilden Bienen eifrig nachstellen und die Bienenstöcke, die sie im Walde finden, plündern. Bei ihrer großen Neigung zum Herumstreifen, welche sie jeder ernsten Arbeit abhold macht, wird es ihnen nicht schwer, die Niederlassungen wilder Bienen zu entdecken, und sie pflegen auch Bienenkörbe im Walde an Bäumen aufzuhängen, um Bienen heranzulocken. Ihre Hauptbeschäftigung ist Jagd und Viehzucht; der Ackerbau beschränkt sich auf die Anpflanzung einiger Wassermelonen und von etwas Hirse. Einige beschäftigen sich auch mit Baumwollweberei, und sie liefern trotz der sehr einfachen Geräte, deren sie sich bedienen, recht hübsche und dauerhafte Stoffe. Der Handel ist unbedeutend. In den weiter flußabwärts befindlichen Dörfern der Wasegua tauschen die Bewohner von Jumbo gegen ihre Produkte alles ein, was sie zum Leben brauchen, und kommen auch zuweilen mit Honig, Wachs, Baumwollgeweben u. s. w. nach Lamu oder der landeinwärts gelegenen Somalistadt Bardéra.

Der nächste größere Ort nördlich vom Juba ist Barawa oder Brawa, eine von den Arabern gegründete Stadt, welche etwa 5000 Einwohner zählt. Von der See gesehen, macht die Stadt mit ihren 14 Moscheeen und einem etwa 60 Fuß hohen alten Turm, einem Überbleibsel aus früherer besserer Zeit, einen freundlichen Eindruck. Etwa ein Drittel der Stadt besteht aus Steinhäusern, der Rest aus strohgedeckten Lehm-

hütten. Die Bevölkerung bilden Somali und Araber, welche sich mit Ackerbau und Viehzucht und Baumwollweberei beschäftigen. Früher war Barawa ein bedeutender Sklavenmarkt, aber der Hafen gewährt, wenn Ostwinde wehen, wegen des hohen Seegangs keinen genügenden Schutz, und größere Fahrzeuge besuchen ihn nur selten, wogegen stets viele Küstenfahrzeuge vor Anker liegen. Die nächste Umgebung von Barawa ist unfruchtbar, aber etwa 4 Stunden landeinwärts beginnt an den Ufern des Webi ein sehr fruchtbares Gebiet aus welchem namentlich die Baumwolle kommt, welche von den Webern Barawas zu Stoffen verarbeitet wird. Die Baumwollweberei ist heute die größte Einnahmequelle der Bevölkerung der Stadt, da jährlich viele tausend Stück, darunter auch feinere Gewebe, fertig gestellt werden. Außer Baumwollstoffen werden auf dem Markt von Barawa noch zum Verkauf geboten: Rindvieh, Schafe, Ziegen und Hühner, Talg und Häute; in geringerer

Hadschi Ali und Fagé, Révoils Begleiter.

Menge trifft man Elfenbein Rhinozeroshäute, Ambra, Gummi u. s. w. Der Handel, der einst bedeutender gewesen sein soll als jener des benachbarten Makdischu, ist sehr zurückgegangen.

Die Herrschaft des Sultans erstreckt sich an allen diesen Punkten nicht weit ins Innere; sie bleibt meist auf den allernächsten Umkreis der Plätze beschränkt, in denen er Besatzungen unterhält, und jeder Versuch der Statthalter des Sultans, weiter landeinwärts Hoheitsrechte auszuüben, würde sofort auf heftigen Widerstand der unabhängigen Galla und Somali stoßen. Je weiter wir nach Norden vordringen, desto mehr nimmt seine Macht ab, und ohne mehrere hundert Mann Besatzung, welche in jedem größern Ort seine Hoheitsrechte wahren, würde es um diese schlecht bestellt sein und kein Mensch sich um seine Gebote kümmern. Auch in Mörka (Meurka bei Révoil, Marka auf der Karte von Friederichsen), wo wieder ein Statthalter des

Sultans residiert, liegt eine Besatzung von 200 Mann. Das Städtchen, welches die Spitze eines kleinen Vorgebirges einnimmt, macht von der See gesehen einen freundlichen Eindruck und besitzt auch einen guten Hafen. Der günstige Eindruck schwindet aber, sobald man gelandet ist, denn die Straßen sind sehr unsauber. Das Fort dagegen, in welchem der Statthalter wohnt, ist ein stattliches Gebäude. Von der Duldsamkeit, welche die Araber in Sansibar gegen Andersgläubige an den Tag legen, ist in Mörka keine Spur mehr, und auch die Inder, welche hier als Agenten oder Arbeiter weilen, haben wegen ihres Glaubens viele Anfeindungen erdulden müssen. Révoil, der die Stadt im Jahre 1882 besuchte, hatte daher vorgezogen, die Kleidung eines Arabers aus Aden anzulegen und sich Haar und Bart so schneiden zu lassen, wie sie die Araber tragen, aber seine Absicht, dadurch Konflikte zu vermeiden, erreichte er doch nicht. Während er mit seinen Begleitern Hadschi Ali und Fage (siehe Seite 81) die Stadt durchwanderte, stürzte sich plötzlich ein Eingeborener auf ihn und versuchte ihm den Säbel, den er in der Hand trug, zu entreißen. Sein Vorhaben wurde zwar durch Hadschi Ali und Fage, die sogleich dazwischen sprangen, vereitelt, aber die Folge war ein heftiger Streit zwischen dem Eingeborenen und ihnen. In wenigen Augenblicken waren sie von einer großen Menschenmenge umringt, und wer weiß, welchen Verlauf der Auftritt genommen hätte, wenn nicht Soldaten mit Flinten und brennenden Lunten herbeikamen. Mit Mühe gelang es Révoil, seine beiden Führer, welche bereits nach den Dolchen gegriffen hatten, zu beruhigen. Er verwies dann dem Eingeborenen, der ihn überfallen hatte, mit scharfen Worten sein Beginnen, gab aber nicht zu, daß die Soldaten ihn gefangen nahmen und in das Fort führten, wo ihn jedenfalls eine schwere Strafe getroffen hätte.

Révoil hatte auf seinen Wanderungen durch die Stadt Gelegenheit, das Tasse- oder Fliegenspiel zu beobachten, das bei den Somali sehr beliebt ist, wozu jedoch die Geduld von Leuten gehört, welche, um ein oft gebrauchtes Wort anzuwenden, den Wert der Zeit nicht kennen. Jeder Spieler steckt nämlich ein Ei in den Sand und wartet dann, neben demselben hockend, bis sich eine Fliege darauf niederläßt. Derjenige, dessen Ei zuerst eine Fliege zum Sitz erwählt, hat das Spiel und damit die Eier aller Mitspieler gewonnen. Unbeweglich wie Statuen sitzen die Spieler da (siehe Seite 65), um ja durch keine Bewegung die glückbringende Fliege zu verscheuchen, aber ihre Ruhe weicht mitunter der heftigsten Erregung, und es kommt zu erbitterten Streitigkeiten zwischen den Spielern, wenn sie die Entdeckung machen, daß sich einer unter ihnen Betrügerei zu schulden kommen ließ, was gar nicht selten vorkommen soll. In einem solchen Falle endigt das Spiel sogar oft mit Blutvergießen.

Den Platz vor dem Fort fand Révoil in einen Basar verwandelt. Die Soldaten des Sultans, welche sehr schlecht bezahlt werden und mit ihrem Monatssold, welcher kaum 12 Franken beträgt, nicht auszukommen vermögen, haben sich eine Nebeneinnahme zu schaffen gesucht, indem sie diesen Basar einrichteten. Dort werden allerlei Gewebe von greller Färbung feilgeboten, deren Preis in Hirse oder Sesam bezahlt wird, und und daneben ist unter freiem Himmel eine Schmiede eingerichtet, in welcher alle Werkzeuge verfertigt werden, welche die Landbevölkerung zur Bestellung ihrer Felder braucht, kleine Hacken, Karste u. s. w. Weiterhin bieten Frauen wohlriechendes Holz feil, welches an den Somali Käufer findet, die es zu Räucherungen brauchen, große Bündel Heu und Haufen Reisig harren der Käufer, und zwischen den ausgestellten Waren drängt sich eine bunte Menge, Araber, Hindus, Neger, Beduinen, unter heftigen Gestikulationen lärmend und schreiend, denn Kauf und Verkauf kann sich an der ganzen Ostküste nicht ohne Lärm vollziehen, und Zanken und Schimpfen sind von demselben unzertrennlich.

Die Küste nördlich von Mörka bietet kein anziehendes Bild. Überall sieht man nur Ruinen und Spuren der Verwüstung. Dschilip ist ein ärmliches, unscheinbares Dorf. Die zerstörten Ortschaften Gondörscheik und Gorial, welche auf kleinen felsigen Landzungen liegen, bestehen nur aus geschwärzten Mauern, hinter welchen man einige erbärmliche Hütten erblickt. Wir fahren vorbei an Dschesire, über dessen Häuser die Moschee des Scheich Hassan Burali emporragt, und an Danane, welches außer den bienenkorbähnlichen Hütten der Somali nur ein einziges Steingebäude besitzt. Hier werden wir daran gemahnt, wie die Macht des

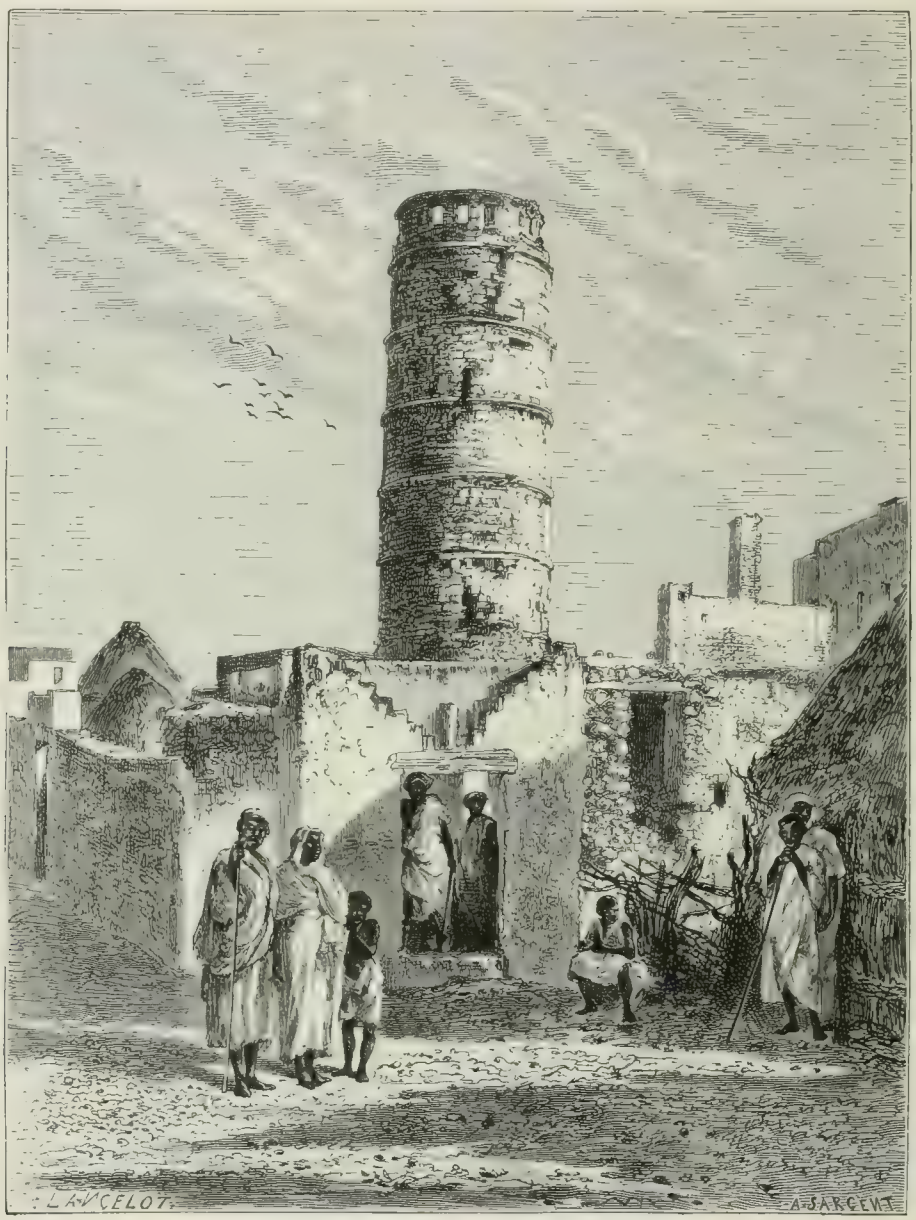
Sultans hier im Abnehmen begriffen ist, denn man erzählt uns, daß in Danane einst ein Gesandter des Sultans Seyd Bargasch mit 40 Soldaten, welche sein Gefolge bildeten, ermordet wurde. Erst in Makdischu sieht es besser aus.

Makdischu ist eine sehr alte Stadt. Es wurde bereits im Jahre 908 gegründet. Die Küste stand unter persischer Herrschaft, aber die Lehre Muhammeds hatte dort schon seit langer Zeit Eingang gefunden, da bereits im Jahre 704 die ersten Verbreiter derselben dort erschienen. Den arabischen Geographen des Mittelalters ist die Küste und das Hinterland nicht fremd. Edrisi sowohl als Jakut kennen den Hauptfluß dieser Gegend, den Webi, den sie den „Nil von Makdischu" nennen. Ibn Batuta kam im Jahre 1557 nach Makdischu. Er schildert es als eine blühende Stadt, und berichtet, daß das Hinterland derselben sich im Besitze der aus Arabien eingewanderten Emozoden, der Midoffor und der nomadisierenden Adschuren befand. Später, unter dem Sultan Fachr ed Din, wurden die Midoffor durch die aus dem Innern vordrängenden Abgal verdrängt. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts versuchten die Portugiesen, hier Fuß zu fassen, und im Jahre 1506 fiel auch Brawa in ihre Hände, aber einen Angriff auf Makdischu unternahmen sie nicht.

Der Name der Stadt kursiert in vielen Varianten: die Portugiesen nannten sie Magador oder Mogadiro, Reisende nennen sie Mogdichu, Mogeduchu wie R-voil schreibt, Mukdischa bei Decken oder Makdischu (die jetzt gebräuchlichste Form u. s. w. Der ursprüngliche Name soll Megaad el chata, d. i. Hafen des Schafes, gewesen sein, und man erzählt zur Begründung dieser Etymologie folgende Legende: Aues el Garni, ein angesehener Scheik, begab sich eines Tages ans Meeresufer, um sein Gebet zu verrichten. Während er dort kniete, erschien ihm ein Schaf, welches von einem Feuerschein umgeben war. Dieser Erscheinung wegen wurde jener Ort für heilig angesehen; der Scheik wurde später dort begraben und über seinem Grabe eine Moschee erbaut, welche heute noch steht und den Namen Megaad el chata, der von ihr auf die Stadt überging, unverändert beibehalten hat. Die Stadt führte früher auch wegen ihres Reichtums den Beinamen Ras el Medina, Haupt von Medina, der für die heutige Stadt nicht mehr paßt, dagegen hat ein anderer Beiname seine volle Berechtigung behalten: Makdischu hieß nämlich schon zur Zeit seines Glanzes auch Kulium dana u fitna (d. i. jeden Tag Streit), weil es in ihm viele Streitigkeiten unter den Bewohnern gab, und dies ist heute noch nicht besser geworden. An Streit fehlt es auch im jetzigen Makdischu nicht. Es gab in der Stadt zwei Parteien, durch welche sie in zwei Teile geteilt wurde, Schingani und Hamarwin, deren Bewohner sich jetzt noch feindlich gegenüberstehen. Sie feiern nicht mehr wie früher gemeinsam das Fest des Stadtheiligen, des Scheik Aues el Garni, und haben die Trennung so vollständig gemacht, daß sowohl die Bewohner von Schingani, als jene von Hamarwin ihren eigenen Marktplatz haben, deren jeder von bestimmten Stämmen der Umgegend besucht wird. In der großen Moschee El Barani, welche dem Scheik von Hamarwin gehört, hat man auf der Seite, welche Schingani zugekehrt ist, die Thore zugemauert, damit keiner der Leute von Schingani sie betreten könne.

Die Moschee El-Barani oder Fachr-ed-Din, wie sie auch nach dem Sultan gleichen Namens genannt wird, der sie im Jahre 1269 erbaute, muß ein imponierender Bau gewesen sein, bevor bei ihr die Periode des Verfalls begann. Niemand kümmert sich heute um ihre Erhaltung, und Sturm und Regen wetteifern ungehindert im Zerstörungswerk. Rings um die Moschee ist soviel Sand angeweht, daß, wenn ihn niemand entfernt und die Sandanhäufung in gleicher Weise fortdauert wie bisher, in wenigen Jahren das Thor so verschüttet sein wird, daß man es, ohne sich zu bücken, nicht wird durchschreiten können. Man gelangt durch das Thor in einen Hof, in welchem sich ein tiefer Brunnen und Wasserbehälter befinden, die für die vor dem Betreten der Moschee unerläßliche Fußwaschung bestimmt sind. Aus dem Hof gelangt man in eine große Halle, welche von rohen Pfeilern umgeben ist, auf denen Spitzbogen ruhen. In der Mitte der Halle erhebt sich eine Kuppel, welche in eine achteckige Pyramide ausläuft. Neben dem Hauptthor durch welches man in die Halle tritt, befinden sich rechts und links Thüren, deren jede zu einem Hofe führt. Der Gebetraum ist mit einer auf 4 Pfeilern ruhenden Kuppel überwölbt, auf welcher eine Vase von chinesischem Porzellan thront.

Die Koranverse und Ornamente, welche früher die Wände des Innenraumes schmückten, sind dem Zahn der Zeit erlegen. Nur die Gesimse, welche die Inschriften einrahmten, sind noch vorhanden. An dem der Eingangsthür gegenüber gelegenen Mehrab, vor welchem der Platz des die Gebete sprechenden Muezzin ist, befindet sich eine Emailtafel mit Goldgrund, welche die Grabschrift des Hadschi Muhammed ben Abdallah Barani



Eingangsthür und Turm der Moschee Schama.

und zwei Verse aus dem Koran enthält. Die Grabschrift verkündet uns, daß die Moschee im Jahre 677 der Hedschra (1269 n. Chr.) erbaut wurde. Auf einer weißen Marmortafel, welche unter dieser Grabtafel hängt, sieht man eine hängende Vase abgebildet, und unter dieser befinden sich eine persische Inschrift und abermals zwei Koranverse.

Die reich verzierte Marmorbekleidung der Moschee hat sehr gelitten, vielleicht während der Beschießung der Stadt durch die Flotte Seyd Saids, durch deren Geschosse auch eine Inschrift über der Hauptpforte der oben erwähnten Halle vernichtet wurde. Als Révoil die Skulpturreste sammeln ließ und sie zu photographieren begann, erregte sein Beginnen den lebhaften Unwillen eines Sohnes des Scheik Mumen, des Besitzers der

Junge Abösch-Dienerin.

Beduinenfrau, Gras zu Markte bringend.

Moschee; während bis dahin niemand den Reisenden am Betreten der Moschee gehindert hatte, wollte jetzt der Sohn des Scheik ihm dasselbe verwehren, und er drohte, ihn zu erstechen, wenn er ihn noch einmal dort fände. Der Vater versuchte den Sohn zu besänftigen, aber der Statthalter des Sultans, dem der Vorfall hinterbracht wurde, machte kurzen Prozeß und sandte einen Offizier mit 40 Mann zu Révoils Schutz ab, unter deren Bedeckung dieser seine Arbeiten ungestört beenden konnte. Wegen der großen Aufregung, die

dadurch in Makdiſchu entſtanden war, hielt es aber Révoil für geraten, längere Zeit hindurch keine Moſchee zu betreten. Glücklicherweiſe trat bald darauf ein Ereignis ein, welches die allgemeine Aufmerkſamkeit von ihm ablenkte. Es war dies ein Feſt, welches alljährlich beim Wechſel des Monſuns ſtattfindet und eine der Hauptbeluſtigungen der Benadir bildet.

Für den Handelsverkehr an den Küſten von Sanſibar ſind von der größten Wichtigkeit die Monſune, welche dort wehen und mit der größten Regelmäßigkeit zu beſtimmten Jahreszeiten beginnen. „In offener See," ſagt Guillain,[18]) „wehen die Monſune im allgemeinen von Nordoſten und Südweſten; in der Nähe des Landes aber, ſowie zu Anfang und zu Ende ihrer Periode ändern ſie ihre Richtung nicht unbeträchtlich. In der Breite von Sanſibar beginnt der Nordoſtmonſun Mitte November und verſchwindet Ende März; am ſtärkſten weht er von Mitte Dezember bis Mitte Februar, und zwar zu dieſer Zeit von Nord und Nordnordweſt. Der Südweſtmonſun, welcher ſtärker iſt als der Nordoſt, dauert von der letzten Hälfte des April bis Mitte November und führt, in Sanſibar wenigſtens, ſeinen Namen mit Unrecht, weil er hier bei Tage öfters von Südſüdoſt und von Südoſt weht. Araber und Suaheli nennen ſeine erſte, kräftigere Hälfte, welche bis Anfang September dauert, „Kuſi", und die zweite, mit dem Oktober endigende „Dimani". Ende Oktober wendet ſich der Wind, durch häufige Stillen unterbrochen, von Südweſt bis Oſt, bis er in den Nordoſtmonſun, Kaskaſi, übergeht. In der Nähe der Linie fängt der ſogenannte Nordoſtmonſun bereits Ende Oktober an, bläſt anfangs aus Oſtnordoſt, geht dann allmählich in Oſt und Oſtſüdoſt über, im Februar und März ſogar, wenigſtens bei Tage, nach Südoſt, während er zur Nachtzeit mehr in nördlicher Richtung und mehr vom Lande her weht. Der Südweſtmonſun hingegen ſetzt Mitte April in ſüdſüdweſtlicher und ſüdlicher Richtung ein, zuletzt nach Südſüdoſt und Südoſt übergehend. Am Ende eines jeden Monſuns und bevor der andere beginnt, machen ſich in Sanſibar von Mittag an bis Sonnenuntergang und noch ſpäter Seebriſen bemerklich, welche ſich mehr oder weniger der allgemeinen Richtung des einen dieſer Winde anſchließen. Nach einigen Stunden Stille tritt dann um zwei oder drei Uhr morgens eine gemeiniglich aus Weſt und Südweſt wehende Landbriſe ein, welche bis acht oder neun Uhr Vormittags andauert und wiederum mit Windſtille endigt."

Die Erklärung dieſer Winde liegt, wie jene aller Seewinde, darin, daß die Luft über dem Lande ſich tagsüber mehr erwärmt als über dem Waſſer; ſie ſteigt im Innern des Landes in die Höhe und ſtrömt dort dem Meere zu, infolge deſſen unten die Luft vom Meere nach dem Lande ſtrömen muß, worauf in der Nacht, da ſich das Meer langſamer abkühlt als das Land, umgekehrt eine Luftſtrömung vom Lande nach dem Meere ſtattfindet. In heißen Zonen, ganz beſonders aber dort, wo große Ländermaſſen eine bedeutend höhere Temperatur entwickeln als das Meer, müſſen ſolche Strömungen ſelbſtverſtändlich am ſtärkſten auftreten. Schon an der Weſtküſte Afrikas können wir beobachten, daß der Paſſat ſowohl nördlich als ſüdlich vom Äquator aus ſeiner Richtung von Nordoſt oder Südoſt nach Südweſt oder Nordweſt abgelenkt, und durch die ohne Unterlaß von dem erhitzten Lande aufſteigende Luft gegen die Küſte gelenkt wird. Noch viel mehr tritt dies im nördlichen Teil des indiſchen Ozeans zu Tage. Im Sommer, wenn Süd-Aſien einen Wärmegrad erreicht hat, welcher die Temperatur des Indiſchen Ozeans bedeutend überſteigt, ſtrebt dort die Luft über dem Kontinent ſo mächtig in die Höhe, daß der Paſſat vollſtändig von ſeiner Richtung abgelenkt wird und ſeine Strömung ſich dem Lande zuwendet; den dann von der See her wehenden Südweſtwind nennt man den Südweſt-Monſun. Während der Wintermonate iſt aber das Meer im Süden Aſiens bedeutend mehr erwärmt als der Kontinent, und dann weht infolge der umgekehrten Luftſtrömungen ein Nordoſtwind, durch welchen der Paſſat, da er mit ihm zuſammenfällt, verſtärkt wird; das iſt der indiſche Nordoſtmonſun.

Es iſt bekannt, welche Bedeutung den Monſunen inbezug auf die Entwickelung des Völkerverkehrs und der Kultur zugeſchrieben wird. Weite Länderſtrecken Aſiens verdanken den Monſunen die hohe Kulturſtufe, welche ſie frühzeitig erlangt haben. Während andere Völker erſt einen langen Entwickelungsgang durch-

[18]) Guillain, Documents sur l'histoire, la géographie et le commerce de l'Afrique orientale. Publiés par ordre du Gouvernement. Paris, Arthus Bertrand.

zumachen hatten, erst Schritt für Schritt ihre Kenntnisse im Schiffbau und in der Schiffahrt erweitern mußten, bevor sie Fahrten nach fernen Ländern wagen konnten, waren für Chinesen und Inder schon vor Jahrtausenden die Monsune Vermittler eines Seeverkehrs, welcher keine großen Kenntnisse erforderte. Wenn im Frühjahr der Südwestmonsun zu wehen begann, ließ man sich von ihm nach fernen Gestaden treiben, und kehrte von diesen im Herbste, vom Nordostmonsun getrieben, in die Heimat zurück.

So verkehrten die Anwohner des Indischen Ozeans schon in altersgrauer Zeit miteinander, und in denselben Bahnen bewegt sich ihr Verkehr auch heute noch. Mit dem Monsun kommen tausende von Fahrzeugen nach Sansibar und den anderen Orten der Küste, und mit dem nächsten Wechsel des Monsun verschwinden sie wieder und kehren, nachdem sie die mitgebrachten Waren gegen andere umgetauscht, in ihre Heimat zurück. So regelmäßig aber die Monsune einzutreten pflegen, so kommen doch in manchem Jahr Schwankungen und Abweichungen vor, die nicht unbedeutend sind. Unübersehbares Unheil ist dann meist die Folge der unerwarteten Änderung des Windes. Das geringste Unglück ist, wenn die unterwegs befindlichen Fahrzeuge, obwohl schon nahe dem Ziele, durch den entgegengesetzten Wind zur Umkehr gezwungen werden und dann vielleicht Monate lang warten müssen, bevor sie die Fahrt aufs Neue antreten können. Viele Fahrzeuge gehen in den Stürmen, welche den Umschwung der Monsune begleiten, zu Grunde. Große Verluste sind bei einem außergewöhnlichen Wechsel der Monsune überhaupt unvermeidlich, und viele Kaufleute werden durch einen solchen völlig ruiniert.

Mit dem Nordostmonsun hängt nun ein eigenartiges Fest zusammen, das jährlich während des heftigsten Wehens desselben in Makdischu gefeiert wird. Alle Eigentümer von Booten pflegen dieselben um diese Zeit ans Land zu ziehen, um sie genau zu untersuchen und vorhandene Schäden auszubessern. Da es an allen Vorrichtungen fehlt, durch welche das ans Land Ziehen der Boote erleichtert werden könnte, sind stets viele Leute dazu erforderlich, und die Einwohner helfen sich gegenseitig bei der Arbeit. Wenn zwischen Schingani und Hamarwin Friede herrscht, beteiligt sich die ganze Bevölkerung von Makdischu an der Arbeit. Schon am frühen Morgen durchziehen kleine Trupps die Stadt, um alle arbeitsfähigen Männer nach dem Strande zu treiben. Denselben bleibt nur die Wahl zwischen einer Geldstrafe oder Beteiligung an der Arbeit, zu der sie sich bewaffnet begeben. Der Eigentümer der Barke hat indessen sein Haus beflaggt, und am Strande harren Weiber mit Tamburins in den Händen der Arbeiterscharen. Sobald alle versammelt sind, spannen sie sich vor die an dem Boot befestigten Seile, und während die Weiber singen und auf die Tamburins schlagen, wird das Boot ans Land gezogen. Ein Flintenschuß verkündet das glückliche Gelingen des Werkes. Alle Männer stürzen nun auf ihre weggelegten Waffen zu und stellen sich mit diesen versehen in Reih und Glied zum Einmarsch in die Stadt. Tänzer, welche grüne Zweige schwingen oder mit Dolch und Lanze Scheinkämpfe aufführen, eröffnen den Zug; dann folgen die Greise, welchen bei der Arbeit am Strande die Aufrechterhaltung der Ordnung oblag, und hinterher kommen in kriegerischer Haltung, mit Schwert und Schild, wie ein Regiment geordnet, die Männer. Den Schluß bilden Kinder, deren eines die Flagge der Barke trägt, und Weiber, welche allerhand Kunststücke und Späße aufführen. Revoil beobachtete ein Weib, welches jetzt tolle Luftsprünge machte und sich im nächsten Augenblick plötzlich so zu Boden warf, daß sie platt auf den Bauch fiel.

Dieses Fest, welches eigentlich aus einer Reihe aufeinander folgender Feste besteht, wird der große Lab genannt, und während es dauert befindet sich die ganze Stadt in großer Erregung.

An Unruhe und geräuschvollen Auftritten ist übrigens in der Stadt nie Mangel. Zunächst führt die Feindschaft zwischen den zwei Parteien von Makdischu, den Bewohnern von Schingani und jenen von Hamarwin, häufig zu Streit und Blutvergießen, außerdem giebt es aber auch jeden Augenblick Streit mit den Bewohnern des Binnenlandes, welche die Karawanenstraßen beherrschen und der Stadt alle Zufuhr auf dem Landwege abschneiden können, so daß sie zuweilen von der Landseite aus völlig blockiert ist.

Die Ilbi, Daut und Wadan besuchen den Markt von Hamarwin, die Abgal und Mursud dagegen ziehen jenen von Schingani vor. Auf den Märkten kommt es nun häufig zu Streit mit den wilden Söhnen des Binnenlandes, und wenn dabei einer derselben erschlagen wird, ist es auf Wochen um Ruhe und Frieden geschehen. Dann wird oft mehrmals im Laufe eines Tages die ganze Stadt durch den Schreckensruf: „Die Abgal kommen!" alarmiert. Alle Einwohner verschließen die Thüren ihrer Häuser und greifen zu den Waffen, um nicht ungerüstet überfallen zu werden, obwohl es sich in den meisten Fällen um blinden Lärm handelt. Die Truppen des Sultans, welche in der Zitadelle liegen, kümmern sich nicht viel um das, was in der Stadt oder vor derselben vorgeht, und sehen meist ruhig zu, wie die Parteien sich bekämpfen oder die Bewohner der Stadt den Binnenlandstämmen kleine Schlachten liefern.

Während Révoils Aufenthalt in Makdischu verging kaum ein Tag ohne Alarm, Streit oder Blutvergießen. Der Weg, der von Gelidi über die Höhen von Bet-Fras nach Makdischu führt, gilt als die Grenze zwischen dem Gebiet der Wadan und jenem der Abgal. Als eines Tages ein Ilbi-Krieger auf diesem Wege nach Makdischu hinabstieg, wurde er von den Abgal bemerkt, welche die Gelegenheit, einen einzelnen Mann zu überfallen, nicht ungenutzt wollten vorübergehen lassen. Der Ilbi setzte sich zwar zur Wehr und schoß mehrere Pfeile auf sie ab, aber er wurde auf der Flucht nach der Stadt durch einen Lanzenwurf verwundet und brach blutend zusammen. Von der Stadt aus hatte man den Vorgang aufmerksam verfolgt, und zwei Dauts eilten nun dem verwundeten Ilbi zu Hilfe. Die Abgal ergriffen zwar bei ihrer Annäherung sofort die Flucht, aber einer derselben wurde von einem vergifteten Pfeil, den ein Daut ihm nachsandte, getroffen und stürzte nach wenigen Schritten zu Boden. Nun bot sich den Zuschauern in der Stadt ein blutiges Schauspiel. Der Daut, der den Pfeil abgeschossen hatte, stürzte sich auf den Verwundeten, stemmte ein Knie gegen dessen Brust urd durchschnitt ihm mit seinem zweischneidigen Dolchmesser die Kehle, so daß das Haupt fast völlig vom Rumpfe getrennt wurde. Der verwundete Ilbi wurde auf ein großes Tuch gelegt und langsam nach der Stadt getragen, wo er bald an den Folgen des Giftes, mit dem die Lanzenspitze getränkt gewesen, starb. Der Daut aber, der den Abgal getötet hatte, hielt einen Triumpheinzug in die Stadt. In einer Hand den Dolch, in der andern das blutige Gewand des Ermordeten, zog er stolz durch die Straßen, während die Männer ihn jubelnd umringten und einige Hundert Frauen ein Lied zum Preis seiner Heldenthat sangen. Andere waren indessen um den sterbenden Ilbi beschäftigt. Während die Umstehenden für ihn beteten, reichte ihm ein Greis in einer Tasse, auf deren Boden der Scheik einen Koranvers geschrieben hatte, etwas Wasser, worauf alle thaten, als ob sie ihn anspuckten. Die Greise trösteten den Sterbenden, malten ihm die Freuden des Paradieses aus, die ihn erwarteten, und versprachen ihm, daß sein Tod nicht ungerächt bleiben werde.

Da nicht anzunehmen war, daß die Abgal den Tod eines ihrer Leute ungerächt lassen würden, rüstete man sich in Makdischu zur Abwehr eines Angriffes derselben. Die Abgal ließen auch nicht lange auf sich warten. Sie schlugen in geringer Entfernung von der Stadt ein Lager auf und verlangten die Auslieferung der Leiche ihres Stammesgenossen. Der getötete Abgal war bereits begraben und konnte daher nicht ausgeliefert werden, aber die Abgal beschuldigten die Bewohner von Hamarwin der Mitschuld an dem Morde und wollten sich nicht beruhigen. Als aber die Nachricht einlief, daß ein Ilbi von Abgals auf dem Gebiete der Wadan erschlagen worden sei, änderte sich die Lage; der Tod ihres Stammesgenossen war nun gesühnt, aber da die Wadan wegen des in ihrem Gebiete begangenen Mordes sich mit den Ilbi gegen die Abgal verbanden, hielten es die vor Makdischu lagernden Abgal für geraten, ihren Frieden mit den Bewohnern von Hamarwin zu machen und, als die Nacht anbrach, auf dem Marktplatz, der als neutrales Gebiet gilt, Schutz zu suchen.

Für den Reisenden empfiehlt es sich, in den Streitigkeiten zwischen den Bewohnern von Makdischu, sowie zwischen diesen und den Stämmen der Umgegend die größte Unparteilichkeit zu wahren und sich nicht in dieselben zu mischen. Révoil war in Makdischu der Gast des Scheik Numen in Hamarwin, aber er versäumte es nicht, den einflußreichsten Persönlichkeiten beider Parteien Besuche abzustatten. Sultan Mahmud in

Schingani empfing ihn ungemein freundlich und drückte sein lebhaftes Bedauern darüber aus, daß der Reisende nicht seine Gastfreundschaft in Anspruch genommen habe, worauf Révoil erwiderte, daß er dies jedenfalls gethan hätte, wenn er nicht darauf angewiesen wäre, gerade in Hamarwin zu wohnen. Er fand Gelegenheit, ein krankes Kind des Sultans zu heilen, und verpflichtete sich diesen dadurch zu besonderem Dank. Er machte

Albi in Kriegsausrüstung.

überhaupt die Wahrnehmung, daß es für ihn besser gewesen wäre, sich unter den Schutz Mahmuds zu stellen, als unter jenen der Leute aus Hamarwin, welche ihm zwar in Sansibar alles Mögliche versprochen hatten, sobald es aber zum Handeln kam, sich sehr zurückhaltend zeigten, sodaß schwer etwas von ihnen zu erlangen war. Da bei den Streitigkeiten häufig Blut floß, fand Révoil Gelegenheit, sich die Zuneigung beider Parteien zu erwerben, indem er ohne Ausnahme allen Verwundeten ärztliche Hilfe zuteil werden ließ. Durch seine

freundschaftlichen Beziehungen zu Sultan Mahmud wurde es ihm ermöglicht, auch die Sehenswürdigkeiten von Schingani, welche zum großen Teil in Ruinen bestanden, genau zu besichtigen. Der Sultan führte ihn selbst auf den sogenannten Turm Abdul Aziz, das letzte Überbleibsel einer alten Moschee, an deren Stelle jetzt eine kleinere erbaut ist. Nach einer in dem Turm befindlichen Inschrift fällt seine Erbauung in dieselbe Zeit wie jene der Moschee Fachr-ed-Din in Hamarwin. Die Inschrift befindet sich auf einer weißen Marmorplatte auf dem Fußboden und lautet: El Hadschi Jussuff ben Assen helium el-hamis 19 min Rhamadan 667 (d. i. im Jahre 1250 n. Chr.).

In der Umgegend von Makdischu sind noch viele Ruinen von Bauten vorhanden, welche aus seiner Blütezeit stammen. Damals bedeckte es einen Flächenraum von nahezu 6 □Kilometer, und muß, den noch vorhandenen Resten nach zu urteilen, eine stattliche, an schönen Gebäuden reiche Stadt gewesen sein. Wie überall, wo der Islam zur Herrschaft gelangte, zehrt auch hier die jetzige Generation von dem, was ihre Urgroßväter geschaffen haben. Die Ruinen der alten Stadt sind für sie keine ehrwürdigen Denkmäler einer Glanzperiode ihrer Vaterstadt, sondern nur ein Steinbruch, welcher vortreffliches Baumaterial liefert. Wenn heute ein Bewohner von Makdischu einen Bau aufführen will, schickt er seine Sklaven auf das Ruinenfeld und läßt sie dort nachgraben. Dort ruhen unter dem Sande begraben noch viele, reich mit Verzierungen geschmückte Mauerreste, und gar manches Haus in Makdischu ist mit solchen erbaut worden.

Unter solchen Umständen kann es nicht überraschen, daß von den 101 Moscheeen, welche Makdischu angeblich einst besaß, nicht viel mehr zu sehen ist. Die Wohnhäuser gleichen eins dem andern, überall sieht man in den kahlen Mauern dieselben geschnitzten Holzfenster, überall flache Dächer. Nur hier und da fesselt den Blick irgend ein Stein, auf dem man eine Inschrift oder Arabesken bemerkt, welche verraten, daß er aus dem großen Steinbruch von Makdischu stammt. Zwischen den Häusern zerstreut liegen die ärmlichen Hütten der Abössch, der Abkömmlinge ehemaliger Sklaven, die sich zuweilen auch im Hofe des frühern Herrn angebaut haben. Mit ihren weißgetünchten Häusern und Minarets, mit den zwischen diesen zerstreuten Ruinen, schmutzigen Hütten und Palmengruppen erinnert die Stadt an Palästina, aber die Unreinlichkeit, die in ihren Straßen herrscht, ist echt afrikanisch.

Was außer den Wohngebäuden in der Stadt vorhanden, ist alles gleich der Moschee Fachr-ed-Din in einem Zustande weit vorgeschrittenen Verfalls. Zu erwähnen ist noch die Moschee Schama (siehe Seite 84), als deren Erbauungsjahr eine persische Inschrift über dem Eingangsthor das Jahr 663 der Hedschra (1264 n. Chr.) angiebt. Auch die Umgegend dieser ist durch Sandanwehungen sehr erhöht worden. Man muß mehrere Stufen hinabsteigen, um in das Innere zu gelangen. Dieses ist so düster, daß es Révoil nicht möglich war, seinen photographischen Apparat zur Anwendung zu bringen. Der Innenraum der Moschee besteht aus 6 Schiffen, wovon 3 offenbar spätere Anbauten sind, ebenso wie der große Turm, der aus einem der Schiffe emporsteigt, später als die Moschee erbaut sein dürfte.

Die Berührung mit Europäern hat viel zum Niedergang von Makdischu beigetragen, indem durch sie die einzige Industrie, auf welcher der Wohlstand der Stadt beruhte, vernichtet wurde. Die Baumwollweber von Makdischu versorgten früher nicht nur die ganze Sansibarküste, wo die Araber Faktoreien unterhielten, sondern auch die Küstengebiete des roten Meeres und des Golfs von Persien mit Baumwollstoffen. Das hat aufgehört, als die Amerikaner mit ihren billigen und guten Stoffen als Konkurrenten auf dem Markt erschienen, und heute ist das Absatzgebiet der Gewebe von Makdischu nur noch ein sehr kleines. Die Weberei beschäftigt Männer, Frauen und Kinder, doch nur Abössch und Sklaven. Zunächst wird die Baumwolle von den Körnern und Kapseln gereinigt, wozu man sie zwischen Cylindern hindurchzieht, dann wird sie geklopft, in Strähnen abgeteilt und von den Frauen gesponnen. Aus 4 verschieden starken Fäden, welche die Frauen spinnen, werden sechserlei Gewebe verfertigt, und wenn die Fäden von Männern und Kindern in Strähnen gebracht sind, werden diese mit Maismehl geleimt. Nachdem die Strähnen dadurch steif geworden sind, werden sie mit einer aus Quecken hergestellten Bürste glatt gestrichen und über den Wirkerstuhl gespannt. Der Weber sitzt in einem

Loch in der Erde, da die Strähnen dicht über dieser ausgespannt werden. Die Stoffe, welche in Makdischu gewebt werden, sind alle von fast gleicher Größe. Ein Arbeiter kann täglich ein Stück Zeug von 5 Meter Länge und 65 Centimeter Breite liefern. Die Stoffe werden in Makdischu auch gefärbt, wobei man besonders viel Gelb verwendet, welches man aus der Blüte des Saflor gewinnt, der am Webi massenhaft vorkommt, aber die nach auswärts bestimmten Gewebe erhalten erst in Sansibar oder in Bombay die letzte Appretur durch die Kaufleute, welche sie erworben haben.

Auf dem Markt von Makdischu werden sowohl in der Stadt erzeugte Gewebe, als auch solche, welche die Beduinen vom Webi und Juba herbringen, feilgeboten. Von Erzeugnissen der Stadtbevölkerung sind außerdem nur noch zu erwähnen die Waffen, welche sie verfertigt, Lanzen, Pfeile und Dolche, und andere Schmiedearbeiten, Nadeln, Angelhaken u. s. w. Ferner wird in Makdischu Öl durch Zermahlen der Sesamkörner gewonnen. Die Hauptmasse der auf dem Markt zum Verkauf ausgestellten Waren bilden Lebensmittel, die auch in den Straßen überall feilgeboten werden. Männer bieten Ochsen, Schafe, Ziegen, Gazellen, Hühner, Fische zum Verkauf an, und am Strande findet ein lebhafter Viehmarkt statt. Die Frauen beschäftigen sich ausschließlich mit dem Verkauf der Bodenprodukte. Beduinenfrauen bieten eßbare Erde feil, welche für schwangere Frauen sehr empfehlenswert sein soll, und Stricke, welche aus Aloefasern verfertigt sind. Andere bringen große Rüben auf den Markt, deren Saft, mit Kameelmist vermischt, zur Wäschereinigung benutzt wird. Mais, Bohnen, in Wasser gekochte Gemüse und dergl. werden an vielen Stellen der Stadt feilgeboten. Auch hier beteiligen sich, wie in Mörka, die Soldaten am Handel, um sich einen Nebenerwerb zu schaffen. Sie haben vor dem Fort einen Basar errichtet, wo sie ihre eigenen Buden haben. Dieser Basar gilt als neutraler Boden, und er ist der einzige Ort, an dem die Bewohner der beiden Stadtteile Schingani und Hamarwin miteinander verkehren.

Von den Tieren, welche die Somali des Hinterlandes auf den Markt bringen, ist eine Abgabe zu entrichten. Dies führte eines Tages zu einem Zusammenstoß mit dem Stamm Wadan, der wiederum zeigte, wie machtlos der Sultan diesen Stämmen gegenüber ist. Ein gewisser Nur Musa vom Stamm der Wadan weigerte sich, für die Kameele, die er zum Verkaufe brachte, die übliche Abgabe zu bezahlen, und er verabredete mit einigen seiner Stammesgenossen, daß sie sich wegen der nach ihrer Ansicht ungebührlichen Forderung an den Bewohnern von Hamarwin rächen wollten. Die Rache konnte selbstverständlich nach Somali-Begriffen nur in einem Mord bestehen, man beschloß aber, nicht einen Einwohner von Hamarwin zu ermorden, sondern einen Fremden, um dadurch Verwickelungen zwischen der Bevölkerung und den Beamten des Sultans heraufzubeschwören. Zum Opfer wurde ein indischer Kaufmann namens Hadschi Indi ausersehen, der zu dem ganzen Vorfall nicht in der geringsten Beziehung stand. Nur Musa suchte ihn spät abends in seiner Wohnung auf und stieß ihm während eines harmlosen Gespräches plötzlich seinen Dolch so heftig in die Kehle, daß er tot niedersank. Nur Musa gelangte unaufgehalten vor die Stadt, und als der Mord bekannt und die Besatzung alarmiert wurde, war er bereits in Sicherheit. Mit ihm hatten alle Wadan die Stadt verlassen. Nur Musa und seine Genossen hatten ihre Absicht erreicht: die Folge des Mordes war, daß die Bewohner von Makdischu, da ja niemand den Mörder kannte, die Schuld also auf ihnen haften blieb, in unangenehme Verwickelungen mit dem Statthalter des Sultans gerieten. Sie waren schließlich gezwungen, eine Deputation nach Sansibar zu schicken und den Sultan wegen des Vorfalles, an dem sie doch unschuldig waren, um Verzeihung zu bitten. Inzwischen wurde es bekannt, wer den Inder ermordet hatte, aber da die Wadan sich hüteten, nach Hamarwin zu kommen, konnte man sie nicht zur Rechenschaft ziehen und den Mord nicht an ihnen rächen. Schließlich wurden Unterhandlungen angeknüpft, um das frühere Verhältnis wiederherzustellen und den Verkehr der Wadan auf dem Markte zu ermöglichen. Die Bewohner von Hamarwin verlangten die Auslieferung des Mörders, aber die Unterhändler von der andern Seite wollten sich nicht dazu bereit erklären. Sie erklärten, daß die Auslieferung des Mörders leicht große Unruhen veranlassen könnte, da sein Anhang sich derselben gewiß widersetzen würde, und baten dringend, man möge das, was doch nicht mehr ungeschehen gemacht

werden könne, vergessen und vergeben. So kam denn schließlich eine Aussöhnung zustande, ohne daß die Wadan die geringste Genugthuung für den Mord leisteten. Sie erschienen wieder auf dem Markte, und niemand dachte mehr daran, an ihnen Rache zu üben. Révoil, während dessen Aufenthalt in Makdischu die Versöhnung stattfand, war erstaunt über solche Nachgiebigkeit, und er gab seiner Verwunderung dem Statthalter gegenüber Ausdruck, aber dieser belehrte ihn schnell, was die Ursache der Nachsicht sei. Seïd i bara sella, ma i bara fitna, sagte er — Seyd (der Sultan) will den Frieden, er will nicht den Krieg. So läßt man den wilden Stämmen alles hingehen, weil man fürchtet, durch Strenge gegen dieselben Unruhen hervorzurufen, zu deren Unterdrückung die Macht des Sultans nicht ausreichen würde, und man ist schon zufrieden, wenn sie bereit sind, das begangene Unrecht dadurch zu sühnen, daß sie die Hand zur Versöhnung reichen. Des Sultans Soldaten sind den kühnen Kriegern der Nomadenstämme nicht gewachsen; das weiß man, und läßt sie daher nicht aussichtslose Expeditionen ins Binnenland unternehmen. Die Küstenbevölkerung dagegen muß stets dem Sultan sich gehorsam erweisen, denn zu ihrer Züchtigung braucht man nicht Soldaten, ihr gegenüber genügt die Flotte des Sultans, welche ihre Häuser in Trümmer schießen kann, ohne irgendwelchen Widerstand befürchten zu müssen.

Die Somali erfreuen sich im allgemeinen nicht des besten Rufes. Sie sind als hinterlistiges, treuloses, mord- und raubgieriges Volk berüchtigt. Schiffbrüchige, welche an ihre Küste verschlagen wurden, sind von ihnen ausgeplündert und ermordet worden, und europäische Expeditionen haben in ihrem Lande schlimmen Empfang gefunden. Der englische Reisende Speke, der sich in dasselbe wagte, wurde verwundet, Baron von der Decken mit mehreren seiner Begleiter ermordet. Nicht alle Somali sind jedoch ein so wildes Volk; man muß die nomadisierenden Stämme von den seit langer Zeit in Küstenstädten ansässigen unterscheiden. Durch den regen Verkehr mit anderen Völkern, der an der Küste herrscht, werden die Sitten der sich dort niederlassenden Stämme beeinflußt, und mit der steigenden Wohlhabenheit steigt auch die Gesittung und Bildung. Die Somali, welche in Küstenstädten wohnen, werden zwar durch die Angriffe der Binnenlandstämme gezwungen, mit der Führung der Waffen stets vertraut zu bleiben, aber sie sind doch meist friedliche, gutmütige Leute, und man trifft manchen unter ihnen, der als feingesitteter, ja gebildeter Mann gelten kann. So zeichnet sich z. B. der Scheik Numen von Hamarwin durch Intelligenz aus. Die Unterhaltung mit ihm, erzählt Guillain, war überaus lehrreich und anziehend. Er schien auch an uns viel Gefallen zu finden, denn er versicherte uns, daß ihm nichts angenehmer wäre, als mit uns zu plaudern. So besuchten wir ihn während unseres Aufenthaltes fast jeden Tag. Er sprach arabisch, was man bei einem Somali nicht gerade häufig findet, und drückte sich in dieser Sprache mit ziemlicher Leichtigkeit aus; sogar die Art und Weise seiner Rede war nicht ohne Reiz. Wenn er ruhig dasaß und mit uns sprach oder scherzte, so erinnerte sein behäbiges Aussehen und sein Gesicht voller Wohlwollen und Fröhlichkeit an die guten, edelmütigen Väter, welche in Lustspielen unsere freundliche Teilnahme und Bewunderung zugleich in Anspruch nehmen. Dazu besitzt er eine Festigkeit der Gesinnung und ein kluges, gemäßigtes Benehmen, welches der seiner Verwaltung anvertrauten Stadt den Frieden sichert, trotz aller Anfeindung der Nachbaren in Schangani, und trotz der mancherlei Verwirrung, welche das Ungestüm der ungebändigten Beduinen der Umgegend bisweilen veranlaßt.[19])

Solche Persönlichkeiten bleiben aber immerhin Ausnahmen. Sobald man die Küste verläßt und in das Innere eindringt, lernt man auch sofort die Schattenseiten im Charakter der Somali kennen. Auch Révoil, der von Makdischu über Gelidi ins Innere vordringen wollte, sollte in dieser Beziehung unangenehme Erfahrungen machen.

Trotz aller Feindseligkeiten der Somali gegen die Leute des Sultans von Sansibar wurde es Révoil leicht, mit ihnen freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen und sich den Durchzug durch ihr Land zu ermöglichen. Er sandte dem Sultan Omar Jussuf von Gelidi einen Brief, den er sich auf dem französischen

[19]) M. Guillain, Documents sur l'histoire etc., II. Teil, I. Band Seite 513.

Marktplatz in Mörka.

Konsulat in Sansibar hatte aufsetzen lassen und den er jetzt bloß mit dem Datum versah. Da seine Korrespondenz mit dem Sultan für die dortigen Verhältnisse charakteristisch ist, teilen wir hier sowohl Révoils Brief, als die Antwort des Sultans auf denselben mit.

Révoil schrieb:

„Im Namen Gottes, des barmherzigen, des gnädigen!

An seine Erhabenheit, den geliebten und geehrten Sultan, den Sultan Omar Jussuf, den Sultan von Gelidi, ben Adira, ben Alem, ben Mililo u. s. w.

Das Heil sei mit Dir!

Mein Wunsch ist, zu Dir zu gehen, damit Du mich aufnimmst, wie das Dein großer Vater mit Ehre und Wohlwollen bei einem frühern Besuch der Franzosen gethan hat.

Die Franzosen haben das nicht vergessen, und in ihren Büchern haben sie Hadschi Ibrahim und seinen Bruder Muka geehrt. Ich, ich grüße Deine Kinder als Franzose, im Namen aller Franzosen.

Ich bin in Makdischu angekommen und will von hier nach Gananneh, dann nach Adari gehen. Ich thue das im Interesse der Wissenschaft, und will Vögel, Pflanzen und andere Erzeugnisse des Landes sammeln. Ich werde Dein Schützling in allen Städten sein, die ich besuchen werde. Meine Absicht ist, das Gebiet der Somali, meiner Freunde, zu durchreisen. Ich habe in meinen Händen Empfehlungsbriefe aller großen Sultane des Islam.

Schicke mir die Eskorte, um die ich Dich in meinem Briefe von Makdischu bitte.

Heil allen Muselmännern, die um Dich sind!

Georges Révoil.

Die Antwort des Sultans ließ nicht lange auf sich warten, und sie war in gleich höflichem Tone gehalten. Sultan Omar Jussuf schrieb:

„An Georges Révoil, den Franzosen!

Gott gebe Dir ein glückliches und gesegnetes Leben! Das Heil sei mir, Du Frucht meiner Eingeweide, mein Augapfel!

Wir haben Deinen Brief erhalten und haben seinen Inhalt verstanden. Du sprichst von Vögeln, die wir haben (von Sammlungen, die Du machen willst). Wir willigen darein, denn wir lieben Dich, wie unser Vater der Sultan Jussuf die Franzosen liebte. Fürchte nichts! Ben Birkan und Ali Hamed Birkan werden zu Dir kommen. Bleibe bei ihnen bis zum Ende Deiner Reise; sie werden Dir jagen helfen.

Ich nehme mich Deiner an an Stelle meines Vaters, damit Du keinen Kummer hast und nichts Dich beunruhige.

Gruß von mir dem Scheik Sala ben Mohir, ben Ali el Chéuti und Saem ben Aod el Amri, Gruß Dir von dem Sultan Mahmud, dem Sohn des Sultans Jussuf, und auch von dem Sultan Omar, dem Sohne Jussufs.

20 Redscheb 1300.

Ich habe diesen Brief versiegelt, damit Du keinen Zweifel wegen seiner Herkunft habest."

Trotz dieses vertrauenerweckenden Briefes fand die Expedition Révoils unerwartete Verluste durch Feindseligkeiten der Somali. Schon bevor er aufbrach, zeigten sich Anzeichen, die nicht sehr vertrauenerweckend waren. Der Sultan von Gelidi hatte ihm 7 Bewaffnete geschickt, die sein Geleite bilden sollten, aber nach und nach fanden sich noch 250 Mann ein, welche alle dem Franzosen das Geleite geben und von ihm für ihre Mühe bezahlt sein wollten. Bald kam es unter diesen Leuten zum Streit darüber, wer eigentlich das Geleite stellen solle, und es bildeten sich 3 Parteien. Mude, ein Bruder Omar Jussufs, zu welchem mehrere Gabron, Wadan, Mursude u. s. w. hielten, beanspruchte für sich das Vorrecht, das ihm aber von einer kleinern Partei streitig gemacht wurde; draußen vor der Stadt stand eine Schar bereit, Révoils Karawane den Durchzug zu verwehren, und als sollte dem Reisenden die Notwendigkeit eines starken Geleites recht ein-

dringlich vor Augen geführt werden, hatte sich der obenerwähnte Nur Musa, der Mörder des Hadschi Jndi, der noch keinen Pardon erwirkt hatte, mit mehreren hundert Anhängern bei einem Brunnen vor der Stadt gelagert, um durch Bedrohung der Karawanenstraße die Bewohner von Makdischu zu zwingen, ihm den Besuch ihres Marktes wieder zu gestatten. Beim Aufbruch der Karawane hatte der Statthalter keine Vorsichtsmaßregel außer Acht gelassen, um ihren ungestörten Abzug aus der Stadt zu sichern, und sogar Truppen zu ihrer Bedeckung gesandt, aber trotzdem war schon hier nicht zu verhindern, daß manche Kleinigkeiten von der sich herandrängenden Menge gestohlen wurden. Hinter den ersten Hügeln lagerten 500 bis 600 Abgal und Mursude, aber die gute Ordnung der von Mude Jussufs wohlbewaffneten Kriegern begleiteten Karawane hielt sie von einem ernstlichen Angriff ab, und sie begnügten sich mit dem Nachwerfen von Steinen und Knütteln. Als man sich dem Gebiete der Wadan näherte, kehrten die Verfolger um, da sie fürchteten, mit den Wadan in Konflikt zu geraten. Bei Lafol fand man etwa 1000 Krieger der Wadan zu beiden Seiten des Weges versammelt, und die Kameelführer mußten mit Dolch und Lanze die Leute zurücktreiben, welche Miene machten, sich ihrer Tiere zu bemächtigen. Gegen Abend erreichte man die Ufer des Webi und erblickte bald darauf in der Dämmerung auf der andern Seite des Flußes die Hütten von Gelidi. Die Karawane blieb auf dem diesseitigen Ufer zurück, und nur Révoil mit seinem Begleiter Julian fuhr auf das andere Ufer hinüber, wo er im Zelte des Sultans Omar übernachtete. Am Morgen erfuhr er, daß das Lager seiner Leute in der Nacht durch die Wadan von Lafol überfallen worden. Diese hatten die großen Gepäckstücke mit ihren Dolchen aufgeschnitten und geplündert, die kleineren fortgeschleppt, die Kameele weggetrieben. Die Expedition war außer stande, weiter vorzudringen, ganz abgesehen davon, daß der Vorfall das Vertrauen zu der Geleitmannschaft sehr erschüttern mußte, denn ohne ein Einverständnis derselben mit den Angreifern wäre eine so großartige Plünderung gewiß nicht möglich gewesen. Der Sultan, an den sich Révoil wandte, um durch seine Vermittelung das Verlorene zurückzuerlangen, versprach zwar seinen Beistand, aber bald zeigte es sich, daß er es nur darauf abgesehen hatte, den Reisenden selbst nach Möglichkeit auszubeuten. Révoil sah sich gezwungen, ihm ein Geschenk von 200 Maria-Theresien-Thalern zu versprechen, aber damit schien er die Begehrlichkeit seiner Wirte nur erst recht erregt zu haben. Bald darauf hieß es, die Wadan von Lofan seien wider da und drohten Gelidi in Brand zu stecken, wenn sie nicht noch 3 Ballen Stoff erhielten, und Révoil mußte auch diese noch hergeben. Daß die Erzählung von dem drohenden Angriff der Wadan nur eine Lüge war, durch die man von ihm eine neue Abgabe erpressen wollte, davon konnte sich Révoil schon am nächsten Morgen überzeugen, denn als er den Sultan besuchte, sah er die 3 Ballen in seiner Hütte liegen.[20])

Das sind nur einige kleine Einzelheiten aus der langen Kette von Widerwärtigkeiten, welche der Reisende im Somalilande zu überwinden hatte. Sie zeigen uns die Somali des Binnenlandes nicht im günstigsten Lichte und beweisen, daß die oben erwähnten schlimmen Eigenschaften, welche ihnen beigelegt werden, Hinterlist, Treulosigkeit, Mordlust und Raubgier in der That bei ihnen zu finden sind.

„Eine der hervorstechendsten Eigentümlichkeiten der Somali ist ihr Stolz. Wie fast alle Beduinen- oder Nomadenstämme, verachtet der bedürfnislose Bewohner der Steppe den durch Üppigkeit verweichlichten, an eine Menge unnötiger Dinge gewöhnten Ansässigen. Dieser Stolz prägt sich in seinem Gesichte aus und verliert sich sobald nicht, selbst wenn er sich entschließt, seinen Aufenthalt in der gesitteten Welt zu nehmen oder das regere Treiben einer Stadt zu seinem Vorteile auszunutzen. Selbst diejenigen Somali, welche in Aden als Hausdiener, Lastträger, Bootführer, Kesselheizer, sowie als Kaufleute und Agenten, in steter Anschauung der großartigen Macht und der Wunder Europas leben, verleugnen ihren Hochmut nicht; ihr stolzes Selbstgefühl und der edle Starrsinn, mit welchem sie ihren Sittengesetzen nachkommen, zwingt manchen nicht minder stolzen Weißen zu Achtung, ja zu Bewunderung: ein solcher Somali stirbt eher, als daß er etwas von ihm für unrein Erachtetes genießt, während doch Araber wie Türken im geheimen gern gegen die Vor-

[20]) G. Révoil, Voyage chez les Bénadir, les Comalis et les Bayouns. Tour du Monde, 1885, 49. Band, No. 1252, Seite 1 u. folg.

schriften des Koran sündigen. Diese Sittenstrenge aber giebt ihrem Stolze, ihrer Weltverachtung immer neue Nahrung."

Die Nachbarschaft dieses unruhigen Volkes hat bisher die Befestigung der Macht des Sultans verhindert, und es ist nicht zu erwarten, daß es ihm jemals gelingen wird, hier seine Herrschaft weiter landeinwärts auszudehnen. Dagegen drohte ihm vor wenigen Jahren die Gefahr, den nördlichen Teil seines Reiches vollständig an einen andern muhammedanischen Herrscher zu verlieren. Für die neuen Erwerbungen Ägyptens im Sudan waren der Juba und Webi natürliche Ausfuhrstraßen nach dem Süden, und der Khedive richtete seine begehrenden Blicke nach der Jubamündung. Im Jahre 1875 landeten dort ägyptische Truppen, bemächtigten sich der Stadt Barawa und pflanzten in ihr die ägyptische Flagge auf. Der Sultan von Sansibar suchte in dieser Not Hilfe bei seinem alten Beschützer, bei England. Der englische Konsul Dr. John Kirk fuhr mit der „Thetis" nach Barawa, aber die Ägypter ließen nur ihn allein in die Stadt, während sie die Landung der ihn begleitenden Offiziere verhinderten. Das energische Auftreten des Konsuls, welcher drohte, die Stadt zu bombardieren, hatte zur Folge, daß der Führer der ägyptischen Truppen sich entschuldigte, und bald darauf räumten die Ägypter den Platz.

Die Beschränkung der Herrschaft des Sultans auf die Küstenplätze hat größere Nachteile zur Folge gehabt, als es auf den ersten Blick der Fall zu sein scheint. Welch große Aufgabe konnten an dieser Küste die Herrscher von Sansibar lösen, wenn sie Verständnis für dieselbe besaßen! Sie mußten den Handel mit dem Festlande, auf den die Inselbevölkerung nun einmal angewiesen ist, zu schützen und zu fördern suchen, mußten sich bemühen, das reiche Hinterland dem Verkehr zu erschließen. Ihre kurzsichtige Politik ließ sie andere Wege einschlagen. Der von ihnen begünstigte Sklavenhandel mit seinen Sklavenjagden entvölkerte das Binnenland und verwandelte es in Einöden. Nach hundertjährigem Bestehen ihrer Herrschaft können die Araber nicht auf eine einzige Kolonie hinweisen, die sie im Innern gegründet haben. Gleich verfehlt war ihr Vorgehen gegenüber den nördlichen Nachbaren der Negervölker. Anstatt diesen, zu deren Unterwerfung sie zu schwach waren, freundlich entgegenzukommen und im Interesse des Handelsverkehrs ihren Eigentümlichkeiten Rechnung zu tragen, begegneten die Statthalter des Sultans, welche mit unbeschränkter Macht ausgestattet waren, den Eingeborenen mit einer Brutalität, welche in keinem Verhältnis zu ihrer geringen Macht stand und die freiheitliebenden Völker aufs tiefste erbittern mußte. Richard Brenner erzählt, daß der Statthalter in Lamu eines Tages eine auf den Markt seiner Stadt gekommene friedliche Galla-Karawane plötzlich durch seine Soldaten gefangen nehmen ließ, den Galla die Kameele und das mitgebrachte Elfenbein abnahm und Befehl gab, jedem der Gefangenen die rechte Hand abzuhauen.[21]). Andere Statthalter pflegten die Fahrzeuge, welche in ihre Häfen kamen, mit Beschlag zu belegen und die Besitzer zu zwingen, ihre Waren ihnen zu einem Spottpreise zu überlassen, worauf sie dieselben mit großem Gewinn den europäischen Agenten oder den indischen Händlern verkauften.

So förderten die Araber den Handel an ihrer Küste, und es darf daher nicht überraschen, daß derselbe immer mehr aus den Händen der Eingeborenen, welche der Willkür der Statthalter preisgegeben waren, in jene der Europäer und Inder überging, welche durch den Rückhalt, den sie an ihren Konsulaten hatten, gegen Ausbeutung gesichert waren. Jetzt giebt es an der ganzen langgestreckten Küste des Sultanats keinen halbwegs bedeutenden Ort, in welchem sich nicht zu mindesten ein Agent eines europäischen Hauses oder ein Inder befindet. Die letzteren verstehen es viel besser, den Eigentümlichkeiten der Eingeborenen Rechnung zu tragen, sie verkehren friedlich mit den wildesten Stämmen, und — sie werden dabei reich, während das an der Küste herrschende Volk, die Araber, immer mehr verarmt. Wenn man alles, was die Araber in 100 Jahren an der Festlandküste erreicht haben, in wenige Worte zusammenfassen will, so kann man sagen, daß sie dort heute noch wie vor 100 Jahren Fremde sind, daß die Furcht, welche sie einst vielleicht als kühne

[21]) Richard Brenners Forschungen in Ost-Afrika. Petermanns Mitteilungen 1868, Seite 458, Anm. 2.

Eroberer eingeflößt haben, geschwunden ist und dem Haß Platz gemacht hat, zu dem die eingeborene Bevölkerung vollauf berechtigt ist.

Dort wo anstatt der Somali die Bevölkerung des Binnenlandes Galla bilden, sind die Verhältnisse nicht minder ungünstig für die Araber. In den Gebieten, welche die Galla bewohnen, tritt zu den vielen Gegensätzen, welche die Araber von der Bevölkerung des Binnenlandes scheiden, noch jener der Religion hinzu. Der am südlichsten wohnende Stamm der nördlichen Galla, die Borani-Galla, hat zwar den Islam angenommen, hauptsächlich dazu bewogen durch seine Handelsbeziehungen zu den muhammedanischen Küstenplätzen, aber die anderen Stämme wollen von der Lehre des Propheten nichts wissen. Südlich vom Juba hat dieselbe keine Anhänger unter ihnen erlangt, und die dort nomadisierenden Gallastämme leben in ununterbrochenem Krieg mit ihren muhammedanischen Nachbaren, den Somali. Es ist ein Vernichtungskampf den die beiden Völker miteinander führen, und auf beiden Seiten haben Gefangene keine Gnade zu erwarten, sie werden erbarmungslos niedergemetzelt. Die Araber und Suaheli, welche im Osten Nachbaren der Galla sind, hegen gegen dieselben keine freundschaftlichen Gesinnungen, aber im Bewußtsein ihrer Schwäche scheuen sie den offenen Angriff und begnügen sich damit, daß sie Galla, welche sie vereinzelt treffen, niedermachen, wodurch sie eine Gott wohlgefällige That zu vollbringen glauben.

Ganz besonders im Gallalande bietet sich Kulturbestrebungen ein weites Feld. Von 2° südl. Br. an zeichnet sich das Gallaland durch eine üppige Vegetation aus, welche es vorteilhaft von dem nördlichern Gebiet der Galla zwischen dem Äquator und 2° südl. Br. und von dem Somaliland mit seinen von aller Vegetation entblößten Wüsten unterscheidet. Man kann, schreibt Brenner, die Vegetation dieser Landschaft ihrem verschiedenen Charakter nach in vier Gruppen teilen, und zwar in Flußwälder oder sogenannte Urwälder mit üppiger Vegetation, in Gestrüppwälder, vorherrschend aus Akazien und Mimosen bestehend, in große Grasebenen, die mit einzelnen Baobabs, Tamarinden, Dumpalmen und Gesträuchen bestanden sind, und endlich in die Mangroven-Wälder der Küste. In den feuchten Uferwäldern der sechs Flüsse, welche das Galla-Land durchströmen, bewundert der Reisende allerdings eine gewaltige, üppige Vegetation und ist im Anstaunen der wunderbaren Pflanzenformen anfangs geneigt, den mangelnden Reichtum an Arten zu vergessen. Hat doch die Einförmigkeit des übrigen Landes sein Auge nicht verwöhnt. In Wirklichkeit jedoch sind diese üppigen Urwälder des Galla Landes nur schmale grüne Kulissen, welche die graue Wirklichkeit der afrikanischen Gestrüppwälder verbergen. Tritt man vorsichtig lauschend Schritt vor Schritt durch eine dichte Wand von Lianen und Luftwurzeln in den dunkeln Wald hinein, so ist es zunächst immer der riesige Baobab mit seinen dickschäftigen Verwandten, die in dem Kampfe um Licht und Leben längst gesiegt haben. Edle, langsam wachsende Holzarten kümmern, mit dunkler Borke und Moos bedeckt, an dem Boden hin oder sind bei dem Versuche, zwischen den mächtigen Stämmen ihrer Sieger zum Lichte emporzuschlüpfen, zur haltlosen Rute geworden. Tagelang sucht man in diesen Urwäldern des Galla Landes vergebens nach einem Stück Nutzholz. Der Urwald ist vollkommen tot, kein Wildruf, kein Vogelgesang ertönt, — nur das Rascheln einer Eidechse, wenn sie an einem Stamme hinaufschlüpft und dann listig den Kopf nach uns wendet, erschreckt uns. Bei dem Weiterschreiten in den Wald wird der feuchte Boden bald fester, und die dichte modernde Humusdecke verschwindet. Hier und da dringt schon die Sonne durch das grüne Domgewölbe und weckt die Gräser. Bald werden die Baobabs, Tamarinden und Dumpalmen seltener, und die Akazien und Mimosen treten dafür auf. Zu gleicher Zeit blickt auch ein alter Bekannter aus der dürren Region ein Termitenhaufen, aus dem Gebüsch hervor. Wenige Schritte noch einen Hügel hinauf, und wir stehen schon an der Grenze der üppigen Vegetation; vor unseren Augen breitet sich ein unabsehbarer blattloser Gestrüppwald aus, und der nahe Fluß mit seinen grünen Urwaldstreifen zieht sich in gleicher Breite als ein dunkles Band hindurch. Die großen Grasebenen des Galla Landes zeigen inbezug auf Gräserarten eine große Einförmigkeit, doch ist der Wuchs derselben von enormer Üppigkeit. Am Schlusse der heißen Jahreszeit, wenn weite Waldstrecken sonnverbrannt und blattlos daliegen und alles Pflanzenleben erloschen zu sein scheint, dann gedeiht im

Schutze des mannshohen vertrockneten Grases der Prairie ein frischer zarter Graswuchs, der, wenn Wasser in der Nähe vorhanden ist, eine große Menge Wild aller Gattungen hier versammelt. Eine der größeren zusammenhängenden Prairieen dieser Art, die sich auf der Karte unter dem Galla-Namen „Adje fiddo" verzeichnet findet, vereinigt während der wasserreichen Jahreszeit alles Leben des Galla-Landes in sich und erinnert den Reisenden an die oft beschriebenen Pampas von Süd-Amerika. Am Schlusse der heißen Jahreszeit, wenn die Gallastämme gegen die Ufer der Flüsse hinziehen, zünden sie die Grasebenen an, um nach der Regenzeit einen jungen Graswuchs in neuer Üppigkeit vorzufinden.

Gangbare Wege sind im südlichen Gallaland nicht vorhanden. Der Handelsverkehr zwischen den Galla und den Küstenbewohnern ist ja gering, denn die Feindschaft derselben läßt einen solchen nicht aufkommen, und die wenigen Suaheli, welche den Galla Waren zuführen, dringen nicht zu Lande, sondern zu Wasser, auf dem Wubuschi oder Osi in ihr Gebiet ein. Der dichte Wald von Akazien, Mimosen, Aloen, Kakteen u. s. w., der südlich vom Juba die Küste vom Binnenland trennt, bildet einen undurchdringlichen Wall, und es ist gefährlich, ohne Führer, die mit der Gegend wohl vertraut sind, sich in das Innere zu wagen. Die Galla kennen allerdings geheime, kaum erkennbare Pfade durch den Urwald, welche ihnen ermöglichen, bald hier, bald dort die Niederlassungen an der Küste unerwartet zu überfallen. Sie sind daher trotz ihrer numerischen Schwäche gegen die Küstenbewohner weitaus im Vorteil, und die Ruinen an der Formosa-Bai, wo sie alle arabischen Niederlassungen zerstört haben, können davon erzählen, was auch die südlichen Galla zu leisten vermögen, wenn sie sich auf einem Kriegszug befinden.

An Verkehrswegen, welche sich bis ins Herz des Gallalandes erstrecken, ist trotzdem, wenn man vom Landwege absieht, kein Mangel. Nicht weniger als 6 Flüsse durchziehen das Land, von denen 5 in den Indischen Ozean münden. Der größte derselben ist der Juba, die Grenzscheide zwischen Galla und Somali, über welche beide Teile oft Raubzüge in das feindliche Gebiet unternehmen. Eine Barre versperrt zwar die Einfahrt in den Fluß und gestattet dieselbe nur Fahrzeugen von geringem Tiefgang, aber jenseits derselben ist der Juba auf großen Strecken schiffbar. Der Scheri fließt fast parallel mit der Küste und mündet in den 18 engl. Meilen von der Küste entfernten Kilowanje-See, aus welchem der Wubuschi (Durnford) abfließt, der bald darauf in einer der vielen breiten Lagunen verschwindet, die sich an der Küste gebildet haben. Der vierte Fluß des Gallalandes, der Osi, ist nur 24 engl. Meilen schiffbar, und auch vor seiner Mündung lagert eine Barre, doch kommen Fahrzeuge, welche nicht mehr als 4 Fuß Tiefgang haben, leicht und gefahrlos über dieselbe hinweg.

Der zweitgrößte Fluß des Gallalandes ist der Tana, der sich in die Formosa-Bai ergießt. Dampfschiffe können auf demselben etwa 23 deutsche Meilen aufwärts fahren, Booten dagegen bereitet die starke Strömung große Schwierigkeiten. Auch ein gut bemanntes Boot kann auf der Bergfahrt höchstens eine engl. Meile in der Stunde zurücklegen. Die Quellen des Tana sind noch nicht bekannt; sie sollen in der Nähe des Kenia liegen. Die Uferbewohner haben viel durch Überschwemmungen zu leiden, welche meist zu Anfang Juli und dann stets so plötzlich eintreten, daß die Bevölkerung all ihre Habe zurücklassen und nur auf Rettung ihres Lebens bedacht sein muß. Diese Überschwemmungen haben aber ähnliche segensreiche Folgen wie jene des Nil, da die Ertragsfähigkeit des Bodens durch dieselben sehr gesteigert wird. Das Land, welches der Tana durchströmt, ist durch ihn die Kornkammer der Sansibarküste geworden, und umsomehr muß es überraschen, wenn Richard Brenner berichtet, daß bei seinem Besuch der Ostküste noch nie ein Boot auf dem Tana tief ins Innere gedrungen war. Auf der nahen Insel Lamu kannte man sogar die Mündung des Flusses nicht genau, und Brenner konnte kaum jemanden finden, der ihm als Pilot dienen konnte. Hindernisse für die Schiffahrt sind außer der reißenden Strömung nirgends vorhanden. Im untern Lauf, wo der Fluß viele Windungen beschreibt, stauen sich zwar zuweilen die Massen von Staudengewächsen, welche aus dem See Schachbabu durch ihn herabgeschwemmt werden, und verstopfen die Durchfahrt, aber die Strömung legt diese bald wieder frei. Da der Tana mit dem Osi durch einen Kanal verbunden ist, würde er für den Handel

große Bedeutung erlangen, wenn die Küstenbewohner nicht in Feindschaft mit den Galla lebten, wodurch aller Handelsverkehr auf den Flüssen unmöglich gemacht ist.

An dieser ganzen Küstenstrecke zeigen sich die nachteiligen Folgen der arabischen Herrschaft im grellsten Licht. Schiffbare Flüsse bilden vortreffliche Wasserstraßen bis tief ins Innere des Landes hinein, aber sie bleiben unbenutzt, weil teils die Feindschaft zwischen den Stämmen des Binnenlandes, den Galla und Somali, teils der Haß der Araber gegen die Galla einen Verkehr auf denselben nicht aufkommen läßt. Auf dem Juba, der unter normalen Verhältnissen von Handelsfahrzeugen belebt sein müßte, wagt niemand eine Bootfahrt, denn auf dem rechten Ufer droht Plünderung durch die Galla, auf dem linken durch die Somali. Den letzteren fehlt überhaupt alle Lust, den Fluß zu benutzen, um mit den weiter flußabwärts befindlichen Niederlassungen Handelsverbindungen anzuknüpfen. Anstatt durch Handel wohlhabender Ortschaften sieht man daher an der Küste, welche den Angriffen der Galla am meisten ausgesetzt ist, nichts als Ruinen. Von der Jubamündung bis 3° 15′ südl. Br. folgen sich die bedeutenderen nach Brenners Aufzeichnungen[22] in folgender Reihenfolge: Die Ruinen eines kleinen Forts, dessen Besatzung von den Galla ermordet wurde, worauf es verfiel; auf Kiama die Ruinen einer großen Moschee, der Insel gegenüber in geringer Entfernung von der Küste ausgedehnte Ruinen einer alten arabischen Stadt, zwischen denen im Jahre 1860 Suaheli Pflanzungen anlegten, diese aber bald wegen der Raubzüge der Galla verließen; an der Schambamündung viele Mauerreste; Ruinen arabischer Bauten aus dem 15. Jahrhundert; auf einem Felsvorsprung die Ruinen eines großen Gebäudes, in seiner Nähe viele Gräber; auf einem Höhenzug die Ruinen einer Moschee und befestigter Gebäude, nebst Gräbern und Minarets; an der Tula-Mündung die Ruine eines großen festen Gebäudes in arabischer Bauart des 15. Jahrhunderts; eine kleine Strecke flußaufwärts eine gut erhaltene Moschee, angeblich aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, und weiterhin mehrere befestigt gewesene Gebäude aus dem 15. Jahrhundert; ebensolche an der Bai von Kiomboni; an der Wubuschimündung die Ruinen eines vielleicht portugiesischen Forts; in der Nähe des Dschamku-Sees ein gut erhaltenes Minaret; weiterhin an der Küste eine Moschee aus dem 15. Jahrhundert, und landeinwärts eine Moschee nebst anderen Ruinen und (mutmaßlichen) Resten eines Forts; zwischen den Lehmhäusern der Suaheliortschaft Symmambaia Ruinen einer Moschee und großer Gebäude; zahlreiche Ruinen portugiesischen Ursprungs auf der Insel Patta, gegenüber auf dem Festland eine Moschee und andere Ruinen; die Ruinen der im Jahre 1806 zerstörten arabischen Stadt auf der Insel Manda, mit einem 1833 zerstörten Palast eines Verwandten des Sultans; viele Ruinen auf Lamu; in der Formosa-Bai Ruinen der von den Galla zerstörten Ortschaften Kotony, Bamamba, Gomany Schamba und Gomany Muji; bei Mambrui Ruinen einer persischen Stadt; schließlich die großen Ruinen von Malindi.

Ein Volk, welches über so viele Breitengrade verbreitet ist wie die Galla, deren Wohnsitze sich von den Grenzen Abessiniens bis hinab nach Malindi erstrecken, muß selbstverständlich in seinen einzelnen Stämmen große Verschiedenheiten aufweisen. Die südlichen Galla zwischen dem Juba und Malindi, mit denen wir uns hier ausschließlich zu beschäftigten haben, unterscheiden sich daher wesentlich sowohl von den durch Raublust und Treulosigkeit berüchtigten muhammedanischen Galla Abessiniens, als auch von den halb und halb für den Islam gewonnenen Borani-Galla nördlich vom Juba. Sie glauben an ein unsichtbares höchstes Wesen, Wake oder Waka genannt, aber sie bilden dasselbe nicht ab, sodaß man sie durchaus nicht als Götzendiener bezeichnen kann. Dieses höchste Wesen wird jedoch nur in Zeiten der Not angerufen, wenn Krankheiten ausbrechen oder wenn Wassermangel herrscht, in welchen Fällen die Galla unter Führung der Ältesten vor das Lager hinausziehen und dort, nachdem jeder den Oberkörper entblößt, mit zum Himmel gewendetem Antlitz Wake anrufen. Die Missionäre, welche zu den Galla kamen, fanden alle bei ihnen eine freundlichere Aufnahme und weit mehr Verständnis für ihre Lehren, als bei irgend einem Negerstamm. Polygamie ist unter den Galla nicht Sitte, nur dem obersten Sultan soll es gestattet sein, mehrere Frauen zu besitzen.

[22] Siehe Richard Brenners Forschungen in Ost-Afrika, l. c. Seite 362.

Der oberste Sultan der Galla führt den Titel Heiütsch, doch ist seine Macht keine unumschränkte, und er muß in allen wichtigen Angelegenheiten sich dem Willen der Versammlung der Ältesten, der Abba worati (d. i. Väter der Familien) fügen. In seinen Händen konzentriert sich der ganze Handelsverkehr des Stammes. Er führt ein Lager aller Gegenstände, welche seine Unterthanen brauchen, und diesen ist es streng verboten, solche direkt von den fremden Kaufleuten zu erwerben; sie müssen sich vielmehr stets an ihn wenden und seine Ware gegen Vieh und Elfenbein eintauschen. Die Bedürfnisse der Galla sind übrigens gering. Ihre Kleidung besteht nur in einem Schurztuch aus grober Baumwolle; als Schmuck dienen bei den Männern messingene Halsketten, bei den Frauen eiserne Arm- und Fußringe, wogegen Perlen bei ihnen keinen Absatz finden. Viel mehr Sorgfalt als seiner Kleidung widmet der Galla seinen Waffen, welche alle für den Nahkampf berechnet sind. Die Krieger führen kurze Speere mit 6 Zoll breiter Klinge, niemals Bogen und Pfeile. Am kleinen Finger und am Daumen der rechten Hand stecken starke eiserne Ringe, welche mit einem Stachel versehen sind, eine im Handgemenge, welches die Galla vorzüglich lieben, furchtbare Waffe.

Da die südlichen Galla Nomaden sind, bilden Milch, Butter und Honig neben dem Fleisch der Zuchttiere ihre Hauptnahrung. Den Honig, den sie sehr lieben, verschaffen sie sich durch eine ziemlich rohe Bienenzucht. Von 10 bis 12 Zoll starken Bäumen, berichtet Brenner, wird zu diesem Behufe die Borke in einer Länge von 4 Fuß abgeschält und der Cylinder an einer Seite geschlossen. Diese Bienenkörbe werden nun zu Hunderten in den höchsten Spitzen der Bäume befestigt, und nach kurzer Zeit ist der größere Teil derselben von Bienen bewohnt. Der Honig wird dann unter Anwendung von Rauch und möglichster Schonung der Schwärme gewonnen.

Die Hauptbeschäftigung der Galla ist, wenn sie sich nicht auf einem Kriegszug befinden, die Viehzucht und die Jagd. Sie besitzen große Herden Zebus, der bis Mosambik hinab verbreiteten Buckelochsen (Bos Zebu), und der Ertrag dieser Herden ist so bedeutend, daß er ihren eigenen Bedarf weitaus deckt. Die Meta-Galla z. B. besitzen so viel Vieh, daß auf jeden Kopf ihres Stammes, auch die Frauen und Kinder mit eingerechnet, 8 Stück Vieh entfallen. Wenn bei ihnen ein Kind geboren wird, pflegt man vor der Hütte, in welcher es zur Welt kam, eine frisch milchende Kuh mit dem Kalbe anzubinden. Diese liefert dem Neugeborenen die nötige Milch und bildet zugleich den Grundstock seines künftigen Besitzes an Vieh. Bei der Abgeschlossenheit von der Außenwelt, in welcher die Galla leben, ist an eine Ausnutzung des Milchreichtums ihrer Herden gar nicht zu denken.

Außer Rindvieh züchten die Galla auch noch große Herden Ziegen und fettschwänziger Schafe, welche letztere ein weißes Fell mit schwarzem Rückenstreifen und antilopenartige Hörner besitzen. Pferde und Kameele kommen auch vor, doch nur in geringer Anzahl; sie werden nicht als Reittiere, sondern zum Tragen der Wasservorräte auf dem Marsche verwendet. Die Wasserversorgung spielt nämlich eine wichtige Rolle im Leben der Galla, und sie sind gezwungen, oft große Wasservorräte mitzuführen, da auf den weiten Ebenen, welche ihren Herden Futter liefern, Wassermangel herrscht.

Junge Tiere werden von den Galla nie geschlachtet. Fleischnahrung liefern ihnen nur die nicht mehr Milch gebenden Kühe und ausgewachsene Schafe und Ziegen, und daneben versorgt sie die Jagd reichlich mit solcher, denn auf den Grasebenen, auf welchen sie nomadisieren, wimmelt es von Wild aller Art.

Fort bei Tongwe.

Die Deutschen in Ost-Afrika.

Die kolonialpolitischen Bestrebungen der letzten Jahre haben nur deshalb in allen Schichten unseres Volkes ein so mächtiges Interesse erregt, weil dasselbe hoffte, daß in den im „dunkeln Erdteil" erworbenen Besitzungen ein neues Auswanderungsgebiet erschlossen werde. Ist ja doch vom nationalen Standpunkt aus nichts so sehnlich zu wünschen, als daß die Hunderttausende, welche als Überschuß unserer Volkskraft das alte Heimatland verlassen und jetzt meist jenseits des Großen Ozeans eine neue Heimat suchen, nicht wie bisher zum großen Teil dem Deutschtum verloren gehen, sondern, im engen Zusammenhang mit dem Mutterlande bleibend, demselben mit deutscher Sprache und deutschem Wesen auch ihre Kraft erhalten. Das Interesse der Massen für die ersten großen Erwerbungen in Lüderitzland ist rasch erkaltet, als es bekannt wurde, daß dort an eine Kolonisation im günstigsten Falle nicht in absehbarer Zeit zu denken sei. Alle Sympathie für die kolonialen Erwerbungen konzentrierte sich auf Kamerun, welches sozusagen das Schooßkind der Massen geworden ist. Das war ja keine Streusandbüchse wie Angra Pequena, das war ein Land mit üppiger,

herrlicher Vegetation, in dem es Schätze aller Art zu heben giebt, welche die Natur dort verschwenderisch dem Menschen darbietet.

Alle späteren entnüchternden Aufklärungen und die wiederholte Betonung des Umstandes, daß die Gründung von Ackerbaukolonien in Kamerun, welche sich zur Aufnahme des Auswandererstromes eignen würden, nicht möglich sei, hat das farbenprächtige Bild, welches die Volksphantasie von dem Land zu Füßen des Götterberges entworfen, nicht abzuschwächen vermocht. Wenn aber jemals unser Kamerunbesitz eine Bedeutung für die deutsche Auswanderung erlangt, dann wird er sie nur als eine Eingangspforte zu jenem Hinterland erlangen, welches sich vom Benuë zum Rio del Rey und Kamerun erstreckt und dessen gebirgige Gegenden ein für deutsche Ansiedler geeigneteres Klima besitzen als die mangrovenumstandenen Ufer des Kamerun.

Der erste Sturm der Begeisterung für koloniale Erwerbungen in Afrika war verrauscht und begann nüchterner Erwägung Platz zu machen, als die Kunde von neuen Erwerbungen einlief, welche diesmal auf der entgegengesetzten Seite des Kontinents, auf der Ostküste zu suchen waren. Im stillen, aber mit großer Sorgfalt und Gründlichkeit vorbereitet, hatte dort eine deutsche Expedition im Hinterlande des Sultanats Sansibar, wo man die Oberhoheit des Sultans nicht mehr anerkannte, mit unabhängigen eingeborenen Fürsten Verträge abgeschlossen, durch welche sie ein Land von 2500 □Meilen erwarb.

Die ersten Nachrichten, welche über dieses Land einliefen, riefen nicht mehr eine so freudige Begeisterung hervor, wie die ersten deutschen Erwerbungen an der Westküste, sie begegneten vielmehr einem gewissen Mißtrauen, da die Überzeugung, daß die Gründung deutscher Ackerbaukolonieen im tropischen Afrika ein Ding der Unmöglichkeit sei, sich immer mehr befestigt hatte. Es mag dahingestellt bleiben, ob in der ersten Freude über den Erfolg der Wert der neuen Erwerbungen übertrieben und von ihnen eine Schilderung entworfen wurde, welche der Wirklichkeit nicht völlig entsprach. Hatte doch auch Stanley inbezug auf diese Gebiete geschrieben: „Wer direkt mit Usagara, Useguha, Ukutu, Uhehe Handel zu treiben wünscht, Elfenbein, Zucker, Baumwolle, Orseillewurzel, Indigo und Korn aus diesen Ländern beziehen will, dem eröffnet sich hier eine schöne Gelegenheit.“ Jedenfalls war auch dieses neue Gebiet zur Anlage von Ackerbaukolonien nicht geeignet, aber deshalb war es doch nicht gering zu schätzen, und jene, welche den Erwerbungen der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft allen Wert absprachen und in denselben nur eine Last für Deutschland sahen, durch welche dasselbe in Konflikte mit dem Sultan von Sansibar verwickelt werden konnte, schütteten das Kind mit dem Bade aus. Der Hauptwert dieser Erwerbungen lag zunächst darin, daß man in dem Hinterlande Sansibars, durch welches die Karawanenstraße nach den großen Seeen führte, festen Fuß gefaßt hatte, und daß man von einer gesicherten Grundlage aus dem Ziele zustreben konnte, welches einzig und allein in Ost-Afrika begehrenswert ist. Auch dort sind Landstriche vorhanden, in denen Europäer ohne Schaden für ihre Gesundheit leben können, aber sie lagen damals, als die ersten deutschen Erwerbungen an der Ostküste gemacht wurden, noch so weit von diesen entfernt, und die Pläne, welche die Leiter des Unternehmens verfolgten, umgab ein so undurchdringliches Dunkel, daß dadurch Angriffe förmlich herausgefordert wurden und man den Gegnern des Unternehmens die Waffen gegen dasselbe selbst in die Hand drückte. „Wir Deutsche, die wir jetzt Besitzungen in Ost-Afrika haben,“ schrieb damals Dr. Fischer, „wir müssen unsern Blick anderswohin wenden, wir müssen eine Verbindung mit dem Viktoria-See herstellen. Hier liegt die Zukunft für das Sansibargebiet. Das ist eine Lebensfrage für das Unternehmen, wenn es von großer Bedeutung werden soll.“ Nun, die letzten Vorgänge in Ost-Afrika haben gezeigt, daß die Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft sich dessen, was sie zu thun hatte, wohl bewußt war, und daß sie unbeirrt durch alle Anfeindungen auf ihr Ziel losging, wenn sie auch durch Rücksichten auf drohende Konkurrenz und um zu verhindern, daß andere ihr zuvorkamen, lange Zeit gezwungen war, die Welt über ihre Absicht im Unklaren zu lassen, ja sogar zu täuschen.

Nicht der Tanganjika, wie man lange Zeit glaubte, sondern der Ukerewe ist das Ziel unseres Vordringens in Ost-Afrika. „Auf diesem Wege,“ schreibt Dr. Fischer, „sind wir eher als die Italiener in den fruchtbaren, hochgelegenen Gebieten, deren Anfänge am Naiwascha-See ich kennen gelernt habe und die sich

nach dem Samburu-See und nach Abessinien hin erstrecken. Hier unweit von Massala findet man das beste, billigste und meiste Elfenbein, hier liegen die Hochplateaus bereits 5—6000 Fuß über dem Meeresspiegel, während die Gebirge sich bis 15000 Fuß erheben. Der Nation, welche bei Massala zuerst Station macht, gehört ein Teil der besten Gebiete ganz Afrikas, welche die Italiener vom roten Meer durch das Land der feindseligen Somali zu erreichen bestrebt sind. Wenn überhaupt afrikanische Gebiete eine große Zukunft haben, dann sind es die nordöstlich vom Viktoria-See gelegenen; wenn man irgendwo im Binnenlande im Elfenbeinhandel ein Geschäft machen will, so ist es dort." Der eingeschlagene Weg ist der einzig richtige, da auf ihm nicht jene großen Schwierigkeiten zu überwinden sind, welche bei einem Vordringen von der Somaliküste aus die Feindschaft der raubgierigen Somalistämme bereitet, und mit der Erwerbung von Dschagga und der Ausdehnung ihres Gebietes bis zum Kilima Ndscharo hat die Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft bereits eine wichtige Etappe auf dem Wege nach dem begehrenswerten Teil Ost Afrikas erreicht.

Wir werden dasjenige, was unsere Landsleute schon jetzt in Ost-Afrika geleistet haben, besser würdigen können, wenn wir zunächst einen Blick auf die Thätigkeit anderer Nationen in diesem Teil Afrikas werfen und ihre Errungenschaften kennen lernen. Das wichtigste Unternehmen, auf das einst große Hoffnungen gebaut wurden, ist die belgische Station, die als äußerster Vorposten europäischer Kultur am Tanganjika See gegründet wurde.

Die im September 1876 abgehaltene internationale geographische Konferenz konstituierte sich bekanntlich als Association internationale africaine, welche sich mit der Lösung dreier großen Aufgaben beschäftigen sollte: zunächst sollte die wissenschaftliche Erforschung des noch unbekannten Innern Afrikas mit allen zu Gebote stehenden Mitteln gefördert werden; dann wollte man versuchen, der europäischen Zivilisation einen Weg in das erforschte Innere zu erschließen; schließlich danach streben, den dort noch immer schwunghaft betriebenen Sklavenhandel vollständig zu unterdrücken. Ein von der Konferenz gewählter Ausschuß, welcher aus den Herren Dr. Nachtigal, Sir Bartle Frère und Quatrefages bestand, sollte die nötigen Vorarbeiten leiten.

Der auf der Konferenz angeregte Gedanke fand in den weitesten Kreisen aller Länder Europas und auch in Nord-Amerika die günstigste Aufnahme. Überall bildeten sich Lokal-Komitees zur Unterstützung des Unternehmens und namentlich zur Beschaffung der zu seiner Durchführung nötigen bedeutenden Geldmittel, und ehe ein Jahr verging, verfügte der Ausschuß der Association bereits über 600000 Franken. Der weitaus größere Teil dieser Summe, eine halbe Million Franken, war in Belgien gezeichnet worden, der Rest in Deutschland, Österreich, Frankreich, Italien, Rußland, Spanien, Portugal, der Schweiz, Holland und in den Vereinigten Staaten.

Im folgenden Jahre wurde durch eine internationale Kommission in Brüssel der Plan für die erste Expedition in das Innere Afrikas festgestellt. Es wurde beschlossen, dieselbe von Sansibar zum Tanganjika-See vordringen zu lassen, wo sie — wenn möglich am westlichen Ufer des Sees — eine Station errichten sollte, welche imstande wäre, als Ausgangspunkt einer Expedition zur Durchquerung Afrikas zu dienen, welcher eine zweite Expedition von der Westküste aus entgegenziehen sollte.

Gegen Ende desselben Jahres war die zur Errichtung der Station am Tanganjika-See bestimmte Expedition zum Aufbruch bereit, aber ein eigentümliches Mißgeschick waltete über der ersten Thätigkeit derselben. Hauptmann Crespel, der Führer der Expedition, starb bald nach dem Aufbruch, kurze Zeit darauf verlor die Expedition ein zweites Mitglied, Dr. Maes, durch die Folgen eines Sonnenstiches, und der Österreicher Marno war durch Krankheit so entkräftet, daß seine Rückkehr nach Sansibar unvermeidlich war. Von der Expedition, welche so hoffnungsfreudig ausgezogen, war nach wenigen Wochen nur noch Hauptmann Cambier übrig, aber dieser war fest entschlossen, das Unternehmen auch allein durchzuführen. Er kam zwar nur langsam vorwärts, trotzdem die Association ihm wiederholt Expeditionen nachsandte und sich durch erneute Verluste, welche diese erlitten — der Tod der Leutnants Wauthier und Delen — nicht abschrecken ließ, aber im

August 1878 hatte er seine Aufgabe gelöst: der Tanganjika-See war erreicht, und an seinem Ost-Ufer wurde die erste Station der Assoziation, Karema, gegründet. Cambier, dessen unermüdlicher Ausdauer dieser erste Erfolg zu verdanken war, behauptete den gewonnenen Posten bis zum Dezember 1880, und erst als es nach unermeßlichen Anstrengungen gelungen war, die Station durch 5 nachgesandte Belgier zu verstärken, kehrte er nach Europa zurück.

Die Leitung der Station Karema übernahm an Cambiers Stelle Hauptmann Romaeckers, welchem Leutnant Becker zur Seite stand. Im Jahre 1881 war man endlich imstande, nach dem Eintreffen neuer Verstärkungen an die weitere Durchführung des Planes zu denken, welchen die Internationale Kommission vor 4 Jahren in Brüssel vorgezeichnet hatte. Im April fuhren Hauptmann Popelin und Herr Roger über den See, um am Westufer desselben einen zur Anlage einer zweiten Station geeigneten Platz zu suchen, aber der Tod Popelins, der schon nach wenigen Tagen dem Klima erlag, vereitelte das Vorhaben. Roger verfolgte den Plan nicht weiter, und kehrte unverrichteter Dinge nach Karema zurück, von wo er später mit einem Auftrage nach der Küste gesandt wurde.

Immer noch forderte der Tod neue Opfer. Am 25. Februar 1882 starb Hauptmann Romaeckers, und die mit so vieler Mühe gegründete und behauptete Station hing abermals von der Ausdauer eines einzigen Mannes, des Leutnants Becker ab, aber in Europa war man nicht müssig gewesen, eine neue Expedition unter Führung von Leutnant Storms war schon unterwegs, und am 27. September 1882 traf sie in Karema ein.

So schloß das Jahr nicht ungünstig für die Assoziation. Sie konnte mit den Erfolgen fünfjähriger Thätigkeit in Afrika zufrieden sein, so groß auch die Opfer an Menschenleben und Geld waren, welche das bisher Errungene gekostet hatte. Mit der Gründung und Behauptung der 800 Kilometer von der Küste entfernten Station Karema war mitten im dunkeln Erdteil eine europäische Niederlassung geschaffen, wie Afrika keine zweite besaß. Die Lage der Station war in jeder Beziehung eine günstige. Von 50 bis 60 Meter hohen Hügeln gegen Osten umschlossen, selbst auf einem kleinen Hügel gelegen, erfreut sie sich dank den Seewinden eines ausnehmend milden Klimas, und die mittlere Temperatur beträgt nur 25° C. Inmitten mehrerer Magazine, Ställe u. s. w. erhob sich das freundliche, aus Ziegeln erbaute Haus, in welchem die Europäer wohnten, und auf dem mehr als 200 □ Meter großen Raum, den alle diese Gebäude bedeckten, war auch ein Brunnen gegraben worden, so daß man nicht mehr nötig hatte, Wasser aus dem See zu holen, dessen Ufer immer mehr von der Station zurücktrat. Als die Station im Jahre 1875 gegründet wurde, befand sich der Hügel, den sie einnahm, noch unmittelbar am Ufer des Sees, da aber das Niveau des Tanganjika seitdem bedeutend fiel, war er im Jahre 1882 schon 500 Meter von demselben entfernt. Den Verkehr auf dem See vermittelten damals ein der Assoziation gehörendes Dampfschiff und ein Segelfahrzeug. Die Europäer standen zu den Eingeborenen in den freundschaftlichsten Beziehungen. Die letzteren hatten sich überzeugt, daß die Europäer ihnen in vieler Beziehung von Nutzen sein konnten, daß die Anwesenheit derselben auch ihre Sicherheit vermehrte, da sie stets auf ihren Schutz rechnen konnten, und sie ehrten sie dadurch, daß sie häufig bei Streitigkeiten sie als Schiedsrichter anriefen, was wieder zur Folge hatte, daß eine Menge Streitfälle, in welchen früher die Waffen entschieden hatten, jetzt durch friedlichen Vergleich geschlichtet wurde. Die Station wirkte also trotz der kurzen Dauer ihres Bestehens schon segensreich in mancher Beziehung. Karema wurde eine Zufluchtsstätte für alle diejenigen, welche ein ruhiges Leben der durch unaufhörliche Kämpfe und Überfälle gefährdeten Existenz, welche sie bisher geführt hatten, vorzogen. Um die Stationsgebäude war ein neues Eingeborenendorf entstanden, in welchem in 50 Häusern eben so viele Familien wohnten, und das Dorf Karema wies also eine Vermehrung seiner Bevölkerung um mehr als 30% auf. Man hatte Werkzeuge unter die Leute verteilt, hatte sie angeeifert, der Kultur ihres Bodens erhöhte Sorgfalt zuzuwenden, und die Erfolge, welche die Station selbst durch Anlage von Plantagen auf dem überaus fruchtbaren Boden erzielte, spornten die Neger zur Nacheiferung an. Neben der Ölpalme, der Baumwollstaude und den meisten tropischen

Überfall eines Dorfes durch Sklavenhändler an einem Markttage.

Gewächsen, die in dem Boden Karemas gedeihen können und die man dort schon vorfand, hatte man europäische Gewächse zu pflanzen versucht und mit denselben die günstigsten Erfolge erzielt. Der Beweis war geliefert, daß die meisten der in Europa gebauten Gemüse auch am Tanganjika gezogen werden können. Auf den weiten Grasflächen der Umgegend entwickelte sich ferner auch die Viehzucht wieder, welche hier völlig aufgehört hatte, und die von den Europäern mitgebrachten Zuchttiere vermehrten sich rasch.[23])

Karema war aber immer nur ein weit vorgeschobener, einsamer Posten, bloß durch eine schmale Straße mit der Küste verbunden, und es ist dies bis heute geblieben. Das Land, welches auf dem Wege nach Karema zur Rechten und zur Linken lag, blieb mehr oder minder unerforscht, denn alle Expeditionen zum Tanganjika folgten derselben Straße und wichen von derselben nicht ab. Erst wenn ein dichtes Netz von Stationen das Land zwischen dem Tanganjika und dem Meere bedeckte, gewann Karema hohen Wert. Der Schwerpunkt bei der Arbeit der Erschließung Ost-Afrikas lag also in den Forschungsreisen, welche sich die Aufgabe stellten, dieses Zwischengebiet zu erforschen und der Kultur zu erschließen. Dadurch gewinnen zunächst jene Forschungsreisenden große Bedeutung, welchen wir die Kenntnis des Hinterlandes der Besitzungen des Sultans von Sansibar verdanken, wo sie gleichsam die Pioniere der späteren Kolonisatoren waren.

Hier läßt sich auch eine gewisse Berechtigung deutscher Erwerbungen schon aus dem Umstande ableiten, daß es in erster Reihe deutsche Forschungsarbeit war, welche diese Länder aus dem Dunkel hervortreten ließ. Portugiesen haben die Küste entdeckt, Deutsche das Binnenland erforscht. Nachdem Vasco de Gama das Kap der Guten Hoffnung umsegelt, fuhr er längs der Küste nach Norden, landete aber erst bei Malinda wieder, und hätte dann bei Mombas bald den Untergang gefunden, da ein verräterischer Lootse ihn dort zwischen Klippen führte. In das Innere des Landes kam Vasco de Gama nicht, und obwohl die Portugiesen an der Küste Forts und Faktoreien errichteten und Jahrhunderte lang an derselben Handel trieben, kümmerten sie sich doch wenig um das Hinterland ihrer Kolonie, und die Kartographen blieben auf die dürftigen Mitteilungen beschränkt, die durch die Eingeborenen, welche an die Küste kamen, zu ihrer Kenntnis gelangten. Genauere Kunde über Land und Leute erlangten wir erst, als im Jahre 1842 der Missionär Dr. Krapf, von den abessinischen Galla aus seinem bisherigen Wirkungskreise vertrieben, nach Mombas kam, um zu versuchen, ob es nicht möglich sei, von dort aus dem Christentum eine Bahn ins Innere zu brechen. Das fernere Binnenland wurde aber erst durch Dr. Krapfs Kollegen Rebmann bekannt, der im Jahre 1847 mit 8 Begleitern nach Westen zog und bis zu dem interessanten Höhenzug von Teita vordrang. Im folgenden Jahre unternahm er einen zweiten Zug und gelangte durch die hinter Teita sich ausdehnende Wüste in das wohlbebaute Dschagga am Südabhang des Kilima-Ndscharo. „Lediglich mit einem Regenschirm bewaffnet", hatte der kühne Glaubensbote eine Strecke von 2 Längengraden in einem bisher völlig unbekannten, durch die Erzählungen der Eingeborenen mit allerlei Schrecken umgebenen Lande durchzogen, und brachte die überraschende Kunde heim, daß sich wirklich im äquatorialen Afrika Berge befinden, deren Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt ist. Schon in einem im Jahre 1530 erschienenen portugiesischen Buche findet sich die Behauptung, daß westlich von Mombas der Olymp Äthiopiens zu sehr großer Höhe emporsteige, und daß hinter ihm das Mondgebirge liege, in welchem der Nil entspringe. Nun, nach mehr als 300 Jahren erfuhr man, daß jener alte Geograph nicht falsch berichtet gewesen. Auch den Eingeborenen, welche Rebmann begleiteten, erschien unglaublich, was man in Europa so lange bezweifelt hatte. Als Rebmann am Morgen des 11. Mai 1847 die Berge von Dschagga deutlicher wahrnahm, glaubte er anfangs, daß der Gipfel von einer auffallend weißen Wolke bedeckt sei. „Mein Führer," erzählt er, „hieß das Weiße, das ich sah, schlechtweg Kälte (beredi), es wurde mir aber ebenso klar als gewiß, daß das nichts anderes sein könne als Schnee, welchen Namen ich den Leuten nannte und die Sache zu erklären suchte; sie wollten mir aber nicht recht glauben."[24])

[23]) Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, 1879—1882.

[24]) Dr. J. L. Krapf, Reisen in Ost-Afrika, ausgeführt in den Jahren 1837 bis 1855. Stuttgart, Selbstverlag, 1858, II. Teil, Seite 30.

Rebmann unternahm in demselben Jahre eine zweite Reise nach Dschagga, diesmal besser ausgerüstet und von 15 Trägern begleitet, welche mit Flinten und Bogen bewaffnet waren, und durchzog mit denselben fast alle Dschagga-Staaten am Südabhang des Kilima-Ndscharo. Das Entdeckungsfieber trieb ihn im Jahre 1849 abermals hinaus, und er wandte sich diesmal vom Kilima-Ndscharo nach Westen, um das Land Unjamwesi zu erreichen, von dem die Eingeborenen ihm erzählt hatten, aber diese Expedition mißlang, Rebmann wurde von dem Herrscher von Majame ausgeplündert und kam mit Mühe und Not nach Mombas zurück.

Seine Erlebnisse auf dieser Reise scheinen ihm die Lust zu ferneren Entdeckungsreisen benommen zu haben, denn er beteiligte sich fortan an keiner mehr, wogegen sein Kollege Dr. Krapf fortan umso regeren Forschungseifer entwickelte. Er zog im Jahre 1840 durch Teita, wandte sich aber dann mehr nach Norden als Rebmann und kam durch Kikumbulin nach Kitui. Auf dieser Reise erhielt Krapf Nachricht von einem zweiten Schneeberg, 6 Tagereisen hinter Kitui. Kiwoi, der Häuptling von Kitui erzählte ihm, „er habe die meisten Gegenden in Dschagga gesehen, und kenne den Berg Kilima Ndscharo sehr wohl, aber es sei ein zweiter, noch größerer Kima dscha dschen Berg der Weiße, weißer Berg zwischen den Ländern Kikuyu, Mbe und Uimbu, von welchem Weißberg der Danafluß seinen Ursprung habe." Krapf sah bald darauf bei hellem Wetter von Kiwois Dorf aus den Kilima Ndscharo, aber den Kenia, welcher nach Angabe des Häuptlings auch zuweilen sichtbar sein sollte, konnte er nicht sehen, „da es gegen Norden und Nordwest nicht hell war, indem der Regen bereits von jener Richtung zu fallen angefangen hatte." Auf der Weiterreise erblickte Krapf endlich am 5. Dezember den schneebedeckten Riesenberg. „Er erschien mir," schreibt er, „wie eine ungeheure Mauer, auf deren Spitze ich zwei große Türme oder Hörner erblickte, welche nicht weit voneinander stehen, und welche dem Berg ein imposantes Ansehen geben. Der Kilima-Ndscharo hat einen kuppelähnlichen Gipfel, der Kegnia dagegen ist mehr dachstuhlartig. Die Säulen oder Hörner werden ohne Zweifel von den nördlichen Bewohnern weithin gesehen werden, weshalb ich mich nicht wundere, daß schon Bruce berichten konnte, der weiße Fluß entstehe von Schnee, nur daß er diesen nach Kaffa versetzt, wo es keine Schneeberge giebt, wo man aber wohl von den Schneebergen im Süden hören kann."[25])

In diesen Angaben Krapfs finden sich zwei Irrtümer, von denen der eine zwar noch entschuldbar ist, der andere aber doch etwas auffällig erscheint. Der Kenia erstreckt sich nämlich nicht, wie Krapf berichtete, „von Ost nach Nordwest bei West", er liegt nicht westlich, sondern nördlich vom Kilima-Ndscharo, und er endigt nicht in zwei „Säulen oder Hörner", sondern hat eine einzige zuckerhutähnliche Spitze.

Dieser ersten Reise Krapfs nach Ukambani folgte schon im Jahre 1851 eine zweite, welche in der Absicht unternommen wurde, im Distrikt Jata eine Missionsstation zu gründen. Diese Expedition, auf welcher Krapf bis zum Tana gelangte, mißglückte, denn sie wurde von räuberischen Eingeborenen überfallen, und Krapf entrann kaum den Pfeilen derselben. Seine Scheu, Menschenblut zu vergießen, hielt ihn ab, auf die Angreifer zu feuern, und er wäre dabei selbst bald ein Opfer seiner Gutmütigkeit geworden.

Diese mißglückte Expedition Krapfs war für lange Zeit die letzte, welche in der Richtung nach dem Kilima-Ndscharo unternommen wurde. Erst elf Jahre später kam wieder ein Reisender, abermals ein Deutscher, nach Mombas, der Freiherr Karl von der Decken, welchen der Geologe Thornton begleitete. Das Ergebnis ihrer Reise ins Innere, welche sie an den See Jipe und zum Kilima-Ndscharo führte, war die erste Karte des Gebietes zwischen der Küste und dem Kilima Ndscharo, welche einigermaßen auf wissenschaftlichen Wert Anspruch erheben konnte. Freiherr von der Decken kam später nochmals zum Kilima Ndscharo, diesmal begleitet von Dr. Kersten, erstieg den Bergriesen bis zu einer Höhe von 4500 Metern und nahm den Berg Meru durch Triangulation auf, aber den Plan, in Massai-Land einzudringen, mußte er aufgeben, da ihm an der Grenze mehrere tausend bewaffnete Krieger entgegentraten und ihn zur Umkehr zwangen. Den Ränken

[25]) Krapf, l. c., II. Teil, Seite 167

des Karawanenführers Sadi ben Alhedi, welcher von der Decken begleitete, scheint ein großer Teil der Schuld am Mißlingen der Expedition zuzuschreiben sein.[26])

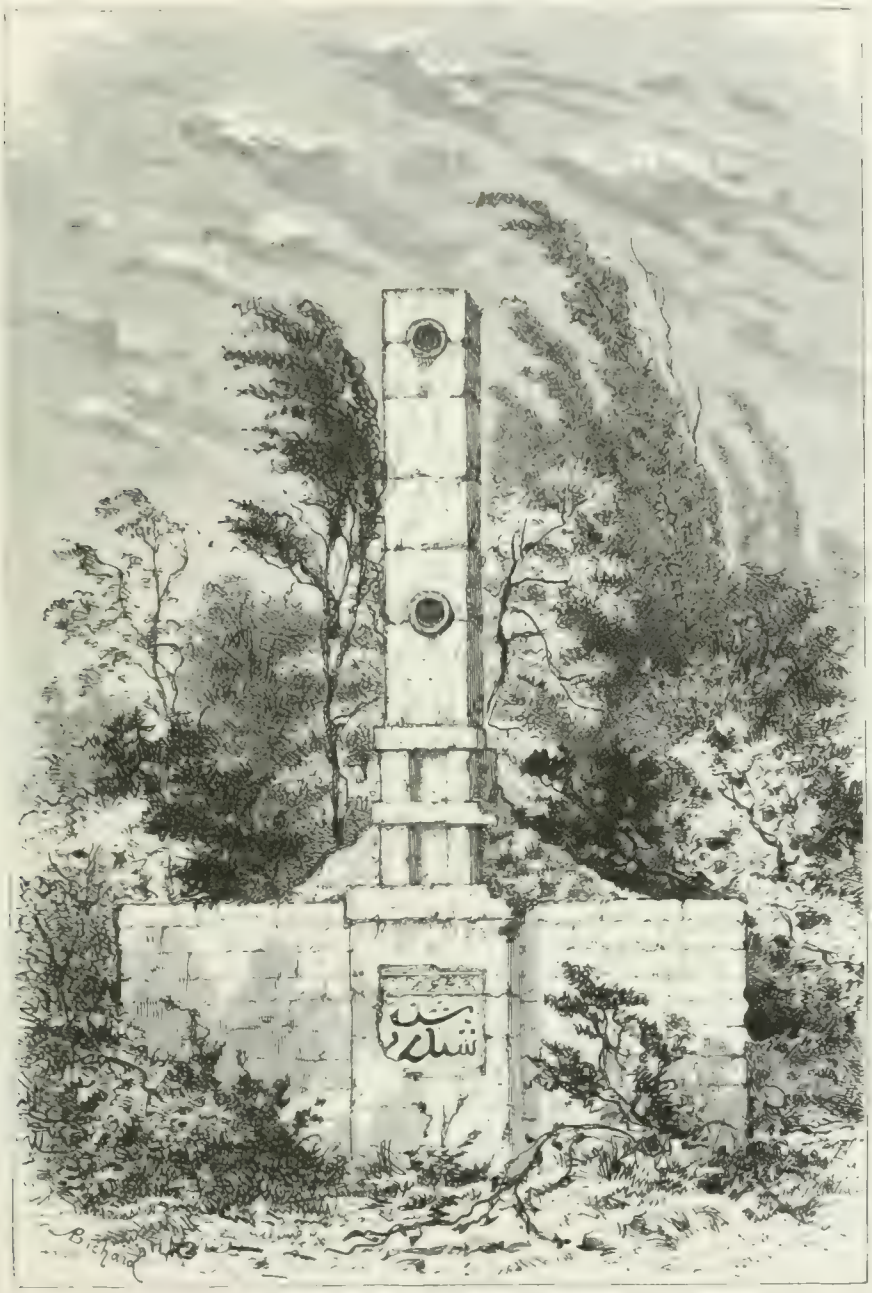
Nach von der Decken unternahm in Begleitung des soeben erwähnten Karawanenführers Sadi eine Reise ins Innere der Missionär New. Er bestieg den Kilima-Ndscharo und soll der Erste gewesen sein, der

Fall des Flußes Pangani.

die Schneegrenze desselben erreicht hat; er entdeckte auch am Fuße des Berges einen herrlichen See, den Dschalla, welcher den Krater eines erloschenen Vulkans ausfüllt. Auf einer zweiten Reise, welche er einige

[26] Baron C. C. von der Deckens Reisen, I. Band, Seite 231 u. f.; II. Band, Seite 9 u. f.

Jahre später unternahm, wurde New ausgeplündert, und wieder wurde als Hauptanstifter des Überfalls Sadi bezeichnet, der auch New auf dem Heimwege vergiftet haben soll, was jedoch weder erwiesen, noch glaubhaft ist, da Sadi jede Veranlassung zu einer solchen That fehlte.



Ruinen eines arabischen Grabdenkmals.

Im Jahre 1877 bereiste dasselbe Gebiet der Naturforscher Hildebrandt, er hielt sich aber genau auf der schon von früheren Reisenden betretenen Bahn und gelangte über deren Endpunkte nicht hinaus, so daß seine Reise außer verschiedenen Höhenbestimmungen keine Bereicherung unseres geographischen Wissens zur Folge hatte.[27])

[27]) Siehe seinen Bericht über diese Reise in den Verhandlungen der Berliner geographischen Gesellschaft für Erdkunde, 1877, N. 10.

Bald nach der Expedition Hildebrandts wurde in London in der Königlichen Geographischen Gesellschaft der Plan angeregt, eine Expedition nach Massai-Land zu senden. Keith Johnston, einer der begeistertsten Vertreter dieses Planes, wurde schließlich zwar nach Afrika gesandt, jedoch nicht um in Massai einzudringen, sondern zur Erforschung des Ukerewe (Viktoria Njansa). Er starb gleich zu Anfang der Reise an Dysenterie, und seitdem war von einer Expedition nach Massai nicht mehr die Rede, bis in jüngster Zeit zwei Reisende, ein Deutscher und ein Engländer, der in Sansibar lebende Arzt Dr. Fischer[28]) und Joseph Thomson[29]) den Plan wieder aufnahmen und beide die Aufgabe, welche sie sich gestellt hatten, glücklich lösten.

Das Küstengebiet hatte indessen auch noch ein Franzose bereist, ohne jedoch über das erste Gebirge hinüberzudringen. Achille Raffray unternahm im Jahre 1874 von Sansibar aus eine Reise nach Mombas, von wo er das Gebiet der Wanika zwischen der Küste und dem Schimba-Gebirge besuchte. Durch seine Reise, die früheren Reisen Dr. Krapfs und Rebmanns, sowie durch die Mitteilungen von der Deckens und Kerstens ist das Wanikaland so bekannt geworden, wie wenig andere Gebiete im Innern Ost-Afrikas.[30])

Das Schimbagebirge ist etwa 25 bis 30 Kilometer von der Küste entfernt und streicht mit dieser parallel in der Richtung von Süden nach Norden vom Kap Wassin bis gegenüber von Mombas, wo es von den Thälern, durch welche der Rabbai und Ribé dem Meere zufließen, unterbrochen wird. Jenseits dieser Flüsse führt das Gebirge den Namen Dscherima. Nach Westen verläuft das Gebirge, welches nirgends 500 Meter Höhe übersteigt, in das Hochland, aus welchem gewaltige Gebirgsmassen emporsteigen, das Pare-Gebirge, der mit ewigem Schnee bedeckte Kilima-Ndscharo u. s. w.

Im Schimba- und Dscherima-Gebirge und in dem östlich von diesen sich ausbreitenden Flachland wohnen die Wanika, nach Süden Nachbaren der Wasambara, im Westen an die Wataita und im Norden an die Galla grenzend. Nach Osten erstrecken sich ihre Wohnsitze bis zur Meeresküste. Im Dscherima-Gebirge führen sie den Namen Alüpanga, im Schimba-Gebirge heißen sie nach den von ihnen bewohnten Bergen Waschimba, und die Bewohner der Ebene nennen sich Wadigo. Der Gesammtname Wanika, der für alle drei Stämme gebräuchlich ist, entstand aus dem Worte Nika, d. i. Wüste, Einöde, unter Hinzufügung der gewöhnlichen Vorsilbe Wa, sodaß die Wanika durch diesen Namen als Bewohner der Einöde bezeichnet werden, eine im Hinblick auf den sandigen, schwach bevölkerten Küstenstrich, den sie inne haben, sehr treffende Benennung. Die zahlreichsten sind die in der Ebene wohnenden Wadigo, welche etwa 30 000 Köpfe zählen; der Rest des auf etwa 50 000 Seelen geschätzten Volkes verteilt sich auf die Bevölkerung der beiden Gebirgszüge.

Die Bewohner der Ebene unterscheiden sich in ihrer äußern Erscheinung von den Bergbewohnern nicht. Jene, bei denen keine Vermischung mit anderen Völkern stattgefunden hat, unterscheiden sich von den anderen Negern durch ihre tiefdunkle Farbe. Meistens sind sie mittelgroß, und ihre Körperverhältnisse würden gefällig genannt werden können, wenn ihre Gliedmaßen nicht gar so schmächtig wären. Die Wanika, sagt Burton, sind in physischer Hinsicht keine untergeordnete Rasse. Den Gesichtstypus des Negers haben sie nur von den Augen nach abwärts. Ihr Schädel ist pyramidal und länglich rund, wie bei den Galla, abgeplattet in der Gegend, in welcher sich nach den Phrenologen der Sitz der Moralität befindet, an den Seiten zusammengedrückt, das Gesicht ziemlich breit und flach, die Jochbeine stark vorspringend, die Stirn wenig hervortretend, hoch und breit, wogegen die Nase, Lippen und Kinnbacken denen der Neger gleichen. Ihr Haar wächst lang und straff und hängt von Fett triefend in dünnen Korkzieherlocken herab. Es wird nur über der Stirn von einem Ohr zum andern abrasiert. Gleich ihren Gesichtszügen ist auch ihr Körper im obern Teil, d. i. am Rumpfe, semitisch, im untern Teil, in den Gliedern, negerartig. Ihre Haut ist weich

[28]) Dr. G. A. Fischer, Reise durch das Massai-Land. Hamburg, L. Friederichsen & Ko., 1885.

[29]) Joseph Thomson, Durch Massai Land. Forschungsreise in Ost-Afrika zu den Schneebergen und wilden Stämmen zwischen dem Kilima-Ndscharo und Victoria-Njansa in den Jahren 1883 und 1884. Aus dem Englischen von W. Freeden. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1885.

[30]) Achille Raffray, Voyage chez les Ouanika, sur la côte du Zanguebar. Le Tour du Monde, 1878, 35. Band, Seite 289 u. f.

und von Chokoladenfarbe, selten schwarz — letzteres nur dann, wenn die Mutter eine Sklavin aus dem Süden war — und ihre Ausdünstung ist echt afrikanisch. Stiere Augen, ungestüme Bewegungen, eine barsche, laute, bellende Stimme kennzeichnen sie als Wilde.[1])

Den semitischen Zug, welchen Burton erwähnt, haben die Wanika mit den Galla gemein, welche ja mit den Semiten verwandt sein sollen. Raffray findet in ihren Gesichtszügen, in den geschwungenen Augenbrauen und den mandelförmig geschlitzten Augen Ähnlichkeit mit ostasiatischen Völkern; ihre Nase sei kurz, aber nicht so breit wie bei anderen Negern, und auch die fleischigen, sinnlichen Lippen weniger dick als bei den südlicheren Völkerschaften.

Die Wanika glauben an Unsterblichkeit der Seele und eine Art Seelenwanderung, indem sie annehmen, daß die Geister der Verstorbenen in neugeborene Kinder übergehen. Bevor sie zu einer solchen Übersiedelung Gelegenheit finden, weilen sie bald unter, bald über der Erde, bald im Donner, bald im Blitz, sind aber stets unsichtbar. Man verehrt sie und bringt ihnen Gaben dar, doch werden sie nicht abgebildet, und Götzenbilder sind überhaupt den Wanika unbekannt. Dagegen ist ihre Religion, welche in sehr unklaren Vorstellungen von einem höchsten Wesen, dem Mukungu, besteht, mit einer Menge Aberglauben verquickt. Die Bäume und die Quellen denkt sich der Wanika von Geistern bewohnt, welche er hoch verehrt, namentlich die in den Kokospalmen hausenden, da diese Bäume ihm großen Nutzen gewähren. Es giebt bei den Wanika eine Menge Leute, welche sich mit der Ausbeutung des Aberglaubens beschäftigen, Zauberer aller Art, Regenmacher, Traumdeuter u. s. w., und die Leichtgläubigkeit des Volkes wird auf die schamloseste Weise ausgebeutet. Bemerkenswert, sagt Krapf, ist der Glaube an die Regenmacher, welche überhaupt eine große Rolle in Ost-Afrika spielen. Bei den Wanika sind es einzelne Familien, welche das Regenmachen in Anspruch nehmen. Sie behaupten, dieses große Geheimnis vom Vater auf den Sohn fortpflanzen zu können. Diese erbliche Regenmacherwürde giebt ihnen großes Ansehen unter den Leuten, was sie natürlich antreibt, ihr Möglichstes zu thun, um die öffentliche Meinung zu befriedigen. Sie beobachten genau den Stand der Witterung und wissen aus langer Erfahrung ungefähr die Zeit, wann der erste Regen fallen wird. Sogleich fordern sie die Häuptlinge auf, ein Opfer zu bringen. Diese befehlen den Leuten, ein Zansi zu machen, d. h. einen Beitrag zu geben zum Ankauf einer Kuh oder eines Schafes zum Regenopfer. Wenn der Regen wirklich kommt, so wird derselbe natürlich dem Regenmacher zugeschrieben. Kommt der Regen nicht, so weiß der listige Regenkünstler abermals ein Opfer zu verrichten, bestimmt aber die Farbe des Opfertieres so, daß einige Zeit hingeht, bis das zum Opfer taugliche Tier gefunden ist. Indessen kommt der Regen, und der Künstler hat sich aus der Klemme gezogen. Die Regenmacher sollen auch eine Art Thermometer haben durch ein gewisses Holz, das sie ins Wasser stellen. Auch beobachten sie die Wolkenzüge, welche meist den Berghöhen folgen. Übrigens giebt es viele Wanika, welche das Regenmachen nur für Mateso d. h. für ein Spiel und eine hergebrachte Sitte halten, ohne daß ihr Wahrheit zu Grunde läge.

Krapf erzählt auch von einer Frau namens Amehari Pegue, welche bei Nacht plötzlich ein Geschrei zu erheben und dann zu behaupten pflegte, der Koma (Geist dieses oder jenes Verstorbenen sei ihr erschienen und habe ihr befohlen, irgend ein Opfer zu verrichten. „Die Anwesenden fragen die Träumerin, worin das Opfer bestehen soll? Sie erwidert, es muß ein rotes oder schwarzes Schaf oder eine Kuh sein. Dieser Auftrag wird morgens sogleich den Häuptlingen oder den Verwandten des Verstorbenen berichtet, und das Opfer muß alsbald gebracht werden. Natürlich erhält die Träumerin alosaye, sowie die Häuptlinge u. s. w. ihren Anteil an den Opferstücken. Die Frau, welche wahrscheinlich hysterisch ist, oder überhaupt eine gewisse Divinationsgabe hat, soll selten essen und trinken. Oft soll sie nur Kot genießen, um sich für die Inspiration des Koma empfänglich zu machen. Übrigens steckt auch hier wieder viel Betrug hinter der Sache. Die Häuptlinge haben nicht Macht genug, ihren Gesetzen Nachdruck zu verschaffen. Sie legen es daher einer

[1]) Richard Burton, Zanzibar. City, island and coast. London, Tinsley Brothers, 1872. 2 Band, Seite 52.

Träumerin in den Mund, was sie im Auftrag eines Koma dem Volksstamm zu sagen hat. So z. B. sah die Träumerin ein gewisses fabelhaftes Raubtier in Mombas. Sogleich befahl sie, daß man ein Opfer bringen soll, damit niemand von diesem Tier gefressen werde, wenn etwa ein Wanika während der Freß- und Saufzeit (von Dezember bis März) betrunken außer dem Hause liegend gefunden würde. In diesem Fall hat die Träumerin gewiß die Anregung von den Häuptlingen erhalten, welche ihren Leuten Vorsicht und eine gewisse Nüchternheit während der bevorstehenden Genuß- und Vergnügenszeit einschärfen wollen."

Die Frauen sind, mit Ausnahme der jungen Mädchen, welche noch nicht mit Arbeit überlastet werden, sehr häßlich und auffallend stark beleibt. Ihre Kleidung ist sehr einfach: ein Stück Zeug oder Fell, das sie um die Hüften schlingen, genügt ihnen meistens, nur zuweilen bedecken sie auch noch den Busen mit einem Stück Zeug. Schmuck wird sehr viel getragen, Halsketten, Ohr-, Arm- und Beinringe u. s. w., und um den Hals legen sie eine dicke, flache Scheibe von Kupferdraht, „daß es aussieht, als stände der Kopf auf einem Teller." Auch Tätowierungen kommen bei den Frauen, jedoch nur bei diesen vor. Die Männer tragen um die Hüften ein Stück weißen oder blauen Baumwollstoff, der jedoch meist infolge der Unreinlichkeit, welche überall herrscht, schon nach kurzer Zeit eine schmutziggraue Farbe annimmt. Sie rasieren den Kopf, lassen jedoch auf dem Scheitel einen Schopf stehen, eine Art Skalplocke, welcher in eine Menge kleiner Zöpfe geflochten wird, in welche man korallenrote Perlen einflicht. Ein schweres Halsband von schwarzen, weißen und roten Perlen schmückt den Hals. Einige tragen auch kupferne oder eiserne Kettchen, die mit allerlei Verzierungen versehen sind. Solche Kettchen verfertigen die Bewohner des Dscherima-Gebirges, welche überhaupt als Metallarbeiter sich eines gewissen Rufes erfreuen, aber diesen Schmuck können nur Wohlhabende tragen, er gehört wegen seines Preises bereits zum Luxus. Alle Männer tragen außerdem Ringe von Kupfer, Elfenbein oder Giraffenfell und Gewinde von Kupferdraht, welche an den Ellbogen, an den Handgelenken und den Knöcheln angebracht werden. Als Waffen gebrauchen sie ein langes, roh gearbeitetes Schwert, einen Speer, Messer und Wurfkeule, die sie stets im Gürtel tragen, und Bogen und Pfeile; letztere sind aus Rohr verfertigt und mit vergifteten Spitzen aus Holz oder Eisen versehen.

Frauen, welche einen Säugling zu ernähren haben, befestigen schräg über Brust und Rücken einen Streifen Baumwollzeug, in welchem sie ihr Kind während seiner ersten Lebensmonate tragen, bis dasselbe imstande ist, zu gehen. Sie lieben ihre Kinder sehr, aber trotzdem werden mißgestaltete Kinder sofort nach der Geburt getötet, weil man glaubt, daß in solche der böse Geist irgend eines Verstorbenen gefahren ist. Die Kinder werden im 8. oder 10. Lebensjahr, oft noch später, beschnitten, und zwar stets alle gleichalterigen zu derselben Zeit. Eine solche Massenbeschneidung findet alle 5 bis 6 Jahre statt. Sobald ein Wanika-Knabe herangewachsen und mannbar geworden ist, muß er sich einem Gebrauch unterziehen, welcher Wagnaro genannt wird. Alle mannbar gewordenen jungen Leute begeben sich in den Wald und leben dort so lange, bis sie einen Mann erschlagen haben, und es ist zu solcher Zeit gefährlich, sich einem Wanika-Dorf zu nähern, weil die jungen Leute, um aus ihrer Verbannung erlöst zu werden, den ersten besten totschlagen, der ihnen in den Weg kommt, ohne darnach zu fragen, ob sie einen Freund oder einen Feind sich gegenüber haben.

Die Wadigo sind kriegerischer und tapferer als die nördlicheren Stämme. Bei den Waschimba hatte Raffray Gelegenheit, zu beobachten, wie sehr sie ihre feindlichen Nachbarn scheuen, und wie das bloße Gerücht, daß Feinde in der Nähe seien, ein ganzes Dorf in die heilloseste Verwirrung bringen kann. Er bemerkte plötzlich große Aufregung im Dorfe, sah Frauen mit Kindern auf dem Arm an sich vorübereilen und Männer, die Waffen in der Hand, ihnen eilig folgen. Sein schwarzer Gewehrträger Kamena rief ihm zu: „Mwita! Mwita!" (Krieg! Krieg!), und Raffray eilte in sein Zelt, wo er rasch Munition an seine Leute verteilte und sie dann aufforderte, tapfer standzuhalten. Nun erfuhr er erst, was eigentlich geschehen war. Die Araber sowohl, als die Negerstämme, welche Nachbaren der Waschimba sind, pflegen Raubzüge in das Gebiet derselben zu unternehmen, um Sklaven und Vieh zu erbeuten, und namentlich die kriegerischen Massai sind sehr gefürchtet, weil sie alles, was ihnen unter die Hände kommt, schonungslos niedermetzeln. Nun hieß es, ein

Waſchimba ſei entführt worden — von wem, das vermochte niemand anzugeben, aber bei den Waſchimba genügte ſchon die einfache Thatſache, ſie in wilde Flucht zu jagen. Raffray mußte lange warten, bevor er wieder einen der Waſchimba erblickte, denn die Frauen und Kinder kamen aus dem Verſtecke, in das ſie ſich geflüchtet hatten, nicht hervor, und die Männer verfolgten die unbekannten Räuber, um ihnen den Gefangenen

Waſchimba-Familie.

abzujagen. Erſt gegen Abend kamen die Waſchimba niedergeſchlagen zurück. Trotz eifriger Durchforſchung der Umgegend hatten ſie keine Spur von irgend einem Feind gefunden. Da ertönten plötzlich Rufe der Verwunderung und Freude, denn der verloren Geglaubte, die Urſache der allgemeinen Aufregung war wieder da. Er war gleich den anderen Männern den ganzen Tag umhergeſtreift und hatte den garnicht vorhandenen Feind geſucht, und als die anderen umkehrten, hatte auch er ſich ins Dorf zurückbegeben. Ein Spaßvogel

hatte der ganzen Bevölkerung Schrecken eingejagt, indem er am Morgen den Alarmruf ausstieß, welcher sofort nach allen Seiten hin ein Echo fand. Seine Schuld kam nun bald an den Tag, und alles eilte zu seiner Hütte, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Es wurde zwar kein Gericht über den Schuldigen gehalten, aber ohne Strafe kam er doch nicht davon. „Du hast uns umnütz müde gehetzt," sagten die von ihm Betrogenen, „dafür mußt Du uns jetzt entschädigen. Wir wollen mit einem Hammel zufrieden sein." Der Übelthäter mußte den Hammel opfern, der dann gemeinsam verzehrt wurde.

Die Waschimba hatten mit Raffray Geschenke ausgetauscht und kamen ihm freundlich entgegen, aber plötzlich fand das freundschaftliche Verhältnis ein Ende. Bewaffnete Scharen umringten eines Tages das Zelt des Reisenden, der durch einen Fieberanfall ans Lager gefesselt war, und beschuldigten ihn der Zauberei. Er sollte schuld daran sein, daß es schon lange nicht geregnet hatte, und außerdem habe er in einem heiligen Hain eine Liane abschneiden lassen, wodurch dieser entweiht worden sei. Der Reisende raffte sich auf und trat möglichst festen Schrittes vor das Zelt hinaus. Die Waschimba, welche ihn für schwer krank hielten, waren im ersten Augenblick überrascht, als sie ihn vor sich sahen, drangen aber bald mit Drohungen auf ihn ein und machten Miene, ihre Bogen zu spannen und vergiftete Pfeile auf ihn abzuschießen. Raffray holte seinen Revolver und ließ dann durch den Dolmetsch den Waschimba erklären, daß er mit dieser Waffe vierzehn Schüsse abgeben könne ohne zu laden, und daß er jeden, der ihn angreife, sofort niederschießen werde. Nochmals wichen die Waschimba zurück, worauf Raffray schleunigst einen Boten nach Mombas schickte, um von dort Träger zu holen, mit denen er den Rückweg antreten könnte. Bevor die Träger kamen, sammelten die Waschimba sich am nächsten Tage zum dritten Mal vor seinem Zelt, und einer wollte sogar den Bogen spannen und auf ihn schießen, als er noch rechtzeitig gegen den Verwegenen anlegte und ihn dadurch einschüchterte. In der Nacht vernahm Raffray vom Dorfe her Geschrei und das Geklapper des Mbiru, zweier trockener Holzstücke, welche man gegeneinander schlägt, wodurch ein weithin vernehmbarer Ton erzeugt wird, weshalb die Waschimba sich dieses Instrumentes bedienen, um Alarm-Signale rasch zu verbreiten. Da demnach ein Angriff auf Raffrays Lager zu befürchten war, entschloß sich dieser trotz seines Unwohlseins zur schleunigsten Flucht. Er nahm nur zwei seiner Begleiter mit, welche seine Bücher und Sammlungen in Sicherheit bringen sollten, und ließ Seliman und einen Knaben zurück mit dem Auftrag, den Waschimba zu sagen, sein Herr sei auf die Jagd gegangen und noch nicht zurückgekehrt; vermöge er sie nicht länger von einer Plünderung des Lagers abzuhalten, so solle er dasselbe ihnen preisgeben und auch fliehen.

Nach einem anstrengenden Nachtmarsch erreichte Raffray am folgenden Tage um 3 Uhr nachmittags Mombas und bewog dort den Statthalter des Sultans, ihm einige Soldaten zur Verfügung zu stellen, welche sofort nach dem Waschimba Dorf eilten. Sie fanden sein Lager noch unversehrt. Seliman erzählte ihm nachher, am Morgen seien die Waschimba gekommen und hätten sich seiner bemächtigen wollen. Er habe ihnen erklärt, der Herr sei auf der Jagd, sie möchten warten bis er zurückkomme, und die Waschimba warteten in der That so lange auf Raffrays Rückkehr, bis am nächsten Tage die Soldaten ankamen. Als sie plötzlich die mit Flinten bewaffneten Beludschen erblickten, merkten sie wohl, daß sie die Betrogenen waren, aber sie wagten nun nicht mehr, sich an Raffrays Eigentum zu vergreifen, und zogen sich rasch in ihr Dorf zurück.

Raffrays Aufenthalt bei den Waschimba hatte lange genug gedauert, um ihn mit ihren Sitten und Einrichtungen vertraut zu machen. Er erfuhr auch, daß sie im Walde eine Zufluchtsstätte hatten, wohin sie sich zurückzogen, wenn irgend ein stärkerer Feind sie bedrohte, aber er forschte nicht weiter nach der Lage dieses Verstecks, um keinen Verdacht zu erregen. Solche Zufluchtsstätten besitzt jedes Waschimbadorf. Mitten im dichtesten Urwald wird durch Fällen der Bäume und Ausroden der Gebüsche ein kleiner freier Platz geschaffen, den man mit Palissaden umgiebt. Innerhalb derselben werden einige Hütten erbaut, in denen die Flüchtlinge zur Not ein Obdach finden, und ein Vorrat von Maniok und Sorgho, sowie Trinkwasser ist dort stets für alle Fälle bereit. Den Zugang zu solchen Festungen vermittelt stets nur ein schmaler Pfad, dessen Anfang so sorgfältig verborgen ist, daß ein von seinem Vorhandensein nicht Unterrichteter ihn nur schwer zu

entdecken vermag. Raffray musterte auf seinen Ausflügen mit der größten Aufmerksamkeit den Rand des Waldes, in welchem sich die Zufluchtsstätte seiner Wirte befinden mußte, aber es vergingen 14 Tage, bevor er den geheimen Pfad entdeckte. In der Regel können sich die Waschimba, sobald sie ihr Versteck im Walde erreicht haben, gegen alle Verfolgung gesichert halten, und gelingt es dem Feinde, den verborgenen Zugang zu entdecken, so erleichtert das undurchdringliche Gehölz die Verteidigung. Wenn der Feind dann nicht den Wald anzünden will, bleibt ihm nichts übrig, als die Flüchtlinge auszuhungern, was mitunter, wenn genügende Vorräte vorhanden sind, sehr lange dauern kann.

Die Hütten, welche die Waschimba in Friedenszeiten bewohnen, gleichen einem unmittelbar auf der Erde stehenden Dache siehe Seite 117. Große Baumzweige werden in zwei Reihen nebeneinander in die Erde gesteckt, die oberen Enden einer Reihe gegen jene der andern geneigt und beide zusammengebunden, worauf man sie mit Blättern der Kokospalme bedeckt. Die Thür befindet sich an einer der Giebelseiten der Hütte. Die innere Einrichtung ist höchst einfach. Außer der Lagerstätte, welche aus einem Haufen Laub besteht, über welches eine Matte gebreitet ist, findet man im Innern einer Waschimbahütte selten mehr als einen zum Stampfen des Sorgho dienenden Mörser und einige Gefäße für Wasser oder Palmwein. Wären diese Anzeichen der Anwesenheit von Menschen nicht vorhanden, könnte man leicht glauben, man befinde sich in der Höhle irgend eines wilden Tieres, und nicht in einer Menschenwohnung.

Von Haustieren züchten die Waschimba nur Schafe, Ziegen und Hühner. Ihren Lebensbedarf deckt hauptsächlich der Ackerbau, der ihnen Mais, Maniok und Sorgho liefert. Man macht nur ein kleines Stück Land bei der Hütte urbar, aber der Ertrag desselben genügt zur Ernährung der Familie. Die Kokospalmen liefern ihnen den sehr berauschenden Palmwein, aber Früchte tragen sie nicht, da ihnen durch die häufige Anzapfung alle Triebkraft entzogen wird.

Die Felder werden von den Frauen bestellt, die Männer arbeiten, wie bei den meisten Negervölkern, nicht. Sie verbringen den Tag mit Anfertigung von Pfeilen oder auf der Jagd, mit Rauchen und Tabakkauen. Dem Trunk sind sie sehr ergeben, und Betrunkene trifft man unter ihnen sehr häufig. Mancher kommt sein Lebenlang aus einem Zustand, welcher an Trunkenheit grenzt, nicht heraus. So sanftmütig und scheu die Waschimba gewöhnlich sind, so können sie doch bösartig und streitsüchtig werden, wenn sie zu viel Palmwein getrunken haben.

Die Wanika sind gegen Fremde sehr mißtrauisch, und namentlich Europäer und Araber stehen bei ihnen nicht im besten Ruf, weil sie früher viel durch die Portugiesen zu leiden hatten, und jetzt die Araber sich nach Kräften bemühen, ihren Haß zu verdienen. Trotzdem unterhalten die meisten Wanika regen Handel mit ihren Nachbaren, besonders mit den Galla und Wakamba, doch auch mit Arabern und Suaheli. Ein großer Markt, auf welchem es sehr lebhaft zugeht, wird in Emberria im Kiriamagebiet abgehalten. In dem Dorfe und vor demselben herrscht während der Dauer des Marktes ein reges Leben und Treiben. Vor dem Dorfe ist ein Lager entstanden, in welchem die Galla in aus Baumzweigen errichteten und mit Gras gedeckten Hütten wohnen. Die Großhändler, die Araber und Suaheli, wohnen im Dorfe selbst, wo sie bei ihrer Ankunft mit Musik und Tanz begrüßt werden. Man überläßt ihnen als Wohnung die besten Hütten, denn mit ihnen hofft man ein großes Geschäft abzuschließen, und Gäste ihrer Art müssen bei guter Laune erhalten werden. Die Wanika liefern Kühe, Schafe und Ziegen, außerdem auch Elfenbein gegen Baumwollstoffe, Messingdraht und Glasperlen, und beide Teile stehen sich bei diesem Geschäft gut, sodaß die Waschimba von Emberria bei ihren Stammesgenossen für reiche Leute gelten.

Nicht jeder Fremde wird unbedingt zum Markte zugelassen. Die Wanika trauen den Galla, deren kriegerische Neigung sie kennen, nicht, und der Führer einer vor Emberria ankommenden Gallakarawane muß erst das feierliche Versprechen geben, daß er und seine Leute während des Marktes keinen Streit erregen und sich aller Ausschreitungen enthalten werden, bevor man gestattet, daß ein Lager für die Karawane auf-

geschlagen wird. Auch nachher aber geben sich die Wanika keiner zu großen Vertrauensseligkeit hin, sondern stellen Wachen aus, welche namentlich bei Nacht das Galla-Lager scharf beaufsichtigen müssen.

Für die Aufrechterhaltung der Ordnung auf dem Marktplatze sorgen die Ältesten, welche mit unumschränkter Gewalt ausgestattet sind. Die Regierungsweise ist zwar auch bei den Wanika eine republikanische,

Zauberer aus dem Dscherima-Gebirge.

aber die Ältesten, welche dieselbe repräsentieren, üben einen Despotismus aus, welcher jede Widerrede gegen ihre Anordnungen unmöglich macht, und sehr häufig ist der Häuptling neben ihnen völlig machtlos. Alle wichtigeren Angelegenheiten werden zunächst von einer Art Volksversammlung beraten, welche aus den reichsten und angesehensten Leuten des Dorfes besteht und auf einem weiten Platze im Schatten alter Bäume abgehalten wird. Sobald diese Versammlung sich geeinigt hat, ziehen die Ältesten sich in eine Hütte zurück und beraten

Die Waſchimba durch blinden Lärm in die Flucht gejagt. (Siehe Seite 112.)

dort, ob der Beschluß der ersten Versammlung gutzuheißen oder zu verwerfen sei, aber was sie beschließen, gilt als unumstößliches Gesetz für alle Gemeindeangehörige.

Zur Erhaltung ihres Ansehens dient den Ältesten ein Geheimbund, welcher manches mit dem Egbobund der Dualla am Kamerun gemein zu haben scheint. Was der Muansa, mit dem die Ältesten die Menge zu schrecken und in Unterwürfigkeit zu halten pflegen, eigentlich ist, vermag niemand zu sagen, aber jeder fürchtet ihn. „Soviel ist indessen bekannt, daß der Muansa ein hohler Baum oder ein hohles Stück Holz ist, vermittelst dessen man, ähnlich wie mit unseren „Waldteufeln", ein starkes Brummen hervorbringt. Der Muansa bildet den Mittelpunkt des bürgerlichen und religiösen Lebens. Bei allen wichtigen oder feierlichen Angelegenheiten wird er in Bewegung gesetzt: wenn geopfert oder Regen erfleht werden soll, wenn man ein mißgestaltetes Kind im Walde erdrosseln oder neue Gesetze einführen will, so muß immer das Brummen des Muansa die Gemüter darauf vorbereiten." Das Geheimnis kennen nur die Ältesten und die Wenigen, welche durch diese in dasselbe eingeweiht wurden, nachdem sie eine namhafte Geldsumme oder eine große Menge Fleisch und Reis den Ältesten gespendet haben. Dafür nehmen sie dann eine bevorzugte Stellung unter den Wanika ein und genießen hohes Ansehen. Jeder Eingeweihte besitzt einen Muansa. Man läßt denselben nur im Walde ertönen, damit Uneingeweihte nicht hinter das Geheimnis kommen, und diese ergreifen ohnehin sofort die Flucht, sobald sie die gefürchteten Töne vernehmen, denn den Muansa darf bei schwerer Strafe kein Nichtmitglied des Bundes erblicken. Wenn der Popanz, der ihn darstellt, endlich aus dem Walde in das Dorf kommt, kann er sicher sein, daß alle Bewohner desselben sich in ihren Häusern versteckt und die Thüren geschlossen haben, genau so, wie auch der Egbo den Uneingeweihten unnahbar bleibt. Vor neugierigen Blicken schützt ihn am besten das Gerücht, daß jeder Mann, der ihn erblickte, sofort tot niederfallen, ein Weib dagegen unfruchtbar werden würde.

Südlich vom Wanikaland liegt Usambara, eines der interessantesten Gebirgsländer Ost-Afrikas. Dr. Krapf war dort lange Zeit als Missionär thätig, und seine Schilderungen von Land und Leuten, welche in den Berichten über zwei Reisen nach Usambara enthalten sind, waren so erschöpfend, daß später Burton und Speke kaum noch etwas Neues hinzuzufügen vermochten.

Usambara ist ein wohl organisiertes Königreich. Der König residiert in der Hauptstadt Fuga und ernennt für alle wichtigeren Orte Statthalter. Die Herrschaft über Usambara geht stets auf den nach der Krönung des Königs zuerst geborenen Sohn desselben über, welcher den Titel Sebuke führt und nach erreichter Mannbarkeit sich in dem Gebiete von Bumburri niederlassen muß. Der König ist von einer Leibwache umgeben, welche Waïngrese (Engländer) genannt wird, und auch der Sebuke hat in Bumburri seine eigene Leibgarde, die Waduruma. Die Krieger, welche unter dem Befehl der Statthalter stehen, heißen Wapuna.

Das Reich Usambara war einst viel größer als jetzt. Der Vater des Königs Kmeri, welchen von der Decken kennen lernte, zog von seinem Stammlande auf Eroberungen aus und unterwarf sich die Bezirke Bondei und Kmeri, das Gebiet der Waschinsi und einen Teil des Wadigo-Gebietes, aber später erhoben sich die im Süden des Reiches ansässigen Wasegua, und da sie über neue Feuerwaffen geboten, wurde es ihnen leicht, sich von der Abhängigkeit von Usambara zu befreien. Auch die Küstenbewohner machten sich nach und nach unabhängig, und Usambaras Grenzen schrumpften zu jenem Umfang zusammen, den sie heute haben.

Dr. Krapf kam nach Usambara von Norden her über die Berge, auf Wegen, welche ziemlich beschwerlich waren, namentlich für einen das Klettern nicht Gewöhnten. Mühsam muß man auf der einen Seite steile Höhen erklimmen, um dann auf der andern wieder tausende von Fuß in abschüssige Thäler hinabzusteigen. Einen weit bequemern Zugang zu dem Lande bildet der Fluß Pangani, welcher mehrere Meilen aufwärts schiffbar ist. Weiterhin liegen in seinem Bette zahlreiche Inseln, und Wasserfälle (siehe Seite 108) setzen der Schiffahrt eine unüberwindliche Grenze. An der Mündung des Flusses liegen 4 Dörfer, deren Bevölkerung aus etwa 4000 Seelen besteht. Die Bewohner sind ausschließlich Muhammedaner, aber durchaus nicht fanatisch. Der ganze Distrikt gehörte früher der Waschinsi-Dynastie, welche in dem Dorfe Handi der

Provinz Bondei residierte, und kam nach der Überwindung dieser Herrscher durch die Könige von Usambara unter die Herrschaft der letzteren. Das Land am Flusse ist fruchtbar, liefert viel Reis und Mais, und die Eingeborenen sind im Besitze großer Herden von Rindern, Schafen und Ziegen. Der weitaus größere Teil des ebenen Landes zwischen der Küste und den Bergen ist jedoch trotz der Fruchtbarkeit des Bodens noch unangebaut. Durch die südlicher wohnenden Wasegua (Bewohner von Usegua), welche Raubzüge über den Fluß unternahmen, sollen viele Dörfer und Pflanzungen zerstört worden sein, die sich früher dort befanden. Besonders fruchtbar ist die Umgebung des Berges Tongwe (siehe Seite 101).

Dr. Krapf, der auf seiner zweiten Reise nach Usambara den Weg längs des Pangani einschlug, zog von Madanga, einem etwa 5 Stunden von der Küste entfernten Dorfe, durch eine ebene, gras- und holzreiche Gegend auf einem guten, viel betretenen Wege. Während weniger Stunden kam er durch 3 Dörfer, Muasagnombe, Kumburi und Dafa, und sah zur Rechten das Dorf Nugniri liegen. Bald darauf wurde einer der 3 Flüsse des Waschinsi-Landes, der aus den Bergen von Bondei (Bondeni) kommende Mkulumusi überschritten. Überall sah man in der wohlangebauten Gegend Waschinsi-Dörfer. Im Westen tauchte der Berg Magira und der noch höhere Mringa auf, welcher letztere auch von der See aus sichtbar ist. Das erste Nachtlager Krapfs war das große Dorf Dschumbi, wo der Gouverneur von Pambire seinen Sitz hat. Hinter Dschumbi wurde der Mruka überschritten, der sich in den Fluß Mgambo ergießt. Krapf bezeichnet die Umgegend des Mruka als ungemein romantisch und erklärt, daß sie ihn an manche Gegend der Schweiz und des Schwarzwaldes erinnerte. „Der Mruka fließt durch eine Felsenschlucht, an deren Seiten ein schöner Wald sich ausbreitet." Abends erreichte Krapf das auf einem Hügel gelegene Dorf Kadango, hinter welchem er am folgenden Tage den etwa 40 Ellen breiten und $2^1/_2$ Fuß tiefen Fluß Sidschi überschritt. Hinter demselben begann morastiges, von vielen Bächen, deren größte der Schelungu und Schimdoe sind, durchschnittenes Land. Nachdem der Schimdoe überschritten war, ging es den Kombora hinauf, eine von Nord nach Süd sich hinziehende Bergkette, welche 4000 Fuß Höhe erreicht, das erste Hochgebirge auf dem Wege von der Küste her, von welcher es nur durch 600–800 Fuß hohe Hügel getrennt ist. Die Übersteigung des Kombora bereitete Schwierigkeiten, da der Weg, der durch Wald, Gebüsche und hohes Gras führte, bald steil und schlüpfrig wurde. Erst gegen Abend war die Höhe des Gebirges erstiegen, wo sich eine großartige Aussicht eröffnete. In dem Waschinsi-Dorf Hingo wurde übernachtet. Es ist von Wasegedschu bewohnt, welche, von den Wadigo gedrängt, hierher ausgewandert sind. Hinter Hingo begann wieder das Bergsteigen, und dann ging es durch einen Wald von Bananen und Zuckerrohr in eine tiefe Schlucht hinab, welche ein Bach durchfloß. Von dem jenseits der Schlucht auf einem hohen Berge gelegenen Dorfe Kisara bot sich wieder eine herrliche Aussicht auf die Berge und Thäler von Usambara. Über viele steile Höhen erreichte Krapf von Kisara aus in einem Tagmarsch das Dorf Utinde, wo bereits eine so empfindliche Kälte herrschte, daß er nicht mehr außerhalb der Hütte schlafen konnte. „Die Bergspitze, auf welcher das Dorf Utinde erbaut ist, hat eine Ebene von kaum 50 Ellen Breite, und der höchste Punkt besteht aus einem Granitblock, welcher wie eine senkrechte Mauer sich erhebt und eine uneinnehmbare Naturfestung bildet." Krapf bezeichnet die Aussicht von der Höhe von Utinde als eine der großartigsten, welche er in Afrika kennen gelernt. Tief unten sieht man das Thal Kerenge und überblickt weithin die Berghöhen, über welche der hohe Bumburri emporragt. Im Osten des Kerenge-Thales erhebt sich der Berg Msihi, auf welchem Bundu, die Hauptstadt des Landes Msihi liegt. Krapf erzählt, daß der Vater des Königs Kmeri von Usambara die Regierung auf dem Berg Msihi einer seiner Töchter übergab, welche einen Eingeborenen heiratete, dem sie mehrere Söhne gebar. „Als diese erwachsen waren, bestimmten sie die Mutter, sich von dem König unabhängig zu machen. Der König, der von der Empörung Nachricht erhielt, sandte sogleich eine Armee, aber diese konnte die starke Festung nicht erobern, indem die Feinde Steine auf die Soldaten herabwälzten. Der gegenwärtige König hielt es deswegen für besser, die Unabhängigkeit der neuen Dynastie anzuerkennen und auf freundlichem Fuße mit derselben zu stehen. Beide Herrscher sollen einander von Zeit zu Zeit Geschenke senden."

Von Utinde stieg Krapf in das Kerenge-Thal hinab, das er in der Gegend, in welcher er es durchzog, völlig unbewohnt fand. Hinter dem vom Bumburri kommenden Fluß Ngerea oder Luengera, der sich in den Pangani ergießt, ging es wieder bergan. Übernachtet wurde in dem Dorfe Dschairi, dessen Bewohner Wambugu waren, welche aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen in Usegua vor den Raubzügen der Massai sich hierher geflüchtet hatten. Krapf fiel die Menge Glasperlen auf, mit denen die Frauen der Wambugu sich schmückten. Sie trugen Perlenschnüre um den Hals und große Perlen als Ohrringe, und der ganze Schmuck einer Frau mochte 4 bis 6 Pfund schwer sein.

Der nächste Marschtag, an welchem mehrere Bäche überschritten wurden, war wieder reich an Beschwerden. Bergauf, bergab führte der Weg, bald an Abgründen vorbei, bald auf steile Felsen empor, wo weder ein Busch noch Gras dem Kletternden einen Halt bot. Abends erreichte man das Dorf Ponde und mußte in einer unsaubern und rauchigen Hütte übernachten, welche ihre Bewohner mit den Ziegen und Kälbern teilten.

Je näher wir der Hauptstadt kamen, erzählt Krapf, je mehr nahm die Rauheit der Berge ab. Wir hatten nicht mehr in tiefe Schluchten hinabzusteigen, sondern konnten über ziemlich ebenes Land marschieren, wo ich meinen Esel wieder gebrauchen konnte. Aber die Berge wurden auch jetzt kahler, gras-, gebüsch- und baumloser. Der Boden sieht ganz rot aus, daher die Wakamba sich hier nicht mit roter Erde zu bemalen brauchen, sie dürften sich nur auf die Erde setzen, so würden ihre Kleider und ihr Körper bald eine rote Gestalt gewinnen. Wo ich mich setzte, wurden meine Kleider und Hände sogleich rot gefärbt. Hier und da erblickte ich eine Tabak-, Bananen- und Zuckerrohr-Pflanzung, im übrigen sind diese Berge kahl, unfruchtbar und unangebaut. Sie sind dem Dotter eines zerbrochenen Eies, oder der Kuppel eines Turmes sehr ähnlich. Auf diesen Kuppeln stehen die Hütten der Eingeborenen. Die Hauptstadt Fuga selbst steht auf einem solchen Kuppel-Berg. In dieser Beziehung sind diese Berge und Hügel den abessinischen Ambas ganz ähnlich. Und in der That, die Wasambara heißen diese Art Hügel Kiambo, was auch „ein großes Dorf" bezeichnen kann, weil die Dörfer auf solchen Hügeln errichtet sind. Ich bemerkte auch einen Unterschied in der Gestalt des Viehes auf diesen Bergen. Die Ochsen sind nicht so wild wie in Bondei und in den niederen Gegenden. Ihre Haut ist meist schwarz und haarig. Sie haben Hörner, und Kühe oder Ochsen mit Höckern werden hier selten gesehen. Alles dies entspricht ganz dem kalten und melancholischen Klima dieser Alpengegend. Ein großer Bach fließt gegen Fuga, wo er sich südlich wendet und ins Kerenge-Thal geht. Ehe wir den Fuß des Hügels erreichten, auf dem Fuga liegt, passierten wir den Hügel Muhesa, wo Kmeri neuerlich ein kleines Dorf anzulegen begonnen hat. Als wir den Ort passierten, feuerten meine Leute einen Salut zu Ehren des Königs, dessen Musketiere die kleine Kanonade erwiderten. Auf dem Weg nach Muhesa hatte ich eine schöne Aussicht auf den Berg Mafe, der in der Wildnis liegt, durch welche der Lufu oder Pangani von Westen nach Osten fließt. Der Mafe ist von Wasegua bewohnt und von dem Häuptling Kifumu beherrscht, welcher sich vor langer Zeit von Kmeri unabhängig gemacht und diesem viel Not bereitet hat. In weiterer Entfernung von Mafe gegen Süden sah ich die Berge von Ngu, welche gegenwärtig von vielen Häuptlingen und nicht mehr von einem Alleinherrscher regiert werden.

In Fuga wurde Krapf mit großen Ehren empfangen. Eine Kriegerschar war ihm entgegengesandt worden, welche, als sie ihn erblickte, ihre Gewehre abfeuerte. Es wurde ihm eine geräumige, helle Hütte zur Wohnung angewiesen, „und überhaupt alles gethan, was mich bequem logieren konnte". Bald darauf erschien der Befehlshaber der königlichen Leibgarde, um den Fremden zu begrüßen und ihm Lebensmittel zu überbringen. Der König war abwesend, er befand sich in Muhesa, wurde aber sofort von der Ankunft des Missionärs benachrichtigt und kam bald nach Fuga. Soldaten zogen vor ihm her, welche beim Einzug in die Stadt ihre Gewehre abschossen. Er begab sich in die Hütte des Zauberers Osman, wo er sich auf einem Lager niederließ und ohne ein Wort zu reden seine Tabakspfeife in Brand setzte. „Eine Menge Leute von Fuga und anderen Orten kamen, um den König mit den Worten Simba oder Schimba wa Muene (der Löwe

Gottes, oder wie das Wort auch übersetzt werden kann: Der Löwe bist Du selbst! anzureden, worauf er nur den summenden Ton „M“ zur Antwort gab und die Grüßenden sich entfernten, um einer andern Partie Platz zu machen.“ Krapf wurde von ihm sehr freundlich empfangen und seine Entschuldigung, warum er nicht schon früher, wie er dem König versprochen hatte, gekommen war, gnädig aufgenommen.

Die Zustände in Usambara erinnerten Krapf lebhaft an Schoa, wo er lange Zeit als Missionar gewirkt hatte. „In beiden Ländern,“ sagt er, „ist der König der alleinige Herr des Landes und seiner Bewohner, und ein Fremder, der seine Gunst besitzt, darf nie über die Mittel zur Transportierung seiner Effekten verlegen sein. In beiden Ländern darf sich der Fremde nur nach dem Willen des Königs bewegen,

Landschaft in Usambara.

darf weder ins Land hinein, noch hinaus gehen ohne allerhöchste Erlaubnis. In beiden Ländern wird der Fremde auf Kosten des Königs verpflegt, und die Gouverneure auf dem Weg müssen für seine Sicherheit, Nahrung und Weiterbeförderung Sorge tragen. In beiden Ländern wird aber auch erwartet, daß der Reisende dem König ein angemessenes Geschenk mache. In Schoa sowohl als in Usambara gehört alles Eigentum der Leute dem König (Giena im Amharisch, Bana im Suaheli), denn er ist die Seele des ganzen Landes. Selbst die Frauen gehören ihm. Warum, sagen die Afrikaner, ist er König, wenn er nicht absolut und eine Art Mulungu (Gott) ist? Freilich treibt er den Despotismus nicht immer auf die äußerste Spitze, wie ja auch der Löwe nicht immer auf Raub ausgeht, sondern sich ruhig in seine Höhle legt, wenn er satt geworden ist. Ebenso verhält sich auch der usambarische Simba wa Muene (der Löwe ist er selbst, im Gegen-

saß zu den Gouverneuren, welche als kleine Löwen auf den Bergen von Usambara wohnen); er ist oft mild gegen seine Unterthanen, aber nur darum, daß sie sich seinen Despotismus geduldiger gefallen lassen."[32])

Die Wasambara, die Bewohner Usambaras, sind ein kräftiger Menschenschlag, ihre Hautfarbe bedeutend heller als jene aller Nachbarvölker. Ihre Hauptbeschäftigung ist Ackerbau und Viehzucht, und ihr fruchtbares Land würde sie, wenn sein Reichtum besser ausgebeutet würde und das Zuckerrohr, der Tabak und andere Produkte, welche es in vorzüglicher Güte hervorbringt, besser verwertet werden könnten, bald zum reichsten Volke der Ostküste machen.

Die Bevölkerung von Usambara blieb trotz aller Ergiebigkeit ihres Bodens arm, weil der König sie mit zu hohen Abgaben belastete. Die Wasambara haben meist nur eine Frau, weil sie nicht imstande sind, mehr als eine zu ernähren. Die Abgaben, welche der König beansprucht, werden von das Land bereisenden Bevollmächtigten desselben, die von Gewehrträgern begleitet sind, erhoben und nach Fuga gebracht. Während Krapf beim König weilte, wurde diesem der Tribut des Küstengebietes überbracht, der in 200 Stück Baumwollzeug und einer Anzahl Ochsen und Schafe bestand. Von den ersteren behielt der König 100 für sich und verteilte den Rest unter die Häuptlinge. In den Panganidörfern hörte Krapf darüber klagen, daß die Krieger, welche den Abgesandten des Königs die Abgaben eintreiben halfen, gewaltthätig vorgingen und den Leuten Hühner und andere Dinge wegnahmen. Der Mann, bei welchem der Missionär übernachtete, hatte aus Furcht vor Beraubung seine Schätze vergraben.

Eben diese Verhältnisse, schrieb schon im Jahre 1869 Kersten, welche die Wasambara selbst am Aufschwung hindern, würden für unternehmende Fremde, welche sich im Lande niederlassen wollten, von größtem Vorteile sein; sie brauchten die Eingeborenen und ihren Herrscher nur ein wenig zu beeinflussen und zu leiten, um den reichsten Gewinn zu ziehen. Ein Beispiel hierfür genüge. Es würde ein Leichtes sein, den König Kmeri, welcher den Europäern überaus freundlich gesinnt ist und deren Niederlassung im Lande wünscht, zu einem ähnlichen Geschäfte zu bewegen, wie es der Sultan von Sansibar schon früher einmal eingegangen ist: daß er nämlich Zuckerrohr in gewünschter Menge bauen läßt, während die Europäer es weiter zu Zucker verarbeiten. Solches Geschäft würde in Usambara mit noch viel größerem Erfolge betrieben werden können, als in Sansibar, denn hier sind Arbeitskräfte und Lebensmittel billig, und ergiebige Wasserkräfte machen die kostspielige Aufstellung und Erhaltung von Dampfmaschinen unnötig. Usambara liegt nahe genug an der Küste, um das Erzeugnis dieser Industrie ohne große Kosten auf den Markt bringen zu lassen; man würde die nötigen Träger entweder vom Könige selbst erhalten oder könnte sie für $^1/_2$ bis $^3/_4$ Thaler monatlich mieten. Daß Kmeri durchaus nicht abgeneigt ist, Europäern in seinem Lande Aufenthalt zu gestatten, dafür finden wir in den Aufzeichnungen Krapfs einen Beleg: der Missionär erhielt auf seine Bitte ohne weiteres den Berg Tongwe geschenkt, um darauf eine Schule errichten zu können! Wie viel mehr müßte Kmeri nicht zur Abtretung von Land geneigt sein, wenn er greifbaren Vorteil von solcher Niederlassung ziehen könnte?[33])

Der deutsche Missionär war dem König nicht fremd, denn er hatte Usambara schon vor 2 Jahren besucht und ihm damals versprechen müssen, bald wieder zu kommen. Auf dieser ersten Reise kam Krapf von Mombas durch das Waschimba-Gebiet nach Usagara, und hatte damals mit weit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen als auf der zweiten Reise. Er landete bei dem muhammedanischen Dorfe Dschambo und begab sich von dort nach Lunguma, dessen Bevölkerung Lungo sind, ein Wadigo-Stamm. Die Hauptorte der Lungo sind Lunguma, Fuga und Kirimani. In Kuala erhielt Krapf von dem Häuptling Mualuahu bereitwillig die Erlaubnis zu einer Reise nach Usambara und wandte sich von dort nach Südwesten, „in die Wakuafi-Wildnis, welche von der Küste von Wassin und Tonga, sowie vom Wanika-Land an als eine unermeßliche Ebene bis ins Innere des afrikanischen Kontinents sich ausbreitet, und aus welcher nur hier und da ein isolierter Berg oder eine Bergmasse sich erhebt. Die Landschaft umher sieht sehr schön aus und könnte ohne viele Mühe

[32]) J. L. Krapf, Reisen in Ost-Afrika etc., 2. Band, Seite 277.
[33]) Baron C. C. von der Deckens Reisen etc., 1 Band, Seite 154.

viele tausend Bewohner nähren." Krapf überschritt den kleinen Mto wa Pemba Fluß von Pemba und blieb über Nacht in dem Dorfe Bundini, wo er freundliche Aufnahme fand. Von dort aus wandte er sich östlich, um die Sklaven-Kolonie Muasagnombe zu umgehen. „Der Stifter dieser sich selbst emanzipierenden Sklaven-Republik war ein gewisser Mnika, Namens Muasagnombe oder Muagnombe für mana wa gnombe, Sohn der Kuh, welcher mit seinem Bruder Mua Kikonga auf dem hohen Berg Jombo oder Dschombo, wie ihn Andere aussprechen, gelebt hatte, bis ein Streit zwischen beiden Brüdern entstand, welcher den Muasagnombe bewog, sich von seinem Bruder zu trennen und auf einem andern Berg bei Schimba sich niederzulassen, wo er, um seine Macht zu stärken, alle Sklaven aufnahm, welche von ihren Herren in Mombas und der Umgegend wegliefen. Hier nun vereinigten sich Heiden und Muhammedaner unter einem Oberhaupt, das nach und nach eine numerische Stärke erlangte und leicht den Weg nach Usambara und dem Innern gefährden konnte, weshalb sein Gebiet umgangen werden mußte."

Durch mit Akazien und anderen Bäumen und Gebüschen bedecktes, unbewohntes Land gelangte Krapf zum Flusse Ramis, der um jene Zeit ausgetrocknet war, in der Regenzeit aber die Küste erreicht und bei dem Suaheli-Dorfe Gassi ins Meer mündet. Überall waren Spuren von Büffeln und Elefanten zu sehen. Jenseits des Ramis kam man in Sumpfland, welches mit Sandboden abwechselte. „Das hohe Gras," schreibt Krapf, „und der dicke Wald nahm zu, je weiter wir kamen. Der Boden war feuchter und daher der Kultur fähiger. Ich zweifle nicht, daß ein Botaniker, der die Flora der Wakuafi Wildnis untersuchte, reichlich belohnt werden und manches Neue entdecken würde." Der Führer der Karawane hatte sich verirrt, und sie befand sich in einem kaum noch zu durchdringenden Dschungel-Dickicht von Euphorbien und wilder Aloe, wie es das Nashorn mit Vorliebe zu seinem Aufenthalt wählt. Als man endlich aus dem Dschungel herauskam, sah man eine mit einzelnen Bäumen bestandene Wiesenfläche vor sich, auf welcher in Herden von 8 bis 10 Tieren Giraffen weideten, welche bei der Annäherung sofort die Flucht ergriffen. Nach langem Herumirren in der Wildnis erreichte die Karawane am Fluß Leni das Wadigo-Dorf Gondscha in einer fruchtbaren, mit Mais, Reis, Bohnen u. s. w. bebauten Gegend, von wo der Häuptling Mua Muriri sie nach Nugniri begleitete. Über den 25 bis 30 Schritte breiten und 1½ Fuß tiefen Fluß Umba kam man in waldloses, aber reich bewässertes Land. Westlich vom Hügel Kilulu lagen mehrere kleine Seen, an deren Ufern sich Reispflanzungen befanden, und die Karawane kam durch viele große Dörfer, Kuse, Bamba Emtende, Mua Karanga, Manigni, Kadschandu, Ponde, Sidschi, Muhesa. Der aus Usambara, wo er Sidschi heißt, herabkommende Fluß Emgambo war 60 bis 70 Fuß breit, aber nicht schiffbar, denn sein Bett ist voll Felsen, aber er würde sich vielleicht doch dazu eignen, die mächtigen Bäume von Usambara auf ihm nach der Küste zu flößen.

Bei dem Dorf Fumoni betrat man das Gebiet von Usambara. Dort führte eine Tochter des Königs von Usambara die Herrschaft, die sich jedoch von den übrigen Waschinsifrauen in nichts unterschied und gleich diesen alle Arbeiten verrichtete.

Die Waschinsi, welche hier wohnen, unterscheiden sich durch ihre braune Farbe von den Suaheli und Wanika. Sie treiben Ackerbau, pflanzen Mais, Reis, Hirse, Zuckerrohr, Pisang u. s. w. Als Kleidung dient ein Stück Baumwollzeug von 2 oder 2½ Ellen, welches um den Oberkörper geschlungen wird, und ein bis auf die Kniee reichendes Lendentuch, das durch einen Gürtel, in welchem ein Messer steckt, zusammengehalten wird. Uschinsi, das Land der Waschinsi, ist durch das schöne Thal Kerenge von dem eigentlichen Usambara getrennt. Dieses liegt westlich vom Thal Kerenge, das Land im Osten des Thales heißt Bundei, wovon Uschinsi einen Teil bildet.

Von Nugniri reiste Krapf durch ebenes Land bis zu dem 2000 Fuß hohen Berg Pambire. Dann ging es wieder bergauf, bergab durch das Gebirge. Kaum war eine Höhe erstiegen, so mußte man schon wieder auf der andern Seite ebenso tief hinabsteigen, und stellenweise wurde der Weg so schwierig, daß man nur kriechend vorwärts gelangen konnte. „Wahrhaftig," ruft Krapf aus, „das ist Usambara oder Usambala, „das Land des Kriechens", wie das Wort Tamba oder Tambala (kriechen) anzudeuten scheint." Er klagt in

den Berichten über die folgenden Tage unabläſſig über das ermüdende Bergſteigen, wobei er ſich ſchließlich noch auf einem abſchüſſigen Wege den Fuß verrenkte. Nachdem er faſt 3000 Fuß in der Bergkette von Handei emporgeſtiegen, ſah er das Thal Kerenge zu ſeinen Füßen liegen. „Das Thal iſt offen gegen Nordoſt und Südweſt und hat darum eine ſehr wichtige ſtrategiſche Bedeutung. Der Feind, der dieſes Thal erobern

Junger Mann aus Uſagara.

kann, iſt in das Herz des Uſambara-Reiches eingedrungen, aus dem er ſchwer wieder zu vertreiben wäre.“ Von der Höhe, von welcher Krapf in das Thal Kerenge hinabſah, konnte er auch einen großen Teil des Landes überſehen, welchen der Pangani durchfließt. Nach einem ſchwierigen Abſtieg gelangte Krapf in eine mit mannshohem Gras bedeckte Ebene, durch welche der tiefe Engerea, ein Nebenfluß des Pangani floß, und ſchlug ſein Lager bei dem Dorfe Kerenge auf, das im weſtlichen Teil des Thales lag und durch Dorngebüſch

und Gehölz gut befestigt war. Über den Fluß Kole, der sich in den Engerea ergießt, wurde am folgenden Tage das hoch in den Bergen gelegene Dorf Tamotta erreicht, von wo Krapf im Westen die Berge von Bamburri erblickte, wo der Sebuke von Usambara residierte. Im nächsten Nachtlager, dem Dorfe Emlola, mußte er Botschaft vom König abwarten, und erst als die Einladung eintraf, sofort nach Fuga zu kommen, setzte er die Reise fort und erreichte in wenigen Stunden die Hauptstadt.

Wagogo.

In seinem Bericht über diese Reise preist Krapf wiederholt die schönen Wälder Usambaras. Bevor er die Bergkette von Handei erreichte, war er stundenlang durch einen herrlichen Wald gezogen, der, wie er sagt, „wegen seiner hohen, geraden und dicken Bäume, die sich besonders zum Schiffbau eignen, Millionen wert wäre", wenn der Holzreichtum ausgebeutet werden könnte. Von den Höhen, die er so mühsam erstieg, boten sich überall großartige Fernsichten über waldbedeckte Berge.

Von den prachtvollen Landschaften Usambaras sprechen auch neuere Reisende mit Begeisterung. Thomson meint, es sei fast unmöglich, in zu begeisterten Worten davon zu sprechen. „Es war in der That ein wundervoller Wald," schildert er seinen Marsch über das südliche Ende des Berges Magila. „Jeder Baum ein wahrhafter Riese, den bloßen Stamm bis zu einer Höhe von 70 bis 100 Fuß emporgerichtet, um die frische Himmelsluft zu gewinnen, alsdann erst sich verzweigend und eine fallschirmförmige Krone bildend, welche die Sonnenstrahlen vergeblich zu durchdringen suchten. Kaum weniger gigantisch als die Bäume erschienen die unvermeidlichen Kriechpflanzen; keine dünnen Windengewächse oder Passionsblumen oder Epheu, sondern massive Bursche, dick wie eines Mannes Schenkel und 300 bis 400 Fuß in der Länge, von Baum zu Baum hängend, oder gekrümmt und verflochten um die Stämme geschlungen. Alles erschien seltsam, großartig und riesig. In solcher erstaunlicher Entwickelung des Pflanzenlebens suchte man vergeblich einen Gegenstand von einfacher Schönheit, irgend eine Blume oder einen hübschen Vogel oder ein Insekt. Was für eine lichtfreundliche Schönheit konnte man in den feuchten und dunklen Vertiefungen dieses mächtigen Waldes zu finden erwarten? Auch die Natur, als ob sie durch die Aufrichtung dieser Baumriesen erschöpft wäre, bot nichts dar, um das Dunkel zu beleben; kein Zeichen von tierischem Leben war sichtbar, nur daß man das ferne heisere Geschrei eines Hornschnabes oder gelegentlich das Quaken eines Frosches vernahm."[34]) Man findet in den Wäldern Bäume, welche 100 bis 200 Fuß hoch und entsprechend dick sind. Einige sehen aus, als ob sie auf einem riesigen Fußgestell ständen, denn der Stamm nimmt in einer Höhe von 10 Fuß über dem Boden plötzlich an Breite ab, und die Krone mancher Bäume besteht aus wenigstens einen Fuß breiten und 3 Fuß langen Blättern.

Dieselbe üppige Vegetation zeichnet das jenseits des Pangani, südlich von Usambara sich ausbreitende Usegua aus. Stanley, der auf seinem Zuge zur Aufsuchung Livingstones das Thal des Ungerengeri durchzog, nennt die Fruchtbarkeit desselben eine wunderbare. Das Watamakorn werde dort so hoch wie in keiner andern Gegend, und der im Ungerengeri-Thal gebaute Mais komme dem besten gleich, der jemals in Arkansas geerntet worden.[35])

Die Hauptstadt von Usegua ist das in einem schönen, von zwei Flüssen und mehreren Bächen bewässerten Thal gelegene Simbamwenni, welches etwa 1000 Häuser zählt, also eine Bevölkerung von 3000 bis 5000 Einwohnern haben dürfte. Die Stadt ist gut befestigt, von einer steinernen Mauer umgeben, in der sich Schießscharten befinden, und jede Ecke des Vierecks, welches die etwa eine halbe Quadratmeile bedeckende Stadt bildet, ist durch Türme geschützt. In der Mitte zwischen je zwei Türmen befindet sich ein Thor, das durch eine feste Thür aus Teakholz verschlossen ist. Wegen der feinen Schnitzerei, mit welcher die Thüren verziert sind, vermutet Stanley, daß sie in Sansibar verfertigt worden sind, ohne jedoch für unmöglich zu halten, daß Eingeborene die Verfertiger waren, da der lebhafte Verkehr mit Bagamoyo ihnen Gelegenheit zur Aneignung solcher Fertigkeit geboten haben kann.

Die Stadt Simbamwenni ist keine alte Stadt. Sie wurde durch einen Mann von niedriger Herkunft, einen gewissen Kisabengo gegründet, der sich durch seine Körperkraft und Redegewandtheit großen Anhang verschafft hatte. Er entzog sich einer ihm drohenden Bestrafung durch den Sultan von Sansibar durch die Flucht und kam nach Ukami, wo er in Kämpfen mit den Wakami die Abtretung eines Landstriches erzwang, auf dem er die Stadt Simbamwenni („der Löwe", oder die stärkste Stadt) erbaute. Später nannte er sich selbst nach der von ihm gegründeten Stadt Simbamwenni. Dieser Name ging auf seine älteste Tochter über, welche nach seinem Tode seine Nachfolgerin wurde.[36])

---

[34]) Joseph Thomson, Expedition nach den Seeen von Central-Afrika in den Jahren 1878 bis 1880, im Auftrage der Königlichen Britischen Geographischen Gesellschaft. Autorisierte deutsche Ausgabe, Jena, Hermann Costenoble, 1882. 1. Teil, Seite 47.

[35]) Henry M. Stanley, Wie ich Livingstone fand. Reisen, Abenteuer und Entdeckungen in Central-Afrika. Zweite vermehrte Auflage, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1885, 1. Band, Seite 116.

[36]) Vergl. Verney Lovett Cameron, Quer durch Afrika. Autorisierte deutsche Ausgabe, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1877, 1. Band, Seite 48.

Die Stadt Simbamwenni oder wie sie früher hieß: Mrogoro liegt in einer großen Ebene am Fuße des Uruguru-Gebirges, von dem der Mrogoro, Mwhale und noch viele andere Flüßchen und Bäche herabkommen, die alle in den schönen, breiten Ungerengeri münden, welcher durch Ukami dem Rufu oder Kingani zuströmt. Der fruchtbare Boden bringt einen üppigen Pflanzenwuchs hervor. Die Felder liefern große Mengen Mais, Sorgho, Bohnen, Zuckerrohr, Bananen u. s. w. Früher wurde auch viel Reis gebaut, aber der Aberglaube hat den Reisbau vollständig aus der Gegend verbannt. Eines Tages kamen Löwen in die Gegend von Simbamwenni und töteten dort viele Leute, worauf die Zauberer erklärten, daß dies ein Zeichen sei, daß die Geister den Reisbau nicht gern sehen, weshalb dieser sofort aufgegeben wurde.

Der Glaube an Zauberer steht bei den Wasegua noch in der schönsten Blüte, aber die Zauberer sind trotzdem nicht auf Rosen gebettet. So lange ihre Vorhersagungen sich bewähren, werden sie geehrt, aber wenn eine Familie irgend ein Unglück trifft und sie beschwört, daß das Unglück durch den Zauberer verursacht worden sei, ergeht es diesem schlecht. Es tritt dann sofort ein Gerichtshof zusammen, welcher den Zauberer zum Feuertode verurteilt. An der Stelle, an der er verbrannt worden, wird sein Leichentuch zur Warnung für alle falschen Propheten aufgehängt, und man sieht häufig am Wege solche Kleidungsstücke auf Baumzweigen hängen und darunter auf dem Boden ein Aschenhäufchen, welches die Stelle des Autodafés anzeigt.

P. Baur, der apostolische Präfekt von Sansibar, der auf der Rückreise von Udoe nach Bagamoyo die Hauptstadt von Usegua besuchte, hielt die Umgebung derselben für vortrefflich geeignet zur Anlage einer Missionsstation. „Von den Höhen aus, welche Mrogoro beherrschen," schreibt er, „konnten wir uns an dem herrlichen Panorama kaum satt sehen. Berg und Thal sind mit zahlreichen wohlbevölkerten und hübsch gebauten Weilern bedeckt. Die Hitze schien nicht so übermäßig und das Klima gesund."

Das Land Usegua erstreckt sich über 2 Längengrade und ist an seiner breitesten Stelle 90 engl. Meilen breit. Es zerfällt in Süd-Usegua von Uruguru bis zum Wami, und Nord-Usegua vom Wami bis Umagassi und Usambara. Noch vor 50 Jahren waren die Wasegua auf ein kleines Gebiet zwischen den Wasambara und Wadoë beschränkt, aber der Menschenraub und Sklavenhandel, der hier besonders durch den oben erwähnten Kisabongo einen großen Aufschwung nahm, hat die Macht der Nachbarstämme herabgedrückt und den Wasegua zu ihrer heutigen Stellung verholfen. Die Wadoë waren wegen ihrer schönen Gestalt und sonstiger Vorzüge auf den Sklavenmärkten sehr begehrt, und ihr Land wurde daher ganz besonders das Ziel wohlorganisierter Raubzüge der Sklavenhändler, durch welche der Stamm in wenigen Jahren fast gänzlich aus den von ihm bewohnten fruchtbaren Thälern vertrieben wurde.

Auch heute noch versorgt Usegua die arabischen Händler reichlich mit Menschenware. Die Wasegua sind alle mit Feuerwaffen und reichlicher Munition versehen, welche ihnen die Araber liefern, und sie unternehmen gut ausgerüstete Raubzüge in das Gebiet der Waruguru, Wadoë und Wakwenni, um dort Sklaven zu erbeuten. Erst vor wenigen Jahren haben sie einen Raubzug nach Usagara unternommen, auf welchem sie die volkreichsten Teile der Makatebene verwüsteten und mehr als 500 Sklaven fortführten.

Bei Rosako beginnt das Gebiet Ukwere, welches sich bis Kisemo, etwa 60 Meilen in westlicher Richtung erstreckt, im Norden vom Wami, im Süden vom Rufu begrenzt wird. Das ganze Gebiet umfaßt etwa 50 engl. Quadratmeilen, auf denen höchstens 5000 Menschen in etwa 100 Dörfern wohnen. Die Wakwere sind, wie Stanley sagt, die ersten Vertreter des reinen Barbaren, auf welche der Reisende stößt, sobald er 2 Tagreisen von der Küste ins Innere vorgedrungen ist. Sie erfreuen sich keines guten Rufes und gelten als unehrlich, wovon sich zu überzeugen, auch Stanley Gelegenheit hatte. Dabei sind sie furchtsam und durchaus nicht zu Raubanfällen geneigt. Unter der Herrschaft eines einzigen Häuptlings stehend, würden sie trotzdem eine beachtenswerte Macht bilden, aber sie sind in eine Menge kleiner Gemeinwesen zersplittert, welche

*) Eine Reise nach Udoe und Usigova an der Ostküste Afrikas. Nach den Mitteilungen P. Baurs, des apostolischen Präfekten von Sansibar. — Die katholischen Missionen, 1885, Seite 98.

kein einigendes Band umschlingt, und die Häuptlinge im östlichen Teil von Ukwere erkennen wenigstens nominell die Oberhoheit der Diwans von Mrima[38]) an. Um sich gegen feindliche Überfälle zu schützen, haben sie ihre Dörfer auf den dichtesten Dschungeln angelegt und die Zugänge zu denselben stark befestigt. Holzthüren, die oft so enge sind, daß man sich kaum hindurchzwängen kann, vermitteln den Eingang in das Dorf, und die dichte Vegetation der Dschungeln, meist Aloe- und Dornarten, welche jedem Eindringling eine Wand voll scharfer Dornen entgegenstellt, macht es einem unbekleideten Feind ungemein schwer, sich einem Wakwere-dorfe zu nähern. Die vortreffliche Schutzwehr, welche diese Dornenwände bilden, hat auch verschiedene Räuberbanden veranlaßt, sich in den Dschungeln des Wakwerelandes niederzulassen, wo sie auf die Gelegenheit lauern, vereinzelte Reisende, namentlich Wangwana, zu überfallen und auszuplündern.

Die bedeutendsten Flüsse des Landes sind der Wami und der Kingani. Der letztere mündet 3 Meilen nördlich von Bagamoyo ins Meer, die Mündung des Wami liegt ungefähr in der Mitte zwischen den Häfen von Whinde und Saadani. Speke hat die Quellen des Kingani vergebens gesucht und hat nur entdeckt, daß einer der Hauptzuflüsse, der Mgeta, am Westabhange des Nkambaku entspringt. Durch Stanley ist dann festgestellt worden, daß der zweite Hauptzufluß des Kingani, der Ungerengeri, westlich von den Uruguru-Bergen entspringt, sich nach Norden wendet, durch Usegua und Udoe und dann durch Ukwere und Ukami dem Kingani zufließt. Der letztere führt verschiedene Namen, was die Ursache vieler Irrtümer in bezug auf seinen Lauf war. Bei seinem Eintritt in Ukwere erhält er den Namen Rufu und führt denselben bis zu seiner Mündung oberhalb Bagamoyo, die Araber aber nennen ihn nach der Vereinigung mit seinen Zuflüssen Kingani, unter welchem Namen wir ihn auch auf den Karten finden. In gleicher Weise wie der Kingani wechselt auch der Wami mehrmals seinen Namen und heißt bald Wami, bald Rudewa oder Makata oder Mukondokwa. Wenn man in das weite Thal von Makata eintritt, kommt man rasch nach einander über mehrere Zuflüsse des Wami. Der erste größere Fluß ist der Kleine Makata, der sich in der Regenzeit in einen reißenden Strom verwandelt. Dann folgt ein Nullah (trockener Wasserlauf, der nur zur Regenzeit gefüllt ist), und einige hundert Meter hinter diesem der Große Makata, der Wami oder Mukondokwa, der zur Regenzeit 500 bis 600 Meter breit wird. Der nächste Fluß, den man auf dem Wege nach Westen überschreitet, ist der Mbengerenga, ein Zufluß des Rudewa. „Nachdem man den Mbengerenga überschritten, kommt man sofort zu einem andern kleinen Zufluß des Rudewa und sieht den letztern selbst, wie er sich der Straße nähert und scharf nach Osten wendet. Weiter nach Süden gewandt kommt man an den Urongo, einen Fluß, der in Mundu, im nördlichen Usagara entspringt und über eine vorspringende Gebirgskette hinweg wieder zum Makata gelangt, der hier bei den Wasagara den Namen Mukondokwa führt."

Stanley zog auf seiner großen Kongoreise lange Zeit am rechten, südlichen Ufer des Wami dahin, dem er sich von Rosako, südwestlich vom Bagamoyo, zugewendet hatte. „Von Rosako fing die Route an, von der, welche nach Msuwa und Simbamwenni führt, abzuweichen, und führte ins Freie hinaus, in eine Strecke schönen, wie eine Lichtung im Walde saftig grünen, an England erinnernden Parklandes, das sich bald zu lieblichen Thälern hinabsenkte, bald zu sanften Bergrücken emporstieg. Kleine seichte Wasserrinnen in furchenähnlichen Betten oder in tiefen, schmalen Gräben, welche die Sandsteinschichten, auf welchen der fette, ockerhaltige Boden ruht, zu Tage treten lassen, laufen in labyrintähnlichen Krümmungen um vereinzelte Waldgruppen oder durch ein Gewirre dichter Dschungel und winden sich zwischen den höheren Bodenerhebungen auf ihrem Wege nach dem Wami-Fluß herum."[39]) Durch Pongwé, das starkbevölkerte Kongorido und Mfutu, welche beide letzteren Dörfer mit Palissadenverschanzungen nach dem Muster der Unjamwesi umgeben waren, gelangte die Karawane in schattenreiches Waldland, durch welches der Wami dahinfloß. „Die kolossale Kindudu-Spitze hebt im Hintergrund ihr erhabenes Haupt hoch empor und bildet ein weithin sichtbares Merkmal, indem sie sich über ihre weniger hohen Nachbaren von Nguru, ungefähr 15 bis 20 Meilen nördlich vom

[38]) Die Statthalter des Sultans an der Küste. Mit „Mrima" wird das Küstengebiet bezeichnet.
[39]) Henry M. Stanley, Durch den dunkeln Erdteil etc., 1. Band, Seite 102.

Laufe des Wami, auftürmt." Über Rubuti ging es weiter über zahlreiche Strombetten und Flüsse mit sehr klarem Wasser, von denen Stanley besonders den Mkundo bei Mvomero hervorhebt. Der Mkundi, auch ein Nebenfluß des Wami, trennt das Land Nguru von Usagara. Die Wa-Ngura, welche das erstere Land bewohnen, unterscheiden sich fast gar nicht von den Wasegua und Wasagara und sprechen auch denselben Dialekt. Die Schmucksachen, die man bei ihnen findet, sind dieselben, welche die Wasegua und Wasagara tragen, schwarze und weiße Glasperlen und Messingdraht, außerdem Halsbänder, welche aus winzigen Ziegenhörnern, kleinen Messingketten und großen eiähnlichen Perlen zusammengesetzt sind. In die Ohrläppchen stecken sie Kürbisstücke oder runde Holzscheiben, um sie möglichst weit auszudehnen. Das Gesicht wird mit Ocker gefärbt, das Haar in lange Locken geflochten und mit weißen oder roten Perlen und mit Anhängseln von Kupfer verziert. Als Kleidung sind blaues Kaniki und rotgestreiftes Barsati besonders beliebt.

Im Süden grenzt an Ukwere das Land Usaramo. Der Sultan von Sansibar hat 4 Meilen westlich von Kingani in Kikoka ein Fort angelegt und erhebt Ansprüche auf den 10 Meilen breiten Landstrich zwischen Bagamoyo und Kikoka, die ihm umsomehr niemand streitig macht, als dieses Gebiet vollständig unbewohnt ist. Als Burton durch Usaramo reiste, herrschten in dem zu Sansibar gehörigen Küstengebiet heillose Zustände. Die Statthalter führten dort eine Willkürherrschaft, befeindeten sich gegenseitig, weil jeder in dem andern einen Konkurrenten sah, der den Handel nach seinem Gebiet zu lenken suchte, und plünderten die Eingeborenen nach Herzenslust. Die letzteren, die Wasaramo, hatten unter den Streitigkeiten der Statthalter am meisten zu leiden, denn wenn sie sich freundlich zu dem einen verhielten, betrachteten die anderen sie als Feinde, und sie waren keine Minute vor Mord und Plünderung sicher. Diesen Zuständen ist es jedenfalls zuzuschreiben, wenn die Schilderung, welche Burton von den Wasaramo und ihrem Lande entwarf, so sehr von der neuern Thomsons abweicht. Burton schilderte sie als den gefährlichsten Stamm auf dem Wege nach den Seeen; keine Karawane, welche das Land durchziehe, sei sicher vor Plünderung, das Volk jederzeit zu Raub und Gewaltthaten bereit, und man könne froh sein, wenn man auf dem Durchzuge nur einige Güter einbüße und nicht auch das Leben verliere. Die Dörfer der Wasarama waren damals mit starken Palissaden umgeben, und die vergifteten Pfeile ihrer Verteidiger drohten jedem Angreifer mit dem sichern Tod. Als Thomson 23 Jahre später das Land bereiste, war dies alles anders geworden. Nirgends waren mehr mit Palissaden umgebene Dörfer zu sehen, nirgends kamen Erpressungen durch die Häuptlinge vor, das Volk ging unbewaffnet, beschäftigte sich mit Ackerbau und Handel, die Karawanen zogen sicher und unbeanstandet durch das Land und fanden überall gastfreundliche Aufnahme. Thomson schreibt diesen Umschwung der Befestigung der Macht des Sultans und dem gesteigerten Verlangen zu, mit den Produkten ihres eigenen Landes Handel zu treiben. Als die Wasaramo noch durch die Bedrückungen der Statthalter zu leiden hatten, sei es kein Wunder gewesen, wenn sie verräterisch und argwöhnisch wurden, ihre Dörfer befestigten und für das ihnen zugefügte Unrecht sich durch Plünderung der Karawanen zu entschädigen suchten. Durch brutale Unterdrückung und Gewaltthätigkeiten waren die Wasaramo so herabgekommen, daß Burton sie damals zweifellos mit Recht auf die niedrigste Stufe unter den ostafrikanischen Stämmen stellte und ihnen jede Fähigkeit zu einem Fortschritt absprach. Die Verhinderung der Sklavenausfuhr hat auch hier zur Folge gehabt, daß die eingeborene Bevölkerung durch den besten Lehrmeister, die Not, gezwungen wurde, sich nach einem neuen Erwerb umzusehen. Für Sklaven fanden sich an der Küste keine Käufer mehr, der Elfenbeinhandel nahm immer mehr ab, da das Elfenbein aus tief im Innern gelegenen Gegenden geholt werden mußte, dagegen wurden Gummi und Kopalharz, an denen Usaramo reich ist, von den Kaufleuten begehrt. Allmählich verließen die Eingeborenen ihre befestigten Dörfer, um sich mit der Gewinnung von Gummi und Kopalharz zu beschäftigen, und sie folgten der Einladung der Kaufleute in den Küstenstädten und brachten ihre Produkte dorthin auf den Markt. So entwickelte sich ein lebhafter Handel, bei welchem beide Teile ihren Vorteil fanden, und die Wasaramo legten seitdem keiner Karawane, welche ihr Land besuchen wollte, ein Hindernis in den Weg, sahen es vielmehr selbst gern, wenn Kaufleute in ihr Land kamen.

Der Handel mit Gummi leidet sehr unter der Unehrlichkeit der Eingeborenen. Dieselben pflegen ihm allerlei Dinge, Gras, Moos, Sand u. s. w. beizumengen, welche sie mit gutem Gummi überdecken, so daß der Betrug nicht gleich bemerkbar ist. Da solche Beisätze sich schwer entfernen lassen, ist große Vorsicht beim Einkaufe geboten, und wenn der Betrug entdeckt wird, sinkt der Preis der Ware sofort bedeutend. Die Käufer werden durch solch unredliches Beginnen abgeschreckt, und der Gummihandel kann nicht in Blüte kommen, trotzdem das Gummi von Usaramo sich den besten Sorten Afrikas und Amerikas gleichstellt. Das Gummi wird hier aus 3 Arten der Landolphia gewonnen, welche von den Wasaramo Mpile und Mbungo genannt werden. Man macht Einschnitte in die Rinde der an den Bäumen hängenden Kriechgewächse und sammelt den hervorquellenden milchartigen Saft, der sich allmählich verdickt und dann in 2 Zoll im Durchmesser zählenden runden Ballen zum Verkauf gebracht wird.

Gleiche Ursachen haben den Aufschwung des Handels mit Kopalharz verhindert, welches ebenfalls zu den besten Sorten gehört. Das Kopalharz ist bekanntlich halb versteinertes Harz. Es liegt in den rötlichen Sandschichten in der Nähe der Küste, und stammt von einer ausgestorbenen Baumart her, welche, wie es scheint, nur an der Küste wuchs. Die Ausbeutung der Kopallager seitens der Eingeborenen ist eine äußerst nachlässige, und der Ertrag des reichen Bodens müßte bei rationellen Nachgrabungen ein unverhältnismäßig größerer sein. Die Eingeborenen graben erstens nur dann nach, wenn sie Kopalharz brauchen, um dagegen Baumwollstoffe, Perlen u. s. w. einzutauschen, und sobald ihr Bedarf in diesen Artikeln gedeckt ist, ruht die Arbeit; dann geben sie sich beim Nachgraben keine große Mühe: wenn sie ein Loch von Armestiefe gegraben haben und in demselben kein Harz finden, verlassen sie sofort den Platz, um an einer andern Stelle nachzugraben. Europäischem Unternehmungsgeist bietet sich hier noch ein lohnendes Feld, wenn die Ausbeutung der Kopallager aus den Händen der Eingeborenen in jene von Europäern übergehen könnte. Hier liegen Schätze begraben, zu deren Hebung man nicht erst kostspielige Eisenbahnen ins Innere bauen muß.

Westwärts von Usaramo liegt Ukami, welches der Ungerengeri von Ukwere trennt. Einst war Ukami bedeutend größer und erstreckte sich bis Simbamwenni, aber die nördlich von Ukami ansässigen Wadoe unterwarfen sich die Wakami und wurden dann selbst wieder von den Wasegua unterworfen. „Unter dem Namen Udoe existiert noch ein großes Land zwischen dem Kira-Pic und Ulagalla, das sich im Norden über Ukami, im Osten noch über Ukwere hinaus nach der Mrima oder Küste zu hinzieht. Dieser Teil zwischen dem Kira-Pic und Ulagalla ist das südwestlichste Ende des Gebietes der Wadoe." Die ersten Europäer, welche Udoe betraten, waren katholische Missionäre aus Bagamoyo. Von dort unternahm im Januar 1882 P. Baur mit P. Hacquard eine Reise in das Innere, die sie bis Udoe führte, und ihnen verdanken wir die ersten Mitteilungen über dieses Land, in welches sich auch die arabischen Händler nicht wagen, und das deshalb bisher noch ziemlich unbekannt geblieben ist.

Die Wadoe sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag. Sie beschäftigen sich mit Ackerbau und Viehzucht, bauen Mais, Sorgho, Maniok, Pataten u. s. w. und züchten Schafe und Ziegen. Die Dörfer liegen meist auf Anhöhen, inmitten von Dickicht, durch welches ein enger Zickzackweg hinaufführt. Einzelne Dörfer sind mit Palissaden umgeben, die innerhalb derselben aus Stroh hergestellten Hütten Heuschobern ähnlich. Sklaven trifft man bei den Wadoe nicht, dagegen sollen sie noch dem Kannibalismus ergeben sein. Mit der Leiche des Mannes pflegt man auch einige seiner Frauen zu begraben, damit es ihm in der andern Welt nicht an Bedienung fehle. Nach der Beerdigung werden Tänze und Festgelage veranstaltet, wobei Menschenfleisch verzehrt und Blut aus Menschenschädeln getrunken wird. Stammesangehörige werden nie verzehrt, sondern stets, wenn zu einem Opfer Menschenfleisch nötig ist, ein Raubzug in eines der Nachbargebiete unternommen. Ihre Menschenjagden hatten Sultan Seyd, den Vater des jetzigen Sultans von Sansibar, veranlaßt, eine Expedition gegen sie auszurüsten. Ihre Dörfer wurden niedergebrannt, die Felder verwüstet, auf die Einwohner wie auf wilde Tiere Jagd gemacht, aber in ihre Schlupfwinkel vermochten den Flüchtlingen die Soldaten des

Sultans nicht zu folgen, und nachdem sie abgezogen waren, begannen die Wadoe ihre Raubzüge aufs neue und sind bis heute Kannibalen geblieben.

Der oberste Häuptling des Landes führt den Titel Mwene und erhält von den 5 Unterhäuptlingen Tribut. Fremden ist er sehr schwer zugänglich und empfängt dieselben selten, aber er vermeidet auch sorgfältig die Begegnung mit anderen Häuptlingen, denn wenn ein Häuptling den andern erblickt, muß, wie sie glauben, einer von beiden vor Ablauf eines Jahres sterben. Wichtige Angelegenheiten, welche eine Besprechung aller Häuptlinge erfordern, werden in einer für solche Zwecke erbauten Hütte erledigt, welche 4 Kammern enthält. Jeder Häuptling hat dort seine eigene Kammer und unterredet sich mit den anderen durch die Wände. Das Aussehen der Häuptlinge soll ein abschreckendes sein; der oberste Häuptling läßt sowohl den Bart als die Nägel wachsen, ohne sie je zu stutzen, spitzt aber die Nägel zu, daß sie Löwenkrallen gleichen, und dank der häufigen Einreibung mit Kokosöl und Schaffett verbreitet er einen für europäische Nasen kaum erträglichen Geruch.

Westlich von den Wakami wohnen die Wasagara. „Das Land, das sie bewohnen, ist die Gebirgskette und ihre unmittelbare Umgebung, die sich vom Makata Fluß nach der Wüste von Marenga Mkali ausdehnt und 75 geographische Meilen breit und fast 3 Breitengrade lang ist.“ In ihrer höchsten Spitze erreicht diese in nordöstlicher Richtung in das Land sich hineinziehende Gebirgskette etwa 6000 Fuß über dem Meeresspiegel. „Auf den Gipfeln und Abhängen dieser Berge lassen die Dünste, welche von den Monsunwinden hierher getrieben werden, ihre Wasserlast fallen und werden zu Flüssen, die als Bäche die Bergabhänge hinabrieseln und sich in den Thälern am östlichen Abhange vereinigen.“ Die Felsen bestehen aus Schiefer und Gneis, stellenweise trifft man Granit zwischen Basaltbildungen. In den Betten der Gewässer, welche Stanley hier auf seiner zweiten Reise überschritt, fand er Quarz, Porphyr, Grünstein, dunkelgrauen Schieferthon, Granit, Blutstein, purpurrote Jaspis, Chalcedon und verschiedene Kiesarten. Seiner Ansicht nach ist das Usagara-Gebirge für Ost-Afrika das, was die Rocky Mountains für Zentral-Nordamerika sind, das Rückgrat von Ost-Afrika, und der Kilima-Ndscharo gehört ebenso zur Usagarakette wie der Kenia, der Doeno Lamwea und der Msarara.

Westwärts von Kikoka bis Kongorido sind Wälder häufig, bilden jedoch keine zusammenhängende große Masse. Der westliche Teil des Landes um Mpwapwa besitzt keine Wälder mehr, aber statt derselben viele große Bäume, Baobabs, Tamarinden, Sykamorfeigen u. s. w. Der Wami, der Hauptfluß des Landes, ist von Palmen eingefaßt, und in den Thälern des Flusses trifft man viele große Bäume, stellenweise auch Wald.

Der Wami entsteht durch die Vereinigung des großen und kleinen Makata, des Rudewa und eines Flüßchens, und er heißt in ganz Usagara Mukondokwa. Die Makatawildnis ist eine der schlimmsten Fiebergegenden, besonders in der Regenzeit, wenn der sonst nur 40 Fuß breite Fluß seine Ufer überflutet und die ganze Ebene in einen See verwandelt. Stanley, der während der Regenzeit hier durchzog, hatte mit ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen. „Der bloße Anblick der triefenden, in dichte Nebel gehüllten Wälder, des überschwemmten Landes, der langen Schwaden von Tigergras, die durch die trüben Fluten zu Boden gestreckt waren, der Hügel von faulenden Bäumen und Rohrmassen, des angeschwollenen Flusses und des weinenden Himmels war genug, um das Mukudguru das afrikanische intermittierende Fieber zu erzeugen.“ Die Makata-Ebene, welche sich 50 Meilen weit ins Land hineinzieht, war ein Sumpf, in welchem das Wasser durchschnittlich 1 Fuß hoch stand, aber hier und da fanden sich Löcher von 3 bis 5 Fuß Tiefe, und Gruppen von Grasbüscheln und vereinzelte Bäume ragten über das Wasser empor. Nach dem anstrengenden Marsche fand Stanleys Karawane Ruhe und Erholung in dem großen Dorfe Rehenneko, welches etwas 1000 Einwohner zählt, und in dessen Nähe sich noch gleich große Dörfer befinden. Dort gab es gutes, krystallklares Wasser und frische Bergluft, welche die krank aus den Sümpfen Kommenden erquickten und stärkten.

Von den Höhen oberhalb Nehenneku sieht man das ganze Makata-Thal vor sich liegen. Tausende von anmutigen Palmen, schreibt Stanley, vermehrten den Reiz der Landschaft, und der große Wall der Uruguru- und Uswapanga-Gebirge bildet einen geeigneten Hintergrund für eine so ausgedehnte Aussicht. Nach Westen blickend fanden wir uns in einer Gebirgswelt, in welcher sich Bergspitze hinter Bergspitze, Einschnitt hinter Einschnitt und Gebirgskegel hinter Gebirgskegel zeigte. Nach Norden, Westen und Süden rollten die Gebirgsspitzen wie Glaswogen; in der ganzen Landschaft war kein einziger dürrer oder verbrannter Flecken sichtbar. Das Diorama bot keine plötzlichen Wandelungen oder schlagenden Kontraste dar, sondern ein einziger Wald von grünen Bäumen bekleidete sämtliche Bergspitzen, Kegel und Gipfel.

Einen schroffen Gegensatz zu der Makata-Ebene bilden die Thäler des Mukondokwa westwärts von Muiniji Usagara. Wir hatten, schildert sie Stanley, einen fruchtbaren Boden und eine üppige Vegetation, die von Miasmen dampfte und durch ihre Gerüche überwältigte, mit einer dürren Wildnis voll Aloe- und Kaktuspflanzen vertauscht, wo vor allem auch der Kolkwall und verschiedene Dorngebüsche gedeihen. Statt auf baumbewachsene Höhenabhänge und Thäler, statt auf bebaute Felder blickten wir jetzt auf das Gebiet einer unbewohnten Wildnis. Die Bergkuppen waren ihrer Laubkronen beraubt und offenbarten ihre von Regen und Sonne gebleichte Felsennatur. Uns gerade zur Rechten stand der Pic Nguru, der höchste der Usagarakegel, als wir den langen Abhang über dunkelgrauem Boden hinaufstiegen, welcher sich jenseits des braunen Mukondokwa zur Linken erhob.

In dieser Gegend liegt etwa 800 Fuß über dem Mukondokwa ein ungefähr 3 Meilen langer und bis 2 Meilen breiter See, welcher nach dem an seinem Ufer sich erhebenden, 1000 Fuß hohen Pic Ugombo genannt wird. Obwohl er dem durch die kahle Gebirgslandschaft ermüdeten Auge eine angenehme Abwechselung bietet, ist er doch nichts weniger als schön. Am westlichen Ufer erstreckt sich eine weite Ebene bis zu den Mpwapwa-Bergen, und am Nordufer zieht sich eine niedrige, dunkelbraune Bergkette hin. Den ganzen See umschließt in einer Breite von etwa 50 Fuß ein unpassierbarer Morast, der mit Rohr und Binsen bewachsen ist. Auf dem See wimmelt es von Wasservögeln, schwarzen Schwänen, Ibissen, Kranichen, Pelikanen, Enten u. s. w., während Habichte und Fischadler über dem Wasser schweben. An den Ufern bemerkt man Büffel, Zebras, Giraffen, Antilopen und andere Tiere, welche hierher zur Tränke kommen, und in dem hohen Gras verbergen sich Perlhühner, Waldschnepfen, Waldhühner, Tukans und eine Menge anderer Vögel.

Stanley hält diesen See für den Rest eines Sees, der einst dem Tanganjika an Größe gleich kam, denn er fand auf den Hügeln hoch über dem jetzigen Wasserspiegel Spuren der Wellenwirkung, welche darauf schließen lassen, daß der Wasserspiegel einst viel höher lag als jetzt, also auch einen größern Flächenraum bedeckte.

Zwei Tagmärsche, jeder von 15 Meilen, brachten Stanleys Karawane vom See Ugombo nach Mpwapwa, wo das Landschaftsbild sich wieder änderte. Mpwapwa, wie es die Araber nennen, Mbambwa von den Wasagara genannt, ist ein über 6000 Fuß hoher Gebirgszug, der die am Westufer des Ugombo-Sees beginnende Ebene begrenzt, und auf dessen Abhängen viele kleine Dörfer liegen. In der Nähe des Fußes des Gebirges „wird das Dschungeldickicht dünner, es erscheinen Lichtungen im Walde, darauf weite kahle Strecken und weiterhin ausgedehnte Felder von kräftigem Holcus, Mais, Maweri oder Bajri, sowie hier und da ein viereckiges Tembe oder Dorf. Ein breites Flußbett, das mehrere Wasserläufe enthält, zieht sich durch die durstigen Felder und führt das belebende Element mit sich, das in diesem Teile von Usagara so selten und kostbar ist. Hinab zum Flußbett neigt sich der Mpwapwa, der an einigen Stellen durch große Basaltblöcke oder Felsmassen, die von einem jähen Abhang herabgefallen sind, ein rauhes Aussehen gewinnt. Hier klammert sich der Kolkwall mit sicherem Halte an und gewinnt seine Nahrung überall, wo es keiner andern Pflanze gelingt; dort zieht sich die kräftige Mimose als grüner abfallender Wall fast bis zum Gipfel hinan, und da weidet zahlreiches Vieh, das der Einsamkeit der tiefen Einschnitte des Gebirgszuges ein angenehmes Leben verleiht. Den schönsten Anblick jedoch gewährt die nördlich gelegene dichte Gebirgsgruppe, welche, nach Rubeho zu, die vordere Berg-

reihe wie mit Strebepfeilern stützte. Das ist die Heimat der Winde, die hier entstehen, die jähen Abhänge und einzelnen Pics der Westseite an Stärke zunehmend hinabsausen, durch die prairieartige Marenga Mkali brausen und Ugogo und Unjamwesi mit der Gewalt des Sturmes durchtoben. Zugleich ist es die Heimat des Tanes, wo klare Quellen, die durch ihre Musik die bewaldeten Thäler erfreuen und den bevölkerten Bezirk von Mpwapwa bewässern, entspringen. Es wird jedem besser und stärker zu Mute auf dieser luftigen Höhe, wenn er die reine Luft einsaugt und die Augen an der Mannigfaltigkeit der Landschaft weidet, die sich hier darbietet."

Fuga in Usambara.

Das Volk, das diese Berge bewohnt, die Wasagara, trifft man am reinsten in Mpwapwa. Dort sieht man, wenn man von der Küste kommt, zum ersten Male Eingeborene mit langen dünnen Löckchen, in welche allerlei Messing- und Kupferbehängsel, kleine Münzen aus Sansibar u. s. w. eingeflochten sind. Durch die gutgefetteten Löckchen wird zuweilen noch eine Perlenschnur gewunden, das Gesicht leicht mit Ocker gefärbt, die Spitze eines Flaschenkürbis, in welchem sich etwas Tabak (Tumbak) befindet, in jedes Ohrläppchen gesteckt und ein Band, an welchem 4 oder 5 Münzen hängen, um die Stirn gebunden. Um den Hals trägt jeder Msagara allerlei Zieraten, „ein paar schneeweiße Muschelschalen, geschnitzte Holzstückchen, ein kleines Ziegenhorn, eine von dem Medizinmann des Stammes geweihte Arznei, ein Fundo weißer oder roter Perlen, 2 bis 5 durchlöcherte Sungomasi-Eierperlen, eine Schnur Kupfermünzen und hin und wieder kleine Messingketten, welche billigen Uhrketten ähneln. Tättowierungen an Stirn, Brust und Armen sind bei beiden Geschlechtern

üblich. Erwachsene Männer und Frauen tragen Lendentücher aus Baumwolle, Kaniki oder Barsati, Jünglinge ein Ziegenfell, und Kinder gehen völlig nackt.

Die Bewohner des südlichen Usagara sind freundlicher als jene des nördlichen, die durch die unaufhörlichen Kämpfe mit ihren Nachbaren, den Wasegua, Wahumba, Wagogo und Wahehe, welche ihre Dörfer überfallen, um Menschen zu rauben, gegen alle Fremden mißtrauisch geworden sind, aber sobald sie sich überzeugt haben, daß der Fremde als Freund kommt, begegnen auch sie ihm mit rückhaltloser Freundlichkeit.

Burton und Speke kamen nach Usagara durch den 650 Meter hohen Goma-Paß in der ersten östlichen Kette des Gebirges und zogen über Fonwe nach Muhama, wo Halt gemacht werden mußte. Es stand ein Zug durch eine Wüste bevor, und es mußten deshalb große Kornvorräte gekauft und das Korn gemahlen werden, bevor man aufbrach. Auf dem Weitermarsch vermochten die Reisenden von der Höhe der erstiegenen Berge weithin nach Westen das Gebirge zu übersehen, über das rötliche Braun der näheren Höhen und die durch weiße Nebel verhüllten Thäler hinweg bis zu den blauen Linien, welche den fernen Horizont umsäumten. Der Marsch ging durch von der Sonne versengtes Land dahin, in welchem dunklere Flächen die Stellen bezeichneten, an denen die Eingeborenen das Gras abgebrannt hatten. Ein angenehmer Ruheplatz nach den Entbehrungen des Marsches durch diese Wüste war Rumuma, wo alle Karawanen zu rasten pflegen und wohin die Bewohner der Umgegend ihr Vieh und Feldfrüchte zum Verkaufe bringen. Hinter Rumuma kam man in bevölkerteres Land, das man in der Richtung nach Inenge durchzog. Bei diesem Orte begann der Aufstieg zur dritten Kette des Usagara-Gebirges. Der „Schreckliche Paß" und der „Windige Paß" führen zum Westrand des Tafellandes empor, welches die Wasserscheide zwischen dem Rufidschi und den nordwärts fließenden Zuflüssen des Nil bildet. Das ganze Tafelland von Ugogo lag vor den Reisenden ausgebreitet, gegen Westen dehnten sich weite sonnverbrannte Ebenen, im Norden erhoben sich hier und da einzelne Berge, und nach Süden hin zog sich, schwarz-weißen Linien gleich, mit Dschungeln untermischtes Buschland. Der Abstieg nach Ugogo wurde durch die Teufelsschlucht bewerkstelligt, durch welche der Weg in jähem Abfall hinabführt.

Südwestlich von Usagara, jenseits des breiten Ruaha, breitet sich Uhehe aus, das Gebiet der Wahehe, ein armes Land, das grell absticht von dem prächtigen Usagara. „Überall," schreibt Thomson, „machte es denselben einförmigen und unangenehmen Eindruck, indem es sich zu glatten abgerundeten Hügeln erhob und dann in Rundthälern abfiel. Die gleichmäßig grünen Flecken auf dem gelben Grunde, eine Reihe Häuser im Vordergrunde der Hügel, eine Herde Vieh in der Vertiefung, hier und da ein nackter Uhehe und in weiter Ferne eine Herde wilder Esel oder Quaggas, weiter war nichts zu erblicken. Oben in der Luft kreiste ein schwarzgelber Geier; auf einem Felsen saß eine Anzahl Krähen mit weißen Hälsen; kein Laut unterbrach die Stille." Keine großen Ackerfelder, auf denen Mais, Reis, Sorgho und all die anderen von Negern gebauten Feldfrüchte wachsen, umgeben hier die Dörfer. Die einzigen Spuren von Anbau, die man in der Nähe der Dörfer erblickt, sind kleine gartenähnliche Felder, auf denen Melonen und Ulizekorn angebaut sind. Wälder fehlen, und der Holzmangel ist so groß, daß die Eingeborenen den Mist ihrer Rinder zu Ziegeln formen, diese trocknen und dann als Brennmaterial verwenden. Auch zum Häuserbau, mit Thon vermengt, dient der Kuhmist. Ebenso ärmlich wie die Landschaft sehen die Wohnungen der Wahehe aus. Als echte Nomaden, die von Viehzucht leben und wegen ihrer Herden häufig die Wohnsitze wechseln müssen, sind die Wahehe nicht durch viel Gepäck beschwert. Ochsenhäute, die als Lager dienen, bilden die ganze Einrichtung der Hütten, und das Hausgerät besteht nur in zwei Kürbisflaschen, einem irdenen Kochtopf und einer hölzernen Schüssel. Der Reichtum der Wahehe besteht in ihren Kühen, deren Fleisch und Milch neben den überall gebauten Melonen die Hauptnahrung des Volkes bildet. Ziegen findet man bei ihnen nicht, auch nicht die in keinem Eingeborenendorfe Afrikas fehlenden Hühner, deren Zucht ihnen wahrscheinlich bei ihrem Nomadenleben zu schwierig ist. Die Wartung der Herden obliegt den Männern, welche auch die Kühe melken, während die Bestellung des kleinen Ackerfeldes den Frauen überlassen bleibt. Die Jagd liefert zu wenig Ausbeute und ist

nicht lohnend. Außer kleinen Herden Quagaas oder Zebras und einigen Antilopen sieht man selten abgesehen den Viehherden der Wahehe, ein Tier, so daß auch der Löwe hier nicht vorkommt, weil er zu wenig Nahrung findet. Die einzigen Raubtiere sind Hyänen und Schakale.

Das rauhe Klima des Landes, durch welches Klima und Vegetation beeinträchtigt werden hat aber ein kräftiges Volk großgezogen, welches allen Mühen und Drangsalen gewachsen ist und mit großer Ausdauer Hunger und Kälte zu ertragen weiß. Tagelang können Wahehe ohn. Nahrung marschieren, und diese Ausdauer, welche ihnen bei Angriffen auf Nachbarvölker rasche Bewegung ermöglicht, macht sie zu gefährlichen Feinden, wenn sie einmal die Waffen ergriffen haben. Sie sind ein tapferes Volk und trotz ihrer im Vergleich mit anderen Stämmen mangelhaften Kriegsausrüstung nicht zu verachtende Gegner. Ihre Waffen bestehen in einem Stoßspeer, mehreren Wurfspießen, einer sichelartigen Axt und einem länglich runden Lederschild, welcher etwa 3½ Fuß lang und in der Mitte 18 Zoll breit ist. Mit solcher Ausrüstung sind die Wahehe auch als Eroberervolk aufgetreten. Ihre jetzigen Wohnsitze haben sie erst seit Mitte der sechziger Jahre inne, und haben dieselben den mächtigen Urori, die jetzt ihre westlichen Nachbaren sind, entrissen. Sie wohnten früher in dem rauhen Gebirge zwischen Ugogo und dem Ruaha, von wo sie häufig Raubzüge in die Nachbarländer unternahmen und das erbeutete Vieh auf ihren hohen Bergen, wohin ihnen niemand folgen konnte, in Sicherheit brachten. Da regte sich eines Tages in ihrem Häuptling Machinga der Thatendrang, und er beschloß, nachdem er sich zum unbeschränkten Herrscher seines Volkes gemacht hatte, seine Herrschaft weiter auszudehnen. Verwüstend drang er an der Spitze seiner Scharen über den Ruaha in das Gebiet der Warori ein, und der König derselben, Merere, der die Angreifer nicht aufzuhalten vermochte, brannte seine Hauptstadt selbst nieder und zog sich mit seinem Volk und den großen Viehherden in das höhere Gebirge gegen den Nyassa hin zurück. Auch dorthin folgten ihm die Wahehe und belagerten ihn in der neuen Stadt, welche er am Ufer des Ruaha erbaut hatte. Die Warori, deren Lebensmittel zur Neige gingen, waren nahe daran, sich den Belagerern ergeben zu müssen, als die Karawane Eltons, die sich auf dem Wege nach dem Nyassa befand, erschien und unbemerkt von den Wahehe in die Stadt eingelassen wurde. Die Feuerwaffen, welche die Fremden führten, schreckten die Wahehe von ferneren Angriffen ab, und sie zogen sich zurück. Machinga wurde bald nach der Rückkehr von diesem mißglückten Zuge durch einen Unterhäuptling namens Mamle ermordet, und dieser riß die Führerschaft an sich. Die Folge war eine Spaltung unter den Wahehe: ein Teil derselben blieb dem Sohne des Ermordeten, der damals noch ein Knabe war, treu und zog mit ihm heimlich bei Nacht in die alte Heimat jenseits des Ruaha zurück. Mit dem Rest des Volkes nahm Mamle den Kampf gegen Merere wieder auf, und da diesmal keine Europäer mit Feuerwaffen ihm beistanden, war das Glück den Wahehe hold. Der große Häuptling erlag dem kleinern, welcher über ein tapferes Heer gebot, und nachdem er Niederlage auf Niederlage erlitten, mußte Merere in Usafa eine Zuflucht suchen. Mamle war Herr alles Landes von Mpwapwa und Ugogo bis zum Nyassa-See, aber seine Herrlichkeit währte nicht lange. Machingas Sohn wollte dem Usurpator die Herrschaft nicht lassen, und er verband sich zu seinem Sturz mit dem vertriebenen Merere. Als Thomson durch das Land zog, rüsteten sich bereits die beiden Verbündeten zu dem Rachezug. Vier Monate später erfuhr der am Tanganjika-See angelangte Reisende, der durch Uhehe zurückkehren wollte, daß der Krieg bereits ausgebrochen sei. Merere hatte fast sein ganzes Land zurückerobert und seine zerstörte Hauptstadt wieder aufgebaut. Da Machingas Sohn Mamle nicht nach Uhehe einlassen wollte, mußte dieser sich nach Kiwere zurückziehen, wo er sich mit Räuberbanden verband.

Mitten zwischen den bisher geschilderten Völkerschaften, eingeschlossen vom Gebiet der Wasaramo, Wakami, Wasagara, Wahehe, Wahenge und Wandondi hat sich das kleine Volk der Wadutu seine Selbständigkeit bewahrt. Durch die Sklavenjagden, welche die Nachbarstämme in ihr Gebiet unternahmen dezimiert, und zu schwach, um sich der Angreifer zu erwehren, sind die Wadutu viel länger als ihre Nachbaren auf einer der niedrigsten Kulturstufen geblieben. „Es giebt zwei große Stufen, welche jeder Stamm betreten muß, bevor er auf die hohe Straße des Fortschrittes gelangt, es ist eine soziale Verbindung zu gegenseitigem Schutz

und Sicherheit erforderlich und ferner eine Unterscheidung der sozialen Bestandteile, so daß die Menschen im Austausch der Dienste sich untereinander nützlich werden. Zu der ersten Stufe führt die Idee von der Häuptlingschaft, zur zweiten der Handel. Nun besteht aber unter den Wachutu keine allgemeine Verbindung zum Zwecke des Schutzes. Ein paar Familien treten vielleicht zusammen, lassen sich in einem Dorfe nieder und wählen einen Häuptling dem Namen nach; aber mit den Bewohnern anderer Dörfer haben sie keine Verbindung und stehen mit denselben in keiner gegenseitigen Abhängigkeit. Wenn mithin ein Feind erscheint, der die ganze Kraft des Stammes in Anspruch nimmt, um bekämpft zu werden, so ist kein Mittel vorhanden, eine Einigkeit zu gemeinsamer Thätigkeit herzustellen. Jedes Dorf ist auf sich selber angewiesen, und es bleibt ihnen nichts übrig, als in Dickicht und Wälder zu fliehen, um ihr Leben zu retten. Das Leben der afrikanischen Stämme liefert die Beweise von der Thatsache, daß mit einer bessern Organisation des gesellschaftlichen Lebens auch ein entsprechender Vorteil im sozialen Fortschritt verbunden ist. Zuerst erhebt sich ein Häuptling, welcher die Aufsicht führt und wie ein schneidiger Keil in die Barbarei eindringt. Er bringt ein Dorf nach dem andern unter seinen Einfluß, bis sein Land für eine persönliche Regierung zu groß wird. Es werden alsdann Unterhäuptlinge erwählt, Klassen gebildet, und wie der Stamm stärker wird, so wird Leben und Eigentum auch gesicherter; neue Bedürfnisse entstehen, und so wird eine Stufe nach der andern auf der Leiter des Fortschritts erstiegen."

Seine Lage bietet Uchutu eine Bürgschaft dafür, daß es unter geordneteren Verhältnissen rasch das Versäumte nachholen wird. Seine Südgrenze bildet der Rufidschi, einer der größeren Flüsse der Sansibarküste, welcher neueren Nachrichten zufolge in kleinen Booten von Uchutu bis zu seiner Mündung befahren werden kann. Die Schiffbarkeit des Flusses, dessen weites Delta bereits durch Roscher erforscht wurde, war lange Zeit angezweifelt. Cameron, der den Rufidschi beim Dorfe Kimbumbi erreichte, war nicht sehr entzückt von dem, was er sah. „Nach dem äußern Anschein zu urteilen," berichtet er, „ist der Rufidschi bei Kimbumbi eine halbe englische Meile breit, wovon ein bedeutender Teil von einer in der Mitte liegenden großen Sandbank eingenommen wird. Auf der Nordseite ist der Strom schnell und das Wasser tief, wenngleich nicht durchweg, — Sumpfbänke und Blöcke kommen an Stellen vor, wo man sie am wenigsten erwartet, selbst da, wo das Wasser tief ist und am schnellsten fließt. Auf der entgegengesetzten Seite ist der Fluß tief und schnell fließend. Den Fluß auch nur in kleinen Böten zu befahren, muß einigermaßen schwierig sein, da die Sandbänke und Sümpfe infolge der schlammigen Beschaffenheit des Wassers nicht sichtbar sind. Aus diesem Grunde fuhr sich unser Boot mehrmals fest, obgleich es von einem Eingeborenen gelenkt wurde, der mit den Untiefen Bescheid wissen mußte; ohne Zweifel wurde seine Kenntnis davon durch die unstäte Natur seiner Hindernisse getäuscht. Man erzählte uns jedoch, daß häufig Böte, welche 20 Mann fassen könnten, Salz von der Küste brächten, um Kopal und Gummi, das hier in kleinen Quantitäten gewonnen wird, dafür einzutauschen." Diese Erzählung der Eingeborenen, welche Cameron als „ein zweifelhafter Bericht" erschien, ist in jüngster Zeit durch einen der Bevollmächtigten der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft, Joachim Graf Pfeil, bestätigt worden, der mit einer in Uhehe gekauften Ladung Felle auf dem Rufidschi hinabfuhr.

Hier am Ufer des Rufidschi hat nun auch Deutschland Fuß gefaßt und mehrere der zuletzt geschilderten Länder stehen unter dem Schutze des deutschen Reiches. Der Berliner Gesellschaft für deutsche Kolonisation gebührt das Verdienst, hier zuerst Bahn gebrochen zu haben, und wenn wir heute überblicken, was sie in kurzer Zeit geleistet hat, so können wir wenigstens zweierlei nicht leugnen: daß sie mit großer Vorsicht, dabei aber energisch und zielbewußt vorgegangen ist, und daß sie heute schon mehr erreicht hat als ähnliche Unternehmungen vor ihr in der drei- und vierfachen Zeit erreichten.

Die erste Expedition, welche die Gesellschaft aussandte, bestand aus den Herren Dr. Karl Peters, Referendar Dr. Jühlke und Joachim Graf Pfeil. Dieselben schifften sich am 1. Oktober 1884 auf dem österreichischen Lloyddampfer „Titania" nach Aden ein und fuhren von dort in einem Dampfer der British Indian Line nach Sansibar. Damit nicht andere Nationen, namentlich Engländer ihnen zuvorkämen, war

das ganze Unternehmen von Anfang an in den Schleier des Geheimnisses gehüllt worden. Die Herren reisten unter angenommenen Namen und als Passagiere dritter Klasse, was den Engländern bei ihrer Ankunft in Sansibar Anlaß zu der Bemerkung gab, die Mitglieder der Expedition könnten doch keine „Gentlemen" sein. Die Reisenden hielten auch das Ziel ihrer Reise geheim und gaben an, daß sie in das Land der Buren reisen wollten. Ohne den geringsten Verdacht inbezug auf ihre eigentlichen Pläne erregt zu haben, fuhren sie nach

Dr. Karl Peters, Vorsitzender der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft.

Saadani hinüber und drangen auf dem Wami ins Innere vor. Es gelang ihnen, im Lande der Waguru, Wasegua, Wakumi und Wasegara durch 12 Verträge mit 10 unabhängigen Sultanen große Gebiete zu erwerben. Mit Ausnahme der dem Sultan von Sansibar gehörigen Küstenstrecken gingen diese Gebiete mit allen Hoheitsrechten „für ewige Zeiten" an die Vertreter der deutschen Gesellschaft über. Da die Verträge ziemlich gleichlautend sind, lassen wir als Muster derselben hier nur jenen mit dem Sultan von Nguru, Mafungu Biniani folgen:

„Mafungu Biniani, Herr von Quatunge Quaniani ꝛc., Sultan von Nguru, tritt hiermit durch sein Handzeichen und unter Zuziehung der mitunterschriebenen Zeugen das ihm widerspruchslos als alleinigem Souverän gehörige Land Quaniani, Quatunge in Nguru mit allen ihm widerspruchslos und unbestritten gehörigen Rechten für ewige Zeiten und zu völlig freier Verfügung an Herrn Dr. Peters als den Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, Herrin von Usegua, ab. Die Rechte, welche mit dieser Abtretung auf Herrn Dr. Karl Peters als den Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, Herrin von Usegua, übergehen, sind die dem Sultan von Nguru einzeln und mündlich dargelegten Rechte, welche nach den Begriffen des deutschen Staatsrechtes die Staatsoberhoheit, sowie den privatrechtlichen Besitz des Landes bedeuten; unter anderem: das Recht, überall, wo es Herrn Dr. Karl Peters oder der von ihm vertretenen Gesellschaft für deutsche Kolonisation gefällt, Farmen, Häuser, Straßen, Bergwerke ꝛc. anzulegen; das alleinige Recht, Grund und Boden, Forsten und Flüsse u. s. w. in jeder ihm beliebenden Weise auszunutzen; das alleinige Recht, Kolonisten in das Land zu führen, eigene Justiz und Verwaltung einzurichten, Zölle und Steuern aufzulegen. Dafür übernimmt die Gesellschaft für deutsche Kolonisation, Herrin von Usegua, und verspricht dies durch ihren Vertreter Dr. Karl Peters, den Sultan Mafungu Biniani und sein Volk zu schützen gegen jedermann, soweit es in ihren Kräften steht, sein ihm privatrechtlich reserviertes Eigentum als solches zu respektieren und ihm außer den am heutigen Tage übermittelten Geschenken eine jährliche, mündlich vereinbarte Rente, in Vieh und Handelsartikeln zahlbar, zu gewähren. Dieser Vertrag ist unter den in Nguru üblichen Rechtsformen und nachdem Dr. Karl Peters mit dem Sultan von Nguru, Mafungu Biniani, Blutsbrüderschaft gemacht hatte, unter Zuziehung rechtsgültiger Zeugen, als für ewige Zeiten gültig und beide Teile ohne Widerruf bindend, am 23. November 1884 in Quiniani abgeschlossen und von beiden Teilen durch bindende Unterschrift gezeichnet worden, nachdem er dem Sultan Mafungu Biniani durch den Dolmetscher Ramassan sachgemäß und wortgetreu mitgeteilt war."

Hierauf folgen die Unterschriften der Vertragschließenden. Ein zweiter Vertrag mit dem Sultan sicherte der Gesellschaft Arbeitsleistungen und militärischen Beistand gegen jedermann und erkannte sie für ewige Zeiten als die alleinige Gebieterin über den Sultan und sein Volk an.

Die mit den Sultanen abgeschlossenen Verträge wurden in Berlin vorgelegt, und nach Prüfung derselben erhielt die Gesellschaft einen Kaiserlichen Schutzbrief, durch welchen am 27. Februar 1885 die Länder Unguru, Usegua, Ukami und Usagara unter den Schutz des deutschen Reiches gestellt wurden. Der Schutzbrief lautete:

„Wir Wilhelm u. s. w. Nachdem die derzeitigen Vorsitzenden der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, Dr. Karl Peters und Unser Kammerherr, Graf Behr-Bandelin, Unsern Schutz für die Gebietserwerbungen der Gesellschaft in Ost-Afrika westlich vom Reiche des Sultans von Sansibar außerhalb der Oberhoheit anderer Mächte nachgesucht und Uns die vom besagten Dr. Karl Peters zunächst mit den Herrschern von Usagara, Nguru, Usegua und Ukami im November und Dezember vorigen Jahres abgeschlossenen Verträge, durch welche ihm diese Gebiete für die deutsche Kolonisations-Gesellschaft mit den Rechten der Landeshoheit abgetreten worden sind, mit dem Ansuchen vorgelegt haben, diese Gebiete unter Unsere Oberhoheit zu stellen, so bethätigen Wir hiermit, daß Wir diese Oberhoheit angenommen und die betreffenden Gebiete vorbehaltlich Unserer Entschließungen auf Grund weiterer, Uns nachzuweisender vertragsmäßiger Erwerbungen der Gesellschaft oder ihrer Rechtsnachfolger in jener Gegend, unter Unsern Kaiserlichen Schutz gestellt haben. Wir verleihen der besagten Gesellschaft unter der Bedingung, daß sie eine deutsche Gesellschaft bleibt und daß die Mitglieder des Direktoriums oder die sonst mit der Leitung betrauten Personen Angehörige des deutschen Reiches sind, sowie den Rechtsnachfolgern dieser Gesellschaft unter der gleichen Voraussetzung die Befugnis zur Ausübung aller aus den Uns vorgelegten Verträgen fließenden Rechte, einschließlich der Gerichtsbarkeit gegenüber den Eingeborenen und den in diesen Gebieten sich niederlassenden oder zu Handels- und anderen Zwecken sich aufhaltenden Angehörigen des Reiches und anderer Nationen unter der Aufsicht Unserer Regierung

und vorbehaltlich weiterer von Uns zu erlassenden Anordnungen und Ergänzungen dies Unseres Schutzbriefes. Zu Urkunde dessen haben Wir diesen Schutzbrief Höchsteigenhändig vollzogen und mit Unserm Kaiserlichen Insiegel versehen lassen."

Gegeben Berlin, 27. Februar 1885.

Wilhelm. v. Bismark.

Herr Dr. Karl Jühlke wurde gleichzeitig mit der Ausübung der Gerichtsbarkeit in den neuerworbenen Gebieten betraut. Die Gesellschaft für deutsche Kolonisation aber bildete aus ihrer Mitte eine neue selbständige, die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, welche ihre Thätigkeit speziell dem Osten Afrikas zuwenden sollte. An die Spitze der neuen Gesellschaft trat Dr. Karl Peters, neben welchem das mit unbeschränkten Vollmachten zunächst für 14 Jahre gewählte Direktorium aus den Herren Dr. Friedrich Lange als Stellvertreter des Vorsitzenden und Schatzmeister, Konsul Rogge als Schriftführer, Graf Behr-Bandelin und Hofgartendirektor Jühlke bestand.

Auch die Frage, welche von gegnerischer Seite mit Vorliebe erörtert wurde, wie die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft die Rechte einer juristischen Person erwerben wolle, fand rasch ihre Erledigung. Schon am 4. April konnte man im Reichsanzeiger lesen, daß die Herren Dr. Karl Peters, Dr. Friedrich Lange, Konsul Wilhem Rogge und Direktor Ferdinand Jühlke unter der Firma „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, Karl Peters und Genossen" als persönlich haftende Mitglieder einer Kommanditgesellschaft in das Handelsregister eingetragen wurden. Der Gesellschaft blieb daher nach wie vor die einheitliche und energische Leitung gesichert, der sie ihre ersten Erfolge verdankte, und gleichzeitig war anderen Personen nicht die Möglichkeit benommen, sich mit einem Kapital an dem Unternehmen zu beteiligen, ohne persönlich für Verbindlichkeiten der Gesellschaft haften zu müssen. Solche Personen erhielten einen Beteiligungsschein, übernahmen aber keine Haftung über den Betrag desselben hinaus. Ihre Rechte wurden dahin festgestellt, daß sie bis zum 1. Mai 1885 für jede gezahlte Mark 30 Ar (etwa 2 preußische Morgen) Land in dem erworbenen Gebiet erhalten sollten. Es sollte ihnen freistehen, sich dasselbe entweder bis zum 1. März 1890 zumessen zu lassen oder entsprechend dem von ihnen erworbenen Lande an dem Gesamtertrag der Kolonie in Form von Dividenden teilzunehmen. Die Beteiligungsscheine wurden in Höhe von 500 bis 1000 Mark ausgestellt.[1] „Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft," hieß

[1] Die Satzungen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft lauten: § 1. Die „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft Karl Peters und Genossen" bezweckt den Erwerb, Besitz, die Verwaltung und Verwertung von Ländereien, die Ausbeutung von Handel und Schiffahrt durch Selbstbetrieb oder Übertragung an andere Gesellschaften, sowie deutsche Kolonisation im Osten Afrikas. Die Grundlage des Unternehmens bilden die von Herrn Doktor Peters in Vertretung der Gesellschaft für deutsche Kolonisation bereits erworbenen und von ihm und anderen Vertretern noch zu erwerbenden Länder und Rechte. — § 2. Zu dem Unternehmen vereinigt sich das die juristische Gesellschaft bildende Direktorium mit solchen Personen, welche lediglich als Inhaber von Beteiligungsscheinen in ein Vertragsverhältnis treten, ohne über die von ihnen laut Beteiligungsschein gezeichnete Summe hinaus verpflichtet zu sein. — § 3. Das Direktorium ist auf fünfzehn Jahre eingesetzt. Es besteht aus fünf Mitgliedern, welchen die ausschließliche Geschäftsführung der Gesellschaft zusteht. Dasselbe konstituiert sich zur Ausübung der Geschäftsführung durch besondern Vertrag als juristische Person, und zwar als eine Kommanditgesellschaft mit haftenden und kommanditistischen Mitgliedern. Zur Beschlußfähigkeit in den Versammlungen des Direktoriums genügt die Anwesenheit von drei Mitgliedern. Die Beschlüsse werden mit Stimmenmehrheit gefaßt. Bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden. Das Direktorium konstituiert sich für seine Geschäftsführung selbst; es ernennt seinen Vorsitzenden. Das Direktorium darf die Zahl seiner Mitglieder durch Kooptation bis auf sieben erhöhen; es hat mit einer Majorität von vier Fünftel der sämtlichen Mitglieder auf Antrag des Vorsitzenden das Recht der Ausschließung von Mitgliedern. Beim Ausscheiden von Mitgliedern ergänzt sich das Direktorium durch Kooptation. — § 4. Mit Rücksicht auf den Zweck des Unternehmens gilt das Amt eines Mitgliedes des Direktoriums als ein Ehrenamt; doch können Mitglieder des Direktoriums für ihre dem Unternehmen ganz oder zum großen Teile gewidmete Thätigkeit eine Vergütung erhalten. — § 5. Dem Direktorium gebührt: 1. vollständige und unbeschränkte Ausübung aller in Afrika von Herrn Dr. Peters in Vertretung der Gesellschaft für deutsche Kolonisation erworbenen und von ihm und von weiteren Vertretern noch zu erwerbenden Rechte. 2. freies Verfügungsrecht über die Gelder der Gesellschaft; das Direktorium bestimmt: a. die Höhe der zu zahlenden Dividende, b. die zur Verwaltung erforderlichen Summen, c. die zum Reserve- und Dispositionsfond zurückzulegenden Summen; 3. das Recht der Einsetzung und Absetzung von Beamten; 4. das Recht Neuerwerbungen von Ländereien und von Rechten vorzunehmen und alle für den Fortgang der Kolonie erforderlichen Einrichtungen und Maßregeln nach seinem Ermessen zu treffen; 5. das Recht, die Gesellschaft bindend zu vertreten und zwar auch über den Zeitraum hinaus, für welchen es eingesetzt ist, überhaupt alle Rechte auszuüben und Pflichten zu erfüllen, also

es in der Bekanntmachung des Direktoriums, „verkauft gegen Abnahme von Anteilscheinen nur ihr eigenes Besitzrecht an dem in Ost-Afrika erworbenen Lande, haftet jedoch bis auf Weiteres nicht gegen fremde Eingriffe in diese Rechte, weder gegen Kriegs-, noch gegen Räubergefahr und ähnliche Störungen in der Entwickelung der deutsch-ostafrikanischen Kolonie." Schutz gegen derartige Gefahren gewährte aber schon damals in vieler Hinsicht der Allerhöchste Schutzbrief, und die Schaffung einer eigenen Kriegsmacht wurde auch sofort ins Auge gefaßt.

Sofort nach dem Inslebentreten der Gesellschaft begannen auch die feindlichen Angriffe auf dieselbe. Daß Engländer und der von ihnen als Strohmann benutzte Sultan von Sansibar die deutschen Erwerbungen mit mißgünstigen Blicken betrachteten und die Pläne der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft zu durchkreuzen suchten, ist ja erklärlich. Überraschender ist die Opposition, ja die Feindseligkeit, auf welche die Gesellschaft im deutschen Volke selbst stieß. Man gefiel sich darin, den Wert der Erwerbung herabzusetzen, das Land als wertlos hinzustellen und namentlich vor einer Auswanderung nach demselben und der Gründung von Ackerbaukolonien zu warnen. Das Buch des in Sansibar lebenden Arztes Dr. Fischer, dessen in vieler Beziehung höchst schätzenswerten Inhalt auch wir wiederholt benutzt haben, diente dabei allen Gegnern der Gesellschaft als willkommene Angriffswaffe. Es wurde sozusagen zum Evangelium der Gegner der Kolonialpolitik. Harscharf konnte aus demselben bewiesen werden, daß das Hinterland von Sansibar ein armes Land ist, das nichts erzeugt, was der Ausfuhr wert wäre, daß dagegen die klimatischen Verhältnisse höchst ungesunde seien und namentlich bösartige Fieber, die auch am Kongo vorkommenden Gallenfieber dort herrschen.

Man goß hier wieder einmal das Kind mit dem Bade aus. Daraus, daß das Land jetzt nur in geringem Grade produktiv ist — woran, wie wir im obigen gesehen haben, zum nicht geringen Teile die infolge der unaufhörlichen Kriege herrschende Unsicherheit schuld ist — folgt noch keineswegs, daß dasselbe nicht kulturfähig ist. Den besten Beweis dafür, was aus dem Lande gemacht werden kann, liefern die katholischen Missionsstationen zwischen der Küste und dem Tanganjika. In Simbamwenni erhielten die Herren Dr. Peters und Dr. Jühlke von einem französischen Missionär von ihm selbst gezogene Kohlrabi, Wirsingkohl, Mohr- und Steckrüben, die so schmackhaft waren, wie die in Europa gezogenen, und die Missionäre sind überhaupt der

---

Verträge und Vergleiche aller Art abzuschließen, Grundstücke und Mobilien zu erwerben und zu veräußern, Forderungen und Rechte abzutreten, Verzichte, Kautionen und Bürgschaften zu leisten, Schuldverbindlichkeiten einzugehen, Darlehen aufzunehmen, Pfänder und Hypotheken zu bestellen, Eintragungen und Löschungen in Grundbüchern und anderen öffentlichen Büchern und Registern zu bewilligen und zu beantragen, die gerichtliche Auflassung und andere Erwerbungs- und Veräußerungsakte vorzunehmen, Sachen, Gelder, Dokumente und Wertpapiere in Empfang zu nehmen und darüber zu quittieren, Grundstücke, Rechte und Mobilien öffentlich und auch zwangsweise zu versteigern, darauf zu bieten und alle Bestimmungen über Verwertung und Verteilung aller Art von Vermögensobjekten zu treffen, überhaupt alle Rechte der Gesellschaft wahrzunehmen. Die Vertretung der Gesellschaft nach Außen und die Zeichnung der Urkunden erfolgt rechtsgiltig durch den Vorsitzenden oder dessen Stellvertreter und zwei Mitglieder des Direktoriums und durch Beifügung des Siegels der Gesellschaft. Durch solche Urkunden können einzelne Mitglieder des Direktoriums oder auch andere Personen zu einzelnen Geschäften oder zu einem Umfange von Geschäften mit Spezial- oder Generalvollmacht versehen, auch Prozeßbevollmächtigte bestellt werden. — § 6) Diejenigen, welche sich bei dem Unternehmen der Gesellschaft durch Hergabe von Geldern beteiligen, treten zu derselben in ein Vertragsverhältnis nach Maßgabe der auf dem Beteiligungsschein befindlichen Bestimmungen. Die Inhaber von Beteiligungsscheinen werden alljährlich zu einer Versammlung einberufen. Einer von dieser Versammlung zu ernennenden, ein Jahr lang fungierenden und wieder wählbaren Kontrolkörperschaft von fünf Personen wird vom Direktorium über die Geschäftsführung kalkulatorisch Rechnung gelegt. — § 7) Nach Ablauf der Zeit, für welche das Direktorium bestellt ist, wählt die Versammlung der Beteiligungsschein-Inhaber ein neues Direktorium. Die früheren Direktoren sind wieder wählbar; werden sie nicht wieder gewählt, so hat das Direktorium seine handelsrechtliche Persönlichkeit aufzulösen, und an seiner Stelle haben sich die neugewählten Direktorial-Mitglieder auf Grundlage des Gesellschaftsvertrages § 5) neu zu konstituieren. Die Dauer der Gesellschaft wird auf unbestimmte Zeit festgesetzt. — § 8) Die Verteilung der Dividende erfolgt durch das Direktorium und nehmen die Mitglieder desselben nach Verhältnis ihrer eigenen Beteiligung als Inhaber von Beteiligungsscheinen daran teil. — § 9) Auf Antrag des Direktoriums können Satzungsänderungen beschlossen werden, wenn zwei Drittel der Beteiligungsschein-Inhaber auf einer einzuberufenden Versammlung dafür stimmen. Für den Fall der Auflösung der Gesellschaft beschließt eine Versammlung der Beteiligungsschein-Inhaber mit Stimmenmehrheit nach Köpfen über die Verwendung des verbleibenden Gesamtvermögens. — § 10) Der Sitz der Gesellschaft ist zu Berlin, bei dessen ordentlichen Gerichten sie und ihre Mitglieder bei allen Streitigkeiten Recht zu nehmen und zu leiden haben.

Der Kilima Ndscharo.

Ansicht, daß in Usagara, Usegua u. s. w. jede unter gleicher Zone gedeihende Pflanze gezogen werden könne, wenn man in richtiger Weise vorgehe. Auch die zweite Behauptung verliert an Bedeutung, wenn man bedenkt, daß die am Kongo herrschenden Gallenfieber zwar gefährlich sind, daß aber Leute, welche mäßig leben, von ihnen verschont bleiben. Mit Recht wies Dr. Friedrich Lange gegenüber den Behauptungen Dr. Fischers darauf hin, daß wir bei der Betrachtung fremder klimatischer Verhältnisse sehr häufig in den Fehler verfallen, die Heimat für völlig krankheitsfrei zu halten und jede bei uns nicht vorkommende Krankheitserscheinung eines fremden Klimas einfach als Zuwachs von Krankheitsmöglichkeiten anzusehen.[41]) Die vielen Expeditionen, welche die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft ausgesandt hat, können auch als Beweis angeführt werden, daß das Klima nicht so verderblich ist, wie es dargestellt wird. Trotz der großen Strapatzen, welche die Mitglieder der Expeditionen zu überwinden hatten, sind Erkrankungen unter ihnen verhältnismäßig sehr selten vorgekommen, und noch viel weniger hat man bisher von einem tötlichen Ausgang einer solchen gehört.[42])

Dem letzten Einwand endlich, der gegen die Bestrebungen der Gesellschaft erhoben wurde, daß die von ihr erworbenen Länder nicht geeignet seien, den deutschen Auswandererstrom in dieselben zu leiten und Ackerbaukolonien in ihnen anzulegen, ist schon wenige Tage nach Erteilung des Kaiserlichen Schutzbriefes jede Unterlage entzogen worden. Dr. Peters erklärte namens der Ostafrikanischen Gesellschaft schon am 10. März in einer öffentlichen Versammlung der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, daß die von ihm in Ost-Afrika erworbenen Gebiete für die Gründung von Ackerbaukolonien nicht geeignet seien. Die Gesellschaft beabsichtigte von Anfang an nicht, europäische Ansiedler dorthin zu senden, sondern sie will eine umfangreiche Plantagenwirtschaft ins Leben rufen, für welche die Länder wohl geeignet sind, und die nötigen Arbeitskräfte gedenkt sie zunächst der eingeborenen Bevölkerung zu entnehmen.

Für eine Plantagenwirtschaft sind in Usagara die günstigsten Verhältnisse vorhanden, aber Landwirtschaft nach europäischen Begriffen ist dort unmöglich. Die Gesellschaft hat trotz der kurzen Dauer ihrer Wirksamkeit bereits vielfache Versuche anstellen lassen, um zu erkunden, für welche Arten von Kulturen der Boden der Kolonie sich eignet, und für welche nicht. Solche Versuche wurden u. a. mit Wein- und Seidenbau und mit Tabakpflanzungen unternommen, und die Ergebnisse waren in den meisten Fällen sehr befriedigend. Durch die bisher angestellten Versuche ist bereits festgestellt, daß in Usagara eine große Anzahl unserer Gartenprodukte gezogen werden kann. So kommen dort sehr gut fort: Stangen- und Buschbohnen, Erbsen, Wirsing-, Kraut- und Blattkohlarten, Mohrrüben, rote Bete, Kohlrüben, Kohlrabi, Zwiebeln, Lauch, Kopf- und Bindsalat, Küchenkräuter, Gurken, Melonen, Kürbisse, Schwarzwurzeln, Rettiche, Radieschen, Knollen- und Bleichsellerie, Körbelrüben, Tomaten, Spinat u. s. w. Beim Gemüsebau zeigt sich aber ein großer Nachteil: das eingeführte Gemüse kömmt zwar gut fort und trägt auch Samen, aber dieser hat bereits afrikanischen Charakter und entartet. Dagegen gedeihen Wein und allerlei Obstarten vortrefflich, und wenn die Weinreben nach jeder Traubenreife geschnitten werden, tragen sie zwei- bis dreimal jährlich. Versuche, den Kartoffelbau einzuführen,

[41]) Nicht unberechtigt ist der von Herrn Dr. Lange gleichzeitig erhobene Vorwurf: „Warum hat Dr. Fischer nicht längst seine warnende Stimme gegen das Kongogebiet und dessen Gallenfieber erhoben? Es wäre eine günstige Gelegenheit dazu gewesen, als Stanley hier in Berlin behauptete, über hundert Europäer befänden sich bei vorsichtigem und mäßigem Leben schon jetzt durchaus wohl am Kongo."

[42]) Sogar in einem für die koloniale Bewegung eintretenden Blatte konnte man s. Z. ein Verzeichnis der bei der Peters'schen Expedition vorgekommenen Erkrankungen als Beweis für das ungesunde Klima angeführt sehen. Wie steht es aber, bei Lichte besehen, mit diesen Erkrankungen? „Kaufmann Otto, der sich ihr (der Expedition) angeschlossen hatte," heißt es an der betr. Stelle, „erlag den klimatischen Verhältnissen." Thatsache ist, daß Herr Otto — nach Dr Peters Worten — durch ein Übel heruntergebracht wurde, welches Dr. Peters bereits in Sansibar veranlaßt hatte, ihn von der Expedition als solcher ganz auszuschließen, das er sich also nicht im Gebiete der Kolonie zugezogen hatte. „Referendar Jühlke," heißt es dann weiter, „erkrankte in Sansibar, während Dr. Peters krank nach Deutschland zurückreiste; er mußte sich, da er die Füße verbrannt hatte, in einer Hängematte an die Küste tragen lassen." Dr. Peters hatte sich nämlich in Mkondokwa durch Karbolsäure den Fuß fast bis auf die Knochen verbrannt. „Ich hatte infolge dessen," schreibt er, „bei einem heftigen Gewitterregen in der Nacht keine Lust, mit den Übrigen in eine Hütte zu laufen, sondern blieb im Freien liegen, sodaß ich nach einem weitern zweitägigen Marsch in Muininsagara ebenfalls zum ersten Mal die Qualen eines Fieberanfalles durchzukosten hatte."

haben auch ein günstiges Ergebnis erzielt; die europäische Kartoffel gedeiht an vielen Stellen des Landes sehr gut, außerdem aber überall die Mtasi, die süße Kartoffel. Auf großen Ananasfeldern wachsen Früchte, welche zu den besten dieser Art zählen. Günstige Ergebnisse sind auch mit Roggen und Weizen erzielt worden, Mais gedeiht vortrefflich, und Zuckerrohr kann in den Niederungen überall gepflanzt werden. Das gemäßigte Tropenklima Usagaras ermöglicht aber auch den Anbau von Baumwolle, Kaffee, Kakao, Thee, Opium, Vanille, Indigo und anderer Erzeugnisse tropischer Länder, mit denen sich die Plantagenwirtschaft hier vorzüglich wird zu beschäftigen haben.

Wenn von Ausnutzung der Reichtümer des Bodens die Rede ist, darf auch der Waldreichtum der Kolonie nicht übersehen werden. Usagara ist reich an herrlichen Wäldern. „Steht man auf einem hohen Berge und übersieht das Land," schreibt einer der Beamten der Gesellschaft, „so erblickt man an vielen Stellen Wald und wieder Wald. Marschiert man von einem Ort zum andern, so kommt man oft 6 bis 8 Stunden durch Waldungen, ohne etwas anderes als Bäume und hohes Gras zu sehen."[1] Unter den Bäumen, welche die Wälder bergen, befinden sich Riesenstämme von großer Härte, der riesige Ceril Cedro, der Teakbaum (Oldfieldia africana), der Baobab, eine dem Mahagoni Baum verwandte Meliacee (Khaya senegalensis) u. a. Wegen seiner Härte eignet sich das Holz dieser Wälder sehr gut zur Drechslerei, und es wird gewiß einen bedeutenden Ausfuhrartikel bilden, sobald der Transport zur Küste geregelt und erleichtert sein wird.

Die mächtige Triebkraft des afrikanischen Bodens offenbart sich deutlich in den Wäldern Usagaras. „Die Blattbildung fällt mit dem Anfang der Regenzeit zusammen, aber da am Schluß derselben die Bäume in Saftfülle stehen und der Boden erst allmählich austrocknet, so dauert die Vegetationsperiode noch eine Weile fort, nachdem die Niederschläge aufgehört haben. Am Rovuma, einem Küstenfluß 10° s. B., der dem feuchten Äquatorialklima Sansibars näher gelegen ist, verlieren die Mehrzahl der Bäume im September das Laub. Indessen finden sich auch immer grüne Formen den Laubgehölzen beigemischt, so daß selbst in der trockenen Jahreszeit die grüne Farbe nicht völlig verschwindet. Das Laub der Sykomore (Ficus Sycomorus), der Banyane (Ficus papulifolia), des Melonenbaumes (Carica Papaya), der Kasuarina und der Akazie sind der treue Ausdruck des Klimas von Ost Afrika. Dabei zeigen sich bald eingestreut, bald selbständig und gesellig auftretend, in großer Anzahl die Baumpalmen, Kalamus, Lianen ꝛc. in größter Mannigfaltigkeit. So u. a. die Weinpalme, die Dompalme, die Ölpalme, die Fächerpalme, die Bananenpalme (Musa sapientium), welche die reichsten Humusböden bewohnt und in dem Haushalt von Ost Afrika eine sehr hervorragende Rolle spielt. Bambusse, baumartige Lilien, Schraubenpalmen (Pandanus), Agaven bieten immer noch Raum zu Ausbreitung der blühenden Orchideen-Teppiche, die sich in den zahlreichsten Formen dem Auge darbieten."

Ich werde niemals, schreibt Karl Peters, die eigentümliche Schönheit des ersten Marschtages vergessen. Wir stiegen vom Meere aus langsam bis auf eine Höhe von dreihundert Fuß. Hinter uns das Meer begann sich allmählich in jene unsagbar reizvollen Farbentöne der Tropenwelt zu kleiden, und vor uns flammte der westliche Himmel nach und nach in der Glut der untergehenden Sonne. Am fernsten Horizont im Westen lagerte dunkles Gewölk, hinter welchem die Sonne etwa um 6 Uhr zu verschwinden begann. Die Luft war warm und durchsättigt von all den eigentümlich berauschenden Düften der Tropen; bunte, hell schimmernde Blumen aller Art und von allen Farben strömten fortwährend das süße, aber gefährliche Gift dieser Dünste aus. Dazwischen wiegten sich nie gesehene Schmetterlinge und Käfer von glühender Farbenpracht. Fremdartige, bizarre und oft groteske Baumformen traten links und rechts aus dem tiefen Schatten hervor, und über alle hervor ragte von den größeren Erhebungen die stolz melancholische Palme. Dazu das Schnurren, Pfeifen, Zischen, kurz, alle die unbezeichenbaren Töne der Vogelwelt, die eigentümlichen Rufe der Neger! Der Abend sank tiefer herab, und nun begann es in den Gebüschen zu leuchten. Milliarden und aber Milliarden von glühenden Leuchtkäfern schwirrten und sausten an uns vorüber; ein seltsam beklemmendes

[1] Ein Deutscher in Ost Afrika. Aus einem Brief des Leutnants Freiherrn von Bülow an seine Schwester. — Berliner Tageblatt vom 9. September 1885.

Gefühl überkam mein Herz, ungewohnt all solcher Eindrücke. Ich fühlte mich wie hinausgeworfen auf einen andern Planeten, wo das Leben noch glühender durch die Natur pulsiert. Ein unaussprechliches Sehnen und eine tiefe Melancholie überkam mich. —

Über die Aussichten der Viehzucht in Usagara äußert sich eine der Bekanntmachungen der Gesellschaft auch in sehr günstiger Weise. Das Land eigne sich nicht nur für Rindvieh-, Schaf- und Ziegenzucht, sondern das Vorkommen von Kühen und Eseln in Muininsagara, Mrogoro und an anderen Orten beweise, daß die gefürchtete Tsetsefliege in Usagara nicht vorkommt. Allerlei Geflügel, Hühner, Enten u. s. w. seien bereits im Lande vorhanden. Der Einfuhr und Akklimatisation anderer Tiere dürften keine großen Schwierigkeiten im Wege stehen. Namentlich könne man hoffen, daß man Pferde werde einführen können, da solche sogar in Sansibar, dessen Klima viel ungünstiger sei, fortkommen. „Als Regel läßt sich aufstellen, daß man

Der Vulkan Dönjö Ngai.

die gewünschten Haustiere aus Kolonien gleicher Zone, Pferde z. B. aus Madagaskar und Java importiert, und mit der Veredelung bereits vorhandener Arten (Schafe, Kühe) schrittweise von unten nach obenhin vorgeht."

Die wichtigste Frage ist die Arbeiterfrage, da in Usagara der Europäer die schweren Feldarbeiten nicht selbst verrichten kann, sondern auf den Beistand von Arbeitern angewiesen ist, welche körperliche Anstrengungen in diesem Klima besser ertragen können als er. Sansibar besitzt ja bekanntlich eine sehr brauchbare Arbeiterbevölkerung, die auch gern in die Dienste von Europäern tritt, aber diese Leute sind verhältnismäßig teuer, und die Kolonie muß daher trachten, sich von ihnen zu emanzipieren und billigere Arbeitskräfte heranzuziehen. „Das Material hierfür dürfte in erster Linie in den Sklaven der abhängigen Sultane zu finden sein, welche vielleicht durch das Zwischenstadium einer Art von Leibeigenschaft hindurch zur regelmäßigen Arbeit und damit zur Freiheit zu erziehen sind. Gelingt dies, so werden sie der übrigen Bevölkerung ein Vorbild und mit der Zeit auch Lehrmeister werden können. Auch die übrigen Neger werden sich leichter zur Arbeit bequemen, sobald sie sich durch dieselbe den Besitz einer Reihe von ihnen bis dahin unbekannten euro-

päischen Genußmitteln verschaffen können. Für gewisse Kulturen dürfte sich die Einführung fremder Arbeiter empfehlen. So wird man z. B. auf Kaffeeplantagen wahrscheinlich sehr gut Leute aus Java, für Thee und Seidenkultur Chinesen, für anderweitige Plantagenwirtschaft Zucker, Kakao, Tabak u. s. w. auch wohl Kulis aus Indien verwenden können." Die ersten Versuche wird die Gesellschaft selbst unternehmen, um auch in dieser Richtung festzustellen, was den Kolonisten empfohlen werden kann. Ihr Streben ist überhaupt bisher, nachdem sie sich einen großen Landbesitz gesichert, darauf gerichtet gewesen, möglichst viele Erfahrungen zu sammeln, welche später sich niederlassenden Kolonisten zugute kommen können, und sie sucht allmählich alles vorzubereiten, was diesen von Nutzen werden kann. So ist auch schon im März 1885 ein Kaufmann nach

Zebra-Jagd.

Muininsagara gesandt worden, um dort eine Faktorei speziell für die Bedürfnisse von Kolonisten einzurichten. So günstig sich nach alledem das Unternehmen gestaltet, so kann doch auch heute noch Auswanderungslustigen nur die größte Vorsicht empfohlen werden, und die Gesellschaft selbst hat es an Warnungen nicht fehlen lassen, um falschen Ansichten zu begegnen. Da nur Plantagenwirtschaft und nicht Ackerbau nach europäischer Art in der Kolonie möglich ist, muß der Auswanderer außer den Kosten seiner ersten Ausrüstung und den Reisekosten noch ein Betriebskapital zur Verfügung haben, welches mit 5000 bis 6000 Mark nicht zu hoch angesetzt wird. Im günstigsten Falle ist eine Rentabilität der Anlage erst nach 5 bis 6 Jahren zu erwarten. Während dieser Zeit muß der Kolonist seine Existenz durch ein kleines Kapital sichern können, er muß aber auch auf Unglücksfälle und auf ein Mißlingen seiner ersten Versuche gefaßt sein. Die Gesellschaft

selbst bezeichnet es als wünschenswert, daß sich immer eine Anzahl von Kolonisten in der ersten Zeit in Konsortien zusammenthut, um den gesteigerten Anforderungen und etwaigen eintretenden Katastrophen mit vereinten Kräften mehr gewachsen zu sein. Jedenfalls ist Usagara kein Land, welches sich zur Niederlassung für Unbemittelte eignet, aber noch ein anderer Umstand mahnt zur Vorsicht. Der Auswanderer kann hier nicht wie z. B. in den Vereinigten Staaten breitgetretenen Bahnen folgen, sondern er ist hier in des Wortes vollster Bedeutung ein Pionier, der erst erforschen und erproben muß, was dort längst erforscht und bekannt ist. Zur Niederlassung eignen sich daher nur kräftige und völlig selbständige Männer, während Familien vorerst von der Auswanderung entschieden abgeraten werden muß. Die Zeit, in welcher der Boden auch für sie vorbereitet sein wird, kommt bald, aber jetzt heißt es noch, jede Überstürzung, die nur schädlich sein kann, vermeiden. Es entspricht der Ruhe und sorgfältigen Überlegung, mit der die Gesellschaft bisher vorging, daß sie Familien zunächst von der Auswanderung abratet und ihnen empfiehlt, den Erfolg der ersten Versuche abzuwarten.

Von der eingeborenen Bevölkerung hat der Kolonist keine Schwierigkeiten zu erwarten. Die Häuptlinge sowohl als das Volk sind uns freundlich gesinnt, und sie wissen, daß die Verbindung mit uns zu ihrem Vorteil ist. „Sie haben," äußerte sich Dr. Peters, „ein starkes Gefühl für Freundschaft und sind in hohem Grade anhänglich, wo sie ihren natürlichen Herrn erkannt zu haben glauben. Mir sind sie immer wie treue Hunde erschienen, und wenn nur erst ihre Scheu überwunden war, gelang es in der Regel sehr bald, zu einer gewissen Vertraulichkeit mit ihnen zu gelangen. War diese erreicht, so war damit alles gewonnen, denn man hatte sie alsdann eigentlich in der Hand." [44]) Die Not, die überall herrscht, treibt sie zum Anschluß an den Weißen, und ihr ist es auch zu verdanken, daß die Sultane sich überall schnell zu so großen Gebietsabtretungen bereit finden ließen. „Genau wie Deutschland nach der aktiven, so ist Ost-Afrika kolonisationsbedürftig nach der passiven Seite hin. Die üppigen Landschaften, verödet durch Jahrhunderte lange Sklavenjagden, liegen da wie die Obstbäume der Frau Holle und harren der Hand, bereit, den Segen zu ernten. Selbst in den Schwarzen dämmert die Erkenntnis auf, daß es besser mit ihnen werden wird, wenn Weiße als Herren des Landes unter ihnen wohnen. Heute leben sie dahin wie Fabrikarbeiter ohne Beschäftigung; sie fühlen selbst, daß es der organisierenden Thätigkeit jener unheimlichen Rasse bedarf, als deren Repräsentanten wir bei ihnen erschienen, damit auch sie ein wenig mehr von den Schätzen ihres eigenen Landes genießen können." Als Dr. Peters zu dem alten Sultan Muinin-Sagara kam, war dieser hocherfreut über die Absicht der Weißen, sich in seinem Lande niederzulassen. Er sitze nun hier 70 Jahre, sagte er, und wiederholt seien Weiße mit den Gütern Europas durch sein Land gezogen und seine Gäste gewesen; er habe gehofft, daß sie sich einmal auch in seinem schönen Lande niederlassen und dasselbe in ihrer Weise bestellen würden, „und nun," fügte er freudig hinzu, „soll ich das selbst noch erleben!"

Wenn wir nun das bisher Gesagte zusammenfassen, so erhalten wir als die von der Ostafrikanischen Gesellschaft in einem einzigen halben Jahr erzielten Erfolge: die Erwerbung eines etwa 2500 □ Meilen großen Gebietes, durch welches die wichtigste Handelsstraße Ost-Afrikas, von Sansibar zum Tanganjika führt; die Gründung von Stationen in Sansibar und in dem erworbenen Gebiet, nebst einer Faktorei in Muininsagara; die Erforschung der wirtschaftlichen Bedeutung des Landes durch unter Leitung eines tüchtigen Gartentechnikers angestellte Kulturversuche, nebst einer Reihe anderer für die spätere Kolonisation wichtiger Beobachtungen; [45]) die Einrichtung eines regelmäßigen Botenverkehrs zwischen der Küste und der Kolonie. Halten wir diesen Leistungen das gegenüber, was die belgische Expedition am Tanganjika nach Jahre langen Mühen aufzuweisen vermochte, vergleichen wir die Leistungen der von Stanley am obern Kongo in den neuen

[44]) Bericht über die Expedition der Gesellschaft für deutsche Kolonisation nach Ost-Afrika. Von Karl Peters. — Tägliche Rundschau. Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt, No 65 vom 15. März 1885.

[45]) Zu größeren Versuchen mit dem Anbau von Kaffee und Tabak sind z. B. junge Pflanzen von Batavia nach der Kolonie gebracht worden, von denen man sich bessere Erfolge verspricht als von europäischen Sämereien.

Stationen zurückgelassenen Europäer,[16] so wird sich in uns immer mehr die Überzeugung festigen, daß wir hier ein Werk gründlicher deutscher Arbeit vor uns haben, auf welches seine Vollbringer schon heute mit gerechtem Stolz blicken können, und das unserer Nation zur Ehre gereicht. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft ist eben in der glücklichen Lage, über ein wahres Elitekorps tüchtiger, mit Begeisterung für das Unternehmen erfüllter Männer verfügen zu können, und nicht auf jene nur nach Gewinn strebenden, jeder ernsten Arbeit abholden Abenteurer angewiesen zu sein, mit denen Stanley und die Association am Kongo so viele bittere Erfahrungen machten.[17]

Graf Joachim Pfeil, der ja genügende Gelegenheit hatte, die Eingeborenen zu studieren und ihre Fähigkeiten kennen zu lernen, hat der Gesellschaft folgenden Vorschlag für die Kolonisierung des Landes unterbreitet: Die Gesellschaft gewährt auf ihrem Territorium den Schwarzen, die da, wo sie nicht schon vorhanden sind, nicht allzuschwer heranzuziehen sein würden, Landstrecken oder — wenn man es lieber so nennen will — Landgüter zur Bebauung auf eigene Rechnung. Der hiesige Schwarze wird, wie mir scheint, einer solchen Thätigkeit nicht durchweg abgeneigt sein, wenn er auch eine ausgesprochene Vorliebe für die Scholle kaum empfindet. Fehlt ihm auch noch der Sinn für Kulturentwickelung auf eigenem Grund und Boden, so legt er doch nicht geringen Werth auf augenblicklichen Gewinn. Er wird also gern bald hier bald da Land bebauen, wenn ihm ein materieller baldiger Gewinn dabei sicher ist. Daraus ergiebt sich dann für die Erschließung des Landes die Möglichkeit und der Vorteil, daß der später kommende weiße Einwanderer das von den schwarzen „freien Unterthanen" selbständig urbar gemachte Land gegen eine mäßige Preiserhöhung

[16]) Henry M. Stanley, der Kongo. I. Band, a. v. O.

[17]) Angesichts der Erfolge der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft gewinnt das, was nach Erteilung des Schutzbriefes gegen dieselbe gesprochen und geschrieben wurde, fast einen Anflug von Humor. Der Vorsitzende der Abteilung Berlin des deutschen Kolonialvereins, Graf Frankenberg-Tillowitz, äußerte sich am 18. März 1885 in einem Vortrag vor der Schlesischen Sektion dieses Vereins auch sehr abfällig über die Gesellschaft. Einem Zeitungsbericht über die Rede entnehmen wir folgende Stelle: „Zu dem Berliner Verein für deutsche Kolonisation übergehend, der nach seinem Programm mit seiner Thätigkeit da einsetze, wo der Kolonial-Verein mit der seinen aufhöre, nämlich bei der Praxis, erwähnte Redner, daß von genanntem Vereine zunächst drei sehr junge Herren an die Küste von Sansibar gegangen seien, eine reine Mördergrube und ein für Deutsche unnahbares Land, dessen Inneres noch unbekannt sei. Es gehöre ein großer Mut dazu, solches Land zur Erwerbung anzubieten und sogar an kleine Leute. Redner hat Beklemmungen bei diesem Vorgehen. Er wünscht der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft das Beste, fürchtet aber, daß die Sache nicht gut gehen werde." — Da scheint doch der Reichskanzler Fürst Bismarck wieder einmal besser unterrichtet gewesen zu sein, als er im Reichstage erklärte: „Über die Gegenden westlich von dem Reiche Sansibar, über welche dieses imperial charter ausgestellt ist, habe ich noch in keiner Beschreibung von den Leuten, die dagewesen sind, etwas Nachteiliges erfahren; im Gegenteil, die gelten nach dem Zeugnis der Engländer, Amerikaner, Belgier, Deutschen, die ich darüber gesprochen habe, für den besten Teil von dem ganzen Innern von Afrika: die Gegenden zwischen der Westgrenze des Sultanats von Sansibar und den großen Seen, die in der afrikanischen Nilquellengegend sich befinden. Der Herr Vorredner hat dieselben in seiner Aufzählung der ungesunden Gegenden nicht erwähnt; ich glaube, er hat sie vermieden, weil er seinerseits noch nichts Übles von dieser Gegend gehört hat. Ich habe sehr viel Gutes darüber vernommen, und aus dieser Rücksicht empfiehlt es sich doch, die Frage nicht übers Knie zu brechen. Es handelt sich um einen Landstrich, der, glaube ich, fast so groß ist wie das Königreich Preußen, als ich geboren wurde, und der alle Klimate, alle möglichen Arten von Vegetationen enthält, von der tropischen bis zur europäischen, und der von einem vergleichungsweise gesitteten und bildsamen Menschenschlage bewohnt wird; alle Vorbedingungen für eine Anknüpfung kolonialer Bedingungen, die man sich in der Theorie denken kann, treffen dort zu. Ob sich das praktisch bewährt und verwirklicht, meine Herren, dafür kann ich nicht verantwortlich sein, dafür sind verantwortlich die Leute, die da waren, und die Leute, die hingehen. Der Herr Vorredner hat es so dargestellt, als ob man den unwissenden Deutschen verleiten und an das Messer des Klimas liefern würde. Jeder ist seines Glückes Schmied, und wer dahin geht, hat eben einen Überschuß von Unternehmungsgeist und verwertet denselben in einer Richtung, die bisher nur für unsere Jugend in Lesebüchern eine erhebliche Anziehungskraft hatte. Also lassen Sie sie doch!" Wären die Gegenden westlich von Sansibar gar so wertlos, dann würden gewiß die praktischen Engländer sich nicht ebenfalls um dieselben bemüht haben, und die „Times" hätte ihnen gewiß keine Thränen nachgeweint, wie sie dies bei Mitteilung des kaiserlichen Schutzbriefes that. „Die Lektüre dieses Charter," schrieb sie, „wird sicherlich der African Lakes Company in Glasgow keine Freude machen, da deren Ziele darauf hinausgehen, die Gebiete zwischen der Ostküste von Afrika und dem Tanganjika See zu exploitieren. Dieselbe hatte einen Vertreter zur Berliner Konferenz gesandt, um dort ihre Interessen so gut wie möglich zu verfolgen. So viel wir wissen, war die African Lakes Company auch bemüht, die englische Regierung zu einem Protektorat über die Region zu bewegen, in welcher die Gesellschaft schon so viel Kapital angelegt hat, nunmehr aber wird sie inbezug auf jene in dem Kaiserlichen Schutzbrief erwähnten Länderstriche sich einfach dem Fluche des „zu spät" fügen müssen, welcher auf so vielen Handlungen der jetzigen Britischen Regierung lastet."

von der Gesellschaft erwerben kann. Die Gesellschaft muß dann nur darauf Bedacht nehmen, dem Schwarzen, der, wie gesagt, gar nicht an der Scholle hängt und gern weiter ziehen wird, anderweitig Beschäftigung zu verschaffen. Diese Maßregel, immerhin nur ein Anfang, gewinnt noch an Zweckmäßigkeit, wenn man erwägt, daß man auf diese Weise größere Strecken für die Bebauung in Angriff nehmen kann, auf denen sich sonst vielleicht andere Schwarze ansiedeln würden, denen man die Niederlassung später doch nicht ohne Weiteres mit Gewalt nehmen könnte, die man also nötigenfalls unter Aufwendung nicht unerheblicher Kosten zur Aufgebung der Ansiedelung veranlassen müßte. Daß die Schwarzen sich der Thätigkeit durch die Flucht, durch

Massai-Krieger.

Ausreißen unter allen Umständen entziehen würden, ist nicht von vornherein anzunehmen; ich glaube das Gegenteil versichern zu können, setze dabei aber eine gute und vernünftige Behandlung voraus. Das von mir empfohlene Verfahren würde jedenfalls in möglichst praktischer Weise zur Erziehung des Schwarzen beitragen und ihn zur Annahme der nur durch Arbeit zu erzielenden höhern Kultur befähigen.[18])

Die Gesellschaft hat das von ihr erworbene Gebiet – Usagara, Usegua, Ukami und Nguru — rasch ausgedehnt, indem einerseits durch den Grafen Pfeil Chutu demselben beigefügt wurde, andererseits eine in

[18]) Privatbrief des Grafen Pfeil vom 17. Juli 1885, mitgeteilt in der Schlesischen Zeitung.

das Gebiet zwischen Uegua und dem Kilima Ndscharo entsandte Expedition die Oberhoheit über Uambara, Pare, Arnscha und Dschagga erwarb. Diese neuen Erwerbungen schließen sich an die Grenzen von Nguru und Uegua an und erweitern das Gebiet der Gesellschaft über den Pangani hinaus nach Norden. Der Pangani fließt nun von seinen Quellen bis fast zur Mündung durch der Gesellschaft gehöriges Land.

Die neuerworbenen Gebiete sind schon durch Krapfs und Rebmanns Reisen, sowie durch von der Deckens Kilima Ndscharo Expedition bekannt geworden. In jüngster Zeit hat sie Dr. Fischer besucht, der von Pangani zum Kilima-Ndscharo und ins Massai-Land zog, während der gleichzeitig dorthin vordringende Thomson den kürzern Weg von Mombas aus einschlug. Wir folgen zunächst dem letztern, der das uns bereits bekannte Land der Wanika durchzog und aus diesem nach Duruma gelangte.

Duruma liegt westwärts vom Waschimba-Gebiet, und wird von einem Wanikastamm bewohnt, der hier mühsam zwischen Dschungeln das zum Lebensunterhalt Nötige erwirbt, stets in Sorge, daß ihm sein

Überfall der Karawane Dr. Fischers durch ein Nasborn.

geringes Besitztum durch einen Überfall der Massai zerstört oder geraubt werde. Der Busch des Duruma-Landes, sagt Thomson, ist ein vollkommenes Wunderwerk pflanzlicher Ungeheuerlichkeiten: Gebüsche, in welchen große Dornen die Stelle angenehmen Laubwerks einnehmen; einige Arten Euphorbien, Aloë mit ihren abwehrenden dicken, stacheligen Stellvertretern von Blättern; Sagobäume und eine große Mannichfaltigkeit von Pflanzen, mit deren Platz in der Flora ich völlig unbekannt bin. Die Bäume und Gebüsche zeichnen sich besonders aus durch den Besitz der geringsten Menge grünen Laubes, der verträglich ist mit der größten Zahl knorriger häßlicher Zweige, welche auf diesem dürren Kampfplatze vegetabilischen Lebens den Kampf ums Dasein zu führen scheinen. Dennoch sprießen seltsam genug prächtige Sagobäume mit ihren vornehmen palmenartigen Blätterkronen nach allen Richtungen empor, mühen sich ab, mehr Ellbogenraum als selbst ihre fruchtbaren Nebenbuhler zu erlangen, und kommen nicht selten dahin, ihre Blätter vor dem Eindringen benachbarter Zweige zu bewahren. Dieses merkwürdige Dschungeldickicht wird noch viel undurchdringlicher durch große, anscheinend laubloſe Schlingpflanzen, welche sich längs des Bodens mit ihren an ungeheuere

Schlangen erinnernden Riesenarmen hinwinden, Bäume und Büsche in eiserner Umarmung umklammern, und mit ihrem Flechtwerk eine verworrene Masse herstellen, die so schwierig zu beschreiben als wegzuräumen ist. Doch hat das Ganze auch seinen Nutzen. Inmitten einer solchen Dschungel können die Waduruma den Massai ein Schnippchen schlagen. Es giebt keinen gangbaren Weg hinein als durch eine enge gewundene Gasse, in welche kein Wilder, der sein Leben lieb hat, sich nur einen Augenblick wagen würde. Ohne solchen natürlichen Schutz würde Duruma jetzt eine Wüste sein.

Hinter Duruma erstreckt sich eine unbewohnte Wüste bis Teita. Der Boden beginnt sich zu heben, an die Stelle von Schieferthon tritt kiesiger Sandstein, und mit Gestrüpp und Gebüschen wechseln bewaldete Strecken. So geht es fort bis zum Siwa (Teich) Ariangulo, dem ersten größern Wasserbecken. Bis zu diesem müssen die Karawanen sich mit dem Regenwasser behelfen, das sie unterwegs angesammelt finden. Im Boden haben sich Spalten gebildet, das Wasser ist in dieselben eingedrungen, hat die Seitenwände erweicht und allmählich eine Höhlung geschaffen, welche wie von Menschenhand verfertigt aussieht. In solchen Höhlungen sammelt sich das Regenwasser, und sie dienen den durch das Duruma-Land ziehenden Karawanen als Brunnen. Außerdem entstehen in dem verwitterten Sandstein Löcher, in denen sich Regenwasser sammelt. Das Wasser in solchen Höhlungen ist aber schlammig und riecht nach den verfaulenden Pflanzenstoffen, mit denen es gesättigt ist, so daß es nur ein richtiger Durst annehmbar erscheinen läßt.

Hinter dem Teich Ariangulo verschwindet bald der Wald, und man kommt wieder in wasserloses Land. „Die angenehme Abwechselung von Hügelrücken und Thälern macht einer entschieden toten ebenen Fläche Platz, die ausgedorrt und wasserleer erscheint, als ob kein Tropfen lebenspendenden Regens den eisenerfüllten Boden erfrischte. Die dichten Dschungeln, die grasigen Lichtungen, der offene Wald verschwinden, und an ihre Stelle tritt sozusagen ein Wald von Skeletten. Geisterhaft und gespenstisch ist der Anblick dieser graugefärbten Bäume und Büsche, denn sie sind fast völlig entblößt von jedem zarten wogenden Zweig oder zitterndem Laub. Kein geschmeidiger Ast oder gefälliges Laubwerk antwortet auf den erfrischenden Druck der durchziehenden Briese. Steif und unnachgiebig strecken sich ihre straffen Arme und furchtbaren Stacheln aus, als wollten sie der Dürre und dem Sturme Trotz bieten. Um die düstere Wirkung der Landschaft zu erhöhen, sind nach allen Richtungen hin abgestorbene Bäume zu sehen, welche ihre zersplitterten Formen zwischen die lebenden erheben, weil sie unfähig sind, im Kampf ums Dasein sich aus eigener Kraft aufrecht zu erhalten." Als Krapf hier durchreiste, befanden sich auf dem Maungu, einem der Berge der von Nord nach Süd ziehenden Kette, mehrere Wateita-Dörfer, welche ihren Wasserbedarf aus einem großen, auf dem Gipfel des Berges befindlichen natürlichen Wasserbecken (Ugurunga) deckten, aber jetzt ist die Gegend völlig unbewohnt. Erst jenseits des Maungu, am Ndara-Gebirge, kommt man aus den stachlichten Dschungeln heraus und sieht gut bebautes Land vor sich liegen.

Überall ist der Boden durch künstliche Kanäle bewässert, jeder Fußbreit Boden auf den zerrissenen Berglehnen mit Zuckerrohr und Bananen bepflanzt. Die Schambas oder Anpflanzungen beginnen schon am Fuße des Berges, die Dörfer erst in 300 Meter Höhe über der Ebene. Der Berg ist dicht bevölkert. Die Hütten gleichen Bienenkörben mit sehr niedrigen Wänden und erhalten von außen kein Licht, da eine vor dem Eingang befindliche Wand, welche das direkte Einströmen von Luft verhindern soll, dem Licht den Zutritt verwehrt. In den Hütten brennt daher Tag und Nacht ein Feuer, zu dessen Speisung in einem abgesonderten Raum genügende Holzvorräte aufgestapelt sind. Die Wateita teilen diese Hütten mit ihren Schafen, Ziegen und Hühnern und benutzen sie gleichzeitig als Wohn- und als Vorratshäuser: von den Dachsparren hängen überall Kalabassen und für den Winter angesammelte Vorräte herab. Die Wateita selbst, die hier wohnen, sind kleine magere Leute, dabei aber ungemein ausdauernd und unermüdlich im Ertragen von Anstrengungen und Entbehrungen. „Ihre Züge bilden gewissermaßen den Übergang von der niedrigen Entwickelung der Negerphysiognomie zu den Gesichtern solcher Stämme wie die Galla oder Somali. Die Kinnbacken stehen etwas vor und der Schädel ist schmal. Ihre Kleidung besteht aus einem dürftigen Tuch, welches von den

einen beliebig um die Hüften geschlagen wird, bei anderen von der Schulter hängend im Winde weht. Ein wenig Schmuck von Messing, kleinen selbstgemachten Ketten und Perlen ist an Hals und Armen zu bemerken. Als Waffen dienen Messer, lange spatelartige Schwerter und Bogen und Pfeile. Alles ist schlecht gemacht und verrät einen Mangel an Stolz auf ihre Rüstung." Die Hauptwaffe der Wateita ist nämlich der Bogen. Hinter den Felsvorsprüngen verborgen, senden sie ihre sicher treffenden Pfeile auf die Angreifer, und die nur mit Schild und Speer bewaffneten Massai vermögen daher in den Bergen nichts gegen sie auszurichten.

Die Zuckerrohr- und Kartoffelfelder werden von den Frauen bestellt, welche groß und kräftig gebaut, dabei nach Thomsons Worten „flink und weich wie eine Schlange" sind. Obwohl derselbe aber ihren Gesichtsausdruck angenehm und den Blick ihrer glänzenden Augen und das Lächeln ihrer Lippen lieblich und kokett findet, sind die Wateita-Frauen doch nichts weniger als eine reizende Erscheinung. Die Geruchsnerven des Europäers werden durch ihre Nähe sehr unangenehm berührt, da ihr Körper mit Lampenruß und Kastoröl eingerieben ist, welche einen abscheulichen Geruch verbreiten. Dieser Fett- und Schmutzüberzug vertritt bei den Wateita-Frauen die Kleidung, schützt sie bei Nacht gegen die Kälte und, da er starkes Schwitzen verhindert, bei Tage gegen die Hitze. Als zierliches Kleidungsstück dient ein Schurz von der Größe eines Damentaschentuches, der über und über mit Perlen bedeckt ist und dem nach hinten zu zwei gleichfalls mit Perlen besetzte Frackzipfel entsprechen. Das Kopfhaar wird mit Ausnahme eines 7 bis 10 Zentimeter breiten runden Fleckes auf dem Hinterkopf abrasiert. Das stehen gebliebene Haar wird in Stränge gewunden und mit Perlen durchflochten, „bis es aussieht wie ein Fegewisch". Über den glattrasierten Kopf wird ein 5 Zentimeter breites Perlenband gelegt, unter welchem drei Stränge lose auf die Schultern herabhängen. Schwere Glasringe belasten die Ohren so sehr, daß sie sich überlegen und unförmliche Klumpen bilden. Denkt man sich dazu noch spitz zugefeilte Zähne, die Wimpern sorgfältig ausgerissen, 150 bis 200 Perlenschnüre um Hals und Brust gehängt, etwa 30 große Perlenstränge von der rechten Schulter zum linken Arm um den Körper geschlungen und 200 bis 300 Perlenschnüre nebst verschiedenen Gürteln und Bändern um die Taille gewunden, so ist das Bild der Wateita-Frau vollendet, und wir müssen gestehen, daß die Göttin Mode es in Afrika ebensogut wie bei uns versteht, das „schwache" Geschlecht in ein starkes zu verwandeln, denn der Schmuck, mit dem die Wateita-Frau sich belastet, ist etwa 30 Pfund schwer.

Das weibliche Geschlecht ist bei den Wateita bedeutend zahlreicher als das männliche, aber trotzdem fällt es noch vielen jungen Leuten schwer, eine Frau zu bekommen. Sie sind nämlich nicht imstande, den Preis aufzubringen, der für ein Mädchen verlangt wird, und der gewöhnlich in 3 oder 4 Kühen besteht. Der Brautkauf ist Regel, doch ist mit demselben eine Sitte verbunden, welche vermuten läßt, daß früher die jungen Leute ihre Frauen sich durch Raub zu verschaffen pflegten. Das Mädchen verbirgt sich, sobald der Kauf abgeschlossen ist, bei Verwandten, und muß bei diesen vom Bräutigam aufgesucht und gewaltsam entführt werden. Einige Freunde helfen diesem das Mädchen forttragen, wobei es zwei Mann bei den Beinen und zwei bei den Armen tragen. So geht es unter Tanz und Gesang zur Hütte des Bräutigams, in welcher das Paar eingeschlossen wird und drei Tage ohne Nahrung sich selbst überlassen bleibt. Am dritten Tage wird die Braut aus der Hütte geholt, eingeölt, mit Perlen geschmückt und von einer Schar singender und tanzender Mädchen zum Hause ihres Vaters zurückgeführt. Dort bleibt sie kurze Zeit und begiebt sich dann wieder in das Haus des Bräutigams, womit die Hochzeitsfeier ihr Ende erreicht hat.

Ein den Wateita eigentümlicher Gebrauch ist das Gebet zu den Manen der Vorfahren. Sie haben heilige Haine, in denen ihre Toten bestattet werden, und in denen einen Baum zu fällen, streng verpönt ist. In solch einen heiligen Hain ziehen sich die Wateita von Zeit zu Zeit zurück und beten dort zu den Geistern der Verstorbenen und zum obersten Wesen. Ihr im ganzen friedlicher Charakter hat es ermöglicht, daß sich vor kurzem bei ihnen ein englischer Missionär, Herr Wray, niederlassen konnte.

Nach einem ermüdenden Marsch über niedrige Hügel gelangte Thomson von den Wateita-Niederlassungen an das Südende der Bura-Kette, und am Abhang derselben dahinziehend in ein schönes kleines

Thal, das an den vielen es durchschneidenden Bächen eine üppige Vegetation von Farrn, Bärlapps, Orchideen, Heidekräutern u. s. w., sowie wild wachsende Bananen aufwies. Nun lag wieder eine wasserleere Fläche vor der Karawane, welche dieselbe in einem Dauermarsch von 2 Uhr morgens bis 6 Uhr abends durchzog. Das Land war trotz des Wassermangels nicht unbelebt; Kuhantilopen (Hartebeeste), Zebras und Giraffen zeigten sich häufig, und in der Nacht vernahm man das Gebrüll der Löwen. Als man endlich aus der Wüste in das schattige Gebiet von Taweta gelangte, da war allen zu Mute, als seien sie aus einem Fegefeuer ins Paradies gelangt. Die Bewohner von Taweta kamen ihnen freundlich entgegen und begrüßten sie durch endlose Gewehrsalven. Die Expedition mußte hier längere Zeit verweilen, da aus dem mitgenommenen Perlenvorrat Stränge gebildet werden mußten, wie sie im Massai-Lande üblich sind, und da 60000 solcher Stränge anzufertigen waren, bekamen die Träger alle Hände voll zu thun.

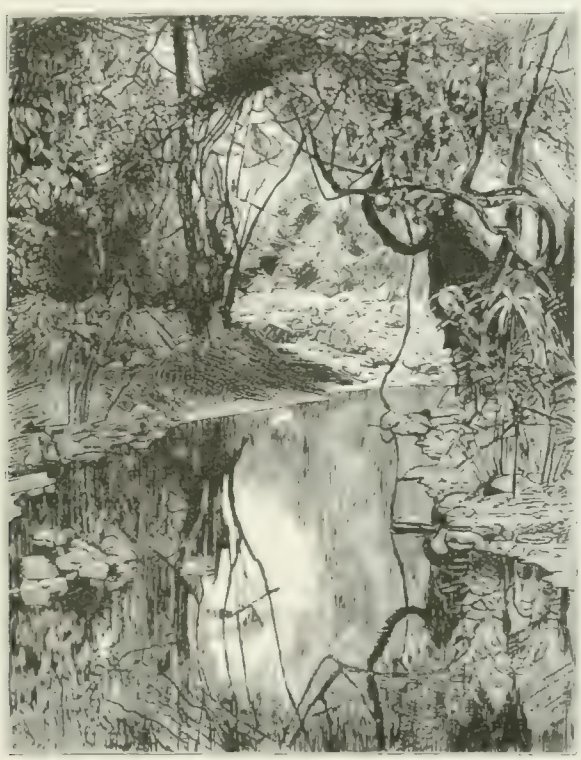
Lebensmittel waren in Taweta in Hülle und Fülle vorhanden, Fische, Geflügel, Eier, Hammel- und Ziegenfleisch, Tomaten, süße Kartoffeln, Yams, Maniok, grüner Mais, Zuckerrohr, Bananen und Gemüse aller Art. Die Mannschaft der Expedition konnte in Genüssen schwelgen, wie sie in Afrika nur selten geboten werden.

Die Wataweta sind den Wateita nahe verwandt. Ihre Niederlassungen mit den bienenkorbähnlichen Hütten liegen versteckt im dichten Gebüsch, durch welches nur ein schmaler Zickzackpfad zu ihnen führt, der vor einem engen, starken Thor endet. In der Hütte herrscht eine malerische Unordnung. Da liegen Kochgeschirre, Wassergefäße, Kalabassen für Milch, kleine hölzerne Cylinder für Honig, Körbe, dazwischen Perlen, Tücher u. s w. Die Kühe teilen mit ihren Besitzern die Hütte, und eine neben ihrem Stand über einige Pfähle ausgebreitete gegerbte Ochsenhaut dient als Lager.

Während des Aufenthaltes in Taweta durchstreifte Johnston die Umgegend, und auf einem seiner Ausflüge wurde ihm endlich auch der Anblick des Kilima-Ndscharo zu Teil, der, fast stets in einen Wolkenschleier gehüllt, nur selten aus demselben hervortritt und sich in seiner ganzen Schönheit dem Beschauer offenbart.

Wenn der Kilima-Ndscharo aus den Nebelschleiern hervortritt, die ihn oft tagelang einhüllen, und in hellem Glanze leuchtend vom Horizont sich abhebt, gewährt er einen wahrhaft großartigen Anblick. Wer nur die Gebirge Europas kennt, sagt von der Decken, hat keine Vorstellung von der Großartigkeit einer Bergmasse, welche übergangslos, ohne Vorländer, aus der Ebene aufsteigt. Bei uns sind die Gipfel der höchsten Berge entweder nur aus sehr beträchtlicher Ferne sichtbar und dann wegen der Kleinheit des Höhenwinkels wenig auffallend, oder von nahe gelegenen hohen Punkten aus; in diesem Falle schrumpfen sie zusammen durch die Erhabenheit des Standpunktes und durch die Nähe vieler Gipfel von nahezu gleicher Größe; nirgends aber bietet sich das Schauspiel eines vom Fuße bis zum Gipfel sichtbaren, alleinstehenden Riesenberges, wie man es auf See beim Vorüberfahren an hohen vulkanischen Inseln genießt oder besser noch in der Ebene vor dem König der Berge, dem Kilima-Ndscharo. Hier bleibt uns nichts verhüllt; das schneegekrönte Haupt zeigt sich ebenso klar und deutlich als der Wald der tieferen Gebiete, und keine ebenbürtige Erhebung zieht das bewundernde Auge ab, mindert die Größe des Eindrucks. Aus einer zehn deutsche Meilen breiten Grundfläche erhebt sich der „Berg der Größe“ 16500 Fuß hoch über die Ebene oder 18700 Fuß über die Meeresfläche. Zwei Gipfel krönen ihn, im Westen ein prachtvoller, mit blendendweißer Schneekuppe bedeckter Dom, im Osten eine 2500 Fuß niedrigere schroffe Masse jäh abfallender Riesenpfeiler und Säulen, beide durch einen langgeschweiften Sattel verbunden — des Zackigrauhe nebst dem Sanftschönen. An den die Schneelinie nur unbedeutend überragenden Abstürzen des Ostgipfels vermag nur wenig von den Staubkrystallen des Wassers zu haften, und wie auf der westlichen Kuppel nur selten ein schwarzer Stein die schimmernde Decke durchbricht, so liegen hier nur vereinzelte weiße Felder auf den sanfteren Abhängen des dunkeln Felsstocks.

Auch neuere Besucher des Rieſenberges ſind entzückt von ſeinem Anblick. Als wir, ſchreibt Thomſon, aus dem ſchattigen Walde emportauchten, blieben wir ſtehen, entzückt über einen lieblichen Anblick, welcher uns unerwartet zuteil wurde. Schon viele Tage befinden wir uns am Fuße des Kilima Ndſcharo, und noch hat kein Schimmer von ihm unſere häufigen Verſuche belohnt, ſeine wolkendurchbohrenden Spitzen zu ſehen. Wir fingen beinahe ſchon an uns zu fragen, ob auch wir blos zu der Rebman zugeſchriebenen „geiſtigen Erkennung“ verurteilt ſein ſollten. Glücklicherweiſe ſollte das unſer Schickſal nicht ſein. Der „Berg Olympus“ dieſer Gegenden ſteht augenblicklich vor uns, unverhüllt in ſeinem ganzen Glanze, und hübſch umrahmt von dem uns umgebenden Walde. Da ſehen wir den großen Dom oder Krater des Kibo in ſeiner Schneehaube wie poliertes Silber in den Strahlen der Nachmittagsſonne glänzen und funkeln, und dort auf ſeiner öſtlichen Seite erheben ſich in packendem Gegenſatz die zackigen Umriſſe des zerklüfteten Pik von Kimawenſi. Welche



Landſchaft am Mkuruni-Fluß.

Worte könnten dieſen Anblick majeſtätiſcher Größe und göttergleicher Ruhe annähernd ſchildern! Sprachlos voll ehrfurchtsvoller Gefühle ſtehen wir da. Und die Gelegenheit iſt kurz. Der Schleier ward nur für einige Augenblicke gehoben, und ſchon rollen und taumeln wieder ungeheuere flockenweiße Haufenwolken gegen die Seitenwände des großen Berges, bis nur noch die ſchwarze Zinne und der ſchillernde Dom ſich vom azur blauen Himmel abheben und eindrucksvoller noch als vordem von der Mitte des Himmels herunterzuhängen ſcheinen. Zuletzt breitet ſich eine Schichtwolke geheimnisvoll aus. In wenig Sekunden iſt die ganze Szene verſchwunden „wie der fundamentloſe Aufbau eines Traums“, und wir überraſchen uns ſelber, wie wir verwirrt auf den einförmigen grauen Schleier ſtarren.

Während Thomſons Karawane noch in Taweta weilte, wurde ihm gemeldet, daß Dr. Fiſcher eingetroffen ſei. Trotzdem derſelbe den längern Weg zurückzulegen hatte, war er faſt gleichzeitig mit Thomſon an der Grenze des Maſſai-Landes angelangt, woran hauptſächlich der Aufenthalt ſchuld war, zu dem ſich Thomſon

gezwungen sah. Werfen wir nun einen Blick auf die Wegstrecke, welche der deutsche Reisende indessen zurückgelegt hatte!

Der Weg, auf welchem Dr. Fischer Dschagga erreichte, kann als der interessantere bezeichnet werden. Wir lernen auf demselben auch eine größere Anzahl von Völkerschaften kennen als auf dem Wege von Mombas nach Dschagga.

Durch das mit Kokosnuß-, Mango- und Bananenpflanzungen bedeckte Mündungsthal des Pangani gelangt man in morastiges Mangrovengebiet, hinter welchem grasbewachsene Hügel den Übergang zu dem Bergland von Usambara bilden. Von Pangani ab erstrecken sich die Dörfer der Waschinsi etwa 5 Tagereisen ins Innere. Bei Kwa Mgumi stoßen wir auf die Waruvu, einen Zweig der Wasegua, mit denen sie trotz der nahen Verwandtschaft in Feindschaft leben. Diese und die stets zu fürchtenden Raubzüge der Massai haben sie veranlaßt, ihre Dörfer auf den vielen Inseln anzulegen, die sich im Pangani befinden. Dort sind sie vor Überfällen sicher, da der reißende Fluß eine natürliche Schutzwehr um ihre Dörfer bildet. Die Feinde unternehmen daher auch keine Angriffe auf die Dörfer, sondern warten am Ufer im Gebüsch verborgen ab, bis die Waruvu ihre Herden durch den Fluß treiben, um sie dann auf den Weideplätzen zu überfallen. Das Gebiet der Waruvu ist stellenweise, so namentlich bei Maurui, den äußersten Niederlassungen des Stammes, dicht bevölkert. „Landschaftlich ist dieser Teil des Flusses der schönste. Sykomoren und andere dicht belaubte, mit Lianen umrankte Hochbäume begrenzen das über Steingeröll und Felsen dahinbrausende Wasser, Gruppen von Fiederpalmen (Phoenix) und Raphia-Palmen und dichtes Schilfgras wuchern auf den kleinen Inseln; schwarzweiße Bachstelzen (Motacilla bidua) laufen auf den aus dem Wasser ragenden Steinen oder auf umgestürzten Baumstämmen, Schwalben (Hirundo aethiopica und puella) fliegen zwitschernd über dem Wasser hin, und aus dem Uferwalde tönt die tiefe Stimme der prachtvollen rotbeschwingten Helmvögel (Corythaix porphyreolophus und Fischeri). Auch Bias musicus, jener interessante fliegenfängerartige Vogel, der den Namen „musicus“ jedoch mit Unrecht trägt, ist hier nicht selten.“

Von Maurui bieten sich zur Weiterreise zwei Wege. Der bequemere führt durch das von dem Häuptling Samboja und seinem Sohn Kmeri beherrschte Mahinde, der andere, sehr schwer zurückzulegende am Pangani entlang, wo der Usegua-Häuptling Sadenga gebietet, der in Mkaramo wohnt. Dr. Fischer entschied sich für den letztern Weg, da der Häuptling Samboja einen sehr hohen Durchzugszoll zu erheben pflegte, welchen zu zahlen seine Mittel ihm nicht gestatteten.

An beiden Ufern des Pangani bis oberhalb der Mündung seines Nebenflusses Mkomasi wohnen Wasegua, welche auch noch einige Inseln besetzt haben. Auf der 5 (engl.) Meilen langen Strecke von Maurui bis zur Mündung des Mkomasi ist der Pangani frei von Schnellen und fließt ruhig dahin, oberhalb des Mkomasi bildet er aber wieder Schnellen und kleine Fälle. Sowohl in seinem als in dem lehmfarbigen Wasser des Mkomasi leben viele Krokodile, welche hier die Flußübergänge sehr erschweren.

Die ganze Landschaft verändert sich, sobald man den Mkomasi hinter sich hat. An die Stelle der Sykomoren, Adansonien, Palmen, Lianen u. s. w. treten nun Mimosen und Akazien, anfangs noch gruppenweise, weiterhin nur vereinzelt, und um sie herum wachsen kaktusähnliche Euphorbien, Aloegewächse, Melauthaceen, hier und da auch Kronleuchter-Euphorbien. Sobald Regen gefallen ist, sproßt überall üppiges Gras hervor, aber es vertrocknet bald, und nur in der unmittelbarsten Nähe des Flußes trifft man Stellen, die mit frischgrünem Graswuchs bedeckt sind.

Die Karawane verließ den Fluß und wandte sich dem Pare-Gebirge zu, um sich bei den Wapare wieder zu verproviantieren, da die Vorräte bereits zur Neige gingen. Baron von der Decken fand unter den Wapare, mit denen er in Berührung kam, viele, deren Hautfarbe bedeutend heller war als jene der Wateita. Einige trugen das Haupthaar geschoren, andere hatten es in lange Zöpfe geflochten und mit einer Salbe rot gefärbt. Bei vielen sah Decken auch spitz zugefeilte Zähne. Die Frauen trugen um die Lenden ein Fell, über welches an den Hüften je ein kleiner Sack herabhing, und vornehmere hatten schöne Ledergürtel, die mit reicher

Perlenstickerei verziert waren. Auf der Brust hatten die Frauen allerhand Zeichnungen eingeritzt, das Haar in seltsamer Weise ausgeschoren. Schmuck fand sich sowohl bei den Männern als bei den Frauen nicht in solcher Menge wie bei den Wateita. Die Männer trugen Armbänder von Draht, dicke Messingringe, Perlenschnüre, Armspangen, Ketten von Eisen oder Messing, und in den Ohren kleine Flaschenkürbisse, die Frauen nur wenige Perlenschnüre und Halsbänder von Messingdraht. Als Waffen führten die Männer große Schwerter, lange Bogen und Pfeile mit Widerhaken; Schild und Speer trugen nur wenige. Das Tabakrauchen und Schnupfen fand Decken sehr verbreitet. Als Schnupftabaksdosen dienten kleine Kürbisse, die durch einen Pfropfen verschlossen wurden, und Männer und Frauen waren mit kleinen Tabaks-Pfeifen aus schwarzem Thon versehen.

Die Wapare treiben Ackerbau und Viehzucht, da sie aber den Raubzügen der Massai sehr ausgesetzt sind, wagen sie nicht, ihr Vieh auf die Weide zu treiben, und züchten es nur im Stalle. Die Karawane Dr. Fischers konnte sich bei ihnen mit allem Nötigen reichlich versehen, da sie Mais, Erbsen und Bohnen in Menge zum Verkauf brachten, und wandte sich dann wieder dem Pangani zu, den sie bei einer Furt erreichte, welche sowohl die Massai auf ihren Raubzügen als die in ihr Land ziehenden Karawanen zu benutzen pflegen. Zwei Tagmärsche durch ödes, steiniges Land brachten die Karawane zur Mündung des Flüßchens Ronga, oberhalb welcher sich wieder eine Furt in dem hier 120 Schritte breiten und 2 ½ Fuß tiefen Pangani befindet, durch welche man nach Aruscha gelangt. Der Weg nach Aruscha führt am andern Flußufer eine weite Ebene mit spärlichem Baumwuchs aufwärts, wo sich große Herden des Streifengnu (Catoblepas Gorgon) tummelten. Überhaupt ist die Umgegend von Aruscha ein wahres Eldorado für Jäger. Wild ist überall auf der Ebene in Menge vorhanden, Rhinoceros, Büffel (bos caffer), Wasserböcke (Kobus Ellipsiprymnus), Gazellen (G. Granti), Pala-Antilopen (Aepyceros melampus), Rindböckchen (Eleotragos reduncus) u. s. w., und auch die Vogelwelt liefert dem Jäger reiche Beute, besonders Flughühner (Pterocles), Trappen (Otis Kori) und Steppen-Kibitze (Chettusia coronata).

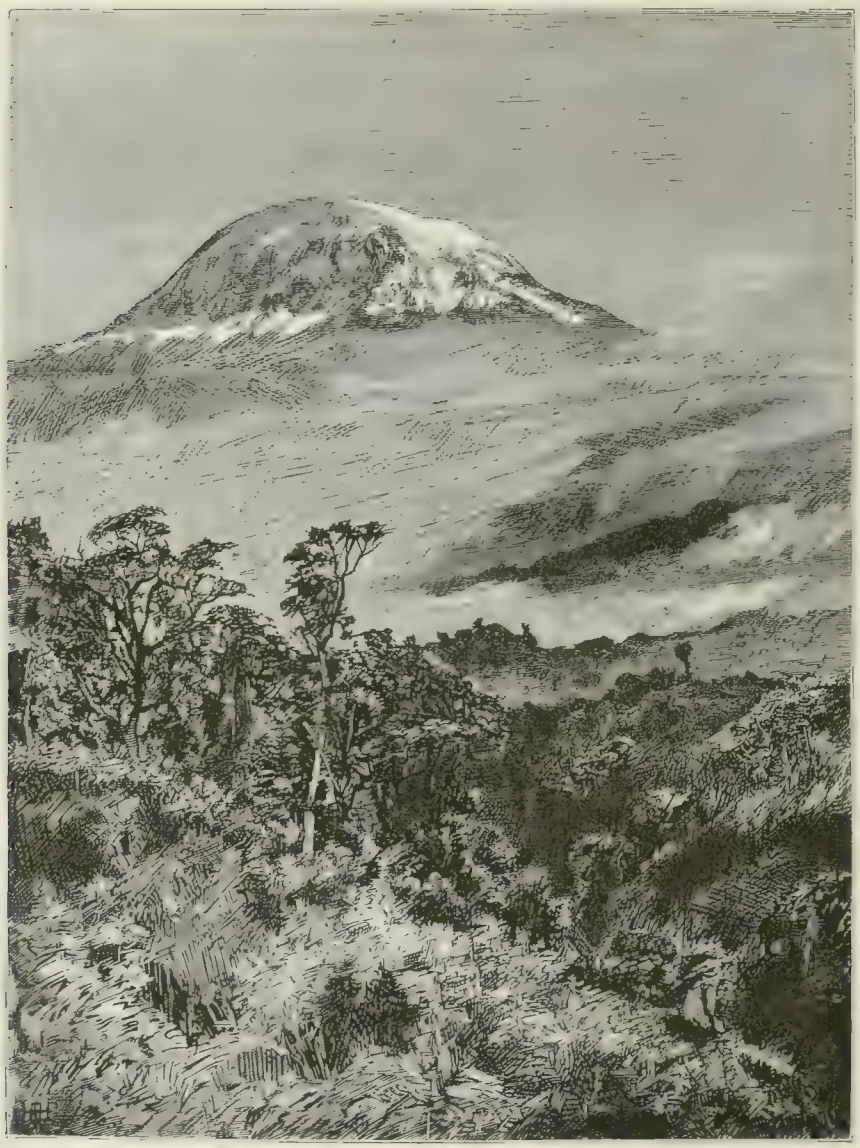
Decken bezeichnet die Männer der Waaruscha als nicht so stattlich wie jene der Wapare, und die Frauen als weniger schön, fügt aber hinzu, es sei möglich, daß nur ältere Frauen in sein Lager kamen, die jungen in den Dörfern zurückgehalten wurden. Die Frauen waren förmlich bepanzert mit Eisendraht und trugen erstaunliche Mengen Schmuck am Halse, an den Armen und Beinen. Der Hals steckte überdies in einem Mühlsteinkragen, und die Ohrläppchen waren durch Holzklammern so erweitert, daß sie, wenn man die Klammern herausnahm, bis zu den Mundwinkeln ausgedehnt werden konnten. Die Frauen trugen vorn einen kleinen Lederschurz, hinten einen größern, die Männer ein aus 2 bis 3 kleinen Fellen zusammengenähtes, mit Fransen verziertes, schurzartiges Kleidungsstück. Manche Männer hatten oberhalb des Kniees eiserne, unseren Kuhglocken ähnliche Schellen befestigt, andere trugen Straußenfedern als Kopfputz.

Klein-Aruscha ist gut bewässert, da viele Gräben das Wasser des Ronga überallhin leiten, und Mais, Bohnen, Erbsen, Bananen, Bataten und Zuckerrohr gedeihen überall vortrefflich. Vieh findet man wenig, da es vor den Massai nicht sicher ist, meist nur Ziegen. Decken rühmt das ruhige und anständige Benehmen aller Leute, mit denen er in Berührung kam, und die Waaruscha sind auch als treue, zuverlässige Leute bekannt, Eigenschaften, welche den treulosen Küstenbewohnern, die mit den Karawanen hierher kommen, als etwas ganz Außergewöhnliches erscheinen. Sie pflegen häufig, wenn sie in das Massailand weiterziehen, hier Waren und Sklaven zurückzulassen, und erhalten bei der Rückkehr alles den Waaruscha anvertraute Gut getreulich zurück.

Die Bewohner von Klein Aruscha gehören zu dem einst großen und mächtigen Stamm, der von den Küstenbewohnern Wakuavi genannt wird. Sie sind Massai, welche sich aber mit Negerstämmen vermischt haben. Von den reinen Massai zersprengt, sind die Wakuavi diesen entweder völlig unterworfen oder doch mehr oder minder von ihnen abhängig, und die Wakuavi von Klein-Aruscha sind so sehr in der Gewalt der Massai, daß sie oft von ihnen gezwungen werden, ihr Vieh zu hüten. Sie haben, obwohl sie heute ein fried-

liebendes, arbeitsames Volk sind, noch ihre alten Sitten beibehalten, und man merkt ihnen an, daß der Nomadencharakter ihrer Vorfahren noch nicht völlig durch das ansässige Leben, zu dem sie gezwungen wurden, verwischt ist.

Das ganze große Gebiet, welches jetzt die Massai inne haben, war einst von den Wakuavi bewohnt. Aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen zwischen Ugogo und dem Pangani drangen die Massai allmählich immer



Der Kibo.

weiter vor und drängten die Wakuavi bis zum Naiwascha-See zurück. Noch einmal, vor 5 Jahren, rafften die Wakuavi sich auf und versuchten das Verlorene wieder zu gewinnen, aber sie waren der vereinten Macht der Massai nicht mehr gewachsen und wurden unter großen Verlusten bis zum Mbaringo-See zurückgetrieben. Seitdem datiert die Zersplitterung dieses einst mächtigen Volkes. Ein Teil desselben zog sich an den Samburu-See zurück, andere unterwarfen sich den Massai, und ihre Wohnsitze sind jetzt zwischen jenen der Sieger zerstreut.

Giraffen

Man trifft Wakuavi-Dörfer am Flüßchen Ronga in Klein-Aruscha, am Maeru in Groß-Aruscha, in Nguruman und in Njemsi am Mbaringo-See. Von den Massai ihres Viehes beraubt, waren die Wakuavi gezwungen, sich an eine andere Lebensweise zu gewöhnen, und wurden aus Nomaden ansässige Leute.

Von Klein-Aruscha zog die Karawane Dr. Fischers anfangs längst des Ronga dahin, wandte sich aber bald durch die Ebene dem bis zu 4000 Fuß über die Meeresfläche sich erhebenden Litema-Gebirge zu. In der Nähe des Flusses breitet sich baumloses Grasland aus, weiterhin kommt man durch lichte Waldung, durch die sich zahlreiche Bäche hinschlängeln. Am zweiten Tage durchzog die Karawane ein von vielen Herden Gnus und Antilopen belebtes Savannenland und gelangte durch hügeliges, stärker bewaldetes Terrain am dritten Tage nach Komboko, einem der Dschaggastaaten, welcher von den Massai Engibongoto (sprich eñiboñoto) genannt wird. Die Eingeborenen kamen den Fremden freundlich entgegen und reichten ihnen als Willkommgruß Grasbüschel. Ihre Hütten liegen teils einzeln, teils in kleinen Gruppen im dichten Wald versteckt, und auf dem zu ihnen führenden schmalen Pfad sind Fallgruben angebracht, da auch hier alles in beständiger Furcht vor Überfällen der Massai lebt.

Die Abhänge des Kilima-Ndscharo sind ein reich gesegnetes Land. Den Boden bedeckt üppiger Rasen, untermischt mit den Blüten der herrlichsten Blumen, und mit dem Rasen wechseln ungeheure Laubwälder ab, stolze Palmen und prächtige Bananenhaine, wie man sie in ganz Afrika nicht wieder findet. Die Bananen von Dschagga mit ihren bis zwölf Fuß langen und mehr als einen Fuß breiten Blättern haben überhaupt nicht ihres gleichen. „Wer einmal in den Bananen-Hainen Dschaggas gewandelt und in ihrer Kühle, in dem sanften, das dichte, blaßgrüne Blätterdach durchdringenden Lichte die heißen Mittagsstunden verbracht, wird stets nach ihnen sich zurücksehnen und die Eingeborenen beneiden, denen so herrliche Pflanzen fast ohne alles Zuthun erwachsen.“ Die Banane ist die köstlichste unter den afrikanischen Früchten, und die in Dschagga wachsenden übertreffen alle an anderen Orten gezogenen an Güte. Der Baum, dessen Stamm man leicht mit einem Messer durchschneiden kann, trägt doch Fruchtbüschel von solchem Gewicht, daß manchmal zwei Männer kaum imstande sind, einen derselben zu tragen. Da zwölf Bananen genügen, um einen Mann einen Tag lang zu ernähren, übertrifft die Banane die Kartoffel wohl vierzigmal an Nährwert. Wie die Kokospalme ist auch die Banane unerschöpflich in den Gaben, welche sie dem Menschen liefert. Ihre Frucht dient ihm als Nahrung, und in grasarmen Gegenden wird ihr zarter, saftiger Schaft als Futter für Rinder und Ziegen verwendet, welches umso wertvoller ist, als es wochenlang aufbewahrt werden kann, ohne zu verderben. Die großen Blätter der Banane werden getrocknet und zum Decken der Hütten verwendet, und sie liefern den Eingeborenen auch ein vortreffliches Brennmaterial. Schließlich dient das zusammengeklappte frische Bananenblatt den Eingeborenen auch noch als Kleidung. „Nichts Zierlicheres kann man sich denken, als eins der jungen, vollkommen schön gewachsenen Dschaggamädchen, welches den bronzefarbenen Leib mit einem saftgrünen Bananenblatte verschämt hat.“ Die Frucht wird in verschiedener Weise genossen: entweder als köstliches, buchstäblich auf der Zunge zerfließendes Obst, oder in der Schale gebraten, oder in Butter über dem Feuer zerrührt. Die unreifen Früchte werden gebacken und liefern zerrieben ein nahrhaftes Mehl.

Die üppige Vegetation, welche das ganze Dschaggagebiet auszeichnet, verdankt dasselbe dem in reichster Fülle überall vorhandenen Wasser. Wilde Bergwasser rauschen durch die Schluchten dahin, und gut gehaltene Wasserleitungen führen das belebende Element den Pflanzungen der Eingeborenen zu. Kühn über Schluchten hinweg und an den Bergwänden hin sind Kanäle gezogen, und jede Hütte hat ihren Wasserbedarf in der Nähe.

Die Pflanzungen der Eingeborenen beginnen erst in einer Höhe von 3000 bis 4000 Fuß, denn tiefer unten wären sie den Anfällen der räuberischen Massai zu sehr ausgesetzt. Ihretwegen und wegen des Kriegszustandes, in dem die Bergbewohner zu einander stehen, sind alle Dschaggastaaten mit mehreren Reihen 2 bis 3 Klaftern breiter und ebenso tiefer Gräben umgeben, hinter denen Befestigungen angelegt sind, um das Eindringen des Feindes zu erschweren. „Wie im alten Helvetien und Germanien umstehen auch in Dschagga wachthabende Männer, der Eine in Rufweite von dem Andern, Tag und Nacht die Grenzen des Landes;

kein Feind kann sich einschleichen, schon am ersten Schanzgraben wird er erkannt, es erschallt das weithin tönende Kriegshorn, der Ruf „Wonga, Wonga!“ Krieg geht durchs ganze Land, und in kürzester Zeit ist alles in Aufruhr, alles zur Verteidigung von Haus und Herd bereit. Ohne diese Notwendigkeit, fortwährend gerüstet und thätig zu sein, würde das glückliche Bergvolk wahrscheinlich entnervt und verweichlicht sein, wie die wehrlosen Küstenvölker, in Trägheit und Laster versunken, wie die demselben Blute entsprossenen Wanika.“

Die Staaten, welche auf dem Kilima-Ndscharo bestehen, sind echte Miniaturstaaten, und manches Landgut in Europa ist größer als ein Königreich auf dem Kilima Ndscharo, aber das hindert nicht, daß diese Duodezfürsten mit einander beständig Krieg bis aufs Messer führen. Der hervorragendste unter ihnen ist Mandara. Er hat versucht, die anderen Fürsten zur Anerkennung seiner Oberhoheit zu zwingen, und hat mit ihnen lange Kriege geführt, aber durch dieselben ist nichts erzielt worden, als die Verwüstung des Landes, denn die Bevölkerung des Kilima Ndscharo liebt die Freiheit über alles und mag sich keinem Herrn fügen.

Mandara verfügt noch heute über ein kampferprobtes kleines Heer, und sein mit dreifachen Palissaden von starken Baumstämmen umgebenes Dorf wird bei Nacht von hundert Kriegern bewacht, welche beim geringsten Anzeichen einer Gefahr das Kriegsgeschrei erheben.

Die Residenz Mandaras besteht aus Hütten in Bienenkorbform, aber das von ihm selbst bewohnte Haus ist nach Art der Suaheli Häuser erbaut und viereckig. In den bienenkorbähnlichen Hütten wohnen seine Frauen, deren er mehr als ein halbes Hundert besitzt, und außerdem befanden sich, als Thomson ihn besuchte, in acht großen Hütten, welche vor den Palissaden errichtet waren, noch ebensoviel junge Mädchen, welche zum Verkauf an Sklavenhändler bestimmt waren. Das Dorf Mandaras liegt auf einem Bergrücken, über welchen kleine Kanäle das Wasser eines Baches nach allen Richtungen hin leiten und jene Fruchtbarkeit des Bodens erzeugen, welche die ganze Umgegend auszeichnet. Wohin man blicken mag, überall sieht man da mit Bohnen, Hirse, Mais, süßen Kartoffeln, Yams u. s. w. bepflanzte Felder, dazwischen Bananenpflanzungen, und wenn man über das wohlbestellte Land hinweg in die Ferne sieht, gewahrt man ein entzückendes Rundgemälde.

„Nach Osten schweift das Auge über den Wald von Taweta und die gelbe, sonnverbrannte Ebene dahinter, bis der Blick an der Burakette und dem Pik von Kadiaro haftet, die sich über den Horizont erheben, wie gefährliche schwarze Felsen aus einem schlammigen Meere. Nach Südosten bemerken wir im Vordergrunde die von zahlreichen rauschenden Bergbächen durchwühlten Hügel und Thäler zu unseren Füßen. Hier wölbt sich domartig ein „Galerie“ Wald über einem rauschenden Bach, dort erhebt sich ein buschgekrönter Hügelrücken. Bald blickt man auf eine schöne Lichtung, bald in eine parkartige Landschaft. Dazu denke man sich kräuselnde Rauchsäulen und buntgefärbte Gärten, und man hat Dschagga. Nach derselben Seite, doch über den Fuß des Berges hinaus, wird das Auge gefesselt von einem ausgedehnten reichen Walde und Röhricht mit Tüpfeln von seltsamen kleinen zuckerhutartigen Bergkegeln, welche Zeugnis ablegen, daß die Schmiede Vulkans da unten einstmals hier ihre feurigen Essen hatte. Die Aufmerksamkeit wird schließlich durch den Blick auf den silberhellen schimmernden Jipe-See gefesselt, welcher soeben an der Ugono-Bergkette vorbei sichtbar wird, und weit darüber hinaus in dämmernder Ferne erblickt ein scharfes Auge noch die Berge von Pare und Uambara. Nach Süden schweift der Blick über die wohlbewässerte Ebene des Kahe-Landes bis zu den interessanten Bergen von Sogonoi. Die ganze Gegend, eine der reichsten in ganz Afrika, ist thatsächlich, mit Ausnahme einiger Walddickichte, unbewohnt, infolge des Schreckens, den die Massai verbreiten. Nach Westen ist die Aussicht malerischer und mannigfaltiger, denn dort schweift der Blick über Majame einen Dschagga Staat), über die sonnigen Abhänge des Kilima-Ndscharo vom Gipfel bis zum Fuß, und über den ihn flankierenden schrundigen, schluchtenreichen Schira, dessen düstere schwarze Klippen und enge Schluchten gar sehr von dem lieblichen Anblick von Majame an seinem Fuße abstechen. Dahinter erheben sich die prächtigen, wenn auch schlichten Umrisse des wunderbaren Vulkankegels Maeru, welcher sich aus der ihn umgebenden Ebene bis nahezu 2700 Meter erhebt und dasteht in all der strengen und doch gefälligen Würde einer von den Cyklopen gebauten Pyramide.“

Am großartigsten ist das Gemälde gegen Norden, wo man den Kibo und Kimawensi vor sich hat, und keine Beschreibung vermag den Eindruck wiederzugeben, den der Beschauer da empfängt. Kibo und Kimawensi heißen bei den Eingeborenen die beiden Spitzen des Kilima-Ndscharo; er selbst, der Riesenberg, ist ihnen der Berg (Kilima) der Größe (Ndscharo), oder auch der weiße Berg, da das Wort ndscharo früher auch die Bedeutung „weiß" gehabt haben soll, welche jetzt außer Gebrauch gekommen ist. Die Massai nennen den Berg Dönje (Berg) Ebor (weiß). Der Kibo ist die große Hauptmasse des Berges, und seine südliche Abdachung nimmt die Landschaft Dschagga ein, „einer großen Platform, Hochfläche oder Terrasse vergleichbar, aus welcher der Dom und der Pik schroff aufsteigen." Dieses Hochland ist der einzige bewohnte Teil des Kilima-Ndscharo, aber auch hier erstrecken sich die Menschenwohnungen nicht über 1500 Meter Höhe hinaus, weil weiter oben die Temperatur bereits für die Eingeborenen zu kalt ist. Die Nordseite des Kilima-Ndscharo ist eine Einöde, denn auf den dortigen steilen Abhängen ist nirgends ein zu Niederlassungen geeigneter Platz, und überdies würde die Nähe der räuberischen Massai das Bestehen solcher unmöglich machen.

Am deutlichsten erscheint der Kilima-Ndscharo von Norden gesehen. Von der Ndschiri-Ebene aus sieht man ihn von einer ebenen Sandfläche fast 5000 Meter hoch emporsteigen, von keinem vor ihm liegenden Berg verdeckt, während an der Südseite die vorliegende Hochfläche von Dschagga den Eindruck der Größe vermindert, da das Auge erst mehr als 25 Kilometer weit über dieselbe hinschweifen muß, bevor es den zu 3660 Meter Höhe sich erhebenden Kibo gewahrt.

Einen malerischen Moment bietet der Kilima-Ndscharo eigentlich nirgends. „Man wird nicht betroffen oder verwirrt durch eine Mannigfaltigkeit im einzelnen. Die großartige Masse allein läßt nur das Gefühl einer göttlichen Ruhe und Größe aufkommen. Sie erdrückt den Beschauer durch ihre erstaunliche Mächtigkeit." Ein interessantes Schauspiel gewährt der Kilima-Ndscharo, wenn plötzlich aus den ihn umhüllenden Wolken nur sein Gipfel hervortritt, der dann hoch oben in der Luft zu schweben scheint, einer Fata Morgana gleich. Ngaje Ngai, das Haus Gottes, nennen ihn die Massai, und seine erstaunliche Größe läßt ihn in der That als einen würdigen Sitz der Gottheit erscheinen.

Der Kilima-Ndscharo ist ein erloschener Vulkan. Allem Anschein nach war der Kimawensi lange vor dem Kibo vorhanden und wuchs durch immerwährende Anhäufung von Lavaschichten und Geröllmassen zu seiner jetzigen Höhe empor. „Wahrscheinlich quoll oder floß das flüssige Innere über, ohne solche schreckliche Ausbrüche, durch welche ganze Berge in die Luft geblasen oder ungeheuere Flächen unter die geschmolzene Flut untergetaucht werden, denn es läßt sich merkwürdigerweise kein Anhaltspunkt dafür finden, daß irgendein Lavastrom sich jemals über den Fuß des Berges ergossen oder Asche sich in nennenswerter Höhe über das umliegende Land angehäuft habe. Gegenwärtig treten die metamorphischen Gesteine an seiner Basis selbst im Osten und Südosten zu Tage, und wir haben keine Veranlassung anzunehmen, daß sie zu irgendeiner Zeit von Lavafelsen bedeckt wurden. In dem Maße wie diese — für einen Vulkan — gelinde Anhäufung sich vollzog, wurde es den unterirdischen Kräften immer schwerer, die Lava zu der beständig höher steigenden Öffnung oder Krater zu heben, und es mußte eine Zeit kommen, wo das Gewicht der Lavasäule den treibenden Kräften unten das Gleichgewicht hielt. Wir können uns wohl vorstellen, welch ein fürchterlicher Kampf folgen mußte, als die zusammengepreßten Gase mit Gewalt den Druck zu verringern strebten. Ohne Zweifel gelang es ihnen eine Zeitlang, gelegentlich den Alp abzuschütteln und sich einen zeitweiligen Ausweg zu verschaffen. Zuletzt mußte es mißlingen, und der Vulkan war verurteilt, entweder ausgelöscht zu werden, oder sich eine andere Krateröffnung zu suchen. Nach einigen großen Erschütterungen trat letzteres ein, und ein neuer Vulkan begann seine Thätigkeit westlich vom Kimawensi. Im Verfolg der Zeit wetteiferte er bald mit seinem Nachbar in Höhe, türmte sich dann noch höher hinauf und zermalmte das eisgraue — vermutlich damals schon schneebedeckte — Haupt des Kimawensi mit einem Regen von Felsblöcken, und drohte ihn unter seinen vulkanischen Auswürfen zu begraben. Inzwischen begann auch der jetzt nicht mehr unter der Herrschaft des Feuers stehende Kimawensi, nachdem seine vulkanische Thätigkeit zu Ende gegangen war, vor dem lang-

ſam vernichtenden Einfluß äußerer unſcheinbarer Kräfte dahinzuſchwinden. Regen, Schnee und Froſt arbeiteten ſo tückiſch wie beſtändig an ſeinem Verderben und ſeiner Entblößung, indem ſie allmählich die loſe Aſche löſten und wegwuſchen, welche einſt den Krater bildete, und die feſter gefügten Lavafelder unterwühlten und den Berg hinunterſpülten, bis endlich der ſolide Kern, welcher urſprünglich die Krateröffnung verſtopft hatte, als ein zerfreſſener, vom Wetter zerzauſter Gipfel herausragte, deſſen leichte Einſenkung lediglich die Linien des urſprünglichen Kraters verriet. Die ſchöne Hohlkurve, welche ſo charakteriſtiſch iſt für große Vulkane, iſt nur noch von Oſten her zu erkennen, und ſpricht für die einſt ſchönen Verhältniſſe des Kimawenſi. Das Schickſal des Kimawenſi ereilte auch bald nachher den Kibo. Eine Höhe wurde erreicht, welche allen Verſuchen des

Aufbruch einer Träger-Karawane.

Vulkans ſpottete, die Lava bis zur Oberfläche desſelben zu heben, und ſo löſchte auch er aus wie jener. Augenſcheinlich hatten nun die eingeſchloſſenen Kräfte ihre urſprüngliche Stärke verloren, oder ſie vertändelten ihre furchtbaren Gewalten in der Hervorbringung zahlreicher paraſitiſcher oder Nebenkrater, anſtatt ſich zur Schaffung eines dritten großen Vulkans zuſammenzuſchließen.“ Den ausgeworfenen Lavamaſſen verdankt ſowohl die Hochterraſſe von Dſchagga als auch die weit ins Maſſai-Land ſich erſtreckende große Ayre des Berges ihre Entſtehung. Eine neuere Schöpfung der unterirdiſchen Kräfte iſt der zwiſchen Taweta und dem öſtlichen Fuß des Kimawenſi gelegene Dſchalla-See, welcher etwa 10 Kilometer bedeckt und 5 Kilometer breit iſt. Was die Eingeborenen von dieſem See berichten, weiſt vielleicht darauf hin, daß noch jetzt vulkaniſche

Kräfte in ihm sich bemerkbar machen. Nach der Überlieferung der Eingeborenen soll ein großes Massaidorf, das einst hier stand, eines Tags in die Luft gesprengt worden sein. Zuweilen höre man noch aus der Tiefe des Sees Töne gleich dem Brüllen der Rinder und dem Blöken der Schafe und anderes Geräusch, welches vermuten lasse, daß sich auf dem Grunde des Sees ein Dorf befinde.

Der See ist zuerst von dem Engländer New gesehen worden, der auch zu seinem Ufer hinabgestiegen sein will, um das Wasser zu verkosten. Thomson dagegen bemühte sich vergebens, eine Stelle zu entdecken, an welcher ein Hinabsteigen zum Seeufer möglich gewesen wäre. Der See füllt nämlich die Öffnung eines Kraters, dessen Innenwände so senkrecht abfallen, daß außer an einer einzigen Stelle, welche Thomson nicht fand, ein Hinabsteigen absolut unmöglich ist. Die Felswände sind wahrscheinlich 120 bis 250 Meter hoch. Der glatte, von keinem Windhauch bewegte Wasserspiegel, der hier in schwindelnder Tiefe gleichsam in den Eingeweiden des Berges ruht, bildet ein entzückendes Bild. Über die steilen Felsen, welche ihn einschließen, breitet sich guirlandenförmig ein üppiger Pflanzenwuchs, unter dessen Decke zahlreiche Vögel ihre Nester angelegt haben, und wie ein riesiger Wächter des im See begrabenen Massaidorfes ragt drüben über den vulkanischen Trümmern der gewaltige Kimawensi empor.

In diesem herrlichen Land, einer der schönsten und fruchtbarsten Gegenden Afrikas und — was die Hauptsache ist — in einer der wenigen Gegenden des zentralen Afrika, welche sich für die Niederlassung von Europäern und die Aufnahme unseres Auswandererstromes eignen, hat nun die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft ebenfalls Fuß gefaßt. Schon die zweite Expedition, welche sie nach der Erwerbung Usagaras und seiner Nachbargebiete aussandte, hat das Land für sie erworben. Im Mai 1885 trafen gleichzeitig drei von der Gesellschaft ausgerüstete Expeditionen in Sansibar ein. Die erste, 160 Mann stark, führte Dr. Karl Jühlke, dem Premier-Leutnant Weiß beigegeben war, die zweite, ebenfalls 160 Mann stark, Baumeister Hörnecke, begleitet von den Herren von Anderten, von Carnap und Küntzell, die dritte Major von Derivière, welcher Premier-Leutnant von Kleist als ersten und Leutnant von Bülow als zweiten Offizier zugeteilt erhielt. Die Expedition des Herrn Dr. Jühlke drang durch das Pare-Gebirge gegen den Kilima-Ndscharo vor, und es gelang ihm, durch neun vollkommen rechtsgiltige Verträge mit neun unabhängigen Sultanen die Landschaften Usambara, Pare, Aruscha und Dschagga auf ewige Zeiten für die Gesellschaft zu erwerben.

Der Erfolg, den Herr Dr. Jühlke im Kilima-Ndscharo-Gebiete erzielte, ist umso erfreulicher, als gerade hier von uns feindlicher Seite vorher alle Hebel waren in Bewegung gesetzt worden, um eine Ausdehnung der deutschen Erwerbungen zu verhindern. Späterer Zeit bleibt es vorbehalten, Aufklärung über die Vorgänge in Sansibar zu bringen und namentlich festzustellen, ob und von welcher Seite der Sultan beeinflußt und gegen die Deutschen eingenommen worden ist. Wir haben es hier nur mit der Thatsache zu thun, daß er die Bestrebungen der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft zu durchkreuzen und die von ihr erworbenen Gebiete ihr wieder zu entreißen suchte. Er erhob sofort nach dem Bekanntwerden der ersten von Dr. Jühlke mit den Sultanen in Usagara, Nguru u. s. w. abgeschlossenen Verträge Protest gegen dieselben, da das ganze Hinterland der Sansibarküste ihm unterthan sei, aber er war nicht imstande, seine Ansprüche zu begründen. Die Sultane, mit denen Dr. Jühlke Verträge abgeschlossen hatte, bestritten auf das Entschiedenste, daß der Sultan von Sansibar ihr Oberherr sei. In keinem der betreffenden Länder befand sich eine vom Sultan unterhaltene Station, und man kannte dort von ihm nicht viel mehr als seinen Namen, der jedenfalls durch die durchziehenden Karawanen bekannt geworden. Der Sultan selbst aber hatte indirekt in jeden Zweifel ausschließender Weise bethätigt, daß das von ihm jetzt beanspruchte Land ihm nicht gehöre, da er von allen aus demselben nach Sansibar kommenden Waaren Eingangszölle erhob, wodurch es doch deutlich Sansibar gegenüber als Ausland gekennzeichnet wurde.[49]) So wenig daher die Ansprüche des Sultans vom Rechtsstandpunkte aus zu

[49]) Daß inbezug auf die Grenzen des Reiches Sansibar im Hinterlande der Küste noch größere Unklarheit herrscht als inbezug auf das Küstengebiet (vergleiche Seite 15 u. f.), bestätigen alle Reisenden, welche von Sansibar nach den großen Seeen gezogen sind. Der Sultan konnte für keinen Reisenden mehr thun als ihm Empfehlungsbriefe an die Sultane im

fürchten waren, so konnten sie doch der Gesellschaft ohne den mächtigen Schutz des Deutschen Reiches leicht gefährlich werden, da der Sultan entschlossen war, sein „Recht" nötigenfalls auch mit Gewalt geltend zu machen. Obwohl er Europa besucht hat, war er doch über die Machtverhältnisse des Deutschen Reiches nicht genügend aufgeklärt. Man soll ihn in dem Glauben bestärkt haben, daß das Deutsche Reich über keine Kriegsflotte verfüge, die ihn zwingen könnte, die Ansprüche der Deutsch ostafrikanischen Gesellschaft zu achten, und er mochte glauben, daß die Fregatte „Gneisenau", das einzige deutsche Kriegsschiff, welches Sansibar besucht hatte, auch das einzige sei, über welches das Deutsche Reich verfüge. Überdies rechnete er auf den Beistand Englands, und so nahm er denn keinen Anstand, Truppen in das von der Gesellschaft erworbene Gebiet einrücken und in Mkondogwa, in der Nähe der von Dr. Jühlke errichteten Station seine Flagge aufziehen zu lassen. Um eine weitere Ausdehnung der Erwerbungen der Gesellschaft unmöglich zu machen, sandte er auch seinen „General" Matthews, den Kommandanten seiner Leibgarde, in das Kilima-Ndscharo-Gebiet und suchte durch diesen die dortigen Häuptlinge zu bewegen, seine Oberhoheit anzuerkennen und sich zu verpflichten, den Deutschen die Niederlassung in ihrem Lande nicht zu gestatten. Glücklicherweise blieb die Mission des „Generals" erfolglos, und die Expedition Dr. Jühlkes fand bei allen Sultanen die freundlichste Aufnahme.

Dr. Jühlke berichtete darüber aus Moschi unterm 19. Juni 1885:

Nachdem mir am gestrigen Tage der Häuptling von Moschi, Mandara, Blutsbruderschaft angeboten hatte und nachdem dieser Akt in feierlicher Weise vollzogen war, ließ mich derselbe heute in sein Haus bitten, wo er, wie er mir bereits gestern erklärt hatte, den von mir gewünschten Kontrakt unterzeichnen wollte. Nach vielfachen Freundschaftsbeteuerungen, welche von ihm in der ernstesten Weise gegeben wurden, gab mir Mandara teils auf meine Fragen, teils aus eigenem Antriebe folgende Erklärung bezüglich seines Landes, seiner Besitzungen und seines Verhältnisses zum Sultan von Sansibar:

„Dadurch, daß ich mit Dir Blutsbruderschaft gemacht habe, habe ich den Freundschaftsbund erneuert, welcher mich bereits seit langen Jahren mit Dir und Deinen Brüdern verbindet. Denn als ich noch jung war und meine Mutter noch regierte, habe ich dasselbe mit dem Baroni (der Name, unter welchem Baron v. d. Decken in Ost-Afrika noch allgemein bekannt ist) gethan und mich gewundert, daß er sein Versprechen, mir weiße Leute ins Land zu bringen, nicht eingelöst hat. Aber ich habe erfahren, daß er getötet ist, und so habe ich ihn entschuldigt. Ich habe aber auch nach seinem Tode jenes Bündnis nicht für gelöst erachtet und meine Freundschaft auch dem Dr. Fischer, als er vor mehreren Jahren durch meine Provinz Aruscha zog, bethätigt. Jetzt, wo Du in mein Land gekommen bist und noch frägst, ob Deine deutschen Brüder kommen dürfen, erteile ich Dir diese Erlaubnis mit Freuden und werde Dir alles gewähren, was Du willst. Ich liebe die Deutschen mehr als alle anderen Völker, insbesondere mehr als die Engländer und Araber, und Euch allein will ich mein Land, wenn ich es überhaupt an Weiße gebe, überlassen. Sollten die Araber in mein Land kommen, so werde ich mich freuen, wenn auch die Deutschen kommen und jene mit bewaffneter Hand vertreiben."

Innern mitgeben, und er hat sogar wiederholt erklärt, daß er nicht imstande sei, ihren Schutz zu übernehmen. Der bekannte deutsche Reisende Denhardt hatte sich s. Z. auch an den Sultan gewandt und ihn um seinen Schutz ersucht; er erhielt den Bescheid, daß der Einfluß des Sultans sich auf die Küste beschränke, und daß derselbe keine Verantwortlichkeit für das Ungemach übernehme, das dem Reisenden zustoßen könne, wenn er sich auf ein so gefahrvolles Unternehmen wie eine Reise ins Innere einlasse. In gleicher Weise ließ der Sultan Dr. Peters erklären, daß nur die Küste zu seinem Reiche gehöre und er nur an dieser Schutz gewähren könne. Auch Dr. Fischer nimmt an, daß das Reich des Sultans sich landeinwärts höchstens 3 Meilen weit erstreckt. Siehe „Mehr Licht im dunkeln Erdteil", Seite 70. — Schließlich äußert sich ein Konsulatsbericht des englischen Oberstleutnants Rigby vom 1. Juli 1860 auch in gleichem Sinne: „Das Gebiet des Sultans auf dem Festlande hat nach dem Innern zu keine bestimmte Grenze, da es hauptsächlich von heidnischen Stämmen bewohnt wird, welche keine Abgaben zahlen und in einiger Entfernung von der Küste die Autorität des Sultans nur dann anerkennen, wenn es in ihrem eigenen Interesse liegt." Selections from the records of the Bombay Gouvernment Nr. LIX, New Series. Report on the Zanzibar Dominions, by Leutenant Colonel C. P. Rigby, Bombay Army, H. Majestys Consul and British Agent at Zanzibar. Bombay, 1861.

Als ich ihn darauf fragte, was denn die rote Fahne in seinem Dorfe bedeute, äußerte er darüber: „Ich bin ein freier, unabhängiger Fürst, gleich dem Sultan von Sansibar, und besitze vielleicht die gleiche Macht wie er. Ich kenne die Araber nur von den einzelnen Karawanen, welche selten hier durchkommen; in meinem Lande wohnt kein einziger. Es ist hier keine arabische Ansiedelung, am allerwenigsten aber gar ein Fort oder eine Besatzung des Sultans. Vor etwa 10 bis 12 Tagen ist nun plötzlich und ohne jeden Grund ein General des Sultans von Sansibar, Matthews, gekommen mit einer Truppenmacht von einhundertundachtzig Mann und einhundert Trägern. Derselbe übergab mir sechshundert Rupien und einige Geschenke nebst zwölf roten Fahnen und bat mich, dieselben in den mir unterthänigen zwölf Landschaften aufzupflanzen, um dadurch zu zeigen, daß ich ein Freund des Sultans von Sansibar sei. Auf das letztere ging ich ein. Das erste habe ich nicht gethan, sondern die Fahnen fortgelegt. Darauf hat mir Matthews mehr geboten, und ich habe ihm erwidert, daß ich, wenn er es sende, mir die Sache überlegen wolle. Sodann hat mich der General Matthews aufgefordert, ich solle,

Kronprinz der Obbos.

wenn ich Weißen ins Land zu kommen gestatte, dies nicht den Deutschen, sondern nur den Engländern gestatten, und wenn Deutsche kämen, ihnen sagen, daß sie erst einen Erlaubnisbrief vom Sultan von Sansibar zu bringen hätten. Ich habe darauf dem General erwidert, daß ich ein freier Sultan und unumschränkter Herr von zwölf Landschaften bin und in meinem Lande thun könne, was ich wolle. Jenes Ansinnen habe ich abgelehnt. Auch fühle ich mich durch jene Geschenke, die ich erhalten, dem Sultan gegenüber nicht mehr verpflichtet, da ich seinem General ein Gegengeschenk von 100 Büffeln gemacht habe. Geld und Geschenke werden mich nicht vermögen, mein Land an ein anderes Volk fortzugeben, und nur wo ich, wie bei Dir und Deinen deutschen Brüdern, durch Blutsbruderschaft befreundet bin, werde ich dazu bereit sein."

Ich machte den Sultan Mandara sodann darauf aufmerksam, daß, weil die rote Fahne jetzt hier wehe, der Sultan von Sansibar vielleicht sagen werde, daß das Land Mandaras nun ihm gehöre. Darauf geriet Mandara außer sich und sagte, dies solle einzig und allein ein Akt persönlicher Freundschaft gewesen

sein, ebenso wie die Zeichnung seines Namens unter das ihm vom General Matthews vorgelegte Schriftstück. „Ich werde," fuhr er fort, „nicht nur jedem Deutschen, der in mein Land kommt, erlauben, zu wohnen und die deutsche Fahne aufzupflanzen, wo er will, sondern ich werde auch dieselbe, sobald Du wieder heraufkommst, in meinem Wohnort aufpflanzen, und bitte Dich, zu dem Zwecke einen bessern Flaggenmast mitzubringen, als

Baker und seine Frau.

der von General Matthews mitgebrachte ist." Mandara ermächtigte mich sodann, in seinem Namen gegen jedermann, der behaupten wolle, daß das Land einem andern als ihm selbst gehöre, Protest zu erheben.

Nach Beendigung dieser Erklärungen fragte ich den Sultan Mandara nochmals ausdrücklich, ob er bereit sei, mit mir einen Freundschaftsvertrag zu schließen und mir sein Handzeichen zu geben, worauf er dies mit Freuden bejahte.

Auf die ausdrückliche Erklärung des Sultans von Dschagga habe ich dann sofort, an obige Verhandlung anschließend, folgenden Vertrag geschlossen. (Folgt der Vertrag.)

Nach alledem war es außer Zweifel, daß die durch Dr. Jühlke vollzogenen Erwerbungen am Kilima-Ndscharo, ein Gebiet von mehr als 1000 □Meilen, durch den Sultan von Sansibar nicht angefochten werden konnten, daß vielmehr ein Bestreiten der deutschen Erwerbungen eine Verletzung der souveränen Rechte von Sultanen bedeuten würde, deren Legalität zum mindesten ebenso gut begründet ist, als die des Sultans von Sansibar. Die Ansprüche, die er auf diese Länder erhob, waren nur die konsequente Fortführung der Feindseligkeiten gegen die Gesellschaft und die deutsche Nation, welche mit dem Einrücken der Sultan-Truppen in Usagara begonnen hatten, und die, wenn der Sultan nicht nachgab, früher oder später zu einem bewaffneten Einschreiten Deutschlands führen mußten.

Der Sultan hätte den Konflikt mit dem Deutschen Reich zu keiner für ihn ungünstigern Zeit heraufbeschwören können. Der Sturz des Ministeriums Gladstone entzog ihm die Stütze, auf welche er gerechnet hatte, und Fürst Bismarcks vollkommen korrektem, offenem Vorgehen gelang es rasch, mit dem neuen Tory-Ministerium ein Einverständnis inbezug auf Sansibar zu erzielen, durch welches Deutschland in Ost-Afrika freie Hand erhielt. Nach der Abberufung des Generalkonsuls Rohlfs schien der Sultan eine Zeitlang ernstlich daran zu denken, etwaigen Forderungen zu gunsten der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft Widerstand entgegenzusetzen, aber das Erscheinen der stattlichen Flotte, welche vor Sansibar zusammengezogen wurde, bewog ihn zu raschem Einlenken. Fünf große Schiffe mit etwa 60 Geschützen erschienen vor Sansibar, und bald folgten noch zwei, sodaß eine Flotte vor Sansibar lag, wie sie dort noch nie gesehen worden.[50]). Ohne ein eigentliches Ultimatum gestellt zu haben, erlangte Kommodore Paschen die Erfüllung aller deutschen Forderungen, in erster Reihe die Anerkennung der unter Reichsschutz gestellten Erwerbungen der Gesellschaft.

Im Augenblicke, da diese Zeilen geschrieben werden, fehlen noch verläßliche genaue Nachrichten über die Vereinbarungen mit dem Sultan, der nicht nur die Hoheitsrechte der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft in den von ihr erworbenen Gebieten anerkannt, sondern auch sich mit der Besitzergreifung der ganzen Küstenstrecke vom Tana bis zum Juba durch Deutschland einverstanden erklärt haben soll. Da der Sultan in diesem Gebiet keine Stationen unterhielt und nirgends faktisch Hoheitsrechte ausübte, würde in der Anerkennung der deutschen Schutzherrschaft daselbst gar kein Verzicht auf irgend ein ihm zustehendes Recht liegen, während für unsere ostafrikanische Kolonie dadurch das längst begehrte, ihr unentbehrliche Küstengebiet mit einem guten Hafen gewonnen wäre. Die friedliche Beilegung des Streites ist jedenfalls mit Freuden zu begrüßen, da freundschaftliche Beziehungen zu dem Sultan von Sansibar, wie schon früher dargelegt worden ist, unbedingt wünschenswert sind. An eine Annexion des Sansibar-Reiches kann Deutschland nicht denken, und auch ein durch deutsches Einschreiten bewirkter Thronwechsel in Sansibar würde nur dann einen Wert haben, wenn ein Deutschland freundlich gesinnter Sultan auf den Thron käme. Daß Sultan Bargasch, nachdem er unsere Macht kennen gelernt und sich überzeugt hat, daß er auf seine bisherigen Ratgeber bei einem Konflikt nicht zählen darf, sich hüten wird, einen solchen wieder heraufzubeschwören, ist zweifellos, denn er weiß nun, daß er auf seiner Insel nicht so sicher ist, als er anfangs glaubte. Mit der Befestigung der Über-

[50]) Am 7. August um 8½ Uhr morgens traf die Kreuzerfregatte „Gneisenau", Kapitän zur See Valois, vor Sansibar ein. Sie war dem Geschwader vorausgedampft, um die Trauerkunde von dem plötzlich erfolgten Tode des Kommandanten S. M. Kreuzerfregatte „Stosch", Kapitän zur See v. Nostiz, zu überbringen und das Begräbnis desselben vorbereiten zu lassen. Um 12 Uhr kam die Flotte in Sicht. „Bald konnte man," berichtet ein Augenzeuge, „die stolzen Schiffe selbst mit ihren imposanten Takelagen erblicken, wie sie in schönster Ordnung mit guten Abständen von einander der Hafeneinfahrt zusteuerten. Voran das Flaggschiff S. M. Kreuzerfregatte „Stosch" mit dem Kommodorestander im Vortop, dann folgt S. M. S. „Elisabet" und schließlich S. M. S. „Prinz Adalbert" und neben letzterem der gemietete Dampfer „Ehrenfels". Es war ein erhebender, stolzer Anblick für uns Deutsche, die Macht unseres Vaterlandes hier zum ersten Mal in solcher Fülle und in so großem Maßstabe vor einem Volke und einem Regenten entfaltet zu sehen, der, absichtlich von anderen Nationen über Deutschlands Macht zur See im Unklaren gelassen und erhalten worden ist." Bericht aus Sansibar vom 11. August in der Vossischen Zeitung.

zeugung, daß Deutschland es nicht auf seine Entthronung oder Beraubung abgesehen habe und daß es zufrieden ist, die Existenz seiner Kolonie in dem dem Sultan nicht gehörenden Gebiet gesichert zu haben, wird sich allmählich ein aufrichtiges Freundschaftsverhältnis von selbst herausbilden.

In England hat man sich auch rasch mit dem Gedanken befreundet, daß Deutschland an der Ostküste Afrikas die dominierende Macht wird, und man betont jetzt dort nur noch die Notwendigkeit der Einschränkung des Sklavenhandels und der Spirituoseneinfuhr und stellt sich, als fürchte man nach dem Aufhören der englischen Kontrolle ein Wiederaufleben des Sklavenhandels [1].

Wie leicht der Sultan jedes Vordringen ins Innere hindern könnte, wenn nicht Scheu vor der Schutzmacht ihn abhielte, hat die Expedition des Regierungsbaumeisters Hörnecke erfahren, [2] welche gleichzeitig mit

[1]) Die konservative „St. James Gazette" machte folgende scheinheilige Bemerkung: „Daß Sansibar mit starker Hand und unparteiisch regiert werden sollte, gleiche Rechte allen Ausländern gesichert werden, Freiheit des Verkehrs und Handels mit gehörigen Einschränkungen betreffs des Verkaufs von Spirituosen und Schießpulver herrschen sollte, sowie daß die Sklaverei abgeschafft werde — dies ist die Summe unserer Wünsche, und wenn diese erfüllt werden, dann ist es gleichgiltig, ob das Land unter deutscher oder englischer Herrschaft steht. Es liegt aber kein Grund zu der Annahme vor, daß Deutschland anders als gleichgiltig der Sklaverei gegenüber auftreten wird, oder daß die Deutschen bereit sein werden, sich in der Lieferung ihrer Stapelartikel von Schnaps und Schießpulver zu beschränken, oder daß sie sich der Auferlegung schwerer Abgaben — unter der Form von Differentialzöllen — auf die Eingeborenen und unsere Unterthanen zum Nutzen Deutschlands enthalten werden. Dies sind die Erwägungen, welche uns auf Deutschland mit Argwohn blicken lassen, und nicht irgend ein selbstsüchtiger Wunsch zur Monopolisierung der Welt."

[2]) Als am 18. morgens, berichtet Herr Hörnecke, der oberste Gallafürst, in dessen Auftrage die übrigen immer gekommen zu sein behaupteten, nicht erschien, brach ich, nachdem ich mir 9 Pokkomoleute eingefangen hatte, auf. Aber schon Mittags wurde ich von einem Kanoe der Araber eingeholt. Sie rieten mir dringend, nicht stromauf zu gehen, da Seyd Bargasch mit den Pokkomos Krieg zu führen beabsichtigte; ich würde viele Unannehmlichkeiten dadurch haben; wenn ich aber gehen wolle, so solle ich gehen. Es waren dies die bereits in der Zwischenzeit von Kipini angelangten Araber. Offenbar war meine Abreise von Witu durch Spione sofort nach Kipini gemeldet. Als ich bei Ngao anlangte, waren daselbst nur 14 Soldaten, die mir durch den Pokkomohetmann sagen ließen: sie seien durch meine Ankunft in Angst versetzt; natürlich ließ ich sie beruhigen. Kurz nach Mittag langte ich an einer Stelle an, wo sich der Fluß teilte; ich verfolgte auf den Rat meines Führers den nordöstlichen Arm. Der Strom war hier noch erheblich stärker als in dem ungeteilten Flußarm und zeigte viele scharfe Krümmungen, so daß es schwer hielt, die Kanoes genügend zusammenzuhalten. Wir kamen jedoch, da der Wind stark und günstig war, nachdem die Leute ihre Kleider als Segel aufgespannt hatten, ziemlich schnell vorwärts. Später blieb jedoch ein Kanoe erheblich zurück und ich beeilte mich, dasselbe nachzuholen, da ich fürchtete, es möchte von den vielleicht nachfolgenden Arabern aufgehalten werden. Zwischen 4 bis 5 Uhr erreichte ich die drei ersten Kanoes wieder, welche an der Insel angelegt hatten. Als ich näher kam, bemerkte ich, daß dieselbe von den Arabern, welche in 9 Kanoes hierhergekommen waren, besetzt war. Eine Anzahl meiner Leute war — gegen mein ein für alle Mal ausgesprochenes Verbot — an Land gegangen und befand sich mitten zwischen den Arabern. Ich forderte meine Leute auf, sofort wieder in die Kanoes zu gehen. Es kam alsdann der Hetmann der Soldaten, derselbe, mit dem ich diesen Morgen verhandelt hatte, und erklärte mir, daß er soeben einen Boten von Kipini mit dem Befehl erhalten hätte, meine Weiterreise unter allen Umständen zu verhindern; ich solle nach Kipini zurückkehren. Ich entgegnete ihm, daß mir Seyd Bargasch durch die Vermittelung des deutschen Generalkonsuls gestattet hätte, auf diesem Wege ins Land zu gehen und daß ich nur einer Aufforderung dieses Letzteren Folge leisten würde. Auf meine Frage, ob meine Leute kämen, wurde mir die Antwort zuteil, sie würden nicht kommen. Da ich nicht wußte, ob sie nicht kommen wollten, oder ob die Araber sie hinderten, sandte ich 4 meiner besten Leute, darunter meinen Hetmann, den Hetmann meiner Soldaten, und meinen persönlichen Diener mit dem Auftrage ans Land, je zwei und zwei sollten einen ergreifen und zu mir bringen und sich nicht durch die Araber hindern lassen. Ich selber stieg ans Land, um sie zu unterstützen. Gleichzeitig ließ ich die Kanoes dicht zusammenbringen und widmete deren Insassen meine Aufmerksamkeit, die durch fortwährendes Zurufen der Araber belästigt wurden. Ich trieb die letzteren von dannen, wurde jedoch dadurch einige Augenblicke von meinen auf der Insel befindlichen Leuten abgelenkt. Der Überblick über dieselbe, die an dieser Stelle nur noch sehr schmal war, wurde durch Pokkomohütten, dichtes Gebüsch und hohes Gras, in welchem die Araber versteckt lagen, sehr erschwert. Als meine Leute nicht wiederkamen und mir auf meinen Zuruf keine Antwort zuteil wurde, ließen mir auf meine Fragen die Araber sagen, meine Leute seien in den Kanoes der arabischen Soldaten stromabwärts gegangen; sie würden nach Ngao gebracht; ich sollte ebenfalls dahin zurückkehren. Als ich ihnen jetzt ärgerlich zurief, sie sollten mir meine Leute wiedergeben, andernfalls würde ich schießen, und das Gewehr auf sie anlegte, lief die ganze Gesellschaft, noch etwa 30 Mann, eilig davon, so daß ich mich des Lachens nicht enthalten konnte. Die Wahrheit des mir eben Gesagten wurde bald konstatiert. Ich versuchte nun trotzdem mit Hinterlassung des von dem letzten Orte aus mitgenommenen Pokkomokanoes weiter stromauf zu gehen, doch sah ich bald das Unmögliche eines solchen Vorgehens ein, da zwei meiner Kanoes trotz aller Bemühungen bald durch die Strömung ergriffen und abwärts geführt wurden, so daß ich, um sie nicht zu verlieren, ihnen folgen mußte. Da kein brauchbarer Lagerplatz zu finden war, so kehrte ich zu dem der letzten Tage zurück, wo ich erst in der Nacht anlangte, da die Kanoes oft aneinander gerieten und an ein Ufer getrieben wurden. Am folgenden Morgen waren noch einige meiner Leute verschwunden; ich hatte jetzt nur noch 22 Mann, und da die Pokkomos überall auf den Befehl der Araber davongelaufen waren, so sah ich bald die Unmöglichkeit einer

der Jühlkeschen Kilima-Ndscharo-Expedition aufbrach. Er war von Lamu aus in 5 Booten den Tana hinaufgefahren, aber die Beamten des Sultans suchten ihn auf alle mögliche Weise zurückzuhalten, Boote mit Sansibartruppen folgten ihm, fingen die Träger ab und belästigten die Expedition sosehr, daß nach und nach zwei Drittel der Träger teils desertierten, teils von den Truppen gefangen waren und Herrn Hörnecke nichts übrig blieb, als mit dem Rest nach Lamu zurückzukehren.

Nilpferd.

In Lamu war Herr Hörnecke durch die Nachricht überrascht worden, daß durch den Afrikareisenden Denhardt vor kurzem ein Vertrag mit dem Sultan von Wito abgeschlossen worden sei, durch welchen der letztere einer deutschen Gesellschaft große Vorteile einräumte. Die Gebrüder Denhardt hatten auf ihren

Weiterreise ein. Ich fing mir nun zwei Pokkomoleute, welche den Fluß passierten, ein und erfuhr von ihnen, daß meine Leute sofort nach Ran gebracht seien; ich sandte dann nach Ngao und verlangte einen Abgesandten der Araber für eine Unterredung, aber vergeblich. Dagegen ließen die Gallas ihren Besuch für den folgenden Tag ankündigen. Da der höchste Gallafürst sich jedoch stromabwärts aufhielt, so konnte mir deren Kommen nichts nützen, weshalb ich beschloß, über Ran und Kipini nach Lamu und mit der nächsten Post nach Sansibar zurückzukehren, um dort über die mir widerfahrene Unbill Beschwerde zu führen.

Der Wasserfall des Kari.

früheren Reisen in Ost-Afrika[53]) Gelegenheit gefunden, mit dem Tanagebiet und den dortigen Verhältnissen vertraut zu werden, aber während alle Welt in ihnen nur Forschungsreisende sah, verfolgten die unternehmenden Männer weitergehende Pläne. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland fiel es C. Denhardt nicht schwer, inmitten der kolonialen Strömung, die sich in Deutschland bemerkbar machte, einflußreiche Personen für einen Kolonisationsversuch an der Ostküste Afrikas zu interessieren, und es bildete sich auf Grund schon im Jahre 1883 stattgefundener Vorbesprechungen in Berlin ein Konsortium, welchem der Verleger des Berliner Tageblattes, Rudolf Mosse, Jakob Landau, (der inzwischen verstorbene) Kommerzienrat Kaufmann, Fr. Duncker, Dr. Kerstens und der geheime Regierungsrat Dr. Kaiser angehörten. Das Konsortium hatte ursprünglich sein Augenmerk auf Usagara gerichtet, aber dort kam ihm die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, deren erste Expedition Berlin 8 Tage vor jener Denhardts verließ, dank der strengen Geheimhaltung ihrer Pläne zuvor. Die Denhardtsche Expedition wandte sich nach Wito, und dort gelang es ihr, mit dem Sultan, welcher Denhardt schon von früher her kannte, einen Vertrag abzuschließen, durch welchen dieser den Deutschen die Freiheit des Handels und der Niederlassung in seinem Lande zugestand und die Gebrüder Denhardt zu seinen Bevollmächtigten ernannte.

Daß von begründeten Ansprüchen des Sultans von Sansibar auf Wito nicht die Rede sein kann, dafür liefert die Geschichte der Entstehung dieses Staates genügende Beweise, denn das Fürstengeschlecht, welches in Wito herrscht, hat durch viele Generationen hindurch mit zäher Ausdauer den Kampf gegen die Fremdherrschaft geführt und lieber sein altes Heimatland verlassen und sich eine neue Heimat gegründet, als daß es gleich dem Geschlecht der Nsara auf Mombas (siehe Seite 39) die Oberhoheit der Araber anerkannt hätte.

Die Geschichte von Wito hängt eng mit jener der Insel Pata (siehe Seite 79) zusammen.[54]) Dieselbe wurde, als die Portugiesen vor den vordringenden Arabern die Küste räumten, im Jahre 1868 zur Anerkennung der Oberhoheit des Fürsten von Maskat gezwungen. Dem Bana (Herr) Schah Ali, der damals auf Pata herrschte, wurde ein arabischer Statthalter aus der Familie der Nebehan zur Seite gestellt, dessen Sohn Tamu Niku sich nach seinem Tode der Herrschaft bemächtigte und sich wahrscheinlich von Maskat unabhängig machte. Tamus Sohn Bakari gebot über Lamu, Manda, Pemba und die ganze Küste zwischen Kilefi und dem Juba, und er behauptete seine Unabhängigkeit, während ringsum alle anderen kleinen Staaten dem mächtigen Imahm von Maskat unterthan wurden. Unter Tamus Nachfolger Omar fiel die Insel Pemba ab und schloß sich an Mombas an, und das Reich Patta selbst geriet für einige Zeit in Abhängigkeit von Mombas. Der neue Herrscher Amadi erkämpfte sich zwar wieder die Selbständigkeit, aber nach der Unterwerfung der Nsara von Mombas durch den Imahm Seyd ben Achmed mußte auch Pata die Oberhoheit der Araber anerkennen.

Mit Amadis Tode im Jahre 1807 begann für Pata eine unheilvolle Zeit. Mehrere Bewerber stritten sich um den erledigten Thron, auch Mombas wurde in die Kämpfe verwickelt, da eine Partei dort Hilfe suchte, und der Vorteil war schließlich nur auf Seite Seyd Saids, des Imahms von Maskat, der die Gelegenheit benutzte, sich auf der Insel Lamu festzusetzen und dort das Fort zu errichten, das heute noch steht. Weitere Unruhen auf Pata ermöglichten dem Imahm bald darauf abermalige Einmischung in die Angelegenheiten des kleinen Staates. Ein Enkel Amadis hatte gegen seinen Nebenbuhler Wisir Mombas zu Hilfe gerufen, Wisir aber suchte Schutz beim Imahm und vertrieb mit dessen Beistand seinen Gegner aus dem Lande, in welchem ihn dann der Imahm als Statthalter einsetzte. Nach zwölfjähriger Regierung wurde Wisir ermordet und der Imahm setzte einen Nachkommen Amadis als Statthalter ein.

Unbestritten und befestigt war trotzdem die Macht des Imahm auf der Insel noch lange nicht. Krapf sah, als er im Jahre 1843 an Pata vorüberfuhr, eine Flotte des Imahm dort liegen, welche ausgebrochene Unruhen dämpfen sollte, und der damals auf der Insel herrschende Scheich Mahammadi, genannt

[53]) Siehe Cl. Denhardt, Exploration de la Dana. L'Afrique exploré, 1882, 3. Band, Seite 97 u. f.
[54]) C. v. d. Deckens Reisen, 2. Band, Seite 370

Fuma Aloti, hat auch, wie Brenner berichtet, Mitte der fünfziger Jahre mit dem Imahm Krieg geführt. Die letzteren Angaben befinden sich jedoch in Widerspruch mit jenen des Dr. Fischer, welcher erzählt, daß die Kämpfe zwischen Scheich Mahammadi und Seyd Said zu keiner Entscheidung geführt und im Jahre 1840 Simba, der unkriegerische Sohn des erstern, die Insel geräumt habe. Während andere Quellen berichten, daß Sultan Simba in Wito eine Zuflucht gesucht habe, stellt Dr. Fischer auch diesen Vorgang anders dar. Schon frühzeitig hätten die Herrscher von Pata die Wichtigkeit einer Handelsniederlassung am Osi erkannt und dort die Stadt Kau gegründet, und nach dieser sei Sultan Simba, als er sich auf der Insel nicht länger halten konnte, zunächst mit seinen Anhängern übergesiedelt. Er blieb dort 12 Jahre unbelästigt, und erst als er im Jahre 1860 sich an der Osi-Mündung, wo jetzt Kipini steht, festsetzen wollte, wurde er wieder in Kämpfe mit den Arabern verwickelt. Die Araber wollten den wichtigen Posten nicht in die Hände ihres Nebenbuhlers gelangen lassen, und vertrieben seine Leute von der Osi-Mündung, worauf sie dort ein Fort erbauten. Nochmals versuchte Simba, gegen die Küste vorzudringen, und gründete eine Niederlassung zwischen Wito und Kipini, aber die Araber zogen Verstärkungen heran, vertrieben ihn abermals und gingen nun auch zum Angriff auf Kau über, das Simba bald nicht länger zu behaupten vermochte. Nach einem heftigen Kampfe sah er sich im Jahre 1862 trotz der Unterstützung, welche ihm die Galla zuteil werden ließen, gezwungen, Kau zu räumen, wo die Araber sofort ein Fort erbauten, dem sie den Namen Osi gaben.[55])

In dem weiter landeinwärts gelegenen Wito besuchte ihn im Jahre 1867 Richard Brenner.[56]) Dieser war überrascht von dem, was er dort sah, und schildert Simbas kleines Reich als das bestkultivierteste und blühendste Land von ganz Ost Afrika. Er schätzte die ansässige Bevölkerung auf 15000 Seelen, darunter 15000 frühere Bewohner der Inseln Pata und Siu, welche mit ihrem alten Herrscherhause ausgewandert waren. Mit den wegen ihrer Raubzüge berüchtigten Galla war Simba eng befreundet und konnte jederzeit auf ihre Unterstützung rechnen, wenn die Araber ihn angriffen. In dem neuen Reich fand jeder, der sich dort niederlassen wollte, freundliche Aufnahme, und es hatte sich allmählich eine bunte Bevölkerung gesammelt, entlaufene Sklaven, Wapokomo, Waboni u. s. w. Jeder Sklave, der sich nach Wito flüchtete, wurde ein freier Mann, aber Müßiggänger wurden im Lande nicht geduldet, und jeder neue Ankömmling streng zur Arbeit angehalten. Brenner behauptete, der Sultan Simba habe dem ostafrikanischen Sklavenhandel mehr Abbruch gethan als das ganze englische Geschwader, welches an der Küste den Sklavenschiffen auflauerte, und aus faulen Sklaven seien in Wito fleißige, nüchterne, ordnungsliebende Männer geworden, die sich dort ein eigenes Heim gegründet, in welchem sie glücklich und zufrieden leben. Trotz der zusammengewürfelten Bevölkerung biete Wito auch in politischer Beziehung ein erfreuliches Bild. Überall herrsche gute Ordnung, die Dörfer, in welche die neuen Ankömmlige verteilt würden, seien von einem Dschemmedar oder militärischen Gouverneur regiert, dem ein alter Neger als Mfee oder Ältester zur Seite stehe, und jeder Einwohner sei einem bestimmten Aufgebot zugeteilt und zu regelmäßigem Wachdienst verpflichtet.

Brenner erzählt, daß es der sehnlichste Wunsch des Sultans Simba war, sein Gebiet bis zur Meeresküste auszudehnen, da er die Wichtigkeit derselben für das Hinterland sehr wohl erkannte. Er hat sich bemüht, durch Brenners Vermittelung sich den Schutz der preußischen Regierung zu sichern, aber seine Bemühungen blieben vergeblich. Es ist nicht zu bezweifeln, schrieb in einer Art Vorahnung Kersten, daß das Land Witu dereinst aus seiner Abgeschlossenheit heraustreten und aufhören wird, ein Binnenland zu sein; immerhin aber wird dies noch einige Zeit dauern. Die Verwirklichung des Wunsches Simbas hat fast ein Vierteljahrhundert auf sich warten lassen, aber Deutsche, denen sich schon damals seine Sympathie zuwandte, sind es dennoch, welche nun das interessante Land der Kultur und dem Weltverkehr erschließen.

[55]) G. A. Fischer, Über die jetzigen Verhältnisse im südlichen Gallalande und Wito. — Mitteilungen der geographischen Gesellschaft in Hamburg 1876—1877. Hamburg, L. Friederichsen & Co., 1878, Seite 391.

[56]) Richard Brenners Forschungen in Ost Afrika. — Petermanns Mitteilungen, 1868, Seite 359.

Der Schilderung, welche Brenner von Wito entwarf, hat Dr. Fischer lebhaft widersprochen. Weder aus der inzwischen verflossenen Zeit von 10 Jahren, noch aus einer sehr optimistischen Auffassung seitens Brenners seien die Widersprüche zwischen dessen Schilderung und der Wirklichkeit genügend zu erklären. Wenn aber Brenner eine optimistische Auffassung vorgeworfen werden dürfte, so ist andererseits zur Genüge bekannt, wie pessimistisch Dr. Fischer über die Zustände an der Ostküste zu urteilen gewohnt ist, und daß diese Urteile schon vielfach als zu schwarz gefärbte erkannt sind. Sultan Simba, der Löwensultan von Wito (die Brennersche Schreibweise Witu ist unrichtig), ist jedenfalls eine der interessantesten Erscheinungen unter den eingeborenen Fürsten Ost-Afrikas, und der lange Kampf um Freiheit und Unabhängigkeit, den er und sein Volk gegen Sansibar geführt haben, sichert ihm unsere Sympathie. Bei ihm haben die Nachkommen vieler durch die Araber vertriebenen Fürstengeschlechter, die Msara von Mombas, welche dem Blutbad nach der Einnahme ihrer Insel entrannen, die Fumo Bakari von Lamu und die Fumo Lotti von Pata ein Asyl gefunden und leben mit ihren Anhängern zwischen anderen Flüchtlingen, welche der Arm Simbas des Löwen beschützt. Ein derartiger Asylstaat in so geringer Entfernung von der Küste ist eine in Afrika so seltene Erscheinung, daß man schon um der Idee willen, welche er vertritt, über manches hinwegsehen müßte, wenn nicht schon die eigenartigen Elemente, aus denen die Bevölkerung besteht, etwa vorhandene Übelstände in milderem Lichte erscheinen ließen.

Einige Zeit vor meinem Aufbruche nach Wito, schreibt Dr. Fischer, hatte ich durch einen mir befreundeten Anhänger des Sultans Simba einen Brief an jenen gelangen lassen mit der Anfrage, ob er meinen Besuch annehmen wolle. Er antwortete bejahend, doch bat er, wenn mir irgend möglich, so lange zu warten, bis der Ramadhan, jener Monat, in welchem die Menschen nach Art der Raubtiere am Tage schlafen und nachts essen, zu Ende sei. Der Regen nötigte mich, noch länger zu warten. Die Fahrt den Osi aufwärts ging langsamer von statten als ich gedacht; es wurde nicht in der Richtung nach Kau gefahren, sondern in ein kleines, unweit der Osimündung sich ergießendes Nebenflüßchen eingebogen, teils weil man glaubte, daß die Gewalt des Wassers hier weniger stark, teils weil man auf diese Weise den Weg abkürzen wollte. Die Strömung war jedoch eine so starke, daß der Kahn wiederholt mit fortgerissen wurde. Infolgedessen wurde Wito am ersten Tage nicht mehr erreicht, sodaß wir auf einem Sumpfe übernachten mußten. Am folgenden Tage fuhren wir über ein Terrain, das in der heißen Jahreszeit vollkommen trocken, und langten gegen Mittag in Wito an.

Ein buntes Völkergemisch umgiebt das kleine Reich Wito. In dem Gebiet, welches im Westen und Norden durch eine südliche, von Ukambani ziemlich parallel der Küste zur Wapokomogrenze und von dort zur Insel Siu gezogene Linie, im Süden durch das rechte Sabaki-Ufer und im Osten durch das Meer begrenzt wird, finden wir außer den Suaheli und den Arabern des Küstengebietes noch Galla, Wassánie, Waboni, Wátua und Wapokomo. Die inbezug auf ihre Abstammung am tiefsten stehenden unter diesen Stämmen sind die Waboni und Wátua; die Wassánie ähneln sehr den Galla, welche als der herrschende Stamm sich für besser halten als alle anderen und stolz auf sie herabsehen; die Wapokomo aber sind, obwohl ein Negervolk, doch allen ihren Nachbaren bedeutend vorzuziehen, denn sie sind viel kulturfähiger als die anderen, ein emsiges, arbeitsames Volk von Ackerbauern.

Die Wohnsitze der Wassánie befinden sich auf dem linken Sabaki-Ufer und in dem Land zwischen dem Oberlauf des Sabaki südlich von der Grenze von Ukambani bis zum Tana. Sie teilen sich in die am Oberlauf des Sabaki bis zum Tana hin wohnenden Berreito und die Llarussi in der Gegend von Malindi. Ihre Körperfarbe ist tiefschwarz, in Gestalt und Physiognomie gleichen sie den Galla. Viele, namentlich die Frauen, kleiden sich in Felle, wem aber seine Mittel den Ankauf eines solchen ermöglichen, der trägt ein Stück Baumwollzeug um die Hüften, und ein größeres um die Schultern. Das Haar wird kurz geschnitten, als Schmuck dienen ein weiter Ring von spiralförmig gewundenem Messing- oder Kupferdraht, der um den Hals getragen wird, kleine Ohrringe, Armringe aus Elfenbein oder der Haut des Elefantenfußes oder aus Büffel-

Der Mvuta Nsige.

haut, in welchem letztern Falle jeder Ring ein erlegtes Tier bedeutet, dicke Messingringe an den Handgelenken, und dicke Fingerringe aus Eisen oder Messing, wie sie auch bei den Galla beliebt sind, und die meist am kleinen Finger getragen werden. Überhaupt suchen die Wassânie, welche von den Galla teilweise wie Sklaven behandelt werden, nie ein Gallamädchen heiraten dürfen, während jeder Galla ein ihm gefallendes Wassânie-Mädchen sich ohne Umstände aneignet, es diesen in vielen Äußerlichkeiten gleichzuthun und sehen es nicht ungern, wenn man sie für Galla hält. Sie scheinen sich ihrer Abstammung zu schämen und sagen häufig, wenn man sie nach derselben frägt, daß sie Galla seien. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Jagd; außerdem unternehmen sie Handelsreisen nach Takaungu, um dort Elfenbein einzutauschen und an die Küste zu bringen. In Malindi trifft man stets viele Wassânie, welche dort Arbeit suchen oder betteln.

Die Wohnsitze der Waboni erstrecken sich von jenen der Wapokomo nach Ost und Südost bis gegen den ersten Grad südlicher Breite, aber man trifft sie auch zahlreich im Wapokomogebiet. Ihr Hauptort Balawa liegt zwei Tagreisen nördlich von Witu. Dr. Fischer schildert die Waboni als ungemein ängstliche Leute. Seine bevorstehende Ankunft mußte ihnen vorher gemeldet werden, da sie sonst aus Furcht vor ihm davongelaufen wären. In ihren backofenähnlichen hohen Hütten, die aus mit Gras belegten Stangen erbaut waren, herrschte die größte Armut. Das Regenwasser drang in die Hütten und durchweichte den Boden, sodaß sie ein Holzgestell in geringer Höhe über dem Boden errichtet hatten, um wenigstens bei Nacht ein trockenes Lager zu haben. Ein von den Wapokomo gekaufter Kochtopf, eine Reisetasche und kleine Tabaksbeutel — das war alles, was sich in den Hütten an Hausgerät vorfand. Die Bedürfnisse der Waboni sind sehr gering. Die Nahrung liefert ihnen die Jagd, und was sie sonst noch brauchen, das tauschen sie gegen ihre Jagdbeute ein. Die Armbänder und Ringe der Männer, der Perlenschmuck der Frauen wird von den Galla eingetauscht. Die Kleidung der Frauen besteht aus einem Schurzfell, das aus Tierfellen zierlich zusammengenäht ist, die Männer tragen außer dem Fell noch ein Stück Americano über die Schulter geschlagen. Das Haar tragen die Einen in zierliche Stränge geflochten, andere lassen es kraus wachsen, überhaupt ordnet dasselbe ein jeder nach seinem Geschmack.

Die Wâtua sind nicht so zahlreich wie die Waboni. Sie scheinen ein Nomadenleben zu führen, leben gleich den Waboni vom Ertrag ihrer Jagdzüge und kommen häufig mit ihrer Jagdbeute an die Küste in die Suaheli-Niederlassungen, um dort verschiedene Bedarfsgegenstände einzutauschen. Auch ihre Sitten sollen jenen der Waboni gleichen.

Die Wapokomo[57]) wohnen vom Tana-Ost-Kanal bei Tschara das linke Tana-Ufer entlang bis Korkoro, welche äußerste Wapokomostadt in den hier gebräuchlichen ausgehöhlten Baumstämmen, welche zwei Mann rudern, von Tschara aus in 10 Tagen erreicht wird. Die Wapokomo zählen höchstens 15000 männliche Individuen, aber auf der Strecke von Tschara nach Korkoro sind die Ufer doch dicht bevölkert, und Dorf reiht sich an Dorf. Durch die häufigen Einfälle der Somali ist ein Teil des Landes völlig verödet, da sich die Bevölkerung von dort nach sichereren Gegenden zurückgezogen hat. Von den 9 Bezirken, Muischo, in welche die Wapokomo ihr Land teilen (Muina, Ndera, Guano, Kinakomba, Ndura, Subaki, Milalulu, Malacote und Korkoro) ist der Bezirk Ndura deshalb jetzt völlig unbewohnt, und das früher wohl bebaute Land liegt öd und verlassen.

Die Furcht vor den Somali hat die Wapokomo auch veranlaßt, ihre Ortschaften, wenigstens die am Unter- und Mittellauf des Tana, auf dem rechten Flußufer anzulegen, um in dem Flusse eine Schutzwehr gegen Überfälle zu haben. Der Platz, den des Dorf einnimmt, ist aus dem Uferwald ausgehauen und gegen denselben mit Palissaden umgeben. Die Hütten sind im Halbkreis angelegt, groß und bequem. „Man steckt um einen gereinigten und geebneten kreisförmigen Platz eine Anzahl Stangen (25 bis 40, je nach der Größe der

[57]) G. A. Fischer, Das Wapokomo-Land und seine Bewohner. Mitteilungen der geographischen Gesellschaft in Hamburg, 1878—1879, 1. Heft, Seite 1 u. f.

zu erbauenden Hütte, und zwar in die an der Peripherie des Hüttenplatzes etwas aufgeschüttete Erde, und bindet sie über dem Mittelpunkt desselben zusammen. Um diese befestigt man der Quere nach einige dünnere Stangen und zieht um dieselben in geringeren Abständen Schnüre von Lianen. Über dieses Holzgerüste werden Schichten eines dicken Grases gelegt. An einer Stelle stehen die Tragstangen etwas weiter von einander ab; dieser Raum wird für den Eingang freigelassen, an welchem die Blätter einer Fiederpalme lehnen, mit welchen die Hütte geschlossen wird." Im Innern der Hütte sieht es viel wohnlicher aus als in den zuletzt geschilderten der Nachbarvölker. Da finden wir ein aus Baumzweigen und Blattriffen der Fiederpalme zusammengesetztes Bettgestelle, über welches Felle und Matten ausgebreitet sind, eine Ecke des Wohnraumes nimmt der Herd ein, und von Geräten gewahren wir Kochtöpfe und Körbchen, in welchen letzteren teils Reis, teils die Schmucksachen aufbewahrt werden, daneben die Waffe des Mannes, den Speer, und einige Ruder. Ein Spaten mit kurzer Handhabe und ein Beil verraten, daß wir uns bei ackerbauenden Leuten befinden, und Angeln mit einfachen Eisenhaken, sowie Fangkörbe von verschiedener Größe deuten darauf hin, daß dieselben auch Fischfang treiben.

Die Hauptbeschäftigung der Männer ist der Fischfang. Bei demselben bedient man sich sowohl der Angel als des Speeres mit langer Eisenspitze, und befestigt auch Fangkörbe im Flusse. Eine Fischgattung, die im Tana gefangen wird, liefert guten Thran, der den Suaheli verkauft wird. Mit dem Ackerbau beschäftigen sich nur die Frauen und die jungen Leute. Der Unterlauf des Tana, wo die niedrigen Ufer eine Bewässerung des Landes durch vom Flusse hergeleitete Gräben ermöglichen, eignet sich vortrefflich für den Anbau von Reis, und man trifft dort auch überall große Reispflanzungen, während in dem höher gelegenen und trockenern Land am Ober- und Mittellauf überwiegend Mais und Erbsen gebaut werden. Daneben findet man noch Zuckerrohr, Melonen, Bataten, Maniok und Mangobäume, im Bezirke Ndera auch Negerkorn, und überall große Tabakpflanzungen. Vieh besitzen die Wapokomo nicht, da sie allem Nomadenleben, das hier von der Viehzucht untrennbar ist, abgeneigt sind und die Tiere bei den Überfällen der Somali leicht geraubt werden könnten. Haustiere, auch Hunde, sind hier überhaupt selten, doch trifft man hier und da Hühner, welche vollkommen unseren Bauernhühnern gleichen, und ägyptische Gänse (Chenalopex aegyptiacus), welche am Tana in wildem Zustand häufig vorkommen.

Ackerbau und Fischfang liefern den Wapokomo nicht nur was sie zu ihrem Lebensunterhalt brauchen, sondern auch Tauschartikel für den Handel mit den Suaheli. Von ihren Erzeugnissen ist besonders der Tabak, den sie selbst sowohl kauen als schnupfen, sehr geschätzt. Obwohl die Wapokomo nicht viel Neigung zur Jagd besitzen, so wissen sie doch dem Flußpferd mit Geschick nachzustellen, um dessen Zähne und die bis zu 6 Zentimeter dicke Haut zu erbeuten, und im Distrikt Korkoro werden auch Elefanten gejagt. Ihre Feldprodukte, das Elfenbein u. s. w. bringen sie ausschließlich nach Kau zu Markte, wo sich des Handels wegen stets viele Wapokomo aufhalten. Fast alles, was sie an Geräten, Waffen und Schmucksachen besitzen, beziehen sie von den Suaheli oder den Galla, Pfeile und Bogen, sowie das Pfeilgift von den Waboni. Die Eisenteile ihrer Werkzeuge und Waffen sind Suaheli-Arbeit, sie selbst verfertigen nur die Holzteile. Dagegen sind sowohl Frauen als Männer sehr geschickt in allerlei Flechtarbeiten. Sie verfertigen aus Gras Schlafmatten, Futterschwingen, Reissäcke, Körbe und dergl., für welche sie auch unter den Suaheli Käufer finden, ebenso für die von den Frauen verfertigten, mit einfachen Verzierungen versehenen Thongefäße. Die Schmucksachen liefern ihnen die Galla, von denen viele mit Schmiedearbeiten vertraut sind: dicke Messingringe, welche oberhalb des Handgelenkes getragen werden, Armbänder, welche aus einem eisernen, mit feinem Messingdraht umsponnenen Reifen bestehen, und die bei den Galla gebräuchlichen Fingerringe. Das Stück Americano, welches sie um die Hüften tragen, pflegen sie selbst rotbraun zu färben. Tierfelle sind als Kleidung nicht üblich, dagegen gehen Knaben bis zum Eintritt der Mannbarkeit völlig nackt, und bei unverheirateten Mädchen ist das Einzige, was auf die Benennung Kleidung Anspruch erheben könnte, ein vorn herabhängendes kleines Läppchen, welches an einer um die Hüften geschlungenen Perlenschnur befestigt ist.

Die Wapokomo haben meist nur ein Weib, obwohl Polygamie gestattet ist. Die großen Kosten, welche die Ausstattung einer Frau mit dem nötigen Schmuck verursacht, gestatten nur reichen Leuten, mehrere Frauen zu nehmen. Das Mädchen wird gekauft, und der Kaufpreis steht seit altersher fest; er besteht in Honigwein, 15 bis 40 Stück Fischen, unter denen 3 Arten vertreten sein müssen, Bananen, 1 bis 5 Trägerlasten Reis, Mais, Zuckerrohr, 6 Kleidern, Fleisch vom Büffel, Flußpferd, Krokodil oder Wildschwein, und von der Schönheit des Mädchens hängt es ab, wie groß die Menge der einzelnen Gegenstände sein muß, um den Vater zu befriedigen. Außerdem erhält die Mutter der Braut ein buntes Baumwollentuch, letztere rote Schminke, mit der sie vor der Hochzeit ihre Reize erhöht. Dem Brautkauf folgt bald die Hochzeit, welche mit einem Festmahl, bei welchem viel Honigwein getrunken wird, und mit Tanz gefeiert wird. Wenn ein Ehemann stirbt, geht die hinterlassene Frau in den Besitz seines Bruders über, sie muß aber vorher volle 5 Monate in Zurückgezogenheit in ihrer Hütte zubringen.

Mit dem Begräbnis sind große Feierlichkeiten verbunden. Nachdem die Leiche mit zerlassener Butter eingerieben worden, wird sie in zwei Häute gehüllt und von dem Trauergefolge nach dem im Walde gelegenen Begräbnisplatz gebracht. Auf dem Boden des Grabes wird eine Haut ausgebreitet, der Tote darauf gelegt, mit Erde überdeckt und diese festgestampft, doch so, daß eine kleine Erhöhung entsteht, auf welche 3 Kochtöpfe gestellt werden. „Die Männer werden mit dem Kopfe nach Sonnenaufgang gelegt, die Weiber nach Sonnenuntergang, was folgende Bedeutung hat: Der Mann geht in der Frühe mit Sonnenaufgang aus, um Beute an Fischen oder Wild zu machen als Nahrung für die Familie — er schaut nach der aufgehenden Sonne; das Weib, das daheim bleibt und den Acker bestellt, sieht auf die sich neigende Sonne, mit welcher der Gatte zurückkehren muß, den sie sehnsüchtig erwartet.“ Der Beerdigung folgt eine mehrtägige Totenklage, und diese hebt stets wieder aufs Neue an, sobald ein Bekannter des Verstorbenen zum erstenmal nach dessen Tode in das Dorf kommt. Ein Jahr nach dem Totenfest findet noch eine Nachfeier statt, an der sich das ganze Dorf beteiligt. Dazu erscheinen alle festlich geputzt, mit allem Schmuck, den sie besitzen, ausgestattet, und zwei Tage lang wird abwechselnd geschmaust, getrunken, getanzt und um den Verstorbenen geklagt.

Die Wapokomo sind ein zu Frohsinn geneigtes Volk und lieben wie alle Neger Tanz und Musik. Getanzt wird bei ihnen fast jeden Tag, wenn die Feldarbeit gethan ist und die jüngeren Leute sich am Abend auf einem freien Platze im Dorfe zusammenfinden. Einer schlägt mit dem Ballen der Hand und mit den Fingerspitzen eine Trommel, welche aus einem ausgehöhlten Stück Baumstamm besteht, das mit einem Tierfell überspannt ist, und der monotone Lärm, den er dadurch hervorbringt, versetzt die tanzenden Neger in namenloses Entzücken. Die Mädchen begleiten auch häufig den Tanz mit Gesang oder mit taktgemäßem Händeklatschen.

Die Wapokomo sind so wie die Galla und die anderen benachbarten Völker Europäern bisher stets freundlich entgegengekommen, trotzdem die Suaheli sie aufzuhetzen versuchten, und die Galla äußerten sich Dr. Fischer gegenüber, sie würden Europäer, die sich in ihrem Lande niederlassen wollten, mit offenen Armen aufnehmen. „Was eine etwaige Niederlassung von Europäern in dem Flußgebiete des Tana anbetrifft, so bieten die Eingeborenen, die Galla sowohl wie die Wapokomo, für eine solche nicht das geringste Hindernis. Die Galla könnten mit einem einmaligen Tribut im Werte von 80 bis 100 Dollars zufrieden gestellt werden. Dagegen würden die Somali möglicherweise viel Ungelegenheiten verursachen, wenigstens im Unter- und Mittellaufe des Flußes, weniger im Bezirke Korkoro. Auf alle Fälle könnten sie die Existenz einer Station dadurch gefährden, daß sie den nach der Küste fahrenden oder von derselben kommenden Booten einen Hinterhalt legten.“ Dr. Fischer bezweifelt, ob am Tana eine sogenannte Handelsstation bestehen könnte, da am Unter- und Mittellauf außer Elfenbein kein Produkt vorhanden sei, das mit Vorteil ausgeführt werden könnte. Für den Verkehr mit dem Binnenlande würde die Anlage einer Straße längs des Flußes, die leicht zu bewerkstelligen sei, dem Wasserweg vorzuziehen sein, da man die entfernteste Wapokomostadt auf dem Landwege in 10, zu Wasser erst in 20 Tagen erreichen kann. Während eines großen Teiles des Jahres, drei Monate

lang, ist die Wassermenge im Tana so gering, daß auch den kleinen Kanoes der Eingeborenen die Fahrt unmöglich wird, und einem kleinen Dampfer würde, ganz abgesehen von anderen Schwierigkeiten, häufig das nötige Brennholz fehlen. Das Klima dagegen ist der Niederlassung von Europäern günstig, und die Ufer des Flußes sind, namentlich in dem felsigen Gebiet, durchaus nicht ungesund. Auch die Temperatur ist angenehmer als in Sansibar und an der Küste, wo von 9½ Uhr morgens bis 5 Uhr nachmittags das Thermometer sogar im Zelte 36 bis 40° C. zeigt und auch während der Nacht keine bedeutende Abkühlung

König Mtesa.

eintritt. Am Tana ist der Unterschied zwischen der Tag- und Nachttemperatur sehr bedeutend (10 bis 12° C.), und die kühlen Nächte sind eine angenehme Erholung nach der oft erschlaffenden Tageshitze.

Die einer Niederlassung nicht ungünstigen Verhältnisse am Tana gewinnen für uns erhöhtes Interesse dadurch, daß nun auch dieses Gebiet unserem ostafrikanischen Kolonialbesitz angeschlossen wurde. Die durch die Feindseligkeiten der Araber zur Umkehr gezwungene Expedition des Regierungsbaumeisters Hörnecke hat bei ihrem zweiten Vordringen ins Innere höchst erfreuliche, großartige Erfolge erzielt, und ihr Führer hat

sich durch die energische Lösung seiner Aufgabe Anspruch auf unbeschränktes Lob erworben. Das ganze Gebiet nördlich vom Kilima-Ndscharo bis zum Tana ist durch eine Reihe von Verträgen in den Besitz der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft gelangt. Dadurch ist der Anschluß der Besitzungen derselben an jene der deutschen Wito-Gruppe erreicht, und das deutsche Kolonialgebiet in Ost-Afrika erstreckt sich nun durch mehr als 6 Längengrade (etwa von 2° südl. Br. zu 8°), über einen Flächenraum, welcher beiläufig der Entfernung zwischen Hamburg und dem Bodensee entspricht.

Gleichzeitig hatte sich in Deutschland auf Veranlassung der Reichsregierung eine Einigung zwischen den einzelnen deutschen Interessengruppen in Ost-Afrika vollzogen. Die Gesellschaft, welche Wito erworben hatte, einigte sich mit der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft dahin, daß letztere ihre Erwerbungen nicht über eine Linie ausdehnen wolle, welche vom Ukerewe zwischen dem Kilima-Ndscharo und Kenia hindurch zum Tana und längs dieses Flußes zur Meeresküste laufend gedacht wurde. Nach langen Verhandlungen wurde auch eine Einigung mit den in Sansibar ansässigen deutschen Firmen zustande gebracht, welche bisher die Fortschritte der Gesellschaft nicht mit freundlichen Blicken betrachtet hatten, da sie in den Erwerbungen derselben eine ihrem Handel drohende Konkurrenz zu erkennen glaubten. Die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft verpflichtete sich, in Sansibar und an der Küste keine Handelsniederlassungen zu gründen, wogegen die genannten Firmen mit größeren Beträgen sich an dem Unternehmen beteiligten und eine Basis für ein gedeihliches Zusammenwirken geschaffen wurde.

Durch die Erwerbungen des Herrn Hörnecke hat demnach die Gesellschaft ihre Besitzungen nach Norden bis zu der mit der Witogruppe vereinbarten Grenzlinie ausgedehnt und ihr Besitzergreifungsprogramm nach einer Richtung zum Abschluß gebracht. Sie wird nunmehr in der Lage sein, ihre Kräfte mehr und mehr auf ihre eigentlichen kolonisatorischen Aufgaben zu konzentrieren. Die Gesellschaft beabsichtigt zunächst 5 Stationen anzulegen, 2 an der Hauptkarawanenstraße nach den Seen, je eine am Rufidschi, Pangani und im Zentrum Usagaras. Dieselben sollen Militärstationen auf landwirtschaftlicher Grundlage darstellen, dabei aber zugleich handelspolitische, administrative und juristische Bedeutung haben. Aus den Negern soll unter Leitung deutscher Offiziere ein bewaffnetes Korps gebildet werden. Da viele Offiziere bloß im Hinblick auf die nationale Bedeutung des Unternehmens, ihre sichere Laufbahn aufgebend, sich der Gesellschaft für ihre Zwecke zur Verfügung gestellt haben, gebietet dieselbe in dieser Beziehung über ein ganz vorzügliches Material. Außer dieser bewaffneten Truppe wird unter Beaufsichtigung eines im Plantagenbau geschulten Mannes eine Arbeiterbevölkerung auf der Station angesiedelt, teils eingeborene ehemalige Sklaven, teils fremde Arbeiter, seien es Japaner, Kulis oder Chinesen. Die Gesellschaft ist der Überzeugung, daß solche Stationen bereits nach einem Jahre imstande sein werden, wenigstens ihre schwarze Bevölkerung zu ernähren. Mit der Station wird eventuell eine kaufmännische Faktorei verbunden, die entweder von der Gesellschaft oder von Privaten errichtet wird. Störungen durch feindliche Überfälle, namentlich seitens der arabischen Karawanenführer, dürften nicht zu befürchten sein. Von Krupp eigens für die Zwecke der Gesellschaft neu konstruierte Geschütze werden räuberischen Elementen genügende Achtung einflößen. Die Anlage solcher Stationen bildet, wie die Kolonial-Korrespondenz mitteilt, nur einen Teil von dem Gesammtplan, welchen die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft durchführen wird. Es sei klar, daß dieselben Mittelpunkte sein werden sowohl für die praktischen Arbeiten der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, als auch des Privatkapitals, welches sein Interesse in Ost-Afrika zu finden glaubt.[58])

[58]) Die Gesellschaft besitzt jetzt in der Stadt Sansibar ihr eigenes Haus, von wo der Verkehr der Kolonie mit dem Mutterlande vermittelt wird, und wo auch neue Expeditionen bequem ihre Ausrüstung vollenden können. Als ich, schreibt Graf Pfeil, nach neunmonatlichem Aufenthalte im ostafrikanischen Innern hierher nach Sansibar kam, logierte ich mich in dem französischen Hotel ein, da ich keine Ahnung hatte, daß unsere Gesellschaft hier ein Haus erworben und neue Expeditionen ins Innere ausgesandt hatte — bis zu mir waren Nachrichten überhaupt nicht gedrungen. Gleich nach meiner Ankunft hatte ich einen heftigen Fieberanfall und mußte deshalb das Bett hüten. Da kamen die von meiner Ankunft unterrichteten Herren des Usagarahauses mich zu besuchen und mich einzuladen, zu ihnen überzusiedeln. Ich muß offen gestehen, daß ich keine große

Da sich noch mehrere Expeditionen der Gesellschaft unterwegs befinden und bald neue Erwerbungen zu erwarten sind, wollen wir nun noch einen Blick auf die Gebiete werfen, denen sich ihre Thätigkeit und jene der Witogruppe zunächst zuwenden wird. Im Norden ist zunächst das Massaigebiet in Betracht zu ziehen, welches den Weg zum Ukerewe versperrt, im Osten und Süden die Gebiete verschiedener kleinerer Völkerschaften, welche zwischen Usagara und dem Tanganjika und Nyassa liegen.

Die Massai[59] leben im allgemeinen noch in ziemlich patriarchalischen Verhältnissen. Ein Oberhaupt giebt es bei ihnen nicht, jeder ist sein eigener Herr, und nur die Zauberer können sich rühmen, daß sie über das unbändige Volk eine Macht ausüben, allerdings auch sie nur so lange, als das Glück ihnen günstig ist und ihre Zaubermittel sich bewähren, wenn es gilt, Regen zu bewirken oder einem Raubzug einen glücklichen Ausgang zu sichern. Sie werden Leibon genannt, und jeder, der die Befähigung dazu zu besitzen glaubt, kann Leibón werden. Der oberste Zauberer für das ganze Massai Land ist der Mbatian, der sich meist in dem Distrikt Kisongo aufhält. Er ist der reichste Mann des Landes und soll über 5000 Rinder besitzen, denn vor jedem Kriegszug werden einige Krieger zu ihm gesandt, um durch seine Zauberkünste dem Unternehmen einen glücklichen Ausgang zu sichern, und obwohl er diese als seine Gäste verpflegen muß und auch verpflichtet ist, die durch sein Gebiet ziehenden Karawanen unentgeltlich mit allem Nötigen zu versorgen, so ist doch der Gewinn, den sein Beruf ihm einbringt, ein großer, da die Abgesandten bei ihm nie mit leeren Händen erscheinen. Dagegen kann es einem Leibon, dessen Zaubermittel sich nicht bewähren, auch schlecht ergehen, denn er kommt leicht in den Verdacht, Zauber zum Schaden seiner Landsleute auszuüben, und büßt dann dafür mit dem Leben.

Außer den Zauberern giebt es bei den Massai noch einige Personen, welche einen großen Einfluß besitzen, die Leigwenán, Vertreter der einzelnen Klassen des Volkes, welche jedoch keineswegs als Häuptlinge gelten können. Das ganze Volk scheidet sich nämlich in Krieger (Elmurán), Nichtkrieger (Elmórua), und eine Übergangsklasse, die Levelés, welche nur unter Umständen noch an den Kriegszügen teilnehmen. Die Krieger teilen sich in 4 Klassen: mrischo, kischangóp, ngarebút und liteijo, die Elmórua in 3 Klassen: wolkidót, ondoát und niangús. Jede dieser Klassen besitzt nun einen Leigwenán oder Sprecher. Diesem obliegt in den Versammlungen die Vertretung seiner Klasse, und er verhandelt mit allen Fremden, die in das Land kommen, wobei er gegen Geschenke nicht unempfindlich ist und leicht durch solche bewogen werden kann, seine Beredsamkeit aufzubieten, um seine Genossen zu einer Ermäßigung des von dem Fremden begehrten Tributs zu bewegen.

Lust dazu hatte. Ein Haus von Junggesellen eingerichtet und bewohnt, schien mir eine nicht allzu große Verlockung. Ferner gewöhnt man sich, wenn man Jahre lang allein unter den Schwarzen gewohnt hat, Eigentümlichkeiten an, welche nur schwer abzulegen sind, und mit diesen unter Junggesellen, welche vielleicht stark rauchten und viel Bier tranken, zu leben wollte mir nicht ganz geheuer scheinen. Wie angenehm war ich daher überrascht, als ich das Haus besuchte und dasselbe in einem Zustande fand, welcher einer Hausfrau alle Ehre gemacht haben würde. Ein geräumiges Speisezimmer, welches nach arabischer Art an einer Seite ganz offen ist, sah so reinlich und verlockend aus, daß man sogleich Verlangen fühlte, sich an den langen, mit einer Madagaskar-Matte bedeckten Tisch niederzusetzen. Unsere Schlafzimmer, groß und luftig, waren mit Betten ausgestattet, welche von den reinlichsten schneeweißen Musquitogardinen mit breitem roten Rande behangen waren, ein besonders erquickender Anblick für den, welcher ein Jahr hindurch seine Ruhestätte inmitten tropischer Wildnis und allen Unbilden der Witterung ausgesetzt aufsuchen mußte. Zu Tisch gab es und giebt es bislang immer sehr gutes, schmackhaftes und reichliches Essen, welches von den persönlichen Dienern der anwesenden Herren serviert wird. Diese sind in ihre langen weißen Hemden „Kanzu" und rote Fezs mit Goldtroddeln gekleidet, und sie sehen sehr reinlich und manierlich aus. Morgens giebt es Thee mit Eiern und dergleichen nach englischer Art. Um 12 Uhr folgt dann der „Lunch", bestehend aus einer Suppe, zwei leichten Gerichten, etwas Früchten, Rotwein und Wasser. Um 6½ Uhr Abends wird das Mittagsessen serviert, das etwas konsistenter ist als der „Lunch". Im Hause selbst geht es höchst ordentlich zu. Die Hausordnung ist für Herren und Diener eine fest geregelte. Die „Jungens" treten jeden Morgen an, um die Stiefel zu putzen und die Kleider zu reinigen und dann ihre Herren zu wecken, allerdings nicht in der Manier, wie es die Schwarzen auf meiner Reise durch Chutu zu thun pflegten. Dann wird in dem arabischen Badezimmer gebadet und hierauf der Thee getrunken. Nachmittags geht man regelmäßig spazieren, und zwar gewöhnlich so, daß man nach ungefähr einer Stunde, jedenfalls bei Sonnenuntergang, wieder zu Hause ist.

[59]) Thomson durch Massai-Land Seite 372 u. f. — G. A. Fischer, Das Massai Land, Seite 25 u. f.

Alles Sinnen und Trachten eines Massai ist auf Erlangung einer möglichst großen Anzahl Rinder gerichtet. Um diese zu erwerben, führt er ein Räuberleben und unternimmt mit seinen Stammesgenossen Raubzüge, die zuweilen sehr weit ausgedehnt werden. Wer genug Vieh von seinem Vater geerbt hat, oder mit einem kleinen Besitztum zufrieden ist, bleibt daheim, heiratet und führt als Mórua, Nichtkrieger, ein ruhiges

Uganda.

Leben. Ein Murán oder Krieger darf nicht heiraten und muß sich des Genusses alkoholischer Getränke und des Tabaks enthalten, um mit ungeschwächter Kraft sich dem Kriegerhandwerk widmen zu können. Wenn er genug erbeutet hat und des Räuberlebens müde ist, nimmt er ein Weib oder, wenn seine Mittel es ihm bereits erlauben, mehrere, und tritt in die Klasse der Elmórua ein. Ein Brautkauf findet nicht statt. Der Vater wirbt für den Sohn um das Mädchen, und wenn die Eltern mit der Werbung einverstanden sind, sendet der Bräutigam einige Rinder und Esel, auf welche die Braut ihre Aussteuer ladet und zu ihm zieht, doch ist es ihr auch nicht verwehrt, die Rinder und Esel ihrem Vater zurückzulassen.

Verney Lovett Cameron.

Das Lager der Nichtkrieger ist stets von jenem der Krieger getrennt. Alle Lager sind kreisförmig angelegt, die Hütten stehen an der Peripherie, von einem Dornenwall umgeben, und in den freien Raum inmitten des Kreises wird bei Nacht das Vieh getrieben. Die Hütten sind etwa 3 Meter lang, $1^1/_2$ Meter breit und 1 Meter hoch. Zweige werden in die Erde gesteckt, übergebogen und unter einander verschlungen, darüber Rinderhäute und ein dichtes Rohrgeflecht gebreitet, das Ganze mit einer Schicht Rindermist bedeckt — und die Hütte ist fertig. Jedes Weib hat seine Hütte für sich, die sie mit ihren Kindern bewohnt. Die Einrichtung der Hütten ist so einfach als möglich: eine über Zweige gebreitete Rinderhaut dient als Lager, und außer diesem findet man nirgends mehr als einige Kochtöpfe, verschiedene aus Flaschenkürbissen verfertigte Gefäße, ein Beil und kleine Messer. Mehr bedarf der Massai nicht. Mehr Sorgfalt als seiner Hütte, in welcher er als Nomade oder auf Raubzügen sein Leben verbringender Krieger keinen großen Komfort beansprucht, widmet der Massai seiner eigenen Ausstattung. Obwohl die Krieger keine andere Kleidung tragen als ein kleines, über die linke Schulter oder die Brust hängendes Ziegenfell und um die Hüften herzförmige, nach hinten herabhängende Stücke des gleichen Felles, verwenden sie doch die größte Sorgfalt auf ihren Putz und bedecken ihren Körper mit einer Unmasse von Schmuck. Auf dem kunstvoll in einen Schopf von einzelnen Strängen verarbeiteten Haar thront ein Kranz von schwarzen Pfauenfedern, von den Ohrringen hängen Eisenkettchen bis auf die Schultern herab, Armbänder aus Perlen, Elfenbein oder Horn schmücken den Oberarm, Perlenbänder das Handgelenk, Ringe aus Messing- oder Eisendraht die Finger. Um die Fußgelenke werden kleine Schellen gebunden, größere um die Oberschenkel. Dazu kommt dann noch die Kriegsausrüstung: ein kurzes, zweischneidiges Schwert, eine Keule, ein Schild aus Büffel- oder Rinderhaut, schwarz-weiß-rot bemalt, und der große Speer mit langer, breiter Spitze, die Hauptwaffe der Massai, die sie so vortrefflich zu handhaben verstehen. Die Elmórua führen auch noch Bogen und Pfeile, der echte Massaikrieger aber verschmäht alle Waffen, die nicht für den Nahkampf geeignet sind. Ein Massai in solcher Ausrüstung, das Gesicht mit weißer Farbe bemalt, um den Hals einen bis zur Erde reichenden Mantel aus Rinderhaut — seltener ein Leopardenfell — befestigt, ist eine Erscheinung, die wohl geeignet ist, dem Feinde Schrecken einzujagen.

Wenn es schon unbegreiflich erscheint, wie ein mit soviel lästigem Schmuck überladener und mit so schwerfälliger Kleidung versehener Krieger sich im Kampfe behend bewegen kann, so ist es noch rätselhafter, wie die Frauen die ihnen obliegende Arbeit verrichten können, denn sie sind förmlich in Eisen gepanzert. Der Hals steckt in einem riesigen, bis an die Schultern abstehenden Reifen aus Eisendraht, welcher, wenn einmal angelegt, zeitlebens Tag und Nacht getragen wird und keine geringe Belästigung bildet; um Ober- und Unterarm und um die Unterschenkel ist spiralförmig dicker Eisendraht gewunden, der an den Gelenken tellerartig ausgedehnt ist; Perlenschnüre und Eisenketten umschlingen den Hals, und von den eingeschnittenen Ohrläppchen hängen an Lederriemen schwere Ohrringe von spiralförmig gedrehtem dickem Messingdraht herab, welche 6 Zentimeter im Durchmesser breit sind und durch auf dem Kopfe befestigte Lederriemen gehalten werden, da sie sonst die Ohrläppchen durchreißen würden.

Eigentümliche Sitten herrschen bei den Massai inbezug auf die Nahrung. Sie leben nur von Milch und Fleisch, aber beides wird nie zusammen genossen, der Massai lebt etwa 14 Tage nur von Milch, und dann ebensolang nur von Fleisch, und jedesmal, wenn er von einer Nahrungsweise zur andern übergeht, reinigt er sozusagen den Magen durch erzwungenes Erbrechen und Durchfall, welche durch mit Blut vermischte Milch bewirkt werden. Die Milch darf nicht gekocht werden, und wie es fast als Verbrechen angesehen wird, wenn jemand gleichzeitig Fleisch und Milch genießt, so darf auch Milch nicht in ein Gefäß geschüttet werden, in welchem sich Fleisch befand. Die Massai genießen entweder frische oder in Gährung übergegangene Milch dreimal täglich. Wenn Mangel an Milch eintritt, pflegen die jungen Leute irgend einem Rind aus der Herde eine Halsader zu öffnen und das Blut solange mit dem Munde auszusaugen, bis das Tier schwach zu werden beginnt, worauf man die Wunde verstopft und es laufen läßt. Fremden wird Kuhmilch nicht abgegeben, sie müssen mit Ziegenmilch vorlieb nehmen, welche kein Massaikrieger trinkt, da sie nach seiner

Meinung nur für Weiber gut ist. Auch Ziegenfleisch, ferner die Eingeweide und das Hirn werden aus demselben Grunde nicht genossen. Der Krieger nährt sich nur von dem Muskelfleisch des Rindes, das er gewöhnlich an Holzspießen wenig röstet, seltener ohne Zusatz von Salz kocht und es dann mit der Brühe genießt. Man wählt stets nur die besten Tiere zur Nahrung, und verkauft die mageren, auch werden dieselben nicht geschlachtet, sondern erstickt.

Bei allen Raubzügen der Massai ist es daher in erster Reihe auf die Erbeutung von Vieh abgesehen, und jene Nachbargebiete, deren Bevölkerung von Viehzucht lebt und große Herden besitzt, werden von ihnen am häufigsten heimgesucht. Solch ein Raubzug wird stets sorgfältig vorbereitet. Nachdem man durch Abgesandte den obersten Zauberer, den Mbatian, befragt, und dieser den zum Aufbruch günstigsten Zeitpunkt bezeichnet hat, rüsten sich die Krieger zum Kampf. Sie ziehen sich in den Wald zurück und leben dort, während sie ihren Kriegsschmuck ordnen, nur von Fleisch. Sie bilden, wenn sie endlich aufbrechen, eine ziemlich schwerfällige Kolonne, da sie so viel Rinder mitführen, als sie unterwegs zu ihrer Nahrung brauchen, jedoch wenn der entscheidende Augenblick gekommen ist, befreien sie sich von allem unnützen Balast. Etwa eine Tagreise von dem Dorfe entfernt, das man überfallen will, wird Halt gemacht und ein Lager aufgeschlagen. Von dort werden einige Männer abgesandt, um auszukundschaften, wohin die Herden, auf welche man es abgesehen hat, auf die Weide getrieben werden, und wie man sich derselben am leichtesten bemächtigen könne. In der Nacht bricht dann die ganze Schar auf und verbirgt sich in der Nähe des Weideplatzes im Gebüsch, wenn sie nicht vorzieht, in der Nacht das Dorf selbst zu überfallen. Wenn am Morgen die Herden auf die Weide getrieben werden, brechen die Massai aus dem Hinterhalt hervor, und während ein Teil die Viehhüter angreift, sucht der andere so viel Vieh als möglich fortzutreiben. Meist finden die Massai keinen Widerstand, da ihre feigen Gegner schnell die Flucht ergreifen, und selten sind ihre Raubzüge mit Verlusten an Menschenleben verbunden. Nur solchen Stämmen gegenüber, welche wie z. B. die Waruvu mit Feuerwaffen versehen sind, verlieren die Massai bei Überfällen selbst mehr oder minder Tote und Verwundete. Die schlecht bewaffneten Eingeborenen können gewöhnlich ihren Angriff nicht aushalten, da die Massai in wütendem Ansturm über sie herfallen. Namentlich die jungen Krieger, welche imstande sind, einen wütenden Ochsen bei den Hörnern zu fassen und zu Boden zu werfen, zeichnen sich dabei durch ihre Tollkühnheit aus, weshalb jede ausziehende Schar von einigen alten Männern begleitet wird, welche bemüht sind, Unvorsichtigkeiten der jüngeren zu verhüten.

Obwohl die Karawanen, sagt Dr. Fischer, nun schon eine lange Reihe von Jahren das Massailand besuchen, hat sich doch — abgesehen von den unter den Massai wohnenden Wakuavi — nirgends ein freundschaftliches Verhältnis zu den Eingeborenen gebildet. Daran sind hauptsächlich die jungen Krieger schuld, in denen ihrer Tigernahrung entsprechend auch eine Tigernatur wohnt. Stehlen können auch die älteren Leute nicht unterlassen, doch sie sind wenigstens bemüht, thätliche Streitigkeiten so viel wie möglich zu verhindern; nicht selten wurde auch von ihnen gestohlenes Gut wieder zurückgebracht. Ein häßlicher Zug im Charakter der Massai ist der große Geiz. Auch der ärmlichste Negerstamm in Ost-Afrika bringt, nachdem er Tribut erhalten, ein Gegengeschenk, und wenn es nur in etwas Mais und Bananen besteht. Die Massai, welche fast tagtäglich Tribut einheimsten, gaben niemals etwas, auch die Leibón, die häufig noch besondere Geschenke beanspruchten, gaben nicht einmal eine Ziege von den Hunderten, die sie besaßen — mit Ausnahme eines Mannes allerdings, des einzigen wohlwollenden Massai, der mir begegnet ist. Die Frauen sind dagegen sehr umgänglich und den Fremdlingen von großem Nutzen. Trotz ihres, wie wir gesehen haben, sie belastenden Schmuckes sind sie unermüdlich; sobald eine Karawane angekommen ist, schleppen sie Holz, Laubwerk und Gras herbei, wofür sie einige Perlen erhalten, holen oft Wasser für die ermüdeten Träger, ziehen dann zu ihrem Lager zurück und bringen Milch und Häute zum Kauf — mit letzteren baut sich der Träger im Massai Lande eine Hütte. Sie bleiben dann oft den ganzen Tag im Lager, scherzen und lachen mit den Trägern, und es kam auch wohl vor, daß einige, von der Dunkelheit überrascht, die Nacht im Lager zubrachten. Die Weiber hinterbringen sogar

den Fremdlingen feindliche Absichten der jungen Leute und sind in jeder Weise bemüht, Streitigkeiten zu schlichten. Sie haben auch, wenn man so sagen darf, eine internationale Stellung in dem Verkehr; sie können unangefochten nach Kikuju, nach Dschagga, nach Groß-Aruscha wandern, während die jungen Leute mit den Bewohnern dieser Gebiete in steter Fehde leben.

Für ein Vordringen nach den Seeen im Norden bilden die Massai das Haupthindernis, und wenn am Tana und Kilima-Ndscharo deutsche Stationen errichtet werden, dürften wir wohl bald von Streitigkeiten und Zusammenstößen mit den unruhigen Gesellen hören, die auch schon bis zu den englischen Missionen bei Mombas vorgedrungen sind und dort Leute niedergemetzelt und Vieh geraubt haben. Die kleine Heeresmacht, welche die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft zu schaffen beabsichtigt, dürfte hier am allereheften Gelegenheit finden, die Feuertaufe zu bestehen. Die auf zwei Reisen gesammelten Nachrichten über das Massai-Land sind bisher noch zu mangelhaft, um ein Urteil darüber zu gestatten, ob es später möglich sein wird, durch Unterstützung der im Massai-Land zerstreut lebenden, den Massai unterworfenen Stämme ein Gegengewicht gegen dieselben heranzuziehen. Außer den Wakuavi sind dort noch die Wandorobbo vorhanden, ein von der Jagd lebendes Nomadenvolk, das bei den Massai dieselbe Stellung einnimmt, wie die Waboni bei den Galla, von ihnen wie Sklaven behandelt wird, häufig gezwungen ist, ihr Vieh zu hüten, und dabei ein erbärmliches Leben führt, von den Abfällen sich nährend, welche die Massai verschmähen. Obwohl sie eine eigene Sprache sprechen, sind sie doch den Massai verwandt, aber von den kriegerischen Neigungen derselben findet man bei ihnen keine Spur; sie sind im Gegenteil ungemein furchtsam, und wenn sie mit Fremden irgend einen Handel abschließen, suchen sie dies so heimlich als möglich zu thun, damit kein Massai es bemerke und sie beraube.

Wichtiger als dieses herabgekommene Volk sind zwei andere, die auch noch im Massai-Land wohnen, ein nordwestlich vom Natron-See an der Westseite des Gebirgszuges Ngurumán ansässiger Wasegeju-Stamm, der das Sonjo genannte Gebiet bewohnt, und die Bevölkerung von Elmaraú, einem Landstrich östlich vom Ukerewe auf 2° südl. Br. Die Wasegeju sind während einer Hungersnot aus ihren alten Wohnsitzen an der Küste bei Tanga hierher ausgewandert, sind jedoch vollständig entnationalisiert, nur alte Leute haben noch an den Schläfen das Stammesabzeichen der Wasegeju, und der jüngere Nachwuchs kennt auch die Sprache seiner Eltern nicht mehr und spricht Massai. Die Bewohner von Elmaraú, gleich jenen von Sonjo ein ackerbautreibendes Volk, sind noch von keinem Reisenden besucht worden, aber die Karawanen, welche aus dem Innern Elfenbein holen, dringen bis zu ihnen vor. Sie sollen die einzigen Nachbaren der Massai sein, welche diesen gewachsen sind.

Das ganze weite Massai-Land mit seinen ausgebrannten Vulkanen und heißen Quellen ist eines der begehrenswertesten Gebiete des äquatorialen Afrika. Hohe, mit ewigem Schnee bedeckte Berge wechseln dort ab mit weiten Ebenen, auf prächtiges Weideland, auf welchem Zebras, Giraffen, Antilopen und Gazellen sich tummeln, wo aber auch Löwen und Hyänen auf Beute lauern, folgen ausgedehnte Waldungen, reich an Elefanten, und große Herden von Flußpferden beleben die Flüße und Seeen.

Der Kilima-Ndscharo gehört zu einer Reihe von Schneebergen, welche sich bis über den Äquator hinaus fortsetzt und ihn gleichsam als äußersten Vorposten nach Süden entsendet. Den nördlich vom Kilima-Ndscharo gelegenen Kenia hat schon Krapf gesehen, und nach ihm ist derselbe von Thomson und Dr. Fischer besucht worden. Die Wakamba nennen ihn Kenia, die Wakuavi haben ihm den Namen Orldonio ebor (der weiße Berg) gegeben. Von ihm her kommt der Tana, der jetzt die Nordgrenze des Gebietes der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft bildet. Auch der Kenia ist vulkanischen Ursprungs, auch er ist fast den ganzen Tag durch Wolken verhüllt, aus denen er nur am frühen Morgen und am Abend hervortritt, aber er hat keine Ähnlichkeit mit dem Kilima-Ndscharo.

„Ungleich dem Kilima-Ndjaro haben seine vulkanischen Kräfte den Brennpunkt ihrer Thätigkeit nicht verlegt, und darum steht er jetzt als ein einzelner Kegel da. Bis zu einer Höhe von 4600 m (2860 m über der Hochebene) ist der Böschungswinkel außerordentlich gering, zwischen 10 und 12 Grad, woraus ziemlich

deutlich hervorgeht, daß die ausgeworfenen Lavamassen in einem viel flüssigern Zustande gewesen sein müssen, als die des Kilima Ndscharo. Der Böschungswinkel des letztern ist viel größer und deutet an, daß die Auswurfsmassen viel zäher waren, und deshalb nicht so weit von der Mündung des Kraters wegflossen. In einer Höhe von über 4600 m erhebt sich der Berg plötzlich unter einem starken Neigungswinkel zu einer zuckerhutartigen Spitze, welche seiner Höhe noch 1040 m zufügt. Am Fuße dieser Spitze bemerkt man zwei kleine Auswüchse, und in einiger Entfernung nach Norden erhebt sich ein dickerer Höcker. Diese Spitze stellt, wie auch beim Kimawensi, ohne Zweifel diejenige Lavasäule vor, welche das vulkanische Leben des Berges abschloß, indem sie den unruhigen Geistern des Erdinnern den Weg verlegte und denselben wie mit einem Pfropfen verschloß. Der Krater ist dann allmählich weggewaschen, da er ohne Zweifel aus loser Asche und Lavaschichten bestand, und jetzt ragt der Kern allein heraus, eine passende Spitze für die majestätische Masse unter ihr. Wie beim Kilima-Ndscharo, so hat auch hier die Natur für sein greises Haupt eine Krone ewigen Schnees

Landschaft in Unijamwesi.

geschaffen, dessen kühler ruhiger Schein einen wunderbaren Gegensatz und zugleich einen seltsamen Abschluß für die feurige Geschichte des Berges bildet. Die Seitenwände dieser obern Spitze sind oft jäh und steil, daß an vielen Stellen der Schnee nicht liegen bleiben kann und deshalb die Felsen hier und da als schwarze Flecken auf dem weißen Mantel erscheinen. Daher stammt sein Name bei den Massai, Doenje-Egere (der gefleckte oder graue Berg). Der Schnee bedeckt die ganze obere Spitze und dehnt sich noch eine Strecke weit nach allen Seiten hin aus, indem er die höckerige Masse im Norden auch noch erreicht und umschließt. Die Spitze gleicht höchst auffällig einem ungeheuern weißen Krystall oder Stalagmit, der auf ein rußartiges schwarzes Postament gestellt ist, welches sich allmählich zu dem dunkeln Smaragdgrün der Waldregion um den Fuß des Berges herabsenkt. An der Westseite wohnen keine Menschen außer den Wandorobbo, welche nahe am Fuß des Berges leben und seine pfadlosen Wälder auf der Jagd nach Elefanten und Büffeln durchstreifen, von deren Fleisch sie hauptsächlich leben, während sie durch den Verkauf des Elfenbeins die Perlen und den Eisendraht

gewinnen, deren sie zu ihrem Schmuck bedürfen. Auf dem südlichen Abhange des Berges wohnen die Wakikuju; die Bewohner der Osthälfte, die Wadaischo, sind eine sehr schwierige und gefährliche Rasse, wenn man mit ihnen in ihren unendlichen Wäldern zu thun bekommt — die schlimmsten Charakterzüge der Wakikuju haben sich bei ihnen noch weiter entwickelt. Im Norden des Kenia streicht eine niedrige Bergkette in nördlicher Richtung, ist aber von ihm durch den Guaso-Ndschiro getrennt. Diese Bergkette ist bekannt unter dem Namen Doenje-Endika, welcher Name in freier Übersetzung soviel als der „Zopfberg" bedeutet, in Anspielung auf die Weise, wie er sich nach Art des aufgebundenen Haares der Massai-Krieger vom Kenia aus erstreckt. Sehr wenig Bäche und noch dazu kleinster Größe entspringen auf dem östlichen und nördlichen Abhang, während merkwürdigerweise eine sehr große Menge den südlichen Abhang hinunterfließt und ganz bedeutend zu der Größe des Kilalumi oder Tana-Flusses beiträgt, welcher nahe am Rande des den Naiwascha-See beherrschenden Hochlandes von Kikuju entspringt. In diesem bemerkenswerten Zuge wiederholen sich also die Verhältnisse des Kilima-Ndscharo.

Ausführlichere Nachrichten über das Gebiet nördlich vom Kilima-Ndscharo erlangten wir zunächst durch den Missionär Wakefield. Er hatte dasselbe zwar nicht bereist, aber der Karawanenreisende Sadi ben Ahedi, dessen Mitteilungen er zusammenstellte, war ein verläßlicher Mann. Durch ihn erfuhr man, daß aus weiten Ebenen, welche sich hinter dem Kilima-Ndscharo und Kenia ausbreiten, eine Menge Kegelberge emporsteige, die unter einander in keinem Zusammenhange stehen. Westlich von dem 4350 Meter hohen Kegelberge Maeru, den eine etwa 15 Meilen breite Ebene vom Kilima-Ndscharo scheidet, und der die Schneegrenze nicht erreicht, erhebe sich der Dönje Engai, der noch höher sei als der Kilima-Ndscharo, und gleich diesem mit ewigen Schnee und Eis bedeckt. Schon der deutsche Missionär Ehrhardt hatte Nachrichten von diesem Berge erhalten. Nördlich vom Maeru erhebe sich dann ein an Masse ihm nicht viel nachstehender Kegelberg, der Dönje Erok (der schwarze Berg), der niedriger als der Maeru, aber doch noch höher als der Kilima-Ndscharo sei, in seinen unteren Teilen, in deren Wäldern viele Elefanten hausen, von den wilden Wandorobbo bewohnt. Die Karawanenstraße ziehe sich längs des Randes eines nach Süden sich erstreckenden Plateaus, welches bis Usagara reiche, an dem Kegelberg Dönje Engai vorbei nach Norden, durch das Gebiet der von Viehzucht lebenden Wakuavi nach Nguruman in die Nähe des Sees Naiwascha, und wende sich dann nach Westen zu Stämmen, welche Ackerbau treiben.

Auf der Rückreise kam auch Dr. Fischer zum Maeru-Berge. Das Wetter war für Beobachtungen ungünstig, denn es regnete ununterbrochen, und der graue Schleier, der den Berg umgab, lüftete sich auch zu Mittag nicht, als die Sonne endlich für kurze Zeit durchdrang. Während eines zehntägigen Aufenthaltes wurde die Spitze des Berges nur einmal gegen Abend sichtbar. Im Südwesten umsäumt den Fuß des Berges waldiges Land, in welchem Akazienbäume, Tamarinden und Sykomoren vorkommen, und in dem sehr wildreichen Walde liegen viele große Grasplätze. Die Massai nennen diesen Teil des Berges Gigooine, die Wakuavi dagegen Arusha. Hier in Groß-Aruscha sind die Wakuavi nicht so von den Massai abhängig, wie in Klein-Aruscha. Sie haben sich in der jüngsten Zeit von denselben unabhängig gemacht und sind so erstarkt, daß sie den Massai getrost die Spitze bieten können. Obwohl die Massai die Wakuavi von Groß-Aruscha tötlich hassen, so wagt sich doch keiner in ihr Gebiet, denn sie haben durch ihren Sklavenhandel mit den Muhammedanern Feuerwaffen erlangt, welche sie für die Massai zu furchtbaren Gegnern machen. Die Wakuavi vom Maeruberge sind übrigens nicht viel besser als die Massai, denen sie nicht bloß durch die gleiche Abstammung, sondern auch durch die gleichen Sitten und Einrichtungen nahe stehen. Auch sie unternehmen Raubzüge, um Vieh und Menschen zu erbeuten, welche letzteren sofort den Muhammedanern als Sklaven verkauft werden — ein kräftiger Mann für 1 Gewehr, Pulverhorn, Kugeltasche und etwas Munition im Gesamtwerte von 6 Dollars, während der Sklave an der Küste mindestens 40 Dollars wert ist. Gegen Fremde sind jedoch die Wamaeru, wie sie von den Küstenbewohnern genannt werden, freundlicher als die eigentlichen Massai.

Nordöstlich vom Maeru liegt wieder ein großer Vulkan, der Dönje Ngai „Gottesberg", der sich unvermittelt aus der Ebene erhebt und etwa 1000 Meter über das ihn umgebende Land emporragt (siehe Seite 144). Außer einigen Mimosensträuchern, die sich an seinem Fuße befinden, scheint keine Vegetation auf dem Berge vorhanden zu sein; ein grünlicher Schimmer auf dem südlichen und südwestlichen Teil der Spitze läßt vermuten, daß derselbe mit Moos bewachsen ist. Das Land am Fuße des Vulkans ist öd und trocken, stellenweise kahl. Große Felsblöcke liegen in der Ebene und auch in dem an seinem Fuße sich ausbreitenden Salzsumpf, aus dem sie wie Korallenfelsen hervorragen. Der Vulkan selbst ist pyramidenförmig, und der an seiner Nordseite befindliche Krater „zeigt von Norden gesehen zwei wie kleine, spitze Dreiecke sich ausnehmende seitliche Begrenzungen, die von den Küstenbewohnern „Pembe" (Hörner) genannt werden." Der Vulkan hat seine Thätigkeit noch nicht eingestellt, denn sein letzter Ausbruch soll im Dezember 1880 stattgefunden haben und dürfte mit dem Erdstoß im Zusammenhang stehen, den man damals in Sansibar verspürte.

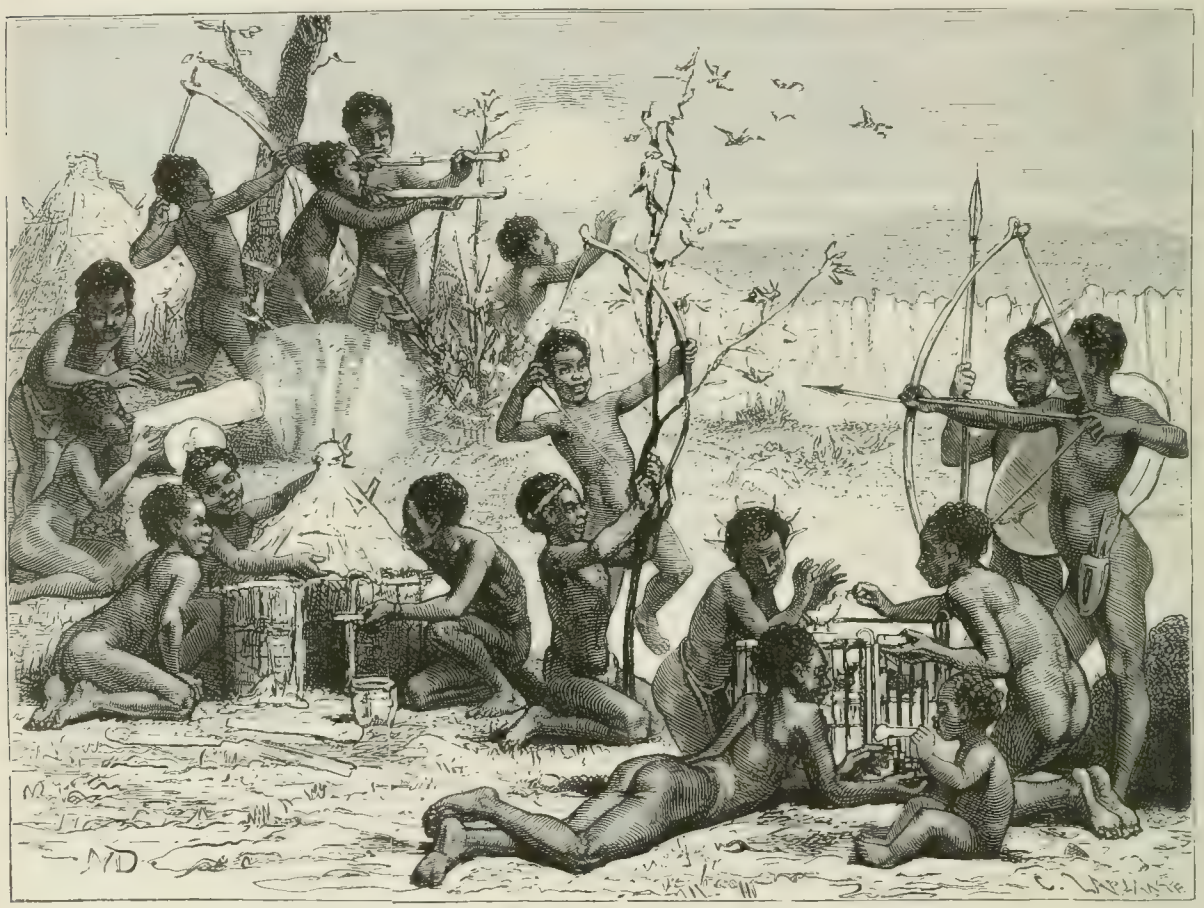
Der äußerste von Dr. Fischer erreichte Punkt war das Nordende des Naiwascha-Sees. Dieser See, welcher etwa einhalbmal so groß ist wie der Züricher See, und 1850 Meter über dem Meeresspiegel in einer kesselartigen Vertiefung liegt, hat keinen Ausfluß. Das nördliche Ufer ist dicht mit Schilfgras und mit Papyrusgebüschen bewachsen, welche letzteren auch das westliche Ufer bedecken. Hier und da sieht man Akazienwäldchen. Im See wimmelt es von Flußpferden, und an den durchfeuchteten Uferrändern von ägyptischen Gänsen, aber Krokodile sollen in dem See nicht vorkommen. Blutegel sind so massenhaft vorhanden, daß die Leute der Expedition sich scheuten, ins Wasser zu gehen und mit Netzen zu fischen. In der Mitte des Sees schienen drei kleine Inseln zu liegen, die jedoch vielleicht bloß Papyrusbeete über einer seichten Stelle sind. Die Temperatur des Wassers betrug bei Sonnenaufgang 17½° C., und es hatte einen süßen, angenehmen Geschmack, was vermuten läßt, daß der See später entstanden ist, als die vulkanischen Kegel an seinem Südende. Er wird von Norden her durch den Guaso-Giligili und dem Murnadat gespeist, welche sehr viel Schlamm mit sich führen.[60])

Weiter als Dr. Fischer gelangte Thomson, der auch noch am Kenia vorbei zum Baringo-See vordrang, den er als die herrlichste Seenlandschaft schildert, welche er in Afrika kennen gelernt. Weder der Nyassa, noch der Tanganjika, noch der Leopold-See könne sich mit ihm an Schönheit messen.

„Man stelle sich eine Mulde oder Bodensenkung von etwa 1200 Meter Meereshöhe und 30 Kilometer Breite vor, an deren beiden Seiten zwei Bergwände in sehr großer Steilheit zu einer Höhe von 2700 Meter aufragen. In der Mitte dieser Bodensenkung liegt eine funkelnde Wasserfläche, strahlend gleich einem Spiegel in den kräftigen Strahlen der tropischen Sonne. Fast in ihrer Mitte erhebt sich eine malerische Insel, umgeben von vier kleineren Inseln — gleich einer Gruppe von natürlichen Smaragden in einer glitzernden Schale polierten Silbers. Um den unregelmäßig geformten See blickt ein Streifen blassen Grüns hervor, welches ein morastiges Ufer verrät, und in dem äußern, sich zu den Bergen erhebenden Kreise hebt

[60]) In einer Nordsüd streichenden Bodenmulde lag lachend der mit Inseln besäete, von Papyrus umgürtete See, begrenzt im Süden von den schmalen kesselförmigen Spitzen von Lolbitat und dem Kraterberg Longonot, auf dessen Ostseite ein niedlicher Nebenkrater von den vollkommensten Verhältnissen sich abhob. Im Norden des Sees lag eine blaßgrüne Ebene, dann folgte ein dunkler Strich buschigen Landes mit einigen unregelmäßigen Hügelketten, weiterhin eine seltsame Gruppe skeletartiger Bäume, abgestorben im Laufe der Jahrhunderte und das Gebiet der „Brennholzebene" Angata Elgek andeutend. Diese Ebene zeigte die deutlichsten Spuren, wie die vulkanischen Kräfte umgestaltend auf das Äußere der Oberfläche einwirken; zahlreiche Kegel waren hier und dort zu erblicken, aber das Seltsamste von allen waren die zahlreichen Spaltlinien, welche die Mulde von einem Absturz zum andern durchzogen und mit ihren hervorragenden Wällen den Festungswerken eines befestigten Platzes glichen. Einige Spalten liefen auch mitten durch zwei Bergkegel hindurch und zerklüfteten sie in eine sonderbare Gruppe von Mauern, Zinnen und gähnenden Schluchten. Jenseits der Brennholzebene schimmerten die schönen Seeen Elmeteita und Nakuro hervor, zu deren leuchtenden Gewässern die düsteren Wände der benachbarten Hochflächen einen bewundernswürdigen Gegensatz boten. In weiter Ferne konnte man die Berge von Kamasia unterscheiden; und ich sah nicht wenig scharf nach ihnen hinüber, sollte doch der geheimnisvolle Baringo See an ihrem Fuße liegen. Über dem östlichen Hochland — welches hier Leikipia heißt — sah man eine prächtige Bergkette hervorragen die umso großartiger aussah wegen der Wirkungen einer längs ihr hinpolternden Sturmwolke. — Thomson, Durch Massai-Land, Seite 302.

sich eine sehr dunkelgrüne Fläche ab, in welcher wir unsere alten Bekannten, die Akazienbäume mit ihren tischartig flachen Baumkronen erkennen. Der Eindruck der völlig eigenartigen Landschaft wird noch erhöht durch die vielen geraden Linien, welche wie Mauern und Winkelvorsprünge sie durchziehen. Alles verrät in beredtester Weise den feurigen Ursprung — denn überall sieht man zahlreiche Veränderungen des Erdreichs, sich unter rechten Winkeln kreuzende Spalten und andere charakteristische Züge, welche sicher nicht von Kräften auf der Oberfläche hergestellt sind, zumal sie alle so sehr neuen Ursprungs zu sein scheinen, daß sie von der Hand der Zeit verhältnismäßig noch gar nicht berührt sind, welche ja nichts mehr verabscheut, als alles, was einer geraden Linie ähnlich sieht. Solcherart ist der See und die Bodensenkung. Werfen wir unsere Blicke



Kinderspiele in Unijanjembe.

weiter ins Land, so sehen wir, daß die Berge an der andern Seite dieser Mulde wirklich wie eine schmale Mauer aussehen, die einem cyklopischen Erdwerke gleicht und im spitzen Winkel aus der Böschung der Landschaft Ma-u hervortritt, welche ja das eigentliche Gegenstück der Wand bildet, von welcher wir die Landschaft ansehen. Die Ma-u-Böschung streckt sich weiter nördlich unter dem Namen Elgejo und bildet eine zweite Linie von kolossalen Erdwerken hinter Kamisia — das ist der Name der vorliegenden ebengenannten Bergkette, — bis an einer gewissen Stelle sie sich einer großen Welle gleich, welche bei Annäherung an den Strand immer höher wird, zu einer hohen Bergkette erhebt, welche rechtwinkelig gegen die Böschung vortritt. Diese hohe Bergkette heißt Maragwet und Dschibscharagnani. Die schmale Mulde, in welcher der See liegt, erweitert sich beträchtlich nach Norden, obgleich etwas weiterhin eine malerische Bergkette, die Suk-Berge, fast

Markt in Udschidschi.

unter rechtem Winkel quer durch die Mulde hindurchsetzt und sie ganz abzuschließen scheint. An verschiedenen Stellen im Norden des Sees treten eine Menge weniger hervorragender Hügel auf, während am fernen Horizont darüber hinaus verschiedene isolierte Massen sich erheben, welche die Namen Turkan (Elgumi), Njiro und Lorian führen sollen."

Nördlich und östlich vom Baringo-See weisen heute die Karten noch weiße Stellen auf, denn keines Europäers Fuß hat bisher jene Gegenden betreten, aber westlich vom Baringo liegt wieder bekanntes Gebiet, der große Ukerewe-See mit seinen dicht bevölkerten Uferlandschaften. Dort ist endlich die Lösung der großen Frage gefunden worden, die so lange alle Geographen beschäftigt hat: die Frage nach den Quellen des Nils. Die griechischen Geographen wußten, wie wir jetzt beurteilen können, über diese Gegenden mehr als uns vor den Reisen Grants, Spekes und Bakers bekannt war. Schon vor den Tagen des Ptolemäus waren Versuche unternommen worden, Nil aufwärts in das unbekannte Innere zu dringen und die Quellen des Stromes zu erforschen. Eine Expedition, welche Kaiser Nero ausgesandt hatte, kam bis 9° nördl. Br., zu dem jetzigen See No. Diese mit Papyrusinseln übersäete Erweiterung des Stromes hielten die ausgesandten zwei Centurionen für undurchdringlich und berichteten bei ihrer Heimkehr, daß sie zu ungeheuren Sümpfen gelangt seien, deren Ausdehnung den Eingeborenen unbekannt war, und auf denen der dichte Pflanzenwuchs die Schiffahrt unmöglich mache. Weiter sind die Araber gedrungen, die schon im 1. Jahrhundert n. Chr. sowohl die Ostküste bis zum Kap Delgado als auch den Weißen Nil befuhren, und sie sind wohl auch schon zu den großen Nilseeen gelangt, zwischen welche im 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung Ptolemäus das Mondgebirge verlegte. Mit den Quellen des Nils, schreibt er, hat es folgende Bewandnis. Aus dem großen Mondgebirge strömen 8 Gewässer, 4 aus dem östlichen und 4 aus dem westlichen Teile. Der Reihenfolge nach von Westen nach Osten ist das erste Gewässer der Cherbalas, das zweite der Chemset. Beide vereinigen sich bei der Stadt Metis und fließen weiter. Der dritte heißt Chiagonos, der vierte Chanbalas. Diese vier münden in einen See, welchen man den See der Wasserfälle nennt. Die anderen vier Flüsse folgen in nachstehender Ordnung: Der erste, der durch das Land der Zwerge fließt, hat keinen Namen, ebenso wenig der zweite; beide vereinigen sich und bilden fortan einen Strom. Auch der dritte hat keinen Namen, nur der vierte, der Charalas genannt wird. Alle vier ergießen sich in ein Becken, welches man den Krokodil-See nennt. Aus dem See der Wasserfälle fließen zwei Ströme ab, welche sich bei den Städten Singos und Alba vereinigen. Diese zwei und die, welche sich bei Chaza vereinigen, bilden durch ihren Zusammenfluß den großen Strom im Lande der Elefantenesser. Zwischen beiden erstreckt sich das Zimmtland und das Land der Zwerge. Weiter abwärts durchströmt der große Fluß das Land der Champseniden, wo er den aus dem Chole abfließenden Astapus aufnimmt.

Auf dem Rückwege vom Tanganjika beschlossen Burton und Speke, ihrer großen Entdeckung wenn möglich noch eine zweite hinzuzufügen. Ein alter Scheich hatte ihnen bereits an der Küste den Rat gegeben, wenn es ihnen gelänge, Seeen zu erreichen, sich nicht beim Tanganjika aufzuhalten, sondern zu trachten, den Ukerewe zu erreichen, der viel größer sei als jener. Der Ukerewe wurde nun das nächste Ziel der beiden kühnen Reisenden.

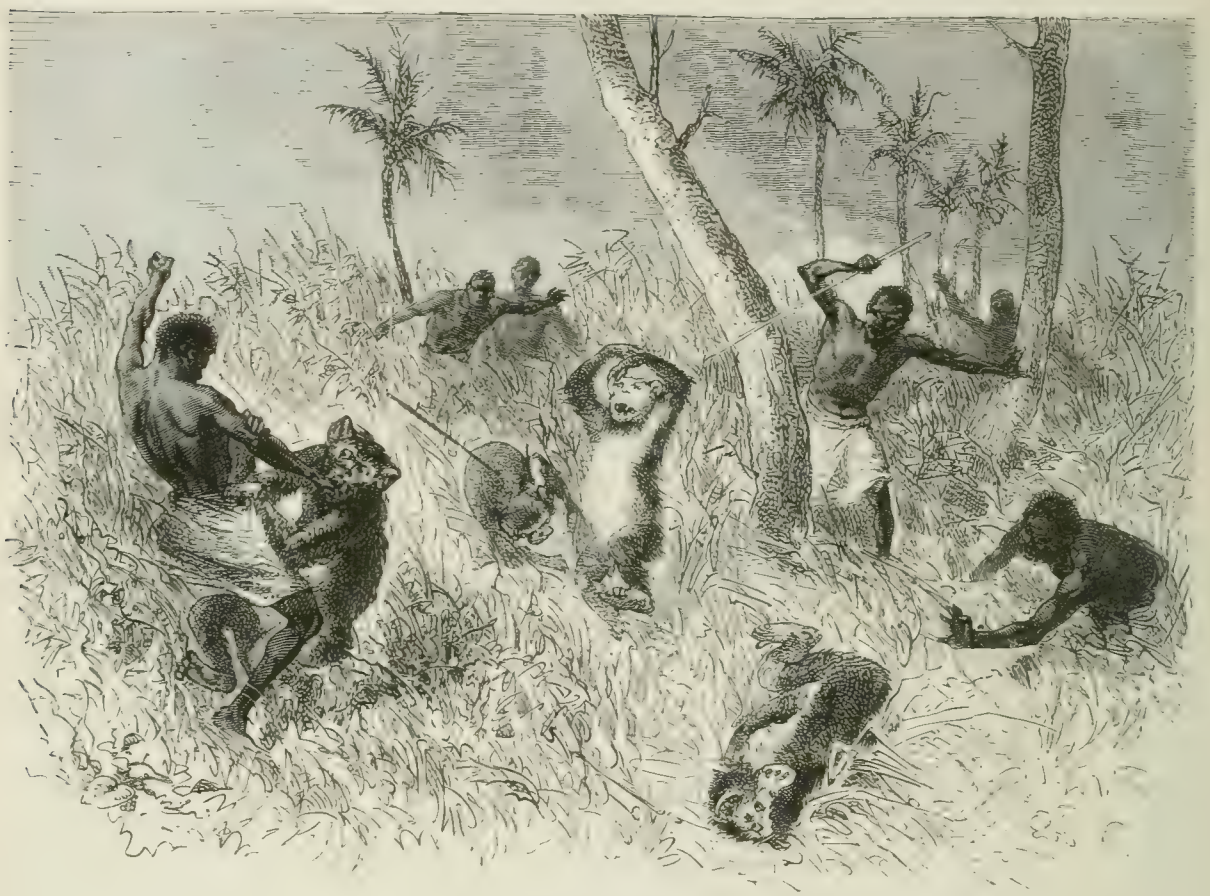
Der Norden von Unijamwesi, durch das man zunächst zog, ist eine große Ebene, welche hier und da mit welligem Hügelland abwechselt, in welchem die Hügel sich gleich den Wellen des Ozeans auf ihrem Kamm zu brechen scheinen. Ein graubrauner Sand bedeckt den Boden, aus welchem Buschwerk und niedrige Bäume hervorsprießen. Palmen, die man an einzelnen Stellen trifft, deuten an, daß in geringer Tiefe Wasser vorhanden sei muß, wie denn auch an Brunnen nirgends Mangel ist. Flüße trifft man dagegen im ganzen Norden von Unijamwesi nicht, woraus Speke schloß, daß keine großen Gebirge in der Nähe seien. Auf der Ebenen weideten große Herden Hornvieh, und die Baumwollstaude war überall vorhanden und gut entwickelt, sodaß es offenbar mit geringer Mühe möglich war, große Kulturen ins Leben zu rufen. Die Bevölkerungen kamen Speke überall freundlich entgegen und er stieß nirgends auf Hindernisse, außer daß er dann und wann

von seinem Wege ablenken mußte, um der Einladung eines Fürsten oder einer Fürstin Folge zu leisten, die ihn zu sehen wünschten. Bei solchen Besuchen mußten stets Geschenke gegeben werden, aber sie wurden reichlich erwidert, und die Gegengeschenke bestanden meist aus Schlachtvieh, welches der Karawane hoch willkommen war. Da bei den Wamanda Unruhen ausgebrochen waren, wandte sich Speke weiter westwärts nach Uumba und gelangte durch immer öder werdendes Land, in welchem man viele Elefanten, Giraffen und Hartebeeste traf, nach Ukwimba, wo er auf ein von Osten kommendes Gewässer stieß, welches er überschritt und an seinem rechten Ufer weiter zog. Dasselbe war dicht bevölkert; die Eingeborenen trieben Ackerbau und Viehzucht, waren aber auch sehr geschickt in Verarbeitung des in ihrem Lande reichlich im Sandstein vorkommenden Eisens, aus welchem sie Waffen und allerhand Werkzeuge verfertigten. Dem Flusse, der nun nach Norden floß, folgend, erreichte Speke einen Höhenzug, von dem aus er am 5. August 1858 endlich die hellblaue Fläche des ersehnten Sees zu seinen Füßen erblickte.

In dem Dorfe am Ufer des Sees, in welchem Speke sein Lager aufschlug, hielt sich ein Araber namens Mansor ben Salim auf. Von diesem und von einem Eingeborenen, der weit in der Umgegend herum gekommen war, erhielt Speke nähere Auskunft über den See. Die Beiden berichteten, daß noch niemand an das Ende des Sees gelangt sei, der sich weithin nach Norden bis an das Ende der Welt erstrecke. Die zwei großen Inseln, welche gegen Norden etwa 5 Meilen vom Ufer entfernt lagen, Kerewe und Mzita, sollten durch schmale Landzungen mit dem Ufer in Verbindung stehen und nur zur Regenzeit durch das steigende Wasser von ihm getrennt und zu wirklichen Inseln werden. Gern hätte Speke die Inseln besucht und auch eine Fahrt um den See unternommen, aber Fahrzeuge waren nicht vorhanden, und da überdies Sultan Mohaja, dessen Gast er war, mit dem Herrscher der Insel Kerewe in Feindschaft lebte, mußte er diesen Plan aufgeben. Am 6. August trat er den Rückmarsch an und erreichte bereits am 25. desselben Monats Kaze, von wo er nach der Küste aufbrach.

Die Annahme Spekes, daß aus dem von ihm entdeckten See der Nil abfließe, stieß auf vielseitigen Widerspruch, und auch sein früherer Reisegefährte Burton bekämpfte dieselbe. Um die interessante Frage einer endgiltigen Lösung zuzuführen, forderte die Königliche Geographische Gesellschaft in London Speke auf, eine neue Expedition nach dem See zu unternehmen, und stellte ihm die Mittel zu derselben zur Verfügung. Von Kapitän Grant begleitet, brach Speke am 2. Oktober 1860 von Ugeni bei Bagomoyo mit einer Karawane von 100 Trägern und einer Eskorte Sultansoldaten nach dem Innern auf, durchzog Usaramo längs des Kingani, überstieg auf einem bisher von Europäern noch nicht verfolgten Wege das Usagaragebirge und erreichte durch Ugogo am 24. Januar 1861 Kaze im Mondlande, von wo auch seine erste Expedition nach dem Ukerewe aufgebrochen war. Nun begannen die Schwierigkeiten. Die Karawane war schon sehr zusammengeschmolzen, da sowohl die Träger als die Soldaten massenhaft entlaufen waren, viele Lasttiere waren gefallen, der weitaus größere Teil der Waren und Ausrüstungsgegenstände unterwegs gestohlen worden, und mit Mühe und Not vervollständigten Speke und Grant in Kaze ihre Karawane nach zwei Monate langem Aufenthalt durch einige Leute des Arabers Musa, da die Eingeborenen der Umgegend sich als Träger nicht wollten anwerben lassen. Die Araber von Kaze hatten vor kurzem mit den Wagogo und Wasumba Kämpfe zu bestehen, in denen sie schwere Niederlagen erlitten, und da der Friede noch nicht hergestellt war, hatte niemand Lust zu einem Zuge nach dem Norden. Speke hoffte, unterwegs Träger zu finden, und brach mit den ungenügenden, ihm zur Verfügung stehenden Kräften auf. Er gelangte zwar durch Ukumbi nach Mininga, da er aber auch dort keine Träger anzuwerben vermochte, die Schwierigkeiten sich stets mehrten, Grant überdies erkrankte und die Verbindung mit Sansibar durch die Unruhen unterbrochen war, kehrte Speke, seinen Begleiter in Mininga zurücklassend, nach Kaze zurück, um dort die Vervollständigung der Karawane zu betreiben. Erst Mitte Mai traf er wieder in Mininga ein, und nun ging es, da Grant inzwischen genesen war, mit frischen Trägern weiter nach Ukuni, im äußersten Norden des Mondlandes. An der Grenze desselben erkrankte Grant abermals und mußte mit einem Diener Spekes zurückgelassen werden, doch stieß er anfangs Oktober wieder zu der Karawane,

welche nur sehr langsam vorwärts kam, da in dem Uzinzagebiet, das in eine Menge kleiner Dorffürstentümer zersplittert war, die Befriedigung der Habsucht all der kleinen Potentaten den Marsch verzögerte. Speke sah sich nicht nur gezwungen, überall für die Erlaubnis zum Durchzug einen hohen Tribut zu entrichten, sondern er mußte auch den Einladungen folgen, welche abseits von seiner Straße wohnende Häuptlinge an ihn ergehen ließen, die ihn dann in der unverschämtesten Weise ausplünderten. In Usui, dem nördlichsten Teil von Uzinza, wurden Speke und Grant sogar lange Zeit durch den Häuptling Suwarora festgehalten und erlangten erst Mitte November nach Entrichtung eines großen Tributs die Erlaubnis zum Weitermarsch nach Karagwe.



Jagd auf Soko-Affen.

Je weiter man nun kam, desto herrlicher wurde die Landschaft. Die Wasserscheide zwischen dem Tanganjika und Ukerewe war überschritten, die Gewässer, über welche die Karawane zog, flossen sämtlich nach Norden, und reicher Pflanzenwuchs umsäumte ihre Ufer. Zwei Tagmärsche hinter Suwaroras Dorf wurde ein großer Wald erreicht, Wasserfälle stürzten schäumend über Felsen herab, und als man in das Urigithal kam, welches das Wazinzagebiet von Karagwe scheidet, war man überrascht von der Unmasse von Wild aller Art — Antilopen, Hartebeeste, Zebras, Giraffen, Nashorne und zahlreiche Vögelarten — die man dort traf. In der Ferne waren schon früher die bewaldeten Höhen von Karagwe sichtbar geworden, während man gegen Norden eine Reihe Bergkegel sah, welche vulkanische Formationen zu sein schienen.

Am 25. November wurde die Residenz Rumanikas, des Herrschers von Karagwe erreicht, die an einem See lag, welchen die Reisenden wegen seiner Ähnlichkeit mit einer Gegend ihrer Heimat der Kleine

Livingstone und Stanley auf dem Tanganjika.

Windermere benannten. Das Land Karagwe, welches etwa 120 bis 170 □ Meilen groß sein dürfte, ist reich an Seen. Es ist ein ungemein hügeliges Land, durchschnittlich etwa 1370 Meter über dem Meere gelegen, das Klima sehr mild. Grant, der hier wieder erkrankte und zurückgelassen werden mußte, hatte reichlich Gelegenheit, Beobachtungen über Klima und Witterungsverhältnisse anzustellen. Regenschauer brachte fast jeder Tag, und von Mitte März bis Mitte April war der Regenfall am stärksten. Fröste kommen nie vor, aber auch in der heißesten Jahreszeit, im Dezember, wies das Thermometer nie mehr als 22° R. im Schatten. Sein Klima läßt das Land für den Anbau von Kaffee und Thee vortrefflich geeignet erscheinen; wilder Wein und wilde Dattelbäume sind in Menge vorhanden.

König Rumanika erwies sich als freundlicher, gefälliger Wirt, namentlich dem erkrankten Grant gegenüber, der sich während seines langen Aufenthaltes in seiner Residenz über nichts zu beschweren hatte. Diese Residenz bestand aus 40 bis 50 Hütten, welche riesigen Bienenkörben glichen. Sie bestanden aus mit Gras überdecktem Rohr, und ein Erdwall, auf welchem sich eine dichte Euphorbienhecke erhob, umgab das ganze Dorf, in welchem Rumanika mit seinen 5 Frauen und seinen Kindern, nebst einer Herde von etwa 400 Kühen und Kälbern sich aufhielt. Speke blieb auch bis Mitte Januar bei Rumanika, da er auf einen Boten von König Mtesa von Uganda warten mußte, der die Anzeige überbringen sollte, daß ihm der Eintritt in das Reich Uganda gestattet sei. Als der Bote endlich am 10. Januar mit der erwarteten Einladung des Königs eintraf, brach Speke alsbald auf und erreichte schon am 18. Februar die in der Provinz Bandawarogo gelegene Residenz König Mtesas.

Gleich nach Spekes Ankunft kam es zu einem Konflikt, dessen Ursache seltsamerweise hier mitten in Afrika nichts geringeres als — ein Etikettenstreit war. Speke sollte am Morgen vom König empfangen werden und hatte sich rechtzeitig im Vorhofe eingefunden, aber gleichzeitig war ein Abgesandter Suwaroros, welcher Tribut überbrachte, eingetroffen, und da dieser früher empfangen werden sollte, zog sich Speke, der nicht Lust hatte, länger in der Sonnenhitze zu warten, in sein Lager zurück. König Mtesa sandte ihm zwar sofort seine Pagen nach, um ihn zur Umkehr zu bewegen, aber Speke spielte nun den Beleidigten, und folgte der Einladung erst, nachdem er ruhig Kaffee getrunken und eine Pfeife geraucht hatte. In den Unterhandlungen mit den Abgesandten des Königs war ihm auch zugestanden worden, daß er seinen Stuhl mitbringen dürfe. Durch solch entschiedenes Auftreten hatte er sich gleich von vornherein dem König gegenüber eine Stellung gesichert, die weit verschieden war von jener der Araber, welche der Handel hierher führte: nicht als Untergebener, sondern als Gleichberechtigter erschien er vor Mtesa, und dieser ließ es deshalb beim Empfang an Pomp nicht fehlen, um dem Fremdling, der wie ein König behandelt sein wollte, seine Macht zu zeigen. Er saß auf einem aus Rohr geflochtenen, mit Gras ausgestopftem Korb, über den eine rote Wolldecke gebreitet war, neben ihm befanden sich eine Frau, ein weißer Hund, Schild und Speer und das Wappen von Uganda. Der König, ein noch junger Mann von etwa 25 Jahren, eine schlanke stattliche Erscheinung, war sorgfältig gekleidet. Er trug ein neues Mbugu (langes Hemd), sein Haar war wie ein Hahnenkamm frisiert, und eine Menge Ringe und Ketten schmückten Hals und Arme. Ein Stunde lang saßen sich Speke und der König stumm gegenüber, da kein Dolmetsch den letztern unaufgefordert anzureden wagte, Mtesa aber kein Wort sprach. Endlich ließ er den Besucher fragen, ob er ihn nun genug gesehen habe, und als die Frage bejaht wurde, zog er sich springend zurück, denn diese eigentümliche Gangart, durch welche der Sprung des Löwen nachgeahmt werden soll, war in Uganda unzertrennlich von der Würde eines Königs, der nicht gehen durfte wie seine Unterthanen. So endete die erste Audienz eines Europäers bei dem interessantesten und intelligentesten Negerfürsten Afrikas, der später noch sowohl in der Geschichte der Entdeckungsreisen als in jener der Zivilisierung Afrikas eine so wichtige Rolle spielen sollte.[61])

[61]) J. H. Speke, Die Entdeckung der Nilquellen. Reisetagebuch. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Stanley hat eine Geschichte von Uganda zusammengestellt, welche auf den bis ins 15. oder 14. Jahrhundert zurückreichenden Überlieferungen der Eingeborenen beruht und mit der von Norden her erfolgten Einwanderung Kintus, des Gründers von Uganda beginnt. Genauer und glaubwürdiger als die legendenhafte ältere Geschichte von Uganda ist der Bericht über die Regierung des Vaters und Vorgängers Mteſas. Suna II. war ungefähr 16 Jahre alt, als er seinem Vater Kamanya in der Regierung folgte, und er hatte den Thron 24 Jahre lang inne. Sein Sohn gelangte allem Anschein nach im Jahre 1860 zur Regierung, die er bis 1884 geführt hat. Suna II. war ein tapferer Krieger, aber auch ein grausamer Despot, und es wird von ihm erzählt, daß er oft seine Unterthanen zu Hunderten hinrichten ließ, so z. B. einmal 800 Menschen an einem Tage, und daß außerdem noch eine Menge schrecklicher und grausamer Strafen damals üblich waren. Blutige Greuelthaten kennzeichnen auch die Kriege gegen die Nachbarvölker, welche er sich unterwarf. Nach seinem Tode wurde sein Sohn Kadschumba von den Häuptlingen, welche ihn wegen seiner Neigung zu Gewaltthätigkeiten fürchteten, abgesetzt und an seiner Stelle der „sanftmütige, großäugige Knabe Mteſa“ zum Kaiser von Uganda ausgerufen. Kaum hatte aber derselbe die Macht in Händen, so zeigte er sich als ebenso blutdürstig und grausam wie sein Vater. Er ließ alle seine Brüder töten und dann auch die Häuptlinge hinrichten, denen er die Erhebung auf den Thron verdankte, und jeder, der sein Mißfallen erweckte, büßte dafür mit dem Leben.[64])

Als Speke in Uganda weilte, war Mteſa noch ein grausamer Tyrann, aber bald darauf vollzog sich eine große Wandlung in seinem ganzen Wesen. Der Araber Muley bin Salim bekehrte ihn zum Islam, und er wurde nun ein eifriger Muhammedaner, „enthielt sich des starken, einheimischen Bieres, welches sein Blut in Wallung zu bringen pflegte, und entsagte der von seinen Ahnen angestammten Neigung zum Blutvergießen.“

Alle Reisenden, welche Mteſa nach dieser Umwandlung gesehen und kennen gelernt haben, sprechen mit Begeisterung von ihm und seinem Wirken. Er war in der That ein Bahnbrecher europäischer Kultur in Afrika. Siegreiche Feldzüge hatten sein Reich weit ausgedehnt, aber sein Streben war nicht bloß auf Vermehrung seiner Macht gerichtet, sondern ihn erfüllte das Verlangen, mit Europa in engere Verbindung zu treten. Europäische Reisende fanden an seinem Hofe die freundlichste Aufnahme, und er sandte selbst Gesandtschaften an die Sultane Seyd Medschid und Seyd Bargasch nach Sansibar und an den ägyptischen Pascha in Gondokoro. Europäer sollten sein Volk unterrichten, und um den Handel in zivilisiertere Bahnen zu leiten, wollte er Metallgeld in seinem Lande einführen.

Die Bevölkerung von Uganda, die dem Bantustamm angehört, ist auch viel bildungsfähiger als die reine Negerrasse. „Um den Bauer von Uganda in der Phantasie vor sich zu erblicken,“ sagt Stanley, „muß man aus seiner Vorstellung den betrunkenen und benebelten, schmutzigen Neger, welchen fette Weiber und eine Schaar dickbäuchiger Bälger umgiebt, verbannen. Er mag ja wohl lässig und träge sein, aber doch gewiß nicht so indolent, daß er sein eigenes Interesse sorglos außer Acht ließe, denn seine Gärten gedeihen, seine Pflanzungen knospen und auf seinen Feldern wogen die Ähren. Sein Häuschen ist eben erst gebaut und bedarf keiner Reparaturen, und die eingezäunten Höfe, die es umgeben, befinden sich alle in gutem Stande.“ In dem gut gehaltenen Garten vor dem Hause sind in großen Beeten süße Kartoffeln, Yams, grüne Erbsen, Schmink und Feldbohnen, Wicken und Liebesäpfel (solanum lycopersicum) angepflanzt, und eine Einfassung von Kaffeebäumen, Ricinus-, Maniok und Tabakpflanzen umgiebt den Garten, an welchen schmale Streifen Felder grenzen, auf denen Hirse, Sesam und Zuckerrohr wachsen. Hinter dem Hause breiten sich die Bananen und Pisangpflanzungen, die Korn- und Maisfelder aus, und weiterhin folgen große Flächen Grasland, auf denen die Herden vortreffliche Weide finden.

Von der spätern Macht des Uganda-Königs war, als Speke und der dort wieder zu ihm stoßende Grant an seinem Hofe weilten, noch keine Ahnung vorhanden. Sechs Meilen von Mteſas Residenz fanden

[64]) Stanley, durch den dunkeln Weltteil. 1. Band. Seite 375 u. f.

die Reisenden bereits völlig anarchische Zustände, und niemand kümmerte sich dort um den Herrscher von Uganda. Sie selbst hatten, um ihr Vordringen nach dem Norden zu ermöglichen, Mtesa bewogen, mit Kamrasi, dem König seines nördlichen Nachbarlandes Unioro, Frieden zu schließen. Speke wollte zum Nil vordringen, um die Frage zu entscheiden, ob derselbe aus dem Ukerewe ausfließe. Abermals allein, da Grant ihm nur langsam zu folgen vermochte, erreichte er nach 14tägigem Marsch bei Urondogani einen Strom, der etwa 600 bis 700 Schritte breit war, und den er für den Weißen Nil hielt, den sogenannten Karuma-Nil. Eine großartige tropische Vegetation schmückte die Ufer des Stromes, in dessen mit Klippen und Inseln bedecktem Wasser man große Scharen Hippopotamen und Krokodile bemerkte. Dem Strom an seinem linken Ufer aufwärts folgend, erreichte Speke am 28. Juli die Ripon-Fälle, den Austritt des Nils aus dem Ukerewe. Er fand sich dort inbezug auf die Großartigkeit der Landschaft in seinen Erwartungen getäuscht, denn es war kein imposanter Wasserfall vorhanden, sondern der Nil stürzte sich auf einer 120 bis 150 Meter langen Strecke über eine etwa 4 Meter hohe Bodenerhöhung herab. Immerhin bot die Umgebung der Fälle ein belebtes, malerisches Bild mit den schäumenden Wassern des Falles, den unterhalb derselben kreuzenden Booten fischender Wasoga und Waganda, mit der Fähre, welche den Verkehr zwischen den beiden Ufern vermittelte, mit den Flußpferden und Krokodilen im Wasser und den Viehherden, welche an den Ufern weideten.

Speke kehrte nach Urondogani zurück und fuhr von dort in Booten nach Unioro hinab, aber seit seinem Abschied von Mtesa hatte sich die Gesinnung König Kamrasis geändert, man hatte ihm erzählt, die Weißen seien Menschenfresser, und er beschloß, ihren Eintritt in sein Land zu verhindern. Nach einem kleinen Gefecht mit den Wanioro vereinigte sich Speke mit Grants Gefolge, und beide waren bereits entschlossen, nach Uganda zurückzukehren und Mtesa um Truppen zu bitten, mit deren Hilfe sie den Durchzug durch das Massailand zur Ostküste erzwingen könnten, als Kamrasi doch noch nachgab und ihnen den Zug durch sein Land gestattete. Auch jetzt noch war aber Kamrasis Mißtrauen nicht beseitigt, jeden Augenblick wurden die Reisenden aufgehalten und mußten warten, bis die Erlaubnis zur Weiterreise kam.

Die fernere Reise Spekes und Grants von Unioro zum Nil und auf diesem abwärts führt durch ein Gebiet, das uns auch eine andere Expedition erschließt, welche um diese Zeit von Norden her sich dem Ukerewe nähert, und der wir uns deshalb nun zuwenden.

Zur Zeit als Speke sich im Mondlande zum zweiten Vordringen nach dem Ukerewe rüstete, bereitete sich in Kairo ein anderer Engländer, Samuel White Baker, zu einer Nilreise vor, auf welcher er bis zu den Quellen des Stromes vorzudringen beabsichtigte. Sein mutiges Weib (siehe Seite 165) begleitete ihn, entschlossen, alle Gefahren mit ihm zu teilen. Am 15. April 1861 verließ er Kairo und fuhr den Nil aufwärts. Am 11. Juni 1862 war er in Chartum, wo sich damals das Hauptquartier der Elfenbeinhändler und Sklavenjäger befand, und blieb dort bis Mitte Dezember. An der Mündung des Sobat vorüberfahrend, erreichte Baker am 5. Januar den mit Papyrusinseln übersäten See, bis zu welchem die beiden Centurionen Neros vorgedrungen waren, und am 2. Februar die Gegend des jetzigen Gondokoro, wo damals die Elfenbein- und Sklavenhändler zusammenzutreffen und während einiger Wochen ein Lager zu beziehen pflegten. Missionäre aus Österreich waren dort lange Zeit thätig gewesen, aber ihre Thätigkeit war erfolglos geblieben. Sie hatten nicht eine einzige Bekehrung erzielt, dagegen aber waren von 20 Missionären, welche während 13 Jahren dort gewirkt hatten, 15 gestorben, 2 durch Krankheit zum Verlassen des Postens gezwungen worden, und die 3 übrig gebliebenen rüsteten sich soeben auch zur Heimkehr.

Baker blieb bis zum 26. März in Gondokoro und traf dort noch mit Speke und Grant zusammen, durch welche er Kunde von ihren großen Entdeckungen erhielt, aber während ihn diese zu weiterem Vordringen aneiferten, hatte sein Gefolge alle Lust zu einem solchen verloren und war nicht zu bewegen, ihm weiter nach Süden zu folgen. Er mußte sich fügen und sich nach Osten wenden, wohin ihm zu folgen sie bereit waren. Durch teilweise mit Dschungeln bedecktes, von vielen Wasserläufen, welche von einem im Süden sichtbaren Gebirge daherkamen, durchschnittenes Land und durch das hübsche Thal von Tollogo erreichte er

Landschaft in Manyema.

die Ortschaften Tollogo und Elliria, wo an den waldreichen Ufern des Kanieti, der sich in den Chol, einen Nebenstrom des Nils ergießt, und in dem östlich von diesem sich ausbreitenden Weideland Elefanten, Antilopen, Giraffen u. s. w. in Menge vorhanden waren. Dann kam Baker in das von einem schönen und intelligenten Negerstamm bewohnte Latukaland, dessen Hauptstadt Tarrangole ist, und zog über das mächtige Gebirge im Süden desselben in das Gebiet der Obbo, deren Häuptling, der alte Katschiba, ihn freundlich empfing. Der Häuptling, der nebenbei auch Zauberer und Regenmacher war und als solcher sich eines großen Rufes und bedeutender Einnahmen erfreute, war der glückliche Besitzer der schönsten Töchter des Landes, die ihm für seine Zaubereien als Tribut dargebracht wurden, und er hatte mit diesen eine so zahlreiche Nachkommenschaft gezeugt, daß er in allen Dörfern seines Reiches seine Söhne als Unterhäuptlinge einsetzen konnte. Er besaß deren, wie Baker erzählt, nicht weniger als 116 (siehe Seite 165).

Baker war während der Regenzeit nach Obbo gekommen, welche dort von Februar bis November währt, und da der Asua, den er auf dem Wege zum Nil überschreiten mußte, um diese Zeit sehr angeschwollen und reißend ist, konnte er nicht daran denken, ihn jetzt zu überschreiten. Er kehrte im Mai 1863 nach dem Latukalande zurück, und erst nach dem Ende der Regenzeit, im Januar 1864, schloß er sich einer Schaar Elfenbeinjäger an, welche nach Unioro zogen. Nachdem der Attabi, ein Zufluß des Asua, überschritten war, kam er in das hügelige, vortreffliche Weidegründe enthaltende und dicht bevölkerte Faradschoke. Jedes Dorf hatte dort seinen König und bildete einen selbständigen, kleinen Staat, aber die Bevölkerung war überall wohlhabend, Ackerbau und Viehzucht sehr entwickelt. Glasperlen, welche auch hier die Stelle des Geldes vertraten, waren nur in geringer Menge vorhanden, und infolge dessen waren Ziegen, Hühner, Butter und andere Lebensmittel für wahre Spottpreise feil.

Bei den Karumafällen erreichte Baker den aus dem Ukerewe kommenden Strom, dem er den Namen Viktoria-Nil gab. Am jenseitigen Ufer begann das Gebiet Kamrasis, des Königs von Unioro, den schon Speke und Grant besucht hatten. Seit dem Besuche derselben hatte Kamrasis abergläubische Scheu vor den Weißen sich noch vermehrt, er blieb unsichtbar, und als Baker endlich doch eine Audienz bewilligt wurde, stellte es sich nachträglich heraus, daß der Mann, welcher sich ihm gegenüber für den König ausgegeben, gar nicht Kamrasi war. Geschenke wurden von dem Reisenden in Menge erpreßt, aber trotzdem suchte man sein weiteres Vordringen in jeder Weise zu hindern. Erst hatte man ihm gesagt, daß der große See im Westen, dem er zustrebte, der Muuta Nsige, erst nach einem Marsch von 6 Monaten zu erreichen sei, aber später wurde zugestanden, daß die Entfernung nur 20 Tagmärsche betrage. Nach vielen Verzögerungen konnte Baker endlich anfangs März 1864 aufbrechen. Er wandte sich nach Südwesten, da auf dem geraden Wege nach dem See, welcher in westlicher Richtung lag, sich ein undurchdringlicher Sumpf befand. Der Marsch war sehr beschwerlich. Es regnete ohne Unterlaß, und Bakers Gemahlin, die gleich ihm schon seit längerer Zeit an Fieber litt, wurde beim Übergang auf das linke Ufer des Kafur (Kafu) vom Sonnenstich getroffen und mußte auf einer Bahre getragen werden. Durch Wald und Sumpf ging es weiter, und in der Nacht stellte sich bei Frau Baker eine Gehirnentzündung ein. Trotzdem durfte nicht Halt gemacht werden, da die Lebensmittel zu Ende gingen. Die Träger hielten die Kranke bereits für verloren und schickten sich an, ein Grab für sie zu graben, als nach 7 Tagen unerwartet eine Besserung eintrat und sie bald als gerettet gelten konnte. Immer noch zog man durch Sümpfe dahin, aber nun begann sich allmählich das Land zu heben, und bei dem Dorfe Parkani erblickte Baker in blauer Ferne einen Höhenzug, hinter welchem er den See vermutete. Freudig überraschte ihn daher die Nachricht, daß der See ganz nahe sei und man ihn, wenn man früh morgens aufbräche, schon um Mittag erreichen könne.

Der kühne Reisende, der sich nach jahrelangen Mühen und Entbehrungen endlich am Ziele seines Strebens sah, verbrachte eine schlaflose Nacht und harrte ungeduldig dem Morgen des 14. März entgegen, der endlich die Entscheidung bringen sollte. In wunderbarer Klarheit brach der Morgen an, und sofort wurden die Vorbereitungen zum Aufbruch getroffen.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, schreibt er, als ich meinem Ochsen die Sporen gab und dem Führer nacheilte, den, weil ich ihm bei der Ankunft am See eine doppelte Hand voll Perlen versprochen, die Begeisterung des Augenblicks ergriffen hatte. Der schöne heitere Tag brach an, und nachdem wir ein zwischen den Hügeln liegendes tiefes Thal überschritten hatten, arbeiteten wir uns mühsam den gegenüber liegenden Abhang hinauf. Ich eilte auf die höchste Spitze. Unser prachtvoller Preis sprang mir plötzlich in die Augen! Dort lag, gleich einem Quecksilbermeer, tief unten die großartige Wasserfläche — im Süden und Südwesten ein grenzenloser Seehorizont, glänzend in der Mittagssonne, und im Westen erhoben sich in einer Entfernung von fünfzig bis sechzig Meilen blaue Berge aus dem Busen des Sees bis zu einer Höhe von etwa 7000 Fuß über seinem Wasserstand. Den Triumph jenes Augenblicks zu beschreiben, ist unmöglich — hier lag der Lohn für alle unsere Arbeit — für die jahrelange Zähigkeit, mit welcher wir uns durch Afrika hindurchgeplagt hatten. England hatte die Quellen des Nils erobert! Lange zuvor, ehe ich diese Stelle erreichte, hatte ich mir vorgenommen, zu Ehren der Entdeckung mit unserer ganzen Mannschaft drei Hurrahs in englischer Weise zu rufen; aber jetzt, wo ich hinabschaute auf das große Binnenmeer, das gerade im Herzen Afrikas eingenistet lag, wo ich daran dachte, wie vergebens die Menschheit so viele Jahrhunderte hindurch diese Quellen gesucht, und erwog, daß ich das geringe Werkzeug gewesen, dem es gestattet war, diesen Teil des großen Geheimnisses zu enthüllen, während es so Vielen, die größer als ich, mißlang, da war ich zu ernst gestimmt, um meinen Gefühlen in eitlem Hurrahgeschrei für den Sieg Luft zu machen, und dankte aufrichtig Gott, daß er uns durch alle Gefahren zum guten Ende geführt und uns beigestanden hatte. Ich stand etwa 1500 Fuß über dem See und blickte von der steilen Granitklippe hinab auf diese willkommenen Wasser — auf jenen ungeheuern Behälter, der Ägypten ernährte und Fruchtbarkeit brachte, wo alles Wildnis war — auf jene große Quelle, die der Menschheit so lange verborgen blieb, jene Quelle der Güte und des Segens für Millionen menschlicher Wesen, und als einen der größten Gegenstände in der Natur beschloß ich sie mit einem großen Namen zu ehren. Zum unvergänglichen Andenken an einen von unserer gnädigsten Königin geliebten und betrauerten und von jedem Engländer beweinten Fürsten nannte ich diesen großen See den „Albert Nyanza". Die Seen Viktoria und Albert sind die beiden Quellen des Nil.

Baker erhielt mit vieler Mühe von dem Häuptling des elenden Dorfes Vacovia, in welchem er deshalb 8 Tage verweilen mußte, einige Kanoes, und unternahm dann eine Fahrt über den See. „Der See war ruhig, der Himmel bewölkt und die Landschaft höchst reizend. Zuweilen waren die Berge auf der Westküste nicht zu erkennen, und der See schien von unbegrenzter Breite zu sein. Wir fuhren an der Küste hin innerhalb dreihundert Fuß von dem östlichen Ufer; bisweilen passierten wir Flächen von Sand und Gebüsch, die vom Wasser bis zum Fuße der Bergklippen vielleicht eine Meile breit waren; andere Male ruderten wir gerade unter staunenerregenden Höhen von etwa 1500 Fuß vorüber, die schroff aus der Tiefe aufstiegen, so daß wir die Kanoes von den Wänden abwehrten und unsere Weiterfahrt dadurch unterstützten, daß wir mit Bambusröhren am Felsen schoben. Diese jähen Felsen bestanden alle aus Urgestein, häufig aus Granit und Gneiß, und waren an vielen Stellen mit rotem Porphyr vermischt. In den Klüften standen schöne immergrüne Gewächse von allen Farben, darunter riesenhafte Euphorbien, und wo nur immer ein Flüßchen oder eine Quelle durch das dunkle Laubwerk einer Schlucht schimmerte, wurde es von der graziösen und federartigen wilden Dattel beschattet. Im Wasser spielten große Herden Flußpferde, aber ich versagte es mir, auf sie zu schießen, da der Tod eines solchen Ungeheuers uns sicherlich wenigstens einen Tag aufhielt, weil die Bootsmänner das Fleisch nicht preisgegeben hätten. Krokodile waren außerordentlich zahlreich sowohl in als außer dem Wasser; wo nur ein sandiger Strand sie zum Sonnen einlud, waren mehrere Ungeheuer zu sehen, die wie Baumstämme in der Sonne lagen. Hoch über dem Hochwasserstandszeichen befanden sich niedrige Büsche, und aus diesem Versteck kamen die Krokodile eiligst ins Wasser herabgelaufen, beim Nahen der Kanoes in Schrecken gesetzt. Enten und Gänse waren nicht vorhanden, weil es keine Futterplätze gab; bis dicht ans Ufer war tiefes Wasser."

Das Nordende des Sees erreichte Baker nicht. Er fuhr ostwärts den Nil hinauf, fand aber dort bald die Weiterfahrt verhindert. Während der Strom sich bis auf 180 Schritte verengte, schlug dumpfes Brausen an sein Ohr, und er sah sich bald einem großartigen Wasserfall gegenüber, welcher in einer Breite von höchstens 50 Schritten senkrecht von 40 Meter Höhe herabstürzte. Baker, der den Globus bereits durch einen Albert-See bereichert hatte, nannte diesen Fall Murchison-Fall, trotzdem der Name des Präsidenten der Londoner Geographischen Gesellschaft in Afrika schon oft genug vertreten ist. Es dürfte auch hier der einheimische Name des Wasserfalls angezeigter sein, und dasselbe gilt von den Königsnamen bei den Seeen, deren einheimische Namen wir kennen.

Mit der Entdeckung des Nyuta Nsige durch Baker schließt die Reihe der großen Entdeckungen im nördlichen Seeengebiet. Wir wenden uns nun jenen Seeen zu, welche im Westen und Südwesten unserer ostafrikanischen Kolonie liegen, und denen speziell die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft in der nächsten Zeit ihre Thätigkeit zuwenden wird. Im Südwesten stoßen wir dort auf den Nyassa- und den Schirwa-See, im Westen auf den langgestreckten Tanganjika, der wie ein mächtiger Querriegel vor dem Zugang zum obern Kongo lagert.

Der Tanganjika-See wurde im Jahre 1858 durch Burton und Speke entdeckt. Sie zogen geradenwegs von Bagamoyo durch Ugogo und Unjamwesi auf Udschidschi los, um den großen See zu erforschen, von welchem die Elfenbeinkarawanen die erste Kunde nach Sansibar gebracht hatten. Am 16. Juni 1857 verließen Burton und Speke Bagamoyo und zogen, begleitet von einigen Soldaten des Sultans, längs des Kingani nach Süden. Erst bei dem Dorfe des Häuptlings Mazengera wandten sie sich nach Westen, und in 18 Tagmärschen gelangten sie durch die ungesunden Dschungeln von Wasaramo in das freundliche Gebiet von Chutu, wo sich große Herden Gnus und Antilopen auf den weiten Grasebenen tummelten, und Ende Juli war Zungomero erreicht, der Endpunkt der Küstenregion, wo sich die nach dem Innern ziehenden Karawanen zu sammeln pflegen. Burton und Speke blieben dort bis zum 7. August und ordneten ihre Karawane in der Zwischenzeit zu dem bevorstehenden anstrengenden Zuge. Ihr Weg führte sie zunächst durch das uns bereits bekannte Usagara. Sie überschritten am 12. August den Goma-Paß und marschierten über Gonwe und Muhama nach Rumuma, wo die Karawanen sich von den Mühen des Wüstenzuges zu erholen pflegen. Dann ging es weiter über die Usagaraberge, durch den „Schrecklichen Paß" und den „Windigen Paß", und bald sahen die Reisenden vom Rande einer Savannah aus das Tafelland von Ugogo vor sich liegen (siehe Seite 134), zu welchem sie durch die „Teufelsschlucht", eine afrikanische Via mala, hinabstiegen.

Ugogo ist kein anziehendes Land. Man kann es der Kalahariwüste Süd-Afrikas gleichstellen, und der Kontrast ist groß, wenn man aus Usagara nach Ugogo kommt. Aus einer „prachtvollen Landschaft, mit rauschenden Wasserfällen, herrlichen Waldstrecken, grünen und mit Rasen bedeckten Hügellehnen" kommt man in eine sonnverbrannte, wasserlose Wüste. Flüsse sind in Ugogo nicht vorhanden, nur Regenbäche (Nullahs), und außer dem auch nur vereinzelt vorkommenden Kalebassenbaum sieht man bloß Dorngebüsche und Salzgewächse, welche von dem grellgelben Boden sich dunkel abheben, aber nirgends ein helles, frisches Grün, und nur zur Regenzeit gewinnt die Landschaft ein freundlicheres Aussehen.

Cameron, der aus der Marenga Mkali nach Ugogo kam, gelangte zunächst in ein ausgetrocknetes Land, in dem hier und da Granitmassen sich erhoben, welche mit Euphorbien überdeckt waren. „Kein lebhaftes frisches Grün bot sich dem Auge dar; nichts als riesige groteske Baobabbäume und vereinzeltes Dorngebüsch. Der Boden ist Sandstein, bisweilen mit einer dünnen Thonschicht überdeckt. Das Wasser war schlecht und nur aus Gruben zu schöpfen, in welchen die Eingeborenen etwas von dem reichlichen Regenfall gesammelt, oder man hätte auf dem Grunde der trockenen Flußbetten danach graben müssen. In der Regenzeit aber zeigt sich ein ganz anderes Bild; dann ist das ganze Land in frisches Grün gekleidet und auf weiten

Strecken mit Matama, Kürbisstauden und Tabak bewachsen, fast die einzigen Pflanzen, welche von den Eingeborenen angebaut werden. Nördlich vom Wege bildet eine Erhebung des Bodens die Wasserscheide zwischen dem Stromgebiete des Nil und dem des Ruaha (so heißt der Lusidschi in seinem obern Laufe), durch welches letztere sie sich hindurchzieht. Ein charakteristischer Zug in dem Landschaftsbilde von Ugogo sind die kleinen Ziwas (Teiche), welche, von Rasen und schattigen Akazien umsäumt, dem ermüdeten Reisenden ebenso willkommene Erfrischung gewähren, wie eine Oase in der Sahara. Zahllose Wasservögel, Enten, Krikenten und anderes wilde Geflügel beleben diese Teiche zu jeder Jahreszeit. Überall durch ganz Ugogo giebt es Ziwas; in besonders trockenen Jahren sind sie oft die einzigen Quellen, aus welchen die Bewohner für sich und die großen Viehherden, die sie halten, Wasser beschaffen können. Bisweilen versagt ihnen auch dieses letzte

Büffeljagd.

Hülfsmittel — und dann herrscht ringsum Verschmachtung und Tod. Von diesen Teichen führte uns ein Marsch durch Dschungeln über koupiertes Terrain nach Kanyenye, einem flachen Lande zwischen zwei parallel von Norden nach Süden laufenden Höhenzügen. Auch in Kanyenye findet man noch einige solcher willkommenen Ziwas, im ganzen aber ist das Land trocken und ausgedörrt. Auf dem Grunde der Flußbetten und wasserlosen Teiche glitzern Salpeterteilchen; sie werden von den Eingeborenen gesammelt, in zuckerhutähnliche Formen gebracht und nach den angrenzenden Ländern verführt. Hat man den Gipfel der Hügelkette im Westen von Kanyenye erstiegen, so erblickt das Auge wieder eine Hochebene mit schönen Wäldern und Grasflächen und durch eine Reihe phantastisch geformter Felsmassen und vielgestaltiger Wälle von Granit gelangt man nach Usekhe.

Die Dörfer der Wagogo liegen meist in der Nähe von Quellen. Ein gedeckter Hof, der mit Thoren versehen ist, umgiebt die Wohnhäuser, und in seinen Wänden befinden sich kleine Öffnungen, welche als Schießscharten dienen. Die Hütten bestehen aus mit Erde überdecktem Flechtwerk und sind durch Verschläge in mehrere Wohnräume geteilt. Eine über ein Holzgestell gespannte Ochsenhaut dient als Bett für die Erwachsenen, während die Kinder auf Fellen auf dem Boden schlafen.

Die durch Ugogo ziehenden Karawanen pflegen nie in einem Dorfe zu übernachten, sondern schlagen abseits von demselben ein Lager auf, in welchem sie sich hinter Dornengestrüpp verschanzen, um gegen nächtliche Überfälle der Wagogo gesichert zu sein. Die nach dem Tanganjika ziehenden Reisenden wenden sich stets weiter westwärts und ziehen über die Landschaft Unianjembe im „Mondlande" Uniamwesi, wo sich große Faktoreien der Araber befinden und wo in Tabora, dem Hauptorte des Landes, neue Träger für die Weiterreise angeworben werden müssen, da der Kontrakt der von Bagamoyo mitgenommenen Leute dort abläuft.

Die Wagogo, die Bewohner dieses Landes, sind kein häßlicher Menschenschlag, und namentlich unter den jüngeren Frauen trifft man manche, die als hübsch gelten kann, aber ihr zorniger Gesichtsausdruck und die meist vom Trunk geröteten Augen verleihen ihnen ein wildes Aussehen. Sie sind tapfere Krieger, und ihre Nachbaren, die Waniamwesi, haben in den Kämpfen mit ihnen bisher stets den Kürzeren gezogen.

Die gleichnamige Hauptstadt des Landes liegt 840 Meter über dem Meeresspiegel. Burton und Speke fanden dort zwar gastfreundliche Aufnahme, aber die Beschaffung der nötigen Lebensmittel bereitete große Schwierigkeiten, da die Wagogo Kühe, Schafe und Ziegen nicht gern verkaufen und für alles unverschämte Preise verlangten, die kaum zu erschwingen waren. Überdies waren durch eine arabische Karawane allerlei Gerüchte in Umlauf gesetzt worden, welche den beiden Europäern nicht günstig waren. Man hatte sie namentlich in Verdacht, daß sie in Zauberkünsten wohl erfahren seien und Regen und Trockenheit bewirken könnten. Auch sollten sie dadurch, daß sie die Kerne gekochter Wassermelonen hinter sich warfen, in dem von ihnen durchzogenen Lande die Pocken erzeugen. Es konnte daher nicht überraschen, daß Wagombe, der mächtigste Sultan, der in Konienje residierte, nachdem er einen Tribut im Werte von etwa 60 Dollars erhalten, auch noch die beiden Europäer schwören ließ, daß sie beim Verlassen seines Landes durch ihre Zaubereien weder Trockenheit, noch irgend eine Seuche hervorrufen wollten.

Eine öde, 30 Meilen breite Wildnis, das Mgunda Mkali, trennte einst Ugogo von Uniamwesi. Als Burton und Speke durch dieselbe zogen, war sie noch eine der gefürchtetsten Strecken auf dem Wege von der Küste zum Tanganjika, und obwohl die Karawanen stets in Gewaltmärschen hindurchzogen, verloren sie doch viele Träger. Damals kannte man in dem wasserarmen Gebiet auch nur sehr wenige Wasserplätze. Schon als Cameron durchzog, hatten die Verhältnisse sich gebessert. Die aus ihren früheren Wohnsitzen verdrängten Wakimbu hatten sich dort niedergelassen und begannen, die Dschungeln auszurotten, große Strecken Landes befanden sich bereits unter Kultur, und Wasser war an vielen Stellen vorhanden. Jetzt befinden sich an der Karawanenstraße viele Wakimbudörfer, deren Bewohner tüchtige Ackerbauer sind und den durchaus nicht unfruchtbaren Boden aus einer Wüste in wohlbebautes Land verwandelt haben.

Die Landschaft Uniamwesi oder das Mondland erstreckt sich von den Grenzen der Mgunda Mkali westwärts bis zum Malagarazi, dem Hauptzufluß des Tanganjika. Die wichtigste Provinz im Mondland ist Unianjembe, ein Sammelplatz der aus allen Richtungen kommenden Karawanen, weshalb sich dort in Kaze (Tabora) viele Araber niedergelassen haben. Das Mondland ist ein riesiges Tafelland, welches sich wellenförmig gegen Westen senkt, wohin auch alle in demselben entspringenden Gewässer abfließen. Große Berge trifft man in demselben nicht, nur isolierte kegelförmige Hügel und seltsam geformte Felsen. In der trockenen Jahreszeit bietet das Land mit seinem grauen Boden keinen freundlichen Anblick dar, aber sobald der Regen diesen neu belebt hat, bedeckt er sich rasch mit einer prächtigen Vegetation. Die Waniamwesi, welche von Ackerbau und Viehzucht leben, bearbeiten den Boden noch mühsam mit dem Spaten, da der Pflug bei ihnen unbekannt ist, aber ihre Felder sind trotzdem gut bestellt und sorgfältig mit Zäunen umgeben. Auf den Weideplätzen

trifft man große Herden vielfarbiger, höckeriger Rinder, Schafe und Ziegen, aber die Hirten müssen hier die ihrer Obhut anvertrauten Tiere wohl in Acht nehmen, denn das Mondland ist auch die Heimat gefährlicher Raubtiere, des Löwen und des Leoparden, die ziemlich zahlreich in den Dschungeln vorkommen. Die Tierwelt ist überhaupt gut vertreten: Elefanten und Rhinozerosse hausen in den Dschungeln, auf den Ebenen tummeln sich große Herden Zebras, Giraffen und Büffel, eine Menge Affen, darunter eine Pavianart und der wegen seines glänzenden schwarzen Felles mit weißer Mähne viel gejagte Mbega (Colobus guereza), lärmen auf den Bäumen der Wälder, Nilpferde schwimmen in den Flüssen und Teichen, an den Ufern sonnen sich Krokodile, und zahllose Wasservögel beleben die Flut. Der Strauß kömmt auch vor, doch ist er hier schon ein seltener Gast, dagegen wird das Land zuweilen von einer Heuschreckenart heimgesucht, und auch eine der Tsetsefliege ähnliche Wespe, deren Stich beim Vieh tötlich wirkt, soll in einzelnen Gegenden vorkommen.

Die Bevölkerung des Mondlandes steht unter vielen Häuptlingen, welche alle nur über ein kleines Gebiet herrschen. Der Häuptling hat Macht über Leben und Tod seiner Unterthanen, aber er ist doch kein völlig unbeschränkter Herrscher, da ihm außer dem Mgawe, einer Art Wessir, noch ein Rat der Ältesten, die Waniapara, zur Seite stehen. Die Einkünfte des Häuptlings, dessen Würde erblich ist, bestehen in dem Tribut und den Geschenken, welche er von den durchziehenden Karawanen erhält; das Vermögen von Zauberern und Hochverrätern wird konfisziert, sie selbst den Arabern als Sklaven verkauft, und der von diesen für sie gezahlte Kaufpreis nebst dem konfiszierten Vermögen fällt ebenfalls dem Häuptling zu. Häuptlinge, durch deren Gebiet die Karawanenstraße führt, haben kein geringes Einkommen. Als Burton durch Unianmwesi reiste, war Fundikira einer der mächtigsten Häuptlinge. Er besaß 2000 Stück Hornvieh, und seine Sklaven wohnten in 500 Hütten. Während Burtons Durchreise war Fundikiras Vater gestorben, und der „Prinz", der sich gerade als Träger bei einer Karawane befand, gab sofort seine Stellung auf und eilte heim, um die ihm zugefallene Herrschaft anzutreten — zugleich auch das Erbe zu übernehmen, womit jedoch nach der Landessitte auch die Übernahme der Frauen des Verstorbenen verbunden war.

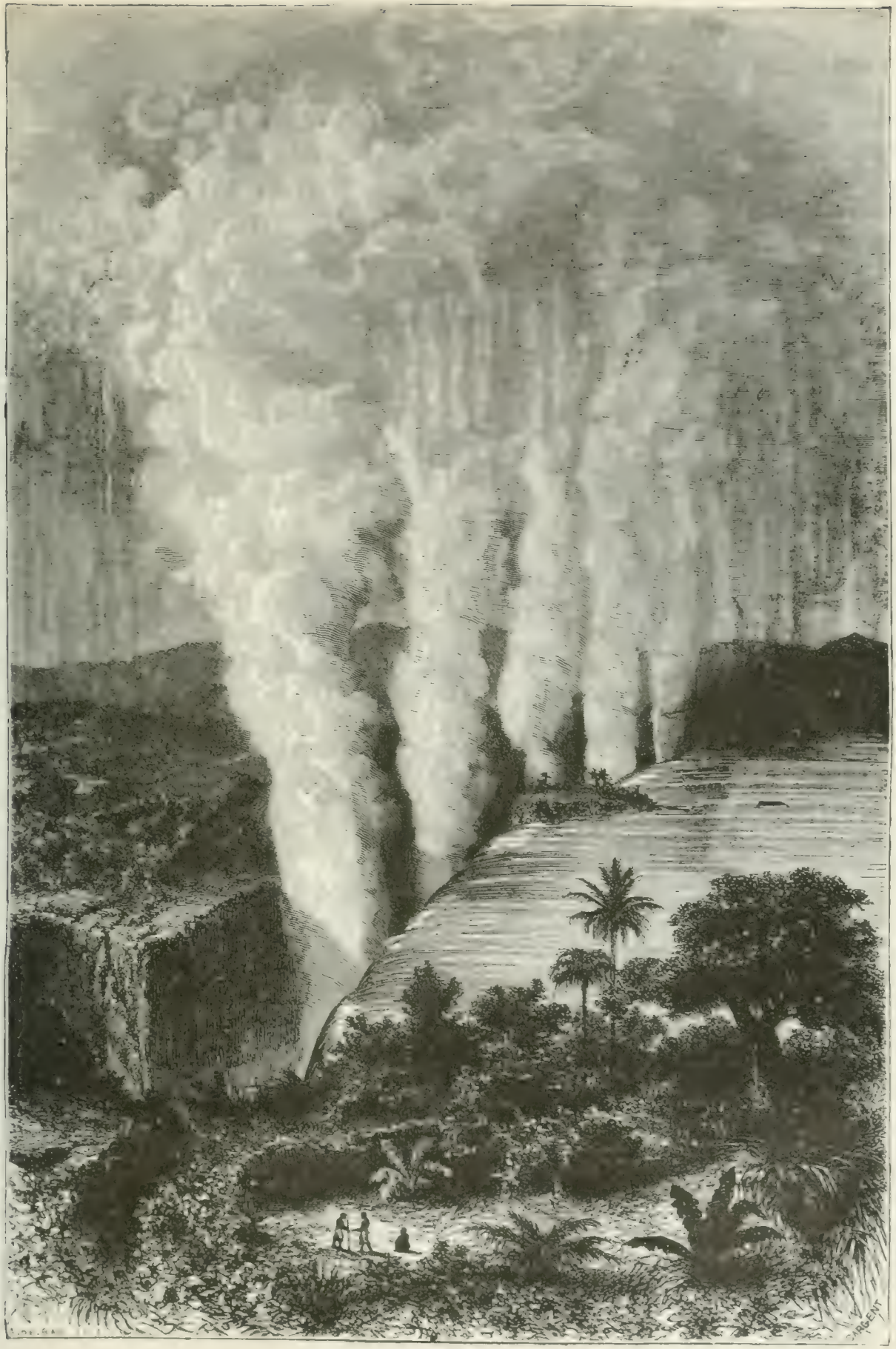
Die Wanianmwesi sind nicht bloß Ackerbauer und Viehzüchter, sie haben es auch in mancherlei Art von Handfertigkeit zu ziemlicher Vollendung gebracht: sie flechten hübsche Körbe, verstehen Baumwollzeug zu weben, und verfertigen außer ihren Waffen, welche in Streitärten, Pfeilen und Speeren und doppelschneidigen Messern bestehen, auch Sättel für die Lasttiere, hölzerne Schüsseln und dergleichen. Im Verkehr mit Fremden zeigen sie sich freundlich und entgegenkommend. Thomson rühmt ihnen nach, daß sie sich niemals roh und zudringlich zeigten, und wenn sie ja einmal ihre Neugierde nicht im Zaume halten konnten, so befriedigten sie dieselbe auf eine Weise, welche die Fremden weder verdrießen noch beleidigen konnte. Ihre größte Schattenseite ist ihre Neigung zum Trunk, welche sie durch den Genuß großer Massen von Pombe (Holkusbier) zu befriedigen suchen. Auch das Tabakrauchen und Tabakkauen ist unter ihnen sehr verbreitet, und wer keinen Tabak besitzt, kaut — eine Handvoll Erde von einem Ameisenhaufen oder Thon. Ihre Kost ist eine überwiegend vegetabilische; sie besteht aus den auf ihren Feldern gezogenen Früchten und aus Dschungelkräutern. Sehr beliebt ist eine Mehlsuppe, eine Art Nationalspeise, Ugali genannt. Außerdem wird auch viel saure Milch genossen.

Im Mondlande ist Sultan Seyd Bargasch eine bekannte Persönlichkeit, denn er hat vor etwa 15 Jahren der dortigen Bevölkerung durch große Machtentfaltung zu imponieren gewußt und wenigstens zu zeigen versucht, daß man seine Unterthanen auch im Innern Afrikas, welches er ja ebenfalls zu seinem Reiche rechnete, nicht ungestraft angreifen dürfe. Anlaß zu seinem Einschreiten gab ein Freibeuter, ein gewisser Mirambo, der früher Häuptling eines kleinen Distriktes in Unianmwesi gewesen sein soll und sich dann zum Häuptling des benachbarten Gebietes Ugowe aufschwang. Ein betrügerischer Araber hatte einst von ihm eine große Partie Elfenbein auf Kredit erhalten, als er aber Zahlung leisten sollte, verweigerte er dieselbe und lachte den leichtgläubigen Häuptling aus. Dieser beschwerte sich bei den Arabern in Kaze, und als sie seine Beschwerde unberücksichtigt ließen, beschloß er, sich selbst sein Recht zu verschaffen. Die nächste arabische

Karawane, welche durch sein Gebiet kam, wurde angehalten und von ihr Schadenersatz verlangt. Der Führer der Karawane war nach langen Unterhandlungen schon bereit, einen Teil der Schuld seines Landsmannes zu zahlen, aber Mirambo wollte von einem solchen Ausgleich nichts wissen, überfiel die Karawane und vernichtete sie. Die Folge war ein erbitterter Krieg zwischen den Arabern und Mirambo, welcher die Straße nach Udschidschi vollständig sperrte. Als Stanley auf seiner Reise zur Aufsuchung Livingstones nach Uniamwesi kam, fand er dort eine große Kriegsmacht versammelt. Die Araber und Waniamwesi wollten soeben, 2150 Mann stark, gegen Mirambo ins Feld ziehen, und Stanley schloß sich ihnen an, in der Hoffnung, unter so großer Bedeckung ungehindert durchzukommen, aber nach anfänglichen Erfolgen erlitten die Araber eine Niederlage,

Livingstones Tod.

und Stanley, der mehrere Leute in dem Kampfe verlor, entkam nur mit Mühe und Not den erbitterten Siegern. Er mußte später, um den Tanganjika zu erreichen, sich zu einem großen Umweg nach Südwesten entschließen. Mirambo drang unaufhaltsam in Uniamwesi vor, die Araber wurden abermals geschlagen, und Tabora, ihr Hauptort, eingeäschert. Als später Cameron (1872) durch Uniamwesi kam, fand er dort 1000 Beludschen des Sultans von Sansibar, welche bald darauf durch 2000 Mann verstärkt wurden. Der Krieg wurde von beiden Teilen mit empörender Grausamkeit und Barbarei geführt, da jedoch eine einheitliche Leitung fehlte, zog sich der Kampf ohne Entscheidung hin, und man beschränkte sich auf beiden Seiten auf Überfälle von Dörfern und einzelnen Leuten.



Die Viktoriafälle des Sambesi.

Während wegen der feindseligen Haltung Mirambos die meisten Reisenden sich gezwungen sahen, einen Umweg nach Südwesten zu machen, zogen Burton und Speke auf ihrer Entdeckungsreise zum Tanganjika von Unianjembe aus nordwestwärts. Sie kamen zunächst nach Msene, welches von den Wasumbwa, einem Stamm der Waniamwesi bewohnt war, ein ungemein fruchtbares Land, in dessen fettem Boden Reis, Hirse, Maniok in überraschender Üppigkeit gediehen, und wo Feldfrüchte, Milch, Honig, Tabak und Geflügel zu Spottpreisen feil waren. Die Bevölkerung dieses gesegneten Landes lebte ein wahres Schlaraffenleben, in den ihr so leicht zugänglichen Genüssen schwelgend, und das lustige flotte Leben in Msene, wo es immer Musik und Tanz gab und die Bevölkerung nur selten nüchtern war, wurde mancher durchziehenden Karawane verhängnisvoll, da die Träger hier scharenweise davonliefen. Die Anziehungskraft von Msene war umso stärker, als jenseits desselben ein ungesundes Dschungelland begann, in welchem mancher Durchziehende von einem bösen Fieber befallen wurde.

Die Karawane Burtons kam durch Usagozi, die ehemalige Hauptstadt von Uniamwesi, und erreichte, an vielen befestigten Dörfern, in welche ihr der Eintritt verwehrt wurde, vorbeiziehend, den Fluß Malagarazi. Unweit der Stelle, an welcher Burton ihn überschritt, vereinigen sich die beiden großen Quellflüsse, welche den Malagarazi bilden, deren einer von Norden aus dem Watuland, der andere von Osten, von dem Plateau des östlichen Uniamwesi kommt. Burton hatte an der Grenze von Uvinza einen ganzen Tag lang mit dem Sultan Mzogera unterhandeln müssen, bevor er gegen einen Tribut die Erlaubnis zum Zug bis an das Flußufer erhielt, aber dort angekommen, sah er sich wieder aufgehalten, da ein unverschämt hoher Betrag für die Überfahrt seiner Leute verlangt wurde, den er schließlich doch bezahlen mußte, da man wegen der vielen Krokodile den seichten Fluß nicht durchwaten konnte.

Wieder ging es durch Dschungeln dahin, in welchen viele dem Malagarazi zueilende Flüsse durchwatet oder in Kanoes überschritten werden mußten, und nach einem ermüdenden Marsch durch das völlig unbebaute Land auf dem rechten Ufer des Malagarazi sah man endlich in der Ferne blaue Linien am Horizont auftauchen, welche verkündeten, daß man dem Ziele der Reise nahe sei.

Noch ein Marsch durch weite Prärien, dann durch Wald, und endlich einen Hügel hinauf — und da lag der blaue See zu den Füßen der Reisenden, mitten im Schoße der waldigen Berge, vom hellsten Sonnenglanz überflutet und umsäumt von einem Kranz grüner Wiesen, zwischen denen am Ufer viele Dörfer zerstreut lagen. Fischerkähne belebten den See, auf welchem man in der Ferne eine Menge Inseln und Inselchen schimmern sah, und hohe Berge begrenzten gegen Norden und Süden die Fernsicht.

Die Fahrten, welche Burton von Udschidschi aus auf dem Tanganjika unternahm, lieferten ihm ein reiches Material zur Beschreibung des Sees und seiner Uferbewohner, aber ein Rätsel blieb ihm die große Wassermasse dennoch. Er vermochte sich die Frage nicht zu beantworten, daß der See, der keinen Abfluß hatte, doch süßes Wasser enthielt, während er der Natur der Dinge nach salzhaltig sein mußte wie z. B. das Tote Meer. Der Lukuga scheint damals als Abfluß des Sees noch nicht vorhanden gewesen zu sein, wenigstens hat Burton nichts von ihm gehört.

Die Frage der Entstehung des Tanganjika hat alle Reisenden beschäftigt, die den See besuchten. Auch Livingstone, der 1867 an den Tanganjika kam, war erstaunt über das Rätsel, vor dem er stand, aber er versuchte es vergebens zu lösen. Auch eine Fahrt nach dem Nordende des Sees, die er später mit Stanley unternahm, brachte keine Aufklärung. Der von Stanley aufgestellten Annahme für die Entstehung des Tanganjika ist von vielen Seiten widersprochen worden, namentlich von Thomson und dem Leiter der Londoner Missionsgesellschaft in Udschidschi, Herrn Hore, welche beide andere Theorien oder richtiger gesagt Vermutungen aufstellten. So äußert sich Thomson über Stanleys Behauptungen:

„Stanley (der in seinen Ideeen ebenso kühn und entschieden ist wie in seinen Handlungen) meint, es sei in einer frühern Zeit nur jener Teil des Tanganjika vorhanden gewesen, welcher südlich von einer Linie liegt, die man sich vom Kap Kahangwa in Uguha nach dem gegenüberliegenden Kap Kungwe gezogen denkt.

Zu jener Zeit, nimmt er an, sei der Lukuga der Abfluß gewesen, es habe jedoch eine wunderbare Umwälzung stattgefunden, wodurch sich ein gähnender Golf bildete, welcher die nördliche Hälfte zu dem See hinzufügte. Natürlicher Weise strömten die Gewässer der südlichen Hälfte in diesen Schlund, sodaß die Tiefe des Wassers auf die Hälfte beschränkt wurde und nicht mehr abfließen konnte. Bis zu den Jahren 1877 und 1878 flossen zahlreiche Ströme in den See und erhöhten ihn allmählich bis zu seinem ursprünglichen Spiegel, und als Stanley den Lukuga besuchte, hatte derselbe bereits wieder die frühere Eigenschaft eines Abflusses erhalten. Diese Theorie ist ohne Zweifel kühn und treffend. Leider aber sind die Beweismittel, welche dieselbe stützen sollen, nichts weniger als zureichend oder befriedigend. Sein Haupt Argument besteht einfach darin, daß die Hügel und das Land, welche den Lukuga umgeben, im Vergleich mit den übrigen Bergen in der Nähe des Sees sehr niedrig seien. Dieser Umstand läßt sich jedoch vollkommen durch die Thatsache erklären, daß jener Teil aus besonders weichen und mürben Sandsteinen besteht, welche auf der Nord und Südseite von harten und soliden metamorphischen Felsen flankiert werden. Da die Sandsteine leicht bloßgelegt werden, so sanken sie viel tiefer als die angrenzenden metamorphischen Felsen, und so erhielt der Platz das Ansehen einer Kluft. Das einzige anderweitige Beweismittel, welches er anführt, besteht darin, daß sich längs der Ostseite des Sees seltsame, losgelöste Felsenblöcke, wüst durch einander liegend, vorfinden. Darin erblickte seine lebhafte Einbildungskraft nichts als eine große Umwälzung, welche den festen Erdboden durchbrochen und ein unbeschreibliches Chaos erzeugt hätte. Ein nüchterner Geist bemerkt jedoch selbst in diesen auffallenden Naturerscheinungen nichts weiter als die langsame Hand der Zeit, welche durch Regen, Wind und schnelle Verdunstung einwirkt."

Herr Hore vermutet dagegen, daß durch Erdbeben, die in Udschidschi häufig sind, eine Veränderung des Seespiegels oder der Mündung des Lukuga hervorgebracht worden sei. Zum Teil auf Grund der Beobachtungen des Herrn Hore gelangte Thomson zu folgenden Schlüßen: Daß auf dem Tanganjika unter normalen Verhältnissen Regenfall und Verdunstung einander das Gleichgewicht halten; daß vor vielen Jahren der Wasserstand des Sees infolge außergewöhnlicher regenarmer Jahreszeiten so tief gesunken ist, daß das Seewasser die Abflußmündung nicht mehr erreichte; daß dieser Zustand lange genug dauerte, um die Sättigung des Wassers mit Salzteilen zu ermöglichen, welche ihm einen vom Süßwassergeschmack verschiedenen Geschmack verliehen; daß dann wieder außergewöhnlich nasse Jahreszeiten folgten, während welcher der See stieg, und daß er dann eine Schranke, welche sich durch Niederschläge in dem Bett des Lukuga gebildet hatte, durchbrach und seine frühere Höhe wieder erreichte.

„Es ist wohl zu merken, daß da, wo die Ufer des Sees niedrig sind oder sich ein weites Thal nach dem Hochlande ausbreitet, die Felsen aus weichem, entblößtem Sandstein bestehen. Diese Thatsache scheint klar darzulegen, daß die Unregelmäßigkeiten des inneren Hochlandes einer Bloßlegung zuzuschreiben sind, wobei der weichere Sandstein schneller weggeführt wurde als die metamorphosen Felsen, welche in großen Bergmassen zusammenstehen, wie die von Marungu und Kungwe. In der Gegend von Niphla nach Nitowa und ebenso von Kaboga nach dem Norden von Udschidschi ist dies höchst auffallend. Derselbe Umstand zeigt sich auch in einem schmalen Landstrich nördlich von Kungwe und in der Umgegend von Manda und Jendwe. Es ist auch wahrzunehmen, daß alle diejenigen Flüsse, welche die Länge von Abzugskanälen haben, durch Sandsteingebiet fließen; von diesen mögen der Ruche, Malagarazi, Lofu, Lofuku und Lugumbu erwähnt werden. Es ist möglich, daß in einer Zeit, welche der kohlenhaltigen Periode voranging, ein ungeheurer See die ganze „Seeregion" bedeckte und das ganze Thal des Kongo bis zu den Zügen an der Westküste einschloß. Unter solchen Umständen würde das Sandgestein, welches einen großen Teil jenes Gebietes ausmacht, abgesetzt worden sein. Im Verlauf der Zeit wurde ein Kanal von einem Flusse ausgehöhlt oder durch irgend eine Umwälzung gebildet, welcher das Wasser abführte und nur große Massen in den tieferen Höhlen zurückließ, wodurch derartige Seen wie der Bangweolo und der Moero See entstanden. Der Tanganjika selber scheint nachher durch großen Niederdruck entstanden zu sein. Durch keine andere Theorie läßt sich begreifen, wie

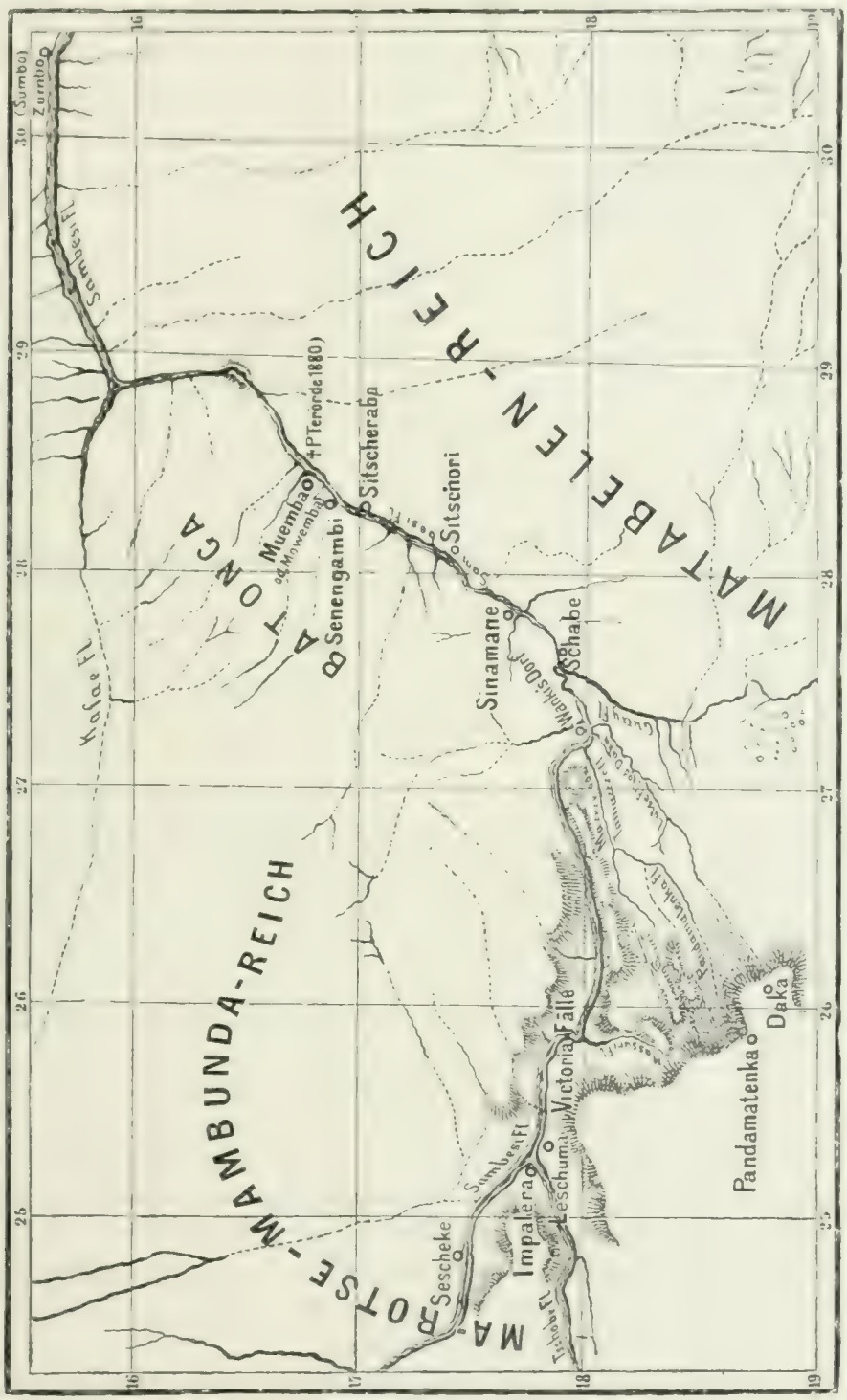
solch ein langer schmaler Trog, von solcher ungeheuren Tiefe und von jähen Felsen umgeben, entstehen und alle Arten von Felsen ohne Unterschied durchschneiden konnte. Die Thatsache, daß eine große Zahl der Seemuscheln entschieden den Charakter von Meermuscheln trägt, scheint zu zeigen, daß das Gewässer bis zu einer neuern geologischen Periode salzhaltig war, aber in der Folge durch die Bildung des Lakuga zu Süßwasser wurde, indem sich der weiche Sandstein von Uguha bloßlegte und dadurch eine Zirkulation entstand, welche das Salz wegführte; der deutlich ausgeprägte Meerescharakter dieser Muscheln kann kaum durch eine andere Vermutung erklärt werden."

Das Nordende des Sees, dem man in geographischen Kreisen große Wichtigkeit beilegte, da man dort einen Abfluß vermutete, durch welchen der Tanganjika mit den Seeen im Norden in Verbindung stehe, wurde von Livingstone und Stanley erforscht, nachdem beide in Udschidschi zusammengetroffen waren.

Nachdem die Berichte Livingstones, welche er vom Bangweolo-See abgesandt, das Gerücht von seinem Tode im Nyassa-Gebiet widerlegt hatten, war wieder eine geraume Zeit verstrichen, ohne daß man Nachricht von dem kühnen Forscher erhielt. Sein letzter Brief kam aus Udschidschi und trug das Datum des 30. Mai 1869. Mehr als 2 Jahre vergingen, ohne daß neue Nachricht kam, und abermals wurden Gerüchte laut, welche ihn als tot bezeichneten. Da man nicht wußte, ob die von Sansibar ihm nachgesandten Unterstützungen ihn erreicht hatten, rüstete die Geographische Gesellschaft in London 1872 eine Expedition aus, welche Livingstone aufsuchen sollte. Trotz der sorgfältigsten Ausrüstung nahm diese Livingstone Search and Relief Expedition ein klägliches Ende, denn als sie endlich von Bagamoyo aufbrechen wollte, traf die Nachricht ein, daß Livingstone bereits gefunden sei, und der Führer der Expedition, Leutnant Dawson, gab das Unternehmen, bei dem es für ihn nicht mehr großen Ruhm zu erwerben gab, auf und überließ das Kommando dem Leutnant Henn, der es seinerseits bald an Livingstones Sohn Oswell abtrat, und dieser ließ sich durch Kirks Warnungen vor den ungünstigen Gesundheitsverhältnissen abschrecken und trat den Zug zu seinem Vater nicht an. Der Mann, durch den die Livingstone-Expedition die erträumten Lorbeeren sich entrissen sah, war der Spezialkorrespondent des „New-York-Herald", Henry M. Stanley. Herr James Gordon Bennett, der Eigentümer des Blattes, hatte ihn telegraphisch von Madrid nach Paris berufen, und als er 40 Stunden später dort eintraf, empfing er ihn mit der Frage, wo sich nach seiner Meinung Livingstone befinde. Als Stanley bezweifelte, daß Livingstone noch am Leben sei, erwiderte Gordon Bennett: „Ich denke, er ist noch am Leben, und ich sende Sie aus, ihn zu finden." Wenige Stunden später war Stanley bereits unterwegs nach Ägypten, aber bevor er die Reise zur Aufsuchung Livingstones antrat, hatte er noch anderen Aufträgen zu genügen: nachdem er den Feierlichkeiten bei Eröffnung des Suezkanals beigewohnt, reiste er nach Jerusalem, von dort nach der Krym, um die Schlachtfelder zu besuchen, und schließlich über den Kaukasus und Persien nach Indien, wo er sich endlich nach Sansibar einschiffte. Am 6. Januar 1871 landete er zum erstenmal auf der Insel, wo er sofort die Bildung und Ausrüstung der Expedition begann, welche er in 5 Abteilungen aufbrechen ließ, deren letzte am 21. März von Bagamoyo abmarschierte. Er zog nicht auf der von Burton und Speke verfolgten Straße, sondern ging geraden Weges durch Ukwere und Usegua auf Usagara zu, kam durch den Makatasumpf nach Ugogo und von dort nach Unianjembe, wo die Kämpfe mit Mirambo ihn zwangen, sich über den in den Malagarazi mündenden Gombe nach Süden zu wenden und in einem großen Bogen durch Utakama und Ukonongo an den Fluß Ntumba und von dort wieder nordwärts durch Uvinza zum Malagarazi zu ziehen. Bald erhielt er durch eine Waguhha-Karawane Kunde, daß Livingstone in Udschidschi sei, und am 10. November, am 236. Tage nach seinem Aufbruch von Bagamoyo hatte er den Totgeglaubten gefunden.

Wenige Tage nach dem Zusammentreffen schlug Stanley eine Fahrt nach dem Nordende des Sees vor, und Livingstone ging bereitwillig auf den Vorschlag ein. In einem gemieteten Kanoe brachen sie am 14. November auf und erreichten nach einer ruhigen Fahrt längs der im herrlichsten Grün und Blütenschmuck prangenden Ufer, wo die Abhänge der Hügel mit Mais- und Durrhafeldern und Erdnuß- und Kassave-

pflanzungen bedeckt waren, am 4. Tage an die Mündung des Flüßchens Mschala, welches die Grenze zwischen dem Gebiet von Udschidschi und Urundi bildet. Die Landschaft nahm nun einen andern Charakter an, bald



Der mittlere Lauf des Sambesi.

traten die Felsen dicht ans Ufer heran, sodaß die Wellen ihren Fuß umspülten, bald öffneten sich vor den Vorbeifahrenden weite Thäler, welche durch Sumpfland vom Ufer getrennt waren. Nach neuntägiger Fahrt und kurzem Aufenthalte in dem Dorfe Magala an der Warundiküste kam man am Mugere-Delta vorbei zu

mehreren längs einer Bucht zerstreuten Dörfern, in denen der Häuptling Mukamba gebot, der die Fremden freundlich aufnahm, und fuhr von dort in 9 Stunden quer über den See zum Westufer hinüber. In dem im Delta des Rufizi gelegenen Gebiet des Häuptlings Ruhinga wurde gelandet. Das Land war flach und sumpfig, mit vielen Teichen und stehenden Gewässern, welche die Luft verpesteten, bedeckt. Der Häuptling erteilte zwar auf alle Fragen über den See und die angrenzenden Gebiete den Reisenden bereitwillig Auskunft, aber da diese gerade in bezug auf das Ende des Sees ihren Erwartungen nicht entsprach, beschlossen sie, sich durch den Augenschein zu überzeugen, wie es dort aussehe. Sie fanden 7 breite, durch grasbewachsene Landspitzen von einander getrennte Buchten. Nach langem Suchen entdeckten sie endlich in einer derselben eine schwache Strömung, vermochten aber nirgends in dem schilfbedeckten Ufer eine Flußmündung zu entdecken, bis endlich einige Eingeborene, welche dort fischten, sie in den mittelsten, den Hauptarm des Rufizi-Deltas geleiteten. Der Fluß war kaum 10 Schritte breit und sehr seicht, die Strömung jedoch ziemlich stark. Weiterhin teilte er sich in viele kleine Kanäle, aber über diese hinaus konnte man ihn wieder ein breiteres Bett einnehmen sehen.

Das ganze Nordende des Sees gehört zu dem in viele kleine Gebiete zerfallenden Urundi, welches nordwärts an Ruanda grenzt. Längs der Westküste weiterfahrend, kamen Livingstone und Stanley in das auch von Burton schon besuchte westliche Nachbargebiet von Urundi, nach Uvira, dessen Bevölkerung sich mit Verarbeitung des von Westen bezogenen Erzes beschäftigte und eiserne Werkzeuge, Waffen u. s. w. verfertigte, dabei aber auch Elfenbeinhandel trieb, der viele Käufer in ihr Land zog, weil das Elfenbein in Uvira sehr billig war. Die Wavira erhalten nämlich ihr Elfenbein im Manjuemaland (siehe Seite 197), einem der ergiebigsten Handelsgebiete Afrikas, dessen großer Elfenbeinreichtum es schon seit Jahren zu einem Zielpunkt der arabischen Karawanen gemacht hat, denn die ersten Karawanen, welche dorthin kamen, fanden Elfenbein zu Thürpfosten und zu Pfeilern verwendet, weil die Eingeborenen noch gar keine Ahnung von dem Werte desselben hatten.

Die Expedition setzte die Fahrt längs der Küste fort und gelangte beim Kap Kabogi zu einer Gruppe Felseninseln, welche New-York-Heraldinseln benannt wurden, weil der einheimische Name ein sehr schwer aussprechbarer war. Nachdem am Kap Luvumba im Waviraland, wo die Expedition nochmals landete, ein Streit mit den Eingeborenen, welche mit den Arabern in Udschidschi in Feindschaft waren, mit Mühe beigelegt worden, fuhren Livingstone und Stanley wieder zum Ostufer hinüber, erreichten ohne Unfall Mukunzu in Urindi und kamen am folgenden Tage nach Udschidschi, nachdem sie in 28 Tagen etwa 65 Meilen Wasserweg im nördlichen Teil des Sees zurückgelegt hatten.

Udschidschi war damals und ist auch heute noch der wichtigste Ort am Tanganjika. Seine Bevölkerung hat mehrmals ihre Wohnsitze verlassen und sich weiter landeinwärts ansiedeln müssen, da der See sein Ostufer benagt und sich dort immer weiter ausdehnt. Das heutige Udschidschi ist eine volle englische Meile von der Stelle entfernt, an der einst das alte Udschidschi stand, und bei niedrigem Wasserstand kann man noch in einer Entfernung von mehreren Metern vom Ufer auf dem Seeboden die Stümpfe von Ölpalmen unterscheiden. Burton und Speke, welche 1858 an den See kamen, berichten von keiner Ortschaft Udschidschi, sondern nur von einem Küstenstrich dieses Namens, dessen Bewohner, die Wadschidschi, ein kräftiger Menschenschlag waren, der sich aber durch ein unverschämtes, trotziges Benehmen auszeichnete. Cameron, der 15 Jahre später die Seeufer bereiste, nennt als Hauptstadt von Udschidschi das am See gelegene Kawele. „Zu den Sehenswürdigkeiten von Kawele," berichtet er, „gehört der Markt, der täglich zwischen halb sieben und zehn Uhr morgens und dann wieder nachmittags auf einem freien Platze dicht an der Küste abgehalten wird. Der Frühmarkt ist der wichtigere, und derselbe bietet zugleich ein interessantes und belebtes Schauspiel dar. Er wird von den Völkerschaften von Uguhha, Uvira, Urundi und vielen an der Küste des Sees wohnenden Stämmen besucht. Die Waguhha sind leicht kenntlich an der sorgfältigen Weise, wie beide Geschlechter ihr Haar tragen, und an den phantastischen und ausgedehnten Tätowierungen der Frauen: die Warundi dagegen

unterscheiden sich dadurch, daß sie sich mit roter Erde und Öl beschmieren und auf diese Weise ihrem Körper eine helle Bronzefarbe verleihen. Von den arabischen Kaufleuten werden sie „rotes Volk", d. h. hellfarbiges, genannt. Frauen aus Kawele und den umliegenden Dörfern bringen Mehl, süße Kartoffeln, Yamswurzeln, Früchte der Ölpalme — die man hier zum ersten male antrifft — Bananen, Tabak, Tomaten, Gurken und viele andere Früchte in Körben auf den Markt, außerdem noch Topfgeschirr und in großen Kürbisflaschen Pombé und Palmwein. Die Männer verkaufen getrocknete oder frische Fische, Fleisch, Ziegen, Zuckerrohr, Netze, Körbe, Holz zu Speeren und Bogen, und Bastluch. Die Warundi handeln hauptsächlich mit Korn und Rudern; von der Insel Ubwari wird eine Art von Hanf eingeführt, aus dem die Wagogo ihre Netze verfertigen, während Uvira Topfwaren und eiserne Geräte liefert, Uvinza Salz und mehrere andere Distrikte Palmöl. Jeder Verkäufer hat täglich denselben Platz inne, und viele bauen sich auch kleine Hütten aus Palmzweigen, um sich vor den brennenden Strahlen der Sonne zu schützen. Unter der Menge der Käufer und Verkäufer gehen andere Trupps umher, die von entfernten Gegenden nach diesem Mittelpunkte des Handels kommen, um Sklaven und Elfenbein abzusetzen, und da bei dem ganzen Handel so laut als möglich geschrieen wird, so ist der Lärm fast betäubend. Ein merkwürdiges Zahlungsmittel ist hier allgemein gebräuchlich, es wird nämlich alles mit Perlen bezahlt, die man Soñ nennt und die ähnlich wie in kleine Stückchen zerbrochene Pfeifenröhrchen aussehen. Leute mit Quersäcken voll solcher Perlen wechseln diese bei Beginn des Marktes an Marktbesucher, die Einkäufe zu machen gedenken, tauschen sie nach Beendigung des Marktes von den Verkäufern wieder ein und machen natürlich, wie gewöhnlich die Geldwechsler, bei beiden Geschäften ihren Profit." (Siehe Seite 189.)

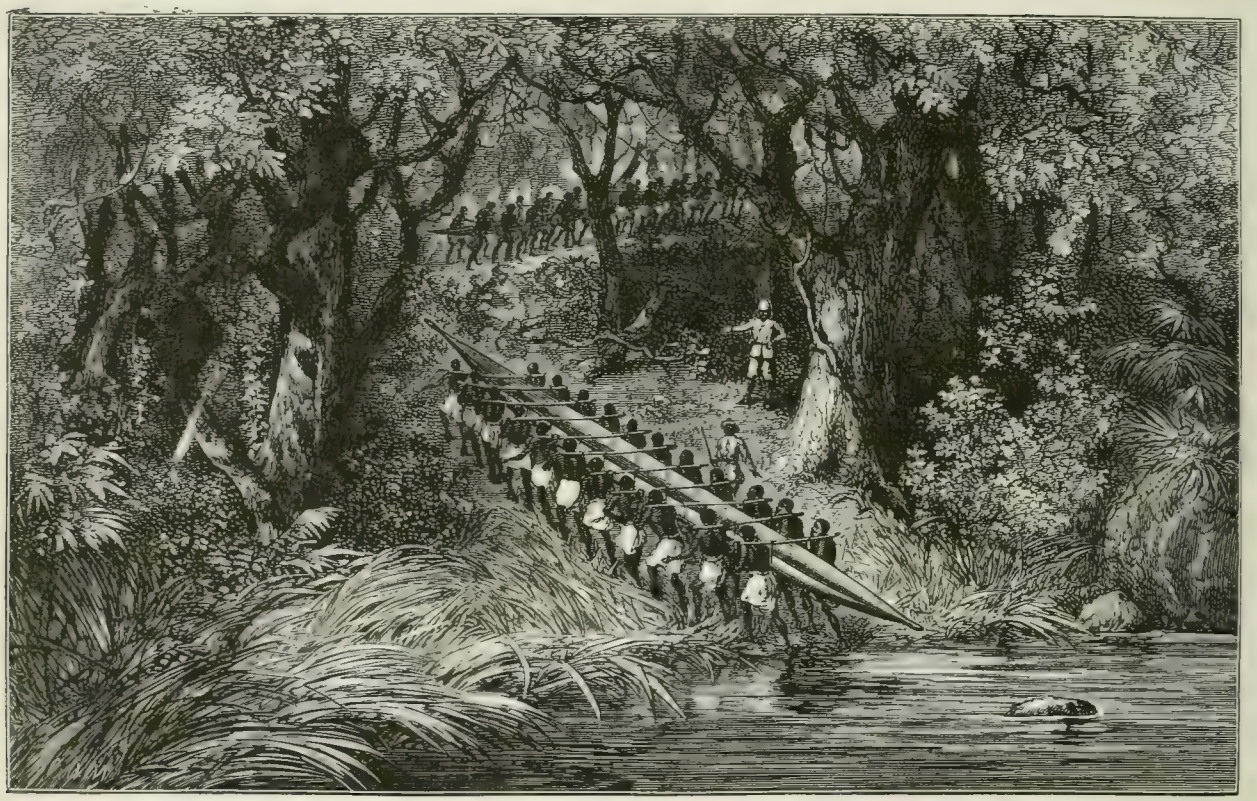
Thomson war sehr enttäuscht durch den Anblick des Marktes, von dem er nach den lebhaften Schilderungen von Stanley und Cameron mehr erwartet hatte. Der Markt, berichtet er, ist fast gänzlich zum Verkauf von Nahrungsmitteln, vorherrschend Palmöl, Hirse, Reis, indisches Korn, Zuckerrohr, süße Kartoffeln, Grundnüsse, Hammelfleisch, Fisch u. dgl. Die ganze Menge Elfenbein, welche zum Kauf auslag, war nicht zehn Dollars wert. Sklaven waren, dank der Anwesenheit des Herrn Hore, nicht vorhanden. Im Ganzen war kaum ein Gegenstand von Wert zu sehen. Die meisten Verkäufer hatten ihre Vorräte unter kleinen Buden liegen. Den ersten Schritt zum Gebrauch des Geldes haben sie dadurch gemacht, daß sie Kügelchen in Umlauf setzen, welche unser Kupfergeld vertreten; für größere Käufer dient das Tuch als Wertmittel. Um Udschidschi herrscht ein reges und geschäftiges Treiben, welches in auffallendem Gegensatz zu dem Äußeren der meisten einheimischen Dörfer steht. Der Handel hat Gelegenheit geboten, die erste Stufe zur Bildung und zum Fortschritt zu betreten, zu gegenseitiger Abhängigkeit und wechselseitigem Beistand; es hat eine gewisse Teilung in den gemeinschaftlichen Verrichtungen stattgefunden, so daß jeder Eingeborene, anstatt seine Bedürfnisse durch eigenhändige Arbeit zu befriedigen, jetzt seine Kleidung von einem Manne, sein Salz von einem zweiten, seinen Fisch, sein Palmöl, seine Kochtöpfe und andere Dinge von anderen Menschen empfängt; von verschiedenen Stämmen erhält er Artikel, die in seinem eigenen Lande nicht erzeugt werden, und da er dies zuträglich fand, so lernte er die Notwendigkeit kennen, mit jenen Stämmen in Frieden zu leben und sie zu ermutigen, sich zum Tauschhandel einzustellen. Auf diese Weise erklärt sich das geräuschvolle Leben, welches an dem Orte herrscht. Die häufig erscheinenden Araber in ihren flatternden Gewändern zuweilen zu Fuß, zuweilen auf Maskateseln reitend), Banden von Waswahili, Reihen von Sklaven, mit Getreide oder Elfenbein beladen, Herden von Schafen und Ziegen und kleine Herden von Hornvieh, dazu die Boote auf dem Wasser — dies alles gab dem Ort ein Ansehen, nicht unähnlich dem eines Küstendorfes am Mlima.

Am Tanganjika haben in jünger Zeit außer der Brüsseler Association auch Missionsgesellschaften festen Fuß gefaßt. Die Londoner Missionary Society sandte die Herren J. K. Thomson, E. C. Hore und Hutley nach Udschidschi, wo sie am 23. August 1878 ankamen und in der Nähe, an der Kinegoma-Bai, eine Station errichteten. Herrn Hore verdankt man die Konstatierung der Thatsache, daß der Lukuga einen Abfluß des Tanganjika bildet, was auch schon Stanley behauptet hatte. Herr Thomson wurde der Station bald durch

den Tod entrissen, aber in den Herren Southon und Griffith erhielt dieselbe im Jahre 1878 willkommenen Ersatz.

Im Jahre 1878 erschienen auch römisch-katholische Missionäre, die vom Bischof Lavigerie in Algier ausgesandt waren, um am Tanganjika und Ukerewe Stationen zu gründen. Durch dieselben wurden nach und nach nicht weniger als 10 Stationen in Uganda und am Tanganjika errichtet, und auch am Westufer des Tanganjika wurde nun Fuß gefaßt, da die Association dort als äußersten Vorposten der Kultur die Station Mpala gründete.

Durch diese in das Herz Afrikas vorgeschobenen Stationen hat sich die Association große Verdienste um die Erschließung des dunkeln Erdteils erworben, denn manche Expedition hat seitdem in ihnen Stützpunkte



Kanoetransport in der Wildnis.

für ihr ferneres Vordringen gefunden, und fast könnte man sagen, daß der Ausgangspunkt der Forschungsreisen von Sansibar an den Tanganjika verlegt war. Die jüngste deutsche Expedition, die von Dr. Böhm und Paul Reichard, wäre wahrscheinlich rettungslos verloren gewesen, wenn nicht am Westufer des Sees eine Station bestand, in welcher sie Gelegenheit fand, sich neu zu verproviantieren, und wo sie in Sicherheit sich von den Mühen der letzten Monate erholen konnte.

Das Südende des Tanganjika-Sees hatte Livingstone schon 1872 bereist, und er verweilte damals 3 Monate in der Landschaft Urungu, welche sich südlich vom Tanganjika ausbreitet, ein 1400 Meter hohes Plateau, an welches im Süden Usango sich anschließt, dessen Bevölkerung Viehzucht treibt und große Herden besitzt. Es bildete den Ostrand des großen Lundareiches, dessen Hauptstadt Cazembe war. Dort liegen südwestlich vom Tanganjika wieder zwei große Seeen, der Moero und Bangweolo, deren Entdeckung wir eben-

Karte der deutschen ostafrikanischen Kolonie und des Seengebietes.

Die dunkle Schraffierung bezeichnet die älteren, die hellere die neueren Erwerbungen, welche noch nicht ganz gesichert sind.

falls Livingstone verdanken. Der erstere, nördlich von Cazembe, ist etwa 12 Meilen lang, im südlichen Teil mindestens 14 Meilen, im nördlichen $2^1/_2$ bis 4 Meilen breit und von hohen, bis zum Gipfel bewaldeten Bergen umschlossen. Am Nordende des Sees bricht der Lualaba mit Donnergetöse zwischen den Bergen zu einer jenseits der Kuaberge sich ausdehnenden Ebene durch, die er in ruhigem Laufe durchfließt. Am Südende des Moero-Sees fand Livingstone einen in diesen sich ergießenden Fluß Luapula, welcher aus einem See Bangweolo oder Bemba kommen sollte. Dieser 1220 Meter über dem Meeresspiegel gelegene See ist bedeutend größer als der Moero, etwa 32 Meilen lang und 15 Meilen breit. Livingstone lernte nur einen kleinen Teil des Bangweolo kennen, da die ihn begleitenden Eingeborenen sich weigerten, weiter vorzudringen. Später kam Livingstones Diener Wainwright[63]) mit der Leiche seines Herrn durch diese Gegend, und sein sorgfältig geführtes Tagebuch lieferte viel Material zur Kenntnis derselben. Die Ufer des Sees sind flach und kahl, und viele bewohnte Inseln liegen in demselben. Zwischen der zahlreichen Inselbevölkerung und dem Ufer herrscht lebhafter Verkehr, doch bedient sich dieselbe dazu nur während der Regenzeit der Kähne, da in der trockenen Jahreszeit überall Furten den Verkehr erleichtern. Die weiten Ebenen, welche den See umgeben, bilden vortreffliche Viehweiden, und außer den Herden der Eingeborenen ernähren sie große Scharen Antilopen, Zebras u. s. w. Die ganze Umgegend ist vortrefflich bewässert, denn eine Unzahl größerer und kleinerer Wasserläufe ergießt sich in den Bangweolo, weite Strecken in Sumpf- und Moorastland verwandelnd. Auf dem Plateau, welches hier die Wasserscheide zwischen den nach Norden und Süden fließenden Gewässern bildet, entspringen so viele Gewässer, daß, wie Livingstone sagt, ein großer Teil eines Menschenlebens nötig wäre, wenn man sie alle zählen wollte. „Aus der Vogelperspektive betrachtet, würden manche Teile der Wasserscheide den Eisblumen an einer Fensterscheibe gleichen. Die Gewässer beginnen alle in einem Sumpfe im obern Teile eines wenig eingesenkten Thales; wenige hundert Schritte weiter unten bildet das aus dem schwammigen Boden aussickernde Wasser schon einen beständig fließenden Bach, welcher etwas über 1 Meter breit und tief genug ist, um eine Brücke zu erfordern. Dies sind die letzten und primären Quellen der großen, nach Norden fließenden Ströme. Diese primären vereinigen sich zu sekundären Flüssen, die im allgemeinen die Größe des Isis bei Oxford oder des Avon bei Hamilton haben, niemals austrocknen und sich wieder zu vier großen Abzugslinien verbinden."

Am Bangweolo-See fand sein Entdecker Livingstone, der verdienstvollsten einer unter der großen Menge der Afrikaforscher, den Tod. Nachdem er durch Stanley mit neuen Vorräten versehen worden, war er wieder nach Süden gezogen, und vom Bangweolo-See gelangten noch Nachrichten von ihm nach Europa. An der Südgrenze des Lundareiches erhielt er Nachricht vom Tode des Cazembe, des Beherrschers desselben, und von dem Untergang seines Reiches. Vom Nordufer des Bangweolo fuhr er in Kanoes, welche ihm die Bewohner eines Dorfes zur Verfügung stellten, zu einer in der Mittte desselben gelegenen Insel hinüber, wo er Kähne zur Weiterfahrt mit Gewalt wegnehmen mußte, da die Eingeborenen ihm dieselben verweigerten und ihm feindlich entgegentraten. Der Marsch vom Ufer ins Land hinein war sehr beschwerlich, da die Regenzeit bereits eingetreten war. „Schon seitdem er Unianjembe verlassen," berichtet Livingstones Diener Majwara, „kränkelte Livingstone, und als er die Landschaft Ukabende im Südwesten des Sees durchzog, sagte er zu Majwara, daß er sich nicht imstande fühle, sein Entdeckungswerk zu vollenden, sondern über die Katangaberge gehen, dort Elfenbein, welches in der Gegend sehr billig ist, kaufen und durch Manjuema nach Udschidschi zurückkehren wolle. Als die Karawane aber den nördlichen Teil von Bisa, eines sehr großen Landes, erreichte und in der Provinz Ulala anlangte, mußte der Doktor erst auf einem Esel reiten, dann auf einem Kitanda, einem Bettgestell der Eingeborenen, sich tragen lassen, was er anfangs sehr ungern that." In Ilala, wo der Sultan Kitambo residierte, wurde Livingstone die Erlaubnis zum Aufenthalt verweigert, und er ließ sich daher die 3 Stunden lange Strecke nach Kabende zurücktragen, wo von seinen Leuten für ihn eine Hütte erbaut

[63]) Eine Übersetzung von Wainrights Tagebuch erschien in Petermanns Mitteilungen, 1874.

wurde. Livingstone litt große Schmerzen und seine Kräfte nahmen rasch ab. „Am dritten Tage," heißt es in einem an den New York-Herald gerichteten Telegramm, welches seinen Tod meldete, „sagte er: ‚Ich friere, legt mehr Gras auf die Hütte.' Sein Gefolge sprach nichts und kam ihm nicht nahe. Kitambo, der Häuptling von Bisa, sandte Mehl und Bohnen und zeigte sich überhaupt freundlich gegen die Expedition. Am vierten Tage verlor Livingstone das Bewußtsein, und um Mitternacht starb er in Gegenwart seines Dieners Majwara." (Siehe Seite 204.) Die Nassickleute seines Gefolges berieten nun, was sie mit der Leiche beginnen sollten, und sie beschlossen, dieselbe zu konservieren und nach der Küste zu bringen, damit sie ein Grab in Livingstones Heimat finden könne. Die Leiche wurde geöffnet und, nachdem die Eingeweide herausgenommen worden, mit Salz umhüllt und 12 Tage der vollen Sonnenglut ausgesetzt, bis sie völlig ausgetrocknet war. Die Eingeweide legte man in eine Zinnbüchse und bereitete ihnen eine Ruhestätte unter einem großen Baum, in welchen außer den Namen der 3 Führer der Expedition die Worte eingeschnitten wurden: „Dr. Livingstone starb am 4. Mai 1873". Dann traten die treuen Gefährten des großen Reisenden mit der in einem Sarg verwahrten Leiche den Rückmarsch an. Die Schwierigkeiten, die sie auf diesem Marsche zu überwinden hatten, mehrten sich mit jedem Tage. Sie begannen schon am Luapula, wo abergläubische Scheu die Eingeborenen abhielt, ihre Boote zur Überfahrt einer Leiche zu leihen, weshalb es beinahe zum Kampfe mit ihnen kam. Noch in manchem Dorfe wurde der Leichenkarawane der Eintritt untersagt, und oft mußten sie feindliche Angriffe der Eingeborenen abwehren, während Krankheit und Hunger ihre Kräfte schwächten, bevor sie Unianjembe erreichten, wo sie mit der Expedition Camerons zusammentrafen, die sie reichlich mit frischen Vorräten versorgte. Dr. Dillon und Leutnant Murphy sollten die Karawane nach Sansibar führen, aber der erstere, der an heftigem Fieber litt und durch eine Augenkrankheit erblindete, erschoß sich schon nach wenigen Marschtagen in einem Anfall von Geistesstörung. Leutnant Murphy erreichte ohne Unfall am 18. Februar 1874 Sansibar, von wo die Leiche in einem verzinnten und gut verlöteten Sarg im April durch den Dampfer „Malwa" nach England gebracht wurde.

Das Gebiet im Süden und Südwesten des Tanganjika ist in jüngster Zeit von einer deutschen Expedition durchzogen worden, deren Erfolge sich den großartigsten Leistungen auf dem Gebiete der Afrikaforschung würdig anreihen: die von der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland ausgesandte Expedition Böhm-Reichard, welche, anfangs aus 4 Deutschen bestehend, nach dem Tod eines Mitgliedes (Dr. Kaiser) und der Rückkehr eines andern (v. Schöler) ausschließlich von der Umsicht und Thatkraft Dr. Böhms und Paul Reichards abhing, die das in sie gesetzte Vertrauen in glänzender Weise rechtfertigen sollten.

In Mpala erhielten im Sommer 1883 Dr. Böhm und Paul Reichard den Auftrag zur Erforschung des Quellengebietes des Kongo. Sie gönnten sich in der Station nur eine kurze Ruhe und brachen am 1. September, begleitet von einer großen Schar Eingeborener, nach Südwesten auf.[*] Eine Erkrankung Dr. Böhms verzögerte nur kurze Zeit das Vordringen und schon am 27. September war der Luapula erreicht. Vier Wochen später betrat die Expedition das Gebiet Msiris, eines mächtigen Häuptlings, welcher über etwa 3000 mit Feuersteingewehren bewaffnete Krieger gebietet. Dasselbe erstreckt sich westwärts bis zu den Kunde-Irunde-Bergen und dem Lualaba, im Norden grenzt es an Urua, im Süden an Iramba. Im Gebiet Msiris wird viel Kupfer gefunden, aber der Häuptling gestattet die Ausfuhr desselben nicht. Dagegen treibt er, obwohl sein Name an der Küste unbekannt ist, lebhaften Handel nach der Westküste hin mit Sklaven, Elfenbein, Kautschuk und Wachs. Beim Zusammentreffen mit der deutschen Expedition klagte er über die schlechte Qualität der Stoffe, welche von Westen her in sein Land kämen, weshalb es ihm sehr erwünscht wäre, wenn er mit den an der Ostküste Handel treibenden Europäern in Verkehr treten könnte.

[*] Über die Expedition, welche weite, bisher von keinem Europäer besuchte Länderstrecken durchzogen hat, fehlen noch ausführliche Berichte, und wir müssen uns daher auf das Wenige beschränken, was dem zur Stunde vorliegenden Briefe Reichards zu entnehmen ist.

Obwohl sich daraus auf freundliche Gesinnungen gegenüber den Weißen schließen ließ, sollte doch die Expedition später mit diesem Negerfürsten noch sehr traurige Erfahrungen machen. Daß er ein blutdürstiger, grausamer Tyrann war, davon konnten sich Böhm und Reichard schon in den ersten Tagen überzeugen. Das Morden bereitete ihm Vergnügen, und er ging dabei mit raffinierter Grausamkeit vor. Häufig ließ er seine dem Tode geweihten Opfer bis an die Brust eingraben und so verhungern.

Die Expedition erreichte am 26. November den Zusammenfluß des Likulwe und Lufira, überschritt den letztern und rastete dann 4 Wochen lang in Kagoma am Likulwe. Von dort wandte sie sich nach Urua, um vereint mit der Kriegsmacht des Häuptlings Msiri die Wamas anzugreifen, ein an den Grenzen von Iramba wohnendes Volk, mit welchem Msiri Krieg führte. Auf diesem Feldzug entdeckten Böhm und Reichard hinter dem schon von Cameron entdeckten Kikondscha-See einen viel größern. Es kam dort zu einem Kampfe mit dem Feinde, die Leute der Expedition erstürmten ein Dorf, und der Krieg hätte wohl mit der vollen Niederlage der Wamas geendet, wenn der feige Tyrann nicht einer Entscheidung auswich und den Krieg absichtlich in die Länge zog. Im Lande der Wamas erlitt die Expedition einen schweren Verlust durch den Tod des Dr. Böhm. Er wurde Mitte März vom Fieber befallen, und am 27. März setzte der Tod seinem Forschungsdrang ein Ziel. Paul Reichard war nun der einzige von der Expedition noch übrige Europäer, und er bedurfte außergewöhnlicher Thatkraft und Ausdauer, um das schwierige Werk, dessen Durchführung nun ihm allein anvertraut war, zu einem glücklichen Ende zu führen.

Der Häuptling Msiri, der doch der Expedition wegen der Unterstützung im Feldzuge gegen die Wamas zu Danke verpflichtet war, begann nun dieser unfreundlicher entgegenzutreten. Als Reichard Urua verlassen wollte, um zu den Quellen des Lualaba und Lufira vorzudringen, gestattete ihm der Häuptling den Weitermarsch nicht eher als bis er 20 seiner Leute als Geiseln zurückgelassen hatte. Endlich war das Mißtrauen des Häuptlings überwunden, und Reichard konnte aufbrechen, aber ein voller Monat war in Unkäa, der Hauptstadt Msiris, ungenutzt vergangen.

Die Expedition überschritt am 24. Mai 1884 abermals den Lufira und lagerte am 27. d. M. unweit der Hauptstadt von Katanga. Reichard unternahm einen Ausflug zur Untersuchung der in der Nähe befindlichen reichen Kupferminen und setzte dann den Marsch zu den Quellen des Lufira fort. Er sollte dieselben nicht erreichen: kaum noch zehn Tagreisen von denselben entfernt, stieß er an der Grenze des Gebietes der Warambas auf Widerstand. Die Warambas wollten ihm den Zug durch ihr Land nicht gestatten, und es blieb ihm nur die Wahl zwischen dem gewaltsamen Erzwingen des Durchzuges und der Umkehr. An das Erstere war nicht zu denken, da die Munition zur Neige ging, und Reichard zog daher zurück nach Unkäa, in der Hoffnung, dort bei Msiri, mit dem er Blutsbruderschaft geschlossen hatte, Unterstützung zu finden. Der hinterlistige, grausame Msiri trug sich jedoch mit ganz anderen Plänen inbezug auf seinen Blutsbruder, und es war vielleicht ein Glück für Reichard, daß Msiri bei seiner Ankunft in Unkäa abwesend war und ihn nicht unerwartet überfallen konnte. Reichard erfuhr indessen, welch großer Umschwung sich während seiner Abwesenheit in der Gesinnung des Häuptlings vollzogen hatte. Msiri hatte seinen Tod beschlossen und wollte die Expedition vernichten. Reichards Kopf sollte auf einem Pfahl in Msiris Residenz aufgesteckt werden, und aus seinem Bart wollte sich der Häuptling einen Kopfputz verfertigen. Reichard lag in heftigem Fieber, als Msiri ankam, aber dieser war doch zu feig, um einen offenen Angriff auf die Expedition zu wagen, und sie blieb bis zu Reichards Genesung unbelästigt. Als ihm Reichard nun anzeigen ließ, daß er sein Land verlassen wolle, forderte er eine Menge Geschenke und die Auslieferung eines Bootes, welches Reichards Leute verfertigt hatten, um sich desselben zum Überschreiten des Lufira und Luapula zu bedienen. Die Expedition war aber nicht mehr in der Lage, Geschenke zu geben. Sie verfügte nur noch über 120 Yards schlechter Stoffe, einige bunte Taschentücher und etwa 10 Pfund weiße Perlen, aber auch ihre Munition war erschöpft; Pulver und Blei für 80 Vorderlader waren zwar noch reichlich vorhanden, aber nur noch 15 Zündhütchen für jedes Gewehr, und für 30 Hinterlader besaß man nur noch je 20 Patronen. Entschlossen,

es trotz seiner geringen Verteidigungsmittel auf einen Kampf mit Msiri ankommen zu lassen, verweigerte Reichard jede Leistung an denselben und gab Befehl zum Aufbruch. Unter Trommelwirbel, mit fliegenden Bannern trat die Expedition am 25. September den Rückmarsch an, ohne sich weiter um die Erlaubnis des Häuptlings zu kümmern.

Msiri war aber nicht gesonnen, die Fremden ungehindert abziehen zu lassen. Als diese am 28. September am Luffra anlangten, fanden sie das andere Ufer von 150 Kriegern des Häuptlings besetzt. Sie erzwangen nach kurzem Gefecht den Übergang, erstürmten am folgenden Tage ein Dorf, welches während des Kampfes in Brand geriet und eingeäschert wurde, und bahnten sich unter unaufhörlichen Kämpfen einen

Partie der Viktoriafälle.

Weg zum Kunde-Irunde Gebirge. Auf dem Hochplateau verirrte man sich schon am zweiten Tage, da man keine des Weges kundigen Führer hatte und ein als Führer dienendes Weib aus Unkäa sich nicht mehr auskannte. Nur seinem Kompaß folgend, drang nun Reichard geraden Wegs durch die Wildnis nach Osten vor, aber von Tag zu Tag wurde die Lage der Expedition bedenklicher. Während ein furchtbares Unwetter herrschte, Regen, Kälte und Nachtwachen alle aufs äußerste erschöpft hatten, wurden auch die letzten Lebensmittel verzehrt, und Not und Hunger brachten die Leute in eine Stimmung, daß Reichard nur mit Mühe die Disziplin noch aufrecht zu erhalten vermochte. Endlich stieß man auf ein Dorf. Dasselbe wurde im plötzlichen Überfall genommen, wobei der Häuptling und einige Einwohner gefangen wurden, aber in der Hoffnung, dort Lebensmittel zu finden, sahen sich die Hungernden getäuscht. Glücklicherweise gelang es Reichard, einen

Büffel zu erlegen, und die schon seit mehreren Tagen nur von Wurzeln und Pilzen lebenden Leute stärkten sich wieder durch ein kräftiges Mahl. Von den Gefangenen geführt, erreichte die Karawane am 15. Oktober die alte Route, von der sie abgekommen war, und entließ dort den Häuptling und seine Leute in ihre Heimat. Reichard befand sich jetzt in bekannter Gegend. Am 16. November war der Luapula erreicht und wurde eine Tagereise nördlich von seinem Ausfluß aus dem Moero-See überschritten. Reichard erlegte einen Wasserbock und zwei Zebu-Antilopen und gewann dadurch wieder für einige Tage Lebensmittel, aber kaum war die drohende Gefahr des Hungertodes beseitigt, so stellten sich der Karawane neue Schwierigkeiten in den Weg. In strömendem Regen war Nwira in Marungu erreicht worden, und die Leute suchten, sobald sie in das Dorf gelangt waren, schleunigst Schutz in den Hütten, aber sie wurden dort von den Eingeborenen mit Pfeilschüssen angegriffen. Nachdem er schnell seine Mannschaft gesammelt, griff Reichard die Eingeborenen an und zwang sie zur Flucht in die Berge, aber obwohl sie nun keinen Angriff mehr auf das Dorf wagten, belästigten sie die Expedition doch noch lange Zeit durch Pfeilschüsse.

Am 30. November erreichte die Expedition endlich die belgische Station Mpala am Tanganjika, wo alle Not ein Ende fand, da sie von Leutnant Storms freundlich aufgenommen und mit allem nötigen versehen wurde, aber Ruhe fand sie auch dort nicht gleich. Die Feindseligkeiten des Häuptlings Lusinga zwangen zu einem Zug gegen denselben, und die Leute Reichards erstürmten vereint mit den Askari der Station das Dorf des Häuptlings, wobei dieser im Kampfe fiel. Dann fand die Expedition reichlich Zeit zur Erholung, da mehr als 2 Monate vergingen, bevor das am östlichen Ufer bei Karema befindliche Kurierboot eintraf und sie über den See brachte. Erst am 18. Februar 1885 betrat Reichard das Ostufer des Tanganjika, von wo er im März den Marsch zur Küste antrat, an welcher er so vieles verändert finden sollte. In Simbamwenni in Usagara war es, wo er zum erstenmal nach 2 Jahren wieder deutsche Laute vernahm und einem Landsmann begegnete. Verwundert fragte er nach der Bedeutung der deutschen Fahnen, welche er dort wehen sah, denn zum Tanganjika war die Kunde von den jüngsten Vorgängen im Küstengebiet noch nicht gedrungen und er hatte keine Ahnung davon, daß Deutschland, während er im Innern Afrikas weilte, einen großen Kolonialbesitz an der Ostküste erworben hatte.

Auf seinem fluchtähnlichen Rückzuge aus dem Lande Msiris, auf dem sogar die wertvollen naturwissenschaftlichen Sammlungen zurückgelassen werden mußten, hatte leider eine vollständige geistige und körperliche Abgespanntheit Reichard verhindert, die durchwanderte Strecke aufzunehmen, aber gegenüber der großartigen Bereicherung unserer oro- und hydrographischen Kenntnisse vom westlichen Hinterland des Tanganjika, welche wir Reichard verdanken, ist dies nur ein verschwindend kleiner Verlust. Über drei große Ströme hat die Expedition Licht verbreitet: über den Lualaba, den Luapula und den Lufira. Etwas südlich vom Upämba-See, wo Reichard den Lualaba erreichte, ist derselbe 300 bis 500 Meter breit und soll, wie die Eingeborenen erzählen, von Katonga bis Mangrema frei von Katarakten und schiffbar sein. Nach seinem Austritt aus dem Upämba-See bildet er noch viele große und kleine Seeen und fließt parallel mit den Mitumba-Bergen von Südwest nach Nordost. Von dem berühmten Quellberg des Lualaba, welchem drei Flüsse entspringen sollen, kommt bloß der Lufira, während die Quellen des Lualaba, wie Reichard vermutet, weiter südlich zu suchen sind. Der Lufira, den Reichard dreimal erreichte, hat an drei berührten Stellen eine Breite von 50 bis 60 Meter bei bedeutender Tiefe, an einer vierten Stelle war er aber nur 30 Meter breit. Der Schiffahrt ist er nicht so offen wie der Lualaba, da er 3 Wasserfälle bildet, und von seinem Eintritt in die Lianoberge an, kurz vor welchem sich der 100 Meter breite und 25 Meter hohe Djnofall befindet, ist er überhaupt nicht mehr schiffbar. An Breite übertrifft ihn bedeutend der dritte der von Reichard überschrittenen Ströme, der 150 Meter breite Luapula, aber derselbe ist gar nicht schiffbar, denn er bildet unzählige Wasserfälle und Stromschnellen. Nachdem er den Moero-See verlassen, durchbricht er das den See im Norden einrahmende Kunde-Irunde-Gebirge, gelangt in jene Ebene, von welcher schon Livingstone berichtete, und fließt dann den Tafelbergen Kiwele und Mlonwäloa zu, bei denen er sich durch die Mitumba-Berge eine

Bahn bricht. Luapula und Lualuba vereinigen sich und bilden den Kongo, wobei der letztere als der Hauptstrom zu betrachten ist.

Die Ergebnisse der Expedition Reichards bilden eine wertvolle Ergänzung der Entdeckungen einer andern deutschen Expedition, welche unter nicht geringen Schwierigkeiten ihre Aufgabe glänzend erfüllte. Leutnant Wißmann, der mit Dr. Pogge von der Westküste zur Ostküste vordrang, hatte, nachdem sie Njangwe erreicht (siehe Europas Kolonien 2. Band, Seite 212), allein die Reise zum Tanganjika fortgesetzt, während Dr. Pogge wieder nach Norden zog. Die zahlreichen Positionsbestimmungen, welche wir diesen beiden Reisenden verdanken, vermehrten und verbesserten nicht nur unsere Kenntnis des südlichen Kongobeckens, welches, nach denselben zu schließen, eine Hochebene zu bilden scheint, die allmählich nach dem Kongo zu abfällt, sondern auch für den Tanganjika ergaben Wißmanns Beobachtungen Daten, welche wesentlich von früheren abweichen.

Diese Reisen sind für uns umso wichtiger, weil sie auch unsere Kenntnis des südwestlichen Teiles des Seengebietes, welches das Ziel unserer Kolonialbestrebungen in Ost-Afrika ist, bedeutend vermehren. Es ist die zweite Gruppe der Seen, welche ihr Wasser bereits durch den Kongo dem Atlantischen Ozean zusendet, während die großen Seen in ihrem Norden, der Moutan, Ukerewe u. s. w. durch ihre Abflüsse dem Nilgebiet angehören. Uns erübrigt hier nur noch ein Blick auf die beiden am südlichsten reichenden Seen, welche bereits nach Süden, in den Indischen Ozean abfließen, den Schirwa- und Nyassa-See, welcher letztere von der Südgrenze unserer Besitzungen am Rufidschi in wenigen Tagen zu erreichen ist und wohl bald die deutsche Flagge an seinen Ufern sehen wird.

Die Entdeckung dieser Seen verdanken wir ebenfalls Livingstone. Nach seiner Durchquerung des Kontinents erhielt derselbe von der britischen Regierung den Auftrag, das Gebiet des Sambesi zu erforschen. Die Expedition, welche im Frühjahr 1858 an der Ostküste landete, bestand außer Livingstone aus dessen Bruder Charles, Baines, Konsul Dr. Kirk, Meller, Bedingfield und Thornton. Nachdem Livingstone auf einem aus England gekommenen Dampfer den Schire bis zu den Katarakten hinaufgefahren, welche Murchison-Katarakte benannt wurden, kehrte er nach Tete zurück und unternahm erst im März 1859 eine neue Fahrt stromaufwärts, wandte sich bei Tambala nach Osten, und erreichte, nachdem er einen mächtigen Gebirgszug überstiegen, am 18. April den Schirwa See. Da er dort erfuhr, daß nördlich von demselben ein noch größerer See vorhanden sei, fuhr er im August nochmals den Schire aufwärts bis zur Insel Dakanamoio, zog dann längs des Flußes durch das Mangandja-Land nordostwärts und kam an dem kleinen Pamalombe-See vorbei am 15. September zum Nyassa. Einen Monat später wurde das Nordende des Sees durch unsern Landsmann Roscher entdeckt, der in Kiloa von dem See Nyassa erzählen gehört und sofort sich entschlossen hatte, ihn aufzusuchen. Über den Ruhuhu, Rumkuhu und Rovuma erreichte er am 19. Oktober den See, an dessen Ufer in Hisonguny er am 19. März 1860, vom Fieber kaum genesen, ermordet wurde.

Die Ostufer des Nyassa sind, obwohl wiederholt Europäer in diese Gegend kamen, bis in die jüngste Zeit ziemlich unbekanntes Land geblieben. Livingstone, Roscher, Thomson, Drummond berührten, von verschiedenen Seiten kommend, den Nyassa, aber sein Ostufer hat der ganzen Länge nach zuerst der Missionär Johnson bereist.[65] Von 12° 30′ südl. Br. zieht sich ein mächtiges, mit Wald bedecktes Gebirge nach Süden, in welchem einzelne Gipfel, der Mtonia, Nomkumba und Mangoche 4000 bis 5000 Fuß Höhe erreichen. Dieses Gebirge, welches von den Karawanen durchzogen wird, bietet in Kriegszeiten den Bewohnern der Flußthäler vortreffliche Schlupfwinkel, in denen sie nicht nur vor Nachstellungen geborgen sind, sondern auch Früchte zur Nahrung in Menge vorfinden, denn das reich bewässerte Gebirge, welches wahrscheinlich vulkanischen Ursprungs ist, zeichnet sich durch Fruchtbarkeit aus. Das Gebirge senkt sich südlich vom Mangoche in eine tiefe Mulde, welche einst wohl die Wasser des Schirwa-Sees ausfüllten und von der aus sie nach Süden

[65] Siehe Proceedings of the Royal geographical Society, London, 1884 Seite 512.

und Osten abflossen. Jetzt entsendet das Gebirge zur Küste noch den Rovuma, in welchen von Süden der Msinge und Luchulingo sich ergießen, und den Lujenda, welcher zahlreiche Zuflüße aus dem Gebiet zwischen dem Mangoche und Ntonia aufnimmt und zur Regenzeit der Ausfluß des Schirwa-Sees ist — beide nur für kleine Boote schiffbare Flüße. Die Wasserscheide zwischen ihnen bildet der Ntonia.

Der portugiesische Geograph Sa da Bandeira hat nachgewiesen, daß der See den Portugiesen schon im 17. Jahrhundert unter dem Namen Nhanja Mucura d. i. das große Wasser bekannt war und daß sie den Schire, den Abfluß desselben, schon im 16. Jahrhundert befuhren. Derselbe kann in seinem untern Lauf auch mit kleinen Dampfern befahren werden, aber nördlich von den Makanga-Bergen beginnt er seichter zu werden, ist reich an Untiefen, und unter 15° 55′ südl. Br. wird die Schiffahrt durch den prächtigen Murchisonfall unterbrochen, an den sich auf einer 9 Meilen langen Strecke noch mehrere große Fälle, der Pamozima, Morewa, Panoreba, Pampatamanga und Papekira anreihen. Unzählige Flußpferde und Krokodile beleben den Fluß, und außer diesen ist die Tierwelt am Schire durch Elefanten, Antilopen, Zebras, Wasserböcke, Affen, Nashornvögel, Habichte u. s. w. vertreten. Die Elefanten hausen hauptsächlich in den großen Marschen, die sich am Flusse hinziehen, und deren größte die Njanja Muku oder Elefantenmarsch ist.

Die Fruchtbarkeit des Schirethales ist vielfach übertrieben worden, und von einigen Oasen abgesehen, ist kein üppiger Pflanzenwuchs vorhanden. Dagegen ist die Mündung des Flusses so dicht mit der Pistia stratiotes bedeckt, daß sie stellenweise Kähnen das Vordringen sehr erschwert, und in den Stromniederungen des Sambesi stößt man auf eine Vegetation von wahrhaft tropischer Üppigkeit, namentlich während der Regenzeit, welche vom Oktober bis April währt. Auf sie folgt die kalte Jahreszeit von Mai bis Juli, und dann erst die trockene, während welcher überall das Grün abstirbt und verdorrt. Am Sambesi kleidet sich daher die Landschaft in das frische Grün zu einer Zeit, in welcher bei uns am Jahresende Schnee den Boden bedeckt, und man kann z. B. in Tete am Sambesi das Weihnachtsfest im Sommeranzug im Freien feiern, unter blütenbedeckten Bäumen, auf deren Zweigen die Vögel singen.

Der Sambesi verdankt seine Berühmtheit jedoch nicht der üppigen Vegetation an seinen Ufern, welche sich durch ein nichts weniger als gesundes Klima auszeichnen, sondern seinen großartigen Fällen, welche ebenfalls durch Livingstone entdeckt wurden. Während seines Aufenthaltes in Angola faßte Livingstone 1854 den Entschluß, eine Reise quer durch den Kontinent zu unternehmen. Er zog auf schon bekannter Straße von Kasendsche nach Kabungo, wandte sich dann südwärts nach Linyanti, und erreichte am 20. November 1856 den großartigen Wasserfall, den die Eingeborenen Mosiwatunja nannten.[60])

In der Breite von einer viertel deutschen Meile, schreibt Eduard Mohr, kommt der majestätische Strom von Nord-Nord-West und stürzt seine Fluten 400 Fuß tief hinunter, in eine quer durch sein Bett setzende Felsenschlucht, deren Breite zwischen 240—300 Fuß schwankt. Oberhalb des Sturzes tauchen aus den Sambesifluten viele Inseln auf, alle mit der reichsten tropischen Vegetation geschmückt. Die Ufer sind mit weitem offenem Walde bestanden, hier kommen ganze Truppen hochstämmiger Palmen vor, die der Landschaft den ächten Stempel des Südens aufdrücken. Nahe dem Fall eilt das Wasser mit fliegender Schnelligkeit dahin, die langgezogenen Schaumbänder, die man überall sieht, verleihen dem Element das Ansehen, als ob es koche. Nahe dem westlichen Rande liegt eine kleine Insel, etwa 120 Fuß vom Ufer entfernt; der Zweig des Stromes hier scheint eine große Tiefe und das Bett eine starke Neigung zu haben, denn das Wasser stürzt sich heulend und in mächtigen Wirbeln brausend in einem Satz wie eine Meereswoge zur Tiefe hinunter. Nun kann man an dieser Stelle, ganz auf der westlichen Ecke, auf eine etwas hervorspringende Felskante heraustreten, was aber nur solchen Reisenden zu empfehlen ist, die ganz frei von Schwindel sind. Dann erblickt man links dicht neben und unter sich den eben beschriebenen Sturz, in Front die lange Linie des Falles,

[60]) Dr. Emil Holub, Sieben Jahre in Süd-Afrika. Erlebnisse, Forschungen und Jagden auf meinen Reisen von den Diamantfeldern zum Zambesi (1872—1879). Wien, Alfred Hölder, 1881, 2. Band — Eduard Mohr, Nach den Viktoria-Fällen des Zambesi. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn, 1875, 2. Band, Seite 33 u. f.

Ansicht von Tanánarivo.

die aber natürlich immer nur teilweise sichtbar ist, denn die mit der Flut herabgedrückte, zusammengepreßte und mit Wasserteilchen gefüllte Luft befreit sich gewaltsam, steigt wirbelnd zur Höhe empor und ist die Ursache der Dampf- oder Nebelwolken, die geisterhaft hoch oben über diesem großen „Altar" der Wasser leuchten. Hat man von dieser Stelle aus eine zeitlang in das unten tobende, spritzende, schäumende, wallende Chaos hineingeschaut, umrauscht von dem fürchterlichen Lärm des rasend gewordenen Elements, ist man erschüttert durch das aus der Tiefe heraufdröhnende, Mark und Bein durchdringende Geheul, so wundert man sich, daß selbst die Felsen, diese harten Rippen der Erde, einer solchen Macht gegenüber Widerstand leisten können. Dreht man sich auf dieser Stelle um, mit dem Gesicht nach Norden zu, so macht es einen eigentümlichen Eindruck, wenn man die lange Wolkenlinie aus der Erde heraufsteigen sieht, denn man gewahrt den Schlund, und der vor uns liegenden Bäume und Sträucher wegen auch den Wassersturz nicht (siehe Seite 205 und 217).

Livingstone hegte einst die Hoffnung, daß der Sambesi eine bedeutende Handelsstraße nach dem Innern Afrikas werden könne, aber schon seine erste Reise längs des Flusses mußte ihn enttäuschen. Die Katarakte, die Stromschnellen und die vor der Mündung des Flusses liegende Barre machen einen regen Schiffsverkehr auf demselben unmöglich. Der Sambesi führt viel Sand aus dem Innern nach der Küste, der von den Wellen des Indischen Ozeans zurückgestaut wird und eine Barre bildet, welche ein Schiff von bedeutendem Tiefgang nicht passieren kann. Die Einfahrt in die vielfach verschlungenen Deltaarme des Flusses ist sehr schwierig, umsomehr, da zur Zeit des Hochwassers auch das Land zwischen den einzelnen Armen überflutet wird und sich in einen von Kanälen durchschnittenen Sumpf verwandelt, der unablässig seine Gestalt ändert, jenachdem durch den angeschwemmten Sand auch das Deltalabyrint verändert wird. Diesen unüberwindlichen Hindernissen, welche der Schiffahrt auf dem Sambesi entgegenstehen, ist es, ganz abgesehen von den Schattenseiten portugiesischer Kolonialverwaltung, zuzuschreiben, daß die portugiesischen Niederlassungen fast nur auf die Küstengegend beschränkt geblieben, obwohl die Portugiesen schon seit Jahrhunderten dort ansässig sind.

Der portugiesische Besitz an der Ostküste Afrikas erstreckt sich vom Kap Colatto an der Delagoa-Bai bis zum Kap Delgado an der Rovumamündung. Das Sambesi-Delta teilt diese Küstenstrecke in zwei ziemlich gleich große Teile, welche einander auch in ihrer Konfiguration sehr ähnlich sind: die Sofala- und Inhambana-Küste südlich vom Sambesi und die Mossambik-Küste nördlich von demselben. An den beiden ersteren befinden sich zwar nur sehr wenig Niederlassungen, da das Klima wegen der großen Mangrovensümpfe sehr ungesund ist, aber sie erhält Wert durch die Delagoa-Bai mit dem Hafen Lourenço Marques. Auch die Mossambikküste ist schwach bevölkert und größere Niederlassungen an ihr sind selten. Der Hauptort ist die in einer vortrefflichen fischreichen Bai auf einer Insel gelegene Stadt Mossambik, welche etwa 9000 Einwohner zählt und durch drei starke Forts geschützt ist. Längs einer steilen Felsenküste mit vielen vorliegenden Korallenriffen gelangt man von Mossambik nordwärts zu der kleinen Insel Ibo, wo ein lebhafter Handelsverkehr mit den Suaheli stattfindet und die nach dem Nyassa ziehenden Karawanen sich sammeln. Die Küste bleibt steil bis zum Kap Delgado, wo das Dorf Tongwe die Grenze gegen Sansibar bildet. Südlich von Mossambik ist dagegen die Küste flach, und große Sümpfe ziehen sich bis zum Sambesi hin.

Einer der ungesundesten Plätze der Ostküste ist das südlich von Mossambik nahe der Sambesimündung auf einer großen Schlammbank gelegene Kilimane (Quelimane). Das Ufer umsäumen dort Mangrovengebüsche, landeinwärts breiten sich Sümpfe und Reisfelder aus.

Die portugiesischen Niederlassungen an der Ostküste bieten ein unerquickliches Bild, aber in der jüngsten Zeit hat das überall neu erwachte Interesse an Kolonien auch die Portugiesen aus ihrer Lethargie aufgerüttelt, sie beginnen sich mit Eifer der Erforschung des Hinterlandes ihrer Besitzungen zu widmen (Reisen von Serpa Pinto, Capello und Ivens u. a.), und man kann hoffen, daß auch die Mossambikküste noch eine Zukunft vor sich hat, welche besser ist als ihre durch den Sklavenhandel befleckte Vergangenheit.

Nossi-Bé.

Madagaskar.

Madagaskar, die drittgrößte Insel der Welt, welche 975 (engl.) Meilen lang und durchschnittlich 250 Meilen breit ist und einen Flächeninhalt von nahezu 600 000 □ Kilometer aufweist, also England und Wales viermal an Größe übertrifft, ist seltsamerweise noch 9 Jahre nach der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien durch Vasco de Gama unbekannt geblieben, trotzdem sie nur durch den verhältnißmäßig schmalen Kanal von Mossambik vom Festlande Afrikas getrennt ist. Es erscheint dies nur dadurch erklärlich, daß die Flotten, welche seit 1497 alljährlich nach Indien fuhren, sich nur selten weit von der Küste weg ins offene Meer wagten, das ihnen noch unbekannt war und das man sich mit Gefahren aller Art erfüllt dachte. Schon zwei Jahrhunderte früher hatte zwar Marco Polo Nachrichten von einer Insel nach Europa gebracht, welche

er „Madeigascar" nannte, aber seine Erzählung hatte keinen Glauben gefunden, und nicht einem Seefahrer fiel es ein, sich durch einen Vorstoß nach Osten von der Wahrheit derselben zu überzeugen.

Ein Zufall führte endlich zur Entdeckung der reichen Insel. Während eines heftigen Sturmes wurde eine Flotte von 8 Schiffen unter dem Befehl von Fernand Suarez, der von Indien nach Portugal zurückfuhr, an die Küste eines großen unbekannten Landes verschlagen, welches, wie man später erfuhr, Madagaskar war. Einige Monate nach dieser zufälligen Entdeckung der Insel verschlug wieder ein Sturm ein Schiff an die Küste von Madagaskar. Kapitän Ruy Pereira, dessen Fahrzeug zu der Flotte des Admirals Tristan d'Acunha gehörte, landete auf der Insel und war von der Fruchtbarkeit derselben so überrascht, daß er sofort nach Mossambik hinüberfuhr, wo er Tristan d'Acunha zu finden hoffte, und diesem Bericht erstattete. Der Admiral besuchte darauf die Insel, fuhr längs ihrer Westküste dahin und nahm dieselbe auf. Da Ruy de Pereira bereits die Ostküste aufgenommen hatte, konnte der Admiral bei seiner Heimkehr in Lissabon eine vollständige Kartenskizze der Insel vorlegen. Seine Berichte veranlaßten König Emmanuel im Jahre 1509, Lopez de Figueira nach der Insel zu schicken, da man auf derselben Gold und wertvolle Gewürze zu finden hoffte. Obwohl diese Expedition das Vorhandensein der erwarteten Schätze nicht nachwies, wurde noch eine zweite ausgesandt, welche erforschen sollte, in welcher Weise ein nutzbringender Handelsverkehr mit der Insel angeknüpft werden könne.

Der Handelsverkehr Portugals mit Madagaskar blieb trotz der großen Hoffnungen, welche man anfangs gehegt hatte, unbedeutend und beschränkte sich auf den Einkauf von Sklaven, welche die an der Nordwestspitze der Insel ansässigen Araber lieferten. Missionäre, welche das Christentum unter den Eingeborenen zu verbreiten suchten, erzielten keinen Erfolg und wurden schließlich erschlagen.

Später versuchten die Holländer, sich auf der Insel festzusetzen, aber mit nicht besserem Erfolg. Erst im Jahre 1642 wurde die Erschließung Madagaskars energischer in Angriff genommen. Ein Bürger von Dieppe namens Rigault erhielt vom Kardinal Richelieu für zehn Jahre ein Privilegium, das ihn berechtigte, auf Madagaskar Faktoreien anzulegen und dort Handel zu treiben, doch mußte er sich verpflichten, alle Besitzerwerbungen im Namen des Königs von Frankreich vorzunehmen. Pronis und Foucquinbourg, die beiden kühnen Agenten der »Compagnie française de l'Orient«, ergriffen darauf 1643 feierlichst im Namen des Königs Besitz von der Insel und gründeten die erste Niederlassung Sainte-Luce.[67]) Die Eingeborenen kamen ihnen freundlich entgegen, halfen ihnen selbst beim Bau des Forts und zeigten sich bereit, mit ihnen ein Bündnis zu schließen. Pronis wäre es leicht gewesen, den Einfluß der Kompagnie weit ins Land hinein auszudehnen, wenn er nur halbwegs seiner Aufgabe gewachsen war. Durch Parteinahme in den Kämpfen der Eingeborenen und durch rohe Gewaltakte — wie die verräterische Gefangennahme mehrerer Angehörigen angesehener Familien, die er als Sklaven verkaufen ließ — verfeindete er sich aber die Bevölkerung, welche die Fremden mit steigendem Mißtrauen zu betrachten begann. Als die Kompagnie erfuhr, wie schlecht Pronis sein Amt verwaltete, berief sie ihn sofort ab und ernannte 1648 Etienne de Flacourt zum Gouverneur, der alsbald nach seiner Ankunft die Niederlassung aus der von bösen Fiebern heimgesuchten Gegend nach einer felsigen Landzunge verlegte, auf der er das Fort Dauphin erbaute. Unter seiner Verwaltung[68]) wurde rasch das freundschaftliche Verhältnis mit den Eingeborenen wiederhergestellt, und seiner Energie und Umsicht verdankte Frankreich ein erfreuliches Aufblühen und Wachstum der jungen Kolonie. Leider waren seine Nachfolger unfähige Leute, und die Tyrannei der Gouverneure im Verein mit der zelotischen Unduldsamkeit der Missionäre verursachte endlich einen allgemeinen Aufstand der Eingeborenen. Die Niederlassung wurde zerstört, die Franzosen vertrieben. Ludwig XIV. vereinigte zwar durch eine königliche Ordonnanz vom Jahre

[67]) Louis Pauliat, Madagascar, Paris, Calmann Levy, 1884, Seite 19.

[68]) Siehe Histoire de la Grande Isle de Madagascar, composé par le sieur de Flacourt, directeur général de la compagnie française de l'Orient et commandant pour Sa Majesté dans la dite isle et iles adjacentes avec une relation de ce qui s'est passé ès années 1655, 1656 et 1657 etc. Paris, 1663.

Raphia-Palmen.

1686 Madagaskar mit seinem Reiche, aber das war, wie Barbié du Bocage sagt, zwar genug, um die Ansprüche Frankreichs zu wahren, doch es brachte ihm keinen Nutzen. Unter Ludwig XV. wurden wieder Versuche gemacht, auf der Insel Fuß zu fassen, aber man beschränkte sich anfangs darauf, wiederholt den Ansprüchen der Krone Frankreichs Ausdruck zu verleihen und derselben das Handelsmonopol zu reservieren, und außer der im Jahre 1750 erfolgten Besetzung der Insel Sainte-Marie war bis zum Ende der sechziger Jahre keine neue Erwerbung zu verzeichnen. Der 1769 zum Gouverneur Madagaskars ernannte Graf von Mandave, der dort Handelsniederlassungen gründen sollte, vermochte seine Aufgabe nicht zu lösen.

Da bot der französischen Regierung der polnische und ungarische Magnat Graf Beniowski seine Dienste an, ein Abenteurer, der ein sehr bewegtes Leben hinter sich hatte. Er hatte im siebenjährigen Krieg als Leutnant auf österreichischer Seite gekämpft, dann Holland und England bereist, nach der Heimkehr nach Polen eine hervorragende Rolle in der Konföderation von Bar (1768) gespielt, und war dann von den Russen nach Kamtschatka verbannt worden. Die seemännischen Kenntnisse, welche er in Holland und England erworben, befähigten ihn, während der Überfahrt nach seinem Verbannungsorte das Schiff, auf dem er sich befand, vor dem Untergang zu bewahren, weshalb der Gouverneur Niloff ihm die Gefangenschaft erleichterte und ihm die Erziehung seiner Kinder anvertraute. Er gewinnt in dieser Stellung die Liebe der Tochter des Gouverneurs, heiratet sie, obwohl er daheim in Ungarn eine Frau hat, und erlangt durch diese Verbindung die Freiheit. Diese benützt er, um mit anderen verbannten Polen einen Fluchtversuch zu planen. Mit 76 Gefangenen bemächtigt er sich im Jahre 1771 einer russischen Korvette und fährt mit dieser nach Macao. Dort stirbt seine Frau, die er auf der Flucht mitgenommen hatte, er aber erreicht glücklich die französischen Besitzungen in Indien, von wo ihn ein Kriegsschiff nach Frankreich bringt.

Ein Mann, der soviel erlebt, mußte am Hofe von Versailles Aufsehen erregen, und als er seine Dienste zur Kolonisierung Madagaskars anbot, wurden sie unbedenklich angenommen. Er landete im Juni 1774 in der Bai von Antongil an der Ostküste, gründete die Faktorei Louisbourg, und nachdem er dieselbe befestigt, begann er die Verhandlungen mit den Eingeborenen, die rasch zur Errichtung einer Reihe von Faktoreien führten. In einer großen, von über 20 000 Personen besuchten Volksversammlung wurde feierlich ein Freundschaftsbündnis geschlossen, und Beniowski verließ darauf die von Fiebern heimgesuchte Küste und siedelte sich mehrere Meilen landeinwärts in einer gesunden Gegend an. Während seine französischen Mitarbeiter gegen ihn intriguierten und seine Pläne vielfach kreuzten, gewann Beniowski das Vertrauen und die Zuneigung der Eingeborenen in so hohem Grade, daß ihm am 16. September 1776 eine Deputation die Würde eines obersten Häuptlings anbot. Beniowski nahm die angebotene Würde an, und 3 Offiziere und 50 französische Soldaten erklärten sich bereit, bei ihm zu bleiben. Er legte sein Amt als Gouverneur nieder und betrachtete sich fortan als König der Insel. In einer großen Versammlung, in welcher alle Stämme der Insel vertreten waren, wurde ihm feierlich gehuldigt, und während die Männer ihm den Schwur der Treue leisteten, empfing seine aus Ungarn angekommene Gemahlin den gleichen Schwur von seiten der Frauen.[69])

Zwei Monate später verließ Beniowski sein Königreich und begab sich nach Frankreich, um sich dort wegen seines Vorgehens zu rechtfertigen. Die Regierung nahm seine Rechtfertigung scheinbar freundlich entgegen, verlieh ihm auch zum Lohn für die geleisteten Dienste einen Ehrendegen, aber seine Königswürde wollte sie nicht anerkennen und verweigerte ihm auch die Erteilung einer neuen Mission auf der Insel.

Beniowski bemühte sich darauf vergebens, zuerst in Österreich, dann in England, um Geld und Mannschaft zu erlangen und sich die Rückkehr in sein Königreich zu ermöglichen. Was ihm in der alten Welt nicht gelang, glückte ihm in der neuen, wohin er sich auf den Rat Franklins begab. Kaufleute von Baltimore unterstützten ihn reichlich, und am 7. Juli 1785 landete er auf Nossi-Bé, von wo er in einer Barke nach Madagaskar hinüberfuhr. Seine Unterthanen bereiteten ihm einen begeisterten Empfang, und allgemein

[69]) J. L. Macquarie, Voyage à Madagascar. Paris, E. Dentu, 1883, Seite 130 u. f. — Louis Pauliat, l. c., Seite 39 u. f.

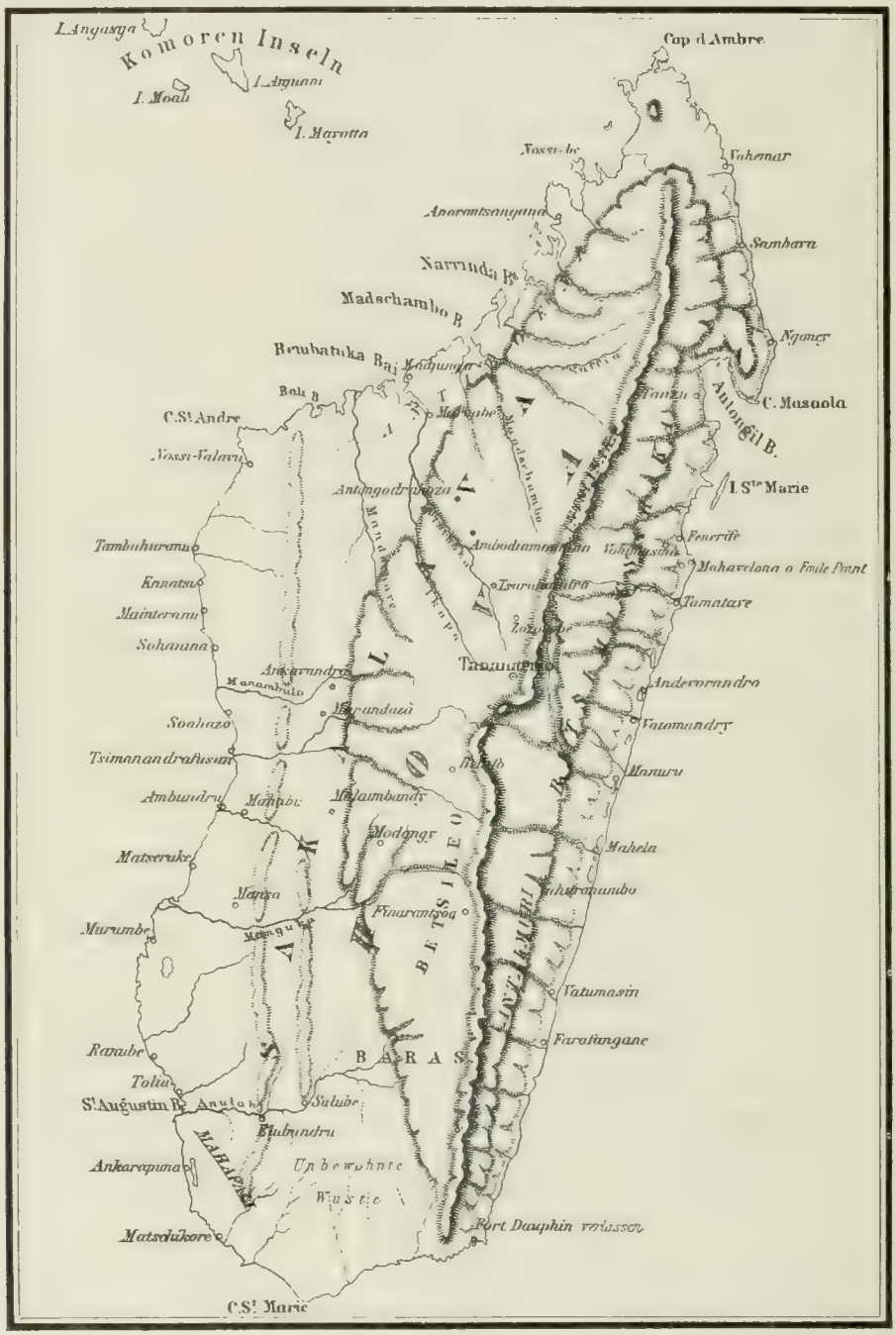
wurde er wieder als König anerkannt. Frankreich, das ihn so schnöde behandelt, sollte nun dafür büßen: er erklärte den Franzosen den Krieg und bemächtigte sich ihrer Magazine. Der Gouverneur von Isle de France und Bourbon sandte darauf sofort ein Kriegsschiff nach Madagaskar und ließ Truppen landen. Beniowski griff sie an, aber gleich zu Beginn des Gefechtes traf ihn eine Kugel und streckte ihn tot nieder.

Der kurze Traum des Königreiches Madagaskar war zu Ende, aber Frankreich hatte keinen Vorteil davon, daß es Beniowski beseitigt hatte. Sein Andenken lebte bei den Madagassen fort und hat sich bis heute erhalten, die französischen Niederlassungen aber gerieten bald darauf in Verfall, und die französische Republik besaß an der Küste nur noch einige unbedeutende Faktoreien, bei denen sie eine kleine Besatzung unterhielt. Die Engländer, welche in den Kriegen gegen Napoleon den Franzosen alle Besitzungen in Indien abnahmen, richteten schließlich ihr Augenmerk auch auf Madagaskar, bemächtigten sich im Jahre 1811 der französischen Faktoreien und hätten wahrscheinlich die Insel behalten, wenn das mörderische Klima sie nicht zwang, die besetzten Plätze wieder zu räumen. Nach Napoleons Sturz erhielt Frankreich alle überseeischen Besitzungen, welche es am 1. Januar 1792 besaß, zurück, mit Ausnahme der Inseln Sabago, Sainte Lucie, Isle de France und der zu letzterer gehörenden Inseln, nämlich Rodrigues und die Seschellen. Madagaskar blieb unerwähnt, da die Engländer aber fürchteten, daß die Insel, obwohl sie selbst sich dort wegen des Klimas nicht zu halten vermochten, eines Tages im Besitz Frankreichs noch eine wertvolle Kolonie werden könnte, suchten sie dem Friedensvertrag die Deutung zu geben, daß Madagaskar ihnen ebenfalls abgetreten sei, da es unter den im Vertrag normierten Begriff île de france et ses dépendances falle. Sie verweigerten die Herausgabe der besetzten Faktoreien und gründeten noch eine neue Niederlassung in Port Looké, aber infolge energischer Reklamationen Frankreichs mußten sie schließlich doch im Wiener Frieden dessen Ansprüche anerkennen und die Insel räumen. Seitdem begann von englischer Seite eine heimliche Minierarbeit, welche weitere Fortschritte der Franzosen auf der Insel unmöglich machen oder doch erschweren sollte. Die Engländer schlossen 1811 einen geheimen Vertrag mit dem Hova-König Radama I., zahlten ihm ein Jahrgehalt von 2000 Dollars, versorgten ihn mit Waffen und Munition und sandten ihm Offiziere, welche seine Truppen einübten.

Unter Radamas Nachfolgerin, seiner Witwe Ranavalo, die sich durch ihre Grausamkeit und namentlich ihre Christenverfolgungen, welche Tausenden das Leben kosteten, den Beinamen Kaligula im Weiberrock erwarb, gestaltete sich der Verkehr mit Frankreich anfangs freundschaftlich. Die Königin bestellte in Paris Schmucksachen und Kleider für sich und ihren Hofstaat und bezog von Frankreich auch ein kleines Kriegsschiff und 25000 Gewehre, aber bald kam es zu Feindseligkeiten, und die Franzosen verloren alle Besitzungen bis auf die Insel Sainte-Marie. Als nach dem Tode der Tyrannin ihr Sohn Rakoto als Radama II. den Thron bestieg, wetteiferten Franzosen und Engländer, die Freundschaft des jungen Königs zu gewinnen, während katholische und protestantische Missionäre sich beeilten, Radamas Toleranz für sich auszunutzen. Die Franzosen gewannen durch kostbare Geschenke die besondere Gunst des Königs, und es gelang ihnen, denselben zur Abtretung der Antombuk-Bucht (Diego Juarez-Bucht) an der Nordküste zu bewegen, welche 3 vorzügliche Häfen enthält.

Mit der Abtretung dieses Küstengebietes hatte jedoch Radama II. sein Todesurteil unterzeichnet. England, welches stets dem Grundsatz huldigt, alles für sich zu beanspruchen und von dem, was es nicht selbst erlangen kann, wenigstens andere auszuschließen, mochte die Franzosen auf der schönen Insel nicht Fuß fassen lassen. Es hatte die Hand im Spiele, als im Mai 1863 auf Madagaskar plötzlich eine Verschwörung ausbrach. Radama wurde in seinem Palast überfallen, und da er sich weigerte, den mit den Franzosen geschlossenen Vertrag aufzuheben, wurde er am 12. Mai erdrosselt. Seine Witwe Rasoahérina wurde als Königin ausgerufen und gezwungen, noch an demselben Tage den Sohn eines der Häupter der Verschwörung, Rainivuninahitrinioni zu ehelichen.

Das war Englands Dank dafür, daß Frankreich ihm kurz vorher durch einen für die englische Industrie überaus günstigen Handelsvertrag den französischen Markt überliefert hatte und daß Napolen III.,



Karte von Madagaskar.

sein treuer Bundesgenosse, in Mexiko ein neues Kaiserreich zu gründen suchte, welches, den Sklavenhaltern der Südstaaten die Hand reichend, den Handel der Vereinigten Staaten ruinieren und dadurch Englands Übergewicht zur See befestigen sollte!

Tamatave.

Napoleon III. rüstete zu einer Expedition gegen Madagaskar, aber durch Vermittelung seines „treuen Alliierten" kam ein Vergleich zustande: Die Königin Rasoahérina verpflichtete sich zur Zahlung von 900000 Franken Entschädigung und zur Anerkennung des von Radama II. geschlossenen Vertrages. Die Entschädigung wurde gezahlt, aber der Vertrag blieb ein toter Buchstabe. Frankreich kümmerte sich unter dem Kaiserreich nicht mehr um die Insel, aber umso eifriger wirkten auf ihr die englischen Missionäre. „Es ist offenbar," schreibt Pauliat, „daß die englischen Missionäre nichts anderes sind als diplomatische Spezial-Agenten, deren die britische Regierung sich unter dem Deckmantel der evangelischen Missionsgesellschaft bedient, indem sie dieselben in alle möglichen Kolonialländer entsendet, bald als Vorposten, bald um anderen Regierungen Verlegenheiten zu bereiten." Der englischen Mission in Madagaskar standen bedeutende Geldsummen zur Verfügung, und bald war in jedem größern Orte ein Missionär ansässig. Durch die verschiedenartigsten Mittel gelang es ihnen im Laufe von 20 Jahren, große Massen der Bevölkerung zur Annahme des Christentums zu bewegen und ganze Ortschaften zu „bekehren". Bald beeinflußten sie auch die Thronfolge. Wenn man von der kurzen Regierung Radamas II. absieht, haben seit 1828 nur Frauen den Thron inne gehabt — Rasoahérina von 1863 bis 1868, Ranavalo II. 1868 bis 1882, seitdem Ranavalo III. — und jeder dieser Königinnen wurde ein Minister aus der den Engländern ergebenen Familie Rainiharo zur Seite gestellt, den sie früher oder später heiratete. Am 8. September 1869 wurde Ranavalo II. von einem presbyterianischen Missionär getauft und das Band, welches Madagaskar an England knüpfte, noch mehr befestigt. Nach den Niederlagen Frankreichs in den Jahren 1870 und 1871 hielt man auf Madagaskar dessen Macht für immer gebrochen und glaubte nun keine Rücksichten mehr beobachten zu müssen. Die Verträge wurden nicht mehr beachtet, die französische Flagge insultiert, Franzosen, die sich ins Innere des Landes wagten, ermordet und französische Schiffe überfallen und ausgeplündert. Die Missionäre meinten nun, der Augenblick sei gekommen, in dem England die Insel als reife Frucht in den Schooß fallen müsse, aber sie hatten sich verrechnet. Die Langmut der Republik hatte ein Ende. Während man noch mit Ranavalo III. über die Abtretung des Hafens von Majunka unterhandelte, pflanzten die Franzosen in diesem Hafen und in Tamatave ihr Banner auf, entschlossen, ihre Jahrhunderte alten Ansprüche auf die Insel endlich zur Geltung zu bringen.

Die Insel, auf welcher die Franzosen nun ihre Herrschaft immer weiter auszudehnen suchen, ist ein kostbares Juwel, und nur wenige Gegenden des afrikanischen Festlandes dürften mit ihr an Fruchtbarkeit und Reichtum wetteifern können. Sie besteht aus einer mittlern Hochlandsregion, welche sich 3000 bis 5000 Fuß über den Meeresspiegel erhebt, und einem dieselbe umgebenden Flachland, welches namentlich den Westen und Süden einnimmt. Die Hügelketten der Hochlandsregion sind nicht hoch, und selbst die Ankáratragruppe, der höchste Punkt der Insel, erreicht kaum 9000 Fuß Meereshöhe. Das Hochland ist reich an herrlichen Fernsichten und malerischen Partieen. „Der Anblick der großartigen und abwechselungsreichen Formen der Berge im südlichen Betsiléo-Land," schreibt Sibree, „riß mich immer von neuem zu staunendem Entzücken hin. Nach Süden hin zeigte sich eine Gruppe von Berggipfeln, Kuppe vor Kuppe geschoben und alle von verschiedenartigster Gestalt; während der eine einem abgebrochenem Turme glich, war der Kamm des zweiten sägenartig ausgezackt; ein anderer erschien wie eine gewaltige Stufenpyramide, ein vierter dagegen wie ein Riesendom. Die höchsten Spitzen waren meist in Wolken gehüllt, und viele von ihnen erhoben sich wenigstens 3000 Fuß über der Ebene." [70])

Trotz der großartigen Gebirgslandschaft ist aber der allgemeine Eindruck, den das Hochland in einem großen Teile hervorbringt, ein trauriger. Das Land ist kahl und öd, der Hügelboden bringt nur grobes Gras hervor, das gegen Ende der regenlosen Zeit verdorrt und braun wird, und nur in den Thälern und längs der Flüsse vermag sich die tropische Vegetation in all ihrer Üppigkeit zu entfalten.

[70]) James Sibree, Madagaskar. Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel, Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner. Autorisierte deutsche Ausgabe. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1881. Seite 25 u. f.

Madagaskar ist vulkanischer Boden, und man trifft häufig auf der Insel abgestumpfte Kegel, welche von einer weitverbreiteten unterirdischen Thätigkeit Zeugnis ablegen. Die Vulkane Madagaskars sind wahrscheinlich ein Glied der großen Kette, deren äußerstes Ende nach Osten ein Vulkan auf Réunion ist, während nach Nordwesten die Komorengruppe, in der sich auf Groß Komoro noch ein thätiger Vulkan befindet, ihren Abschluß bildet. Auf der Strecke zwischen Groß-Komoro und Réunion scheinen die unterirdischen Kräfte erschöpft zu sein, aber ganz erloschen sind sie noch nicht, wie die vielen heißen Quellen und die häufigen Erdstöße beweisen. Dr. Mullens, der viele Vulkane Madagaskars untersucht hat, schreibt über die am Itasy See befindlichen: „Als wir den hohen Berg, der den westlichen Teil des Sees überragt, emporstiegen, sahen wir zu unserem größten Erstaunen plötzlich einen Krater neben dem andern vor uns. Einige von ungeheuerer Größe, andere klein; einige kegelförmig, andere Höhlungen bildend, noch andere von hufeisenförmiger Gestalt, die an ihrer offenen Seite lange, hohe Lavastreifen zeigten. Die Zahl jener Krater können wir mit Gewißheit auf 40 angeben, doch halten wir es für sehr wahrscheinlich, daß weiter nach Norden hin noch andere vorhanden sind . . . Fünfzig Miles (80,5 Kilometer) südlich von jener Stelle trafen wir wieder auf Vulkane. Wir erstiegen den Ivoko, einen hohen abgerundeten Hügel, und entdeckten, oben angelangt, daß wir uns auf der Kraterwand befanden. Die innere Höhlung hatte eine Breite von $\frac{1}{4}$ englische Meile (0,4 Kilometer), die Höhe der Wand über der umgebenden Ebene betrug 1000 Fuß. Zwei Lavaströme zogen sich nach Süden und Westen hinab; drei kleine Krater befanden sich am Fuße, und andere von ansehnlicher Größe ragten rings um uns empor. Dicht daneben öffnete sich ein zweiter großer Vulkan, der Jatsifitra, nach Osten, und die Lava, die ihm entströmt, war frisch, schwarz und scharf, als wäre sie am Tage vorher erst abgebrochen. Merkwürdiger aber noch war eine Ebene von einer (englischen) Quadratmeile (1,6 Quadratkilometer) Ausdehnung, die sich an der Ostseite des Berges hinzog und mit Lavahaufen bedeckt war, welche wie Hütten, Festungen und Burgruinen aussahen. Ich zählte nicht weniger als 50 größere Haufen; daneben befanden sich zahllose kleinere: offenbar war vor Zeiten die ganze Ebene einmal in Brand gewesen, hunderte von Feuerstrahlen, Flammen und Lavaströmen waren aus ihr emporgebrochen. Jetzt waren die Haufen sämtlich alt und bemoost, doch vernahmen wir von einer dunkeln, noch heute unter den Eingeborenen lebenden Tradition, der zufolge ihre Voreltern hier große Flammen gesehen hätten. Im ganzen erblickten wir im Verlaufe jener wichtigen Reise hundert erloschene Vulkane, die sich auf einem Bogen von 90 englischen Meilen (144,8 Kilometer) befanden, und hierbei war die zentrale Gebirgsmasse der Ankáratra-Berge nicht mit inbegriffen, deren eine Seite jener Bogen umspannt.“ [71]

An der Nordspitze der Insel erhebt sich völlig unvermittelt aus dem Flachlande der mit undurchdringlichem Wald bedeckte Berg Ambohitra oder Amber, welcher etwa 6000 Fuß hoch sein soll und schon von fernher auf der See sichtbar ist. Die zweite große Bergmasse Madagaskars sind die Ankaratraberge, unter denen sich 5 oder 6 Kegel von 8000 bis 9000 Fuß Höhe befinden. Obwohl sie demnach den Amber an Höhe bedeutend übertreffen, erscheinen sie doch nicht so gewaltig wie dieser, da sie aus dem mehrere tausend Fuß hohen Hochlande emporsteigen. Der größte der Ankáratraberge ist der 8950 Fuß Meereshöhe erreichende Tsiafajavona d. i. der, den die Nebel nicht erklimmen können, der höchste Berg Madagaskars. Von der Hauptkette trennt sich in der Provinz Betsileo ein Zweig, das Ambahitsmena-Gebirge, welches bei Fort Dauphin an der Südspitze der Insel endigt.

Die schönsten Gebirgsgegenden Madagaskars befinden sich auf der Nordwestseite, wo die felsige Küste tief ausgezackt ist und große Buchten bildet. Die Ostküste verläuft dagegen fast schnurgerade und bildet nirgends weder Buchten noch bedeutendere Vorsprünge. Der beste Hafen der Insel liegt an der Nordspitze, der sog. Britische Sund oder Diego Suarez-Hafen, einer der besten Häfen der Erde.

[71] Siehe Proceedings of the Royal Geographical Society, 1875.

Die das Hochland umgebende tiefere Region besteht aus einer Ebene, welche in der Richtung von Norden nach Süden von mehreren Hügelketten durchzogen wird. Längs der Küstenlinie zieht sich um die ganze Insel ein Urwaldgürtel, der auf der Ostküste am breitesten ist. Dort erreicht er, während er sonst meist eine Breite von 25 bis 30 Kilometer hat, 65 Kilometer. An der Nordwest- und an der Ostküste laufen zwei Waldstreifen, die durch einen geringen Zwischenraum getrennt sind, parallel mit einander. Der ganze Wald-

Sperlingsnest auf Madagaskar.

gürtel, ein bisher nur zu sehr geringem Teile bekanntes Gebiet, dürfte etwa 3700 Kilometer lang sein, aber außer dieser gewaltigen Waldmasse befinden sich auch noch im westlichen und südlichen Teil der Insel große Wälder. Die schönsten Waldlandschaften besitzt die Ostküste. „Der Mangóro, der Mánanjára, der Mátitánana und noch viele andere bilden Thäler, in denen sich zahllose Kombinationen von üppiger, dichter Vegetation mit Felsen und Wasserfällen vorfinden, die ein Landschaftsmaler als unerschöpfliches Feld für seinen Pinsel betrachten würde.“ Solch prächtige Vegetation verdankt Madagaskar den feuchten Südostpassaten,

welche an der Oſtküſte von den bewaldeten Hügeln, die von ihr zur Hochregion im Innern anſteigen, aufgefangen und zu Regen verdichtet werden.

An der Oſtküſte der Inſel zieht ſich eine lange Kette von Lagunen hin, die ebenfalls den Südoſtpaſſaten ihre Entſtehung verdanken, da die von dieſen gegen die Küſte gejagte Brandung Sandbarren vor den Mündungen der Flüſſe anhäuft, wodurch ſtellenweiſe große Seeen entſtanden ſind. Solche Lagunen

Muſiker aus Noſſi Bé.

ſind oft mehrere hundert Kilometer lang und der Raum zwiſchen ihnen ſo gering, daß man nur einen Kanal von etwa 50 Kilometer Länge zu graben brauchte, um ſie alle untereinander zu verbinden und ſo längs der ganzen Oſtküſte eine ruhige, ſichere Waſſerſtraße zu gewinnen. Der Landſtreifen, der die Lagunen vom Meere trennt, iſt verſchieden breit, aber mitten zwiſchen dem ruhigen Waſſer der Lagunen und der vom Paſſat erregten weiten Waſſerfläche des Indiſchen Ozeans hat er ſich mit dichtem Gebüſch und ſtellenweiſe auch mit

Wald bedeckt, und wo Gebüsch und Bäume nicht vorhanden sind, dort breitet sich ein herrlicher, frischgrüner Rasen aus.

So wechselt das Bild der Landschaft, wenn man von der Küste nach dem Innern vordringt, entsprechend den verschiedenen Zonen, in welche man gelangt: in dem die Insel umgebenden Waldgürtel, in den Küstenebenen und in der innern Hochregion. Während die Hochebenen im Innern meist völlig kahl sind, findet man in den Flußthälern, auf den Küstenebenen und ganz besonders in dem Waldgürtel die üppigste tropische Vegetation, und wenn im Frühling alles sich in ein frisches grünes Gewand kleidet, gewährt die Insel in ihren mit Vegetation bedeckten Teilen einen entzückenden Anblick.

„Auf der abgebrannten Savanne entfaltet sich jetzt — ein Phönix aus der Asche — der zarteste Blumenflor. Prächtige milchweiße Pulsatillen, leuchtende gelbe Compositen und Hypericum-Arten, hellblaue Lobelien, rosa Vinca, zartlila Erdorchideeen, hier und da aus kräftiger Zwiebel schneeweiße Amaryllys-Blütenstände sprießen zwischen dem lichten Grün der sich eben entrollenden Krummstabsprossen unseres Adlerfarns (Ptenis aquilina). Am Fuße der Steinblöcke, wo Schatten und Feuchtigkeit, zwischen fremdartigen Lykopodien, begrüßt uns die freundliche Gestalt eines Veilchens, und dann, wenn dort ein Quell vorbricht, auch ein Vergißmeinnicht. Der alte verwitterte Stein selbst legt sich Schminke und Schönheitspflästerchen in Gestalt von Lichenen und anderen zierlichen Miniaturgewächsen auf: in rot, gelb, grün, grau, weiß, schwarz bemalen sie sein gebräuntes Gesicht. Die Hochgräser, welche im Sommer solche Hügelreihen einnehmen und sie zur Savanne stempeln, haben noch nicht ihre spitzen starren Kämme erhoben. Nur die kleinsten Repräsentanten aus ihrer Familie überziehen den Boden zwischen dem Rasen der größeren. Sie entwickeln eben ihre zarten, rosa und grauen Rispen, die in der Gesamtheit einem feingewebten Schleier ähneln.“ [72])

Ein fröhliches Leben herrscht um diese Zeit im Busch. „Der Busch ist jetzt im Frühling voller Sang und Klang und Lebenslust. Alles prangt im Hochzeitskleide. Hier flattert und summt und kriecht es, die Vögel der Savanne und Haide, die Insekten des Urwaldes, die im Raupen- und Larvenzustande dort ihre Kindheit durchfressen, und andere, je nach ihrer Art, in die Blüten und heranwachsenden Früchte der Gewächse ihre Eier ablegen — alles verlebt die Flitterwochen und die Freuden und Leiden des Brutgeschäftes . . . Auch der Urwald, welcher wie ein Kranz das felsige Haupt Zentral-Madagaskars umgiebt, prangt jetzt im schönsten Blütenflor. Hier, in bedeutender Meereshöhe beeinflußt der Wechsel der Jahreszeiten in viel höherem Grade das Aussehen des Waldes, als es in den gleichmäßig feuchtheißen tropischen Niederungen der Fall ist. Im übrigen aber ist der Urwald des Ostabfalles Hoch-Madagaskars in der Gesamtheit seiner mächtigen Vegetationsform von ähnlicher Wirkung auf Auge und Gemüt des Beschauers, wie der des Tieflandes. Gegen das satte Blaugrün der schweren permanenten Laubmasse heben sich, in scharfem Kontrast, die freudigbunten Tinten der eben ausgeschlagenen Zweigspitzen ab. Hier wölbt sich eine riesige, schneeweiß oder rosa blumige Schirmkrone, gleichsam eine einzige Blüte; dort spannen sich Festons feuerroter Lianen von Wipfel zu Wipfel; andere Schlingpflanzen drappieren wie zart gewobene Vorhänge in Goldgelb, Weiß oder Lila die Säulenstämme des Waldendes. Am wildrauschenden Gebirgsbach erhebt sich, 10 Meter darüber, aus vielerlei niedrigen Farrngestalten der Baumfarrn.“

In reichster Fülle bietet hier der Boden dem Menschen alles, was er zu seinem Unterhalt braucht. Sowohl an den Ufern der Flüsse, als auf den Abhängen findet man große Reisfelder, welche letzteren namentlich sehr sorgfältig gepflegt und künstlich bewässert sind. Es sollen nicht weniger als 11 Reisarten gebaut werden. Außer Reis wird viel Maniok, Yams und Hirse gebaut, welche die Hauptnahrung der Bevölkerung bilden. Fast überall gedeiht der Kaffeebaum, und das Zuckerrohr wird in manchen Gegenden bis 14 Fuß hoch. Man bereitet daraus Tóaka, einen schlechten Branntwein. Gewürzpflanzen sind in großer Menge vorhanden, besonders üppig wachsend der Cayenne-Pfeffer, ferner Ingwer, Ravintsara, ein angeblich die

[72]) Hildebrandt, Skizze zu einem Bilde zentral-madagassischen Naturlebens. — Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Berlin, 1881, Seite 195

Eigenschaften der Muskatnuß, der Gewürznelke und des Zimmtes in sich vereinigender Baum u. s. w. Von Obst trifft man Orangen, Zitronen, Limonen, in großer Menge wild wachsende Limetten, Mangos, Pfirsiche, Guaven, Ananas, Maulbeeren, Pomegranaten, Weintrauben, sehr große Bananen u. s. w. Für die Kleidung der Bevölkerung liefert das Land Baumwolle, Hanf und Seide, und die erstere giebt zwei Ernten jährlich trotz der mangelhaften Kultur, und der Ertrag würde ein sehr großer werden, wenn jene verbessert würde.[73])

Unter den für die Ausfuhr geeigneten Bodenerzeugnissen Madagaskars finden wir viele von bedeutendem Handelswert. In den Wäldern der Insel kommen eine Menge Arten Gummibäume vor, und das Gummi von einigen derselben wird schon seit undenklichen Zeiten als Weihrauch benutzt. Von ihm soll auch das höchste Wesen Andriamanitra d. i. der Wohlriechende den Namen erhalten haben, da bei seiner Anbetung wohlriechendes Gummi als Weihrauch Verwendung fand. Ferner ist in der letzten Zeit von mehreren Baumarten der Ostküste Kopal gewonnen worden und in großen Mengen zur Ausfuhr gelangt, ebenso wie Kautschuk, der auch erst seit einigen Jahren in den Handel kommt. Nicht unbedeutende Ausfuhrartikel bilden ferner Reis und Kaffee, aber alles dies ist nur ein verschwindend kleiner Bruchteil dessen, was das Land leisten könnte, wenn die Ausnutzung seiner natürlichen Hülfsquellen mit richtigem Verständnis vorgenommen würde und europäisches Kapital die Produktion förderte. Außer den genannten Bodenerzeugnissen könnten noch Zucker, Indigo, Tabak und Gewürze in unerschöpflichen Quantitäten gewonnen werden, und durch Verhinderung der rücksichtslosen Zerstörung der Kautschuk liefernden Lianen (Vahea gummifera) ließe sich der Gummihandel zu einer dauernden Einnahmequelle gestalten, während er unter den jetzt herrschenden Verhältnissen in nicht zu ferner Zeit ganz aufhören dürfte. Schließlich enthalten die Wälder Madagaskars eine Menge der wertvollsten Nutzhölzer, und eine gründliche wissenschaftliche Durchforschung dieser riesigen Wälder würde jedenfalls noch zur Entdeckung mancher bisher nicht bekannten vegetabilischen Erzeugnisse führen, die sich für den Export eignen.

Nossi Bé ist nach Sansibar der bedeutendste Handelsplatz an der ganzen Westküste, und keiner der portugiesischen Handelsplätze an der Küste von Mossambik kommt ihm an Bedeutung gleich.[74]) Die Erzeugnisse einer großen Küstenstrecke und ihres Hinterlandes strömen hier zusammen, um nach Indien, Europa und Amerika verladen zu werden. Araber und Inder sind hier zahlreich vertreten, und viele indische Firmen Sansibars haben auf Nossi Bé Agenten. In Ambanaru auf Nossi Bé haben sich mehrere hundert Kaufleute aus Britisch-Indien niedergelassen, und von den Komoren kamen viele Araber herüber. Auf Lukubé in der Nähe von Ambanaru und außerdem in Tamatave befindet sich auch eine deutsche Faktorei, und ein französisches Haus besitzt eine Faktorei in Helleville (und Tamatave). In den Händen dieser beiden Firmen ruht der Haupthandel. Zur Ausfuhr gelangen Zucker, Häute, Gummi elasticum, Ebenholz. Mojangá liefert Häute und Gummi elasticum, Minterano Ebenholz, auf Nossi Bé selbst wird Zucker gepflanzt, außerdem viel Reis, der jedoch nur nach den umliegenden Plätzen, nicht nach Europa versandt wird. Die Ebenholzausfuhr Madagaskars könnte bedeutend sein, wenn die Gesetze der Hova die Ausfuhr von Holz nicht untersagten, sodaß eine solche nur von jenen Häfen möglich ist, welche nicht unter der Herrschaft der Hova stehen. Die Einfuhr über Nossi Bé umfaßt hauptsächlich rohe und bedruckte Baumwollwaren, Gewehre und Pulver, eiserne Töpfe, in geringerem Maße Lichte, Getränke u. s. w. Als Zahlungsmittel dient das französische silberne Fünffrankstück, neben welchem sich allmählich auch die Rupie einbürgert. Sowohl durch die deutsche und die französische Firma, als auch durch die vielen Araber und Inder steht die Westküste von Madagaskar — Nossi Bé, Mojanga, Minterano und noch einige Plätze — in regem Verkehr mit Sansibar, und die Dhows kleine Fahrzeuge der indischen Kaufleute in Sansibar fahren beständig zwischen dieser Insel und Madagaskar hin

[73]) Siehe: L'agriculture à Madagascar, par le P. X., missionaire. Revue du Monde catholique, Juni 1883.

[74]) Nossi Bé und die Westküste von Madagaskar. — Deutsche Kolonial-Zeitung, 1885, 10. Heft. Seite 322. — Seinen Aufschwung verdankt Nossi Bé der Nähe Madagaskars, der zahlreichen Bevölkerung, der Sicherheit seines Hafens und seinem vortrefflichen Boden, nicht minder aber auch der jährlich dort stattfindenden Messe, zu welcher sich zahlreiche afrikanische Küstenfahrer, Händler aus Bombay und amerikanische Walfischfänger einfinden. Leonce Detcheverry, Nossi-Bé. Paris, 1881. Extrait de la Nouvelle Revue du 15. Nov. 1881.

und her, aber eine direkte Postverbindung mit Europa besteht noch nicht, Briefe werden monatlich durch einen kleinen Dampfer, der von Réunion kommt, abgeholt.

Die Ost- und Nordküste sind besonders von Wichtigkeit für die benachbarten englischen Inseln, für das fruchtbare Mauritius und die durch ihr gesundes Klima und ihre reiche tropische Vegetation (siehe Seite 237) ausgezeichneten Seschellen, welche lebhaften Handel mit den Eingeborenen treiben, aber in anbetracht der vielen

Komorotypen.

guten Häfen, der großen Bevölkerung und der natürlichen Hülfsquellen Madagaskars ist der Gesammthandel verhältnismäßig noch ziemlich gering, woran zum großen Teil die eigenartigen Bevölkerungsverhältnisse schuld sind.

Ein großer Teil der Bevölkerung Madagaskars ist nicht afrikanischen Ursprungs. So sehr diese Behauptung bestritten worden, so kann es doch heute als zweifellos gelten, daß derselbe mit den malaiisch-polynesischen Rassen in engem Zusammenhange steht. Die Verwandtschaft der Sprachen, ähnliche Sitten,

Waldbach auf den Seschellen.

physische und intellektuelle Eigentümlichkeiten weisen auf malaiische Abstammung hin. Die kühnen Seefahrer, welche die Inselwelt im Osten des Indischen Ozeans bewohnen, mögen in ihren kleinen Kanoes allmählich über die dazwischen liegenden Inseln auch nach Madagaskar gelangt sein, dessen Urbevölkerung von ihnen vernichtet wurde. Wann die Einwanderung stattfand, ist nicht bekannt. Reste der Ureinwohner, Vazimba, sollen noch im Sákalavenlande zwischen den Flüssen Mánambólo und Tsiribihina sich erhalten haben, aber es ist nichts näheres über sie bekannt, und der Durchforschung der über das ganze Land zerstreuten Gräber, welche den Vazimba zugeschrieben werden, steht der Aberglaube des Volkes hindernd im Wege.

An der Küste hat auch viel Vermischung mit den schon seit über 1000 Jahren dort ansässigen Arabern und mit Banyanen aus Indien stattgefunden, und der Einfluß derselben ist heute noch ein so großer, daß manche Städte an der Westküste, wie z. B. Mojangá, Morováy, Mórontsánga und die Niederlassungen auf mehreren Inseln, durch ihre Steinhäuser mit flachen Dächern, durch die Moscheeen, von deren Minarets der Ruf des Muezzin ertönt, und durch die indische Kleidung und die indischen Sitten der Bevölkerung lebhaft zum Teil an arabische, zum Teil an hindostanische Ortschaften erinnern. In der Hautfarbe der Bevölkerung zeigen sich alle Schattierungen vom hellen Olivenbraun des Spaniers bis zu nahezu schwarzer Farbe, und während die hellfarbigere Bevölkerung langes und glattes Haar besitzt, trifft man bei der dunkelfarbigen kurzes und krauses Haar, das jedoch nur selten dem Wollhaar des Negers gleicht. Man hat nach der verschiedenen Hautfarbe die Malagassen in 3 Hauptgruppen einzuteilen versucht: in die östlichen, die mittleren und die westlichen Stämme, unter denen die Hova im nördlichen Teil der Inselmitte und die Bétsimisáraka an der Ostküste die hellsten, die an der Westküste wohnenden Sákalaven die dunkelsten Stämme sind. Diese Einteilung mag ihre Berechtigung haben, aber die Sprachforschung führt uns zu einer andern Einteilung, nach welcher die Malagassenstämme in zwei große Gruppen zerfallen: in die Hova oder nördlichen Zentralstämme einerseits, und die Bewohner des südlichen Teiles des Inselzentrums, der Ost- und Westküste andererseits. Soweit man die Dialekte der letzteren Stämme kennt, läßt sich bereits erkennen, daß sie untereinander näher verwandt sind als mit dem Hova-Dialekt. Daraus läßt sich, auch gestützt auf die Tradition, der Schluß ziehen, daß die Hova später einwanderten als die anderen Stämme.

Die Hova sind in der Zivilisation viel weiter vorgeschritten als die anderen Stämme, viele können lesen, schreiben und rechnen, und das Christentum macht unter ihnen immer größere Fortschritte, doch nur deshalb, weil die schlauen Hova bald entdeckten, daß sie durch dasselbe der Vorteile der Zivilisation teilhaftig würden, und mit deren Hülfe leichter ihre Herrschaft über die ganze Insel ausdehnen könnten. Um die Schulen der Missionäre benutzen zu können, wurde man Christ, befolgte nach dem Vorbilde der Königin äußerlich gewissenhaft die Gebote der neuen Religion, blieb aber dabei heimlich dem alten Götzentum ergeben.[75]) Trotzdem haben die Hova nie die ganze Insel beherrscht, und der Titel einer Königin von Madagaskar ist eine Anmaßung. Die Hova verdanken es nur zwei energischen Königen, daß sie einen Teil der anderen Völkerschaften sich unterworfen haben, aber seit den Tagen jener Könige haben sie nicht nur keinen Fortschritt gemacht, sondern sind noch zurückgedrängt worden.

Eine genaue Schätzung der Bevölkerungszahl von Madagaskar ist unmöglich, und die Angaben über dieselbe weichen daher auch sehr von einander ab. Barbié du Bocage schätzt sie auf 3 Millionen Seelen, Ellis auf 4 450 000, Leutnant Oliver sogar auf 5 300 000, Dr. Mullens dagegen nur auf 2 500 000. Wir werden kaum irren, wenn wir die Bevölkerung auf 3½ bis 4 Millionen schätzen. Am dichtesten ist die Zentralprovinz bevölkert, und in dieser die Umgegend der Hauptstadt Tanánarivo, welche letztere mehr als 100 000 Einwohner zählt.[76]) Die übrigen Städte sind bedeutend kleiner, große Städte überhaupt auf der Insel

[75]) J. Audebert, Studien über Madagaskar. — Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, 1883, 4. Heft, Seite 150.

[76]) Nach Sibree, Madagaskar. — Macquarie, Voyage à Madagascar, schätzt die Bevölkerung nur auf 75 000, Dupré in Trois mois de séjour à Madagascar auf 72 000.

nicht zahlreich vorhanden. Die nächste nach Tananarivo ist die Hafenstadt Mojangi an der Nordwestküste mit etwa 14000 Einwohnern. Dann folgen Tamatave mit 6000 bis 7000, und Fianarontsoa mit etwa 5000 Einwohnern. (In Tamatave ist das wichtigste Handelshaus eine englische Firma, neben ihm bestehen zwei amerikanische, ein deutsches und ein französisches Haus.)

Tananarivo (siehe Seite 221) liegt auf einem 150 bis 200 Meter hohen, freistehenden Hügel in 1250 Meter Meereshöhe. Seitdem die Kriege mit den anderen Völkern der Insel aufgehört haben, hat sich die Stadt über die alte Umwallung hinaus ausgedehnt und allmählich den ganzen anbaufähigen Teil des Hügels bedeckt. Die Paläste der Hovakönige sind stattliche, hohe Gebäude. Der Silber Palast führt seinen Namen nach den silbernen Nägeln, mit denen die Schindeln auf dem Dache befestigt sind, und nach den Verzierungen der Fenster und Thüren. Das Hauptgebäude der Stadt ist Mandra-Kamiadana, die Residenz der jetzigen Königin, welches, obwohl nur von Holz, doch einen großartigen Eindruck macht (auf dem Bilde Seite 221 oben rechts). An den Königspalast reihen sich die Wohnhäuser der Prinzen und Würdenträger, und mitten zwischen denselben liegt — die Hinrichtungsstätte, eine Art tarpejischer Felsen, von dem die zum Tode Verurteilten hinabgestürzt werden. Am Fuße dieses Felsens liegt das Manöverfeld der Hova-Armee. Dort kann man die Truppen, in welchen die Franzosen wider Erwarten nicht gering zu schätzende Gegner gefunden haben, ihre Übungen ausführen sehen. Die Hova-Armee ist etwa 25000 Mann stark, großenteils noch mit Feuersteingewehren bewaffnet, und nur einige Bataillone besitzen Remingtongewehre.

Daß die Hova trotzdem achtunggebietende Gegner sind, haben die Franzosen bereits erfahren. Der Krieg in Tonkin hat sie zwar bisher an großer Machtentfaltung in Madagaskar gehindert, und sie haben sich auf die Blokade der Küsten und einige kleine Vorstöße beschränkt, aber wo sie mit den Hova zusammenstießen, haben sie wohl große Verluste erlitten, aber keine Erfolge erzielt, trotzdem sie die früher von den Hova unterdrückten Sakalaven gegen jene auszuspielen suchen.

Ob Frankreich ohne große Opfer und ohne bedeutende Machtentfaltung den Krieg gegen die Hova zu einem befriedigenden Ende wird führen können, erscheint danach zum wenigsten fraglich. Mag übrigens der Krieg wie immer enden, den deutschen Handel berührt er nicht. Der deutsche Kaufmann kann auf Madagaskar sein Geschäft ebensogut unter der französischen wie unter der Hova-Regierung betreiben, und die Franzosen würden nicht viel höhere Zölle erheben als die Hova bisher in allen ihren Hafenplätzen sowohl für ein- als für ausgeführte Waren fordern. Dagegen droht dem englichen Handel, namentlich der Insel Mauritius, durch Fortschritte Englands große Gefahr. Unter dem Deckmantel der Heidenbekehrung hat nämlich England hier ein gutes Geschäft gemacht, denn der Rumverbrauch der Bevölkerung stieg von Jahr zu Jahr und nahm schon bedenkliche Dimensionen an, aller Rum jedoch, der auf Madagaskar getrunken wurde, kam von Mauritius. Die Blokade, welche die Franzosen über die Küste Madagaskars verhängten, hatte zur Folge, daß auf Mauritius die Preise für Rum fast auf die Hälfte sanken und die niedrigen Zuckerpreise die Zuckerrohrpflanzer in arge Bedrängnis gerieten. (Auch die Zuckerpflanzungen Madagaskars gehören Engländern.)

Von der eigentümlichen Zivilisation, welche durch die Missionäre Eingang gefunden hat, ist jedoch der weitaus größere Teil der Insel nicht berührt worden. Außer der von den Hova bewohnten Provinz Imerina und den von ihnen abhängigen Städten Tamatave und Fianarontsoa, wo die Bevölkerung Handel und Gewerbe treibt, ist das Land noch auf derselben Stufe wie zu Anfang des Jahrhunderts, und nur im Lande der Betsileo, der südlichen Nachbaren der Hova im Innern der Insel, ist durch den Einfluß der letzteren ein Teil der Einwohner für das Christentum gewonnen worden. Die Missionäre zeigen hier seltsamerweise keine Lust zum Vordringen ins Innere, ergeben sich lieber einem gemächlichen Wohlleben, und kühne Forscher, welche das Innere der Insel zu erforschen suchten, sind auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen. Von 6 Reisenden, welche seit 1875 ins Innere drangen, kehrte nur einer — J. Audebert aus Metz — zurück, die übrigen darunter P. Rutenberg und J. Hildebrandt büßten den Versuch mit ihrem Leben. Über die Bara, welche südlich von den Betsileo im Innern wohnen, haben wir durch einen Kriegszug der Hova (1875)

und die Reise zweier englischen Missionäre durch den östlichen Teil ihres Gebietes einige Kunde erhalten. Östlich vom Bára-Gebiet wohnen in fast undurchdringlichen Waldungen die Tanála, von denen nur ein kleiner Teil den Hova unterworfen ist. In den Thälern zwischen den zwei Waldstreifen an der Ostküste (siehe Seite 232, Zeile 4 v. o.) wohnen die Tankáy (Bezánozáno) und Sihánaka (d. i. Seevolk, nach dem See Alaótra), erstere als Träger beim Warentransport Beschäftigung suchend, während die letzteren auf ihren sumpfigen Ebenen Viehzucht treiben und große Herden besitzen. Die Ebenen der Ostküste bewohnen eine Menge Stämme, welche von den Europäern mit dem Gesamtnamen Bétsimisárako bezeichnet werden, durch Sittlichkeit vor allen anderen Malagassen ausgezeichnet.

Die ganze Westküste Madagaskars und auch ein Teil im Norden und Süden der Insel wird von den Sákalaven bewohnt, mit welchem Namen man eine Menge Stämme bezeichnet, die sich zu zwei großen Gruppen vereinen lassen: den im Norden wohnenden Sákalaven von Iboina und den südlichen Sákalaven von Ménabé. Die Sákalaven waren einst ein kleiner, aber sehr kriegerischer Stamm, und sie haben auf der Insel dieselbe Rolle gespielt, welche später bis auf den heutigen Tag die Hova spielten. Unter tüchtigen Häuptlingen breitete der kleine Stamm seine Herrschaft immer weiter aus, unterwarf sich nicht nur die Völker der Westküste, für welche seitdem der Name Sakalaven zur Gesamtbezeichnung wurde, sondern dehnte seine Herrschaft auch über das Binnenland aus, in welchem sogar die Hova unterworfen wurden. So entstanden die beiden Königreiche Ibóina und Ménabé, deren Herrscher demselben Geschlecht entstammten, aber deshalb doch keine engen Beziehungen zu einander unterhielten und auch später, als die Hova sich unabhängig machten und unter Radama I. ihre Eroberungszüge auf die Westküste ausdehnten, denselben nicht mit vereinten Kräften entgegentraten. Nachdem die Sákalaven mehr als 170 Jahre das herrschende Volk gewesen, ging ihre Macht auf die Hova über. Jetzt sind die Sákalaven im südwestlichen Teil des ehemaligen Königreiches ziemlich unabhängig, und überhaupt ist die Macht der Hova an der Westküste sehr gesunken. Unter Radama II. trieb die grausame Behandlung, welche sie zu erdulden hatten, mehrere im Norden der Insel wohnende Sákalavenstämme zur Empörung. Sie riefen die Franzosen zur Hülfe herbei, erkannten sie als Schutzherren an und überließen ihnen einen Teil ihres Gebietes. Auch in dem Rest des Sákalavengebietes kam es noch wiederholt zu kleinen Aufstandsversuchen, aber in den letzten Jahren haben die Sákalaven sich ruhig verhalten und scheinen sich der Herrschaft der Hova zu fügen.

Von ihrem Land ist bisher wenig bekannt und nur ein sehr geringer Teil desselben erforscht. Das Klima des Sákalavengebietes ist viel wärmer als jenes der Ostküste und der Zentralgebiete. Obwohl sich von Nord nach Süd zwei oder drei Gebirgsketten durch dasselbe ziehen, ist es doch großenteils eben, aber auch noch stark bewaldet. Der Ackerbau hat noch wenig Verbreitung gefunden, und der weitaus größere Teil der Sákalaven führt als Hirten ein Nomadenleben.

Im Herrscherhause der Sákalaven waren sogar Heiraten zwischen den nächsten Blutsverwandten erlaubt, und ein König von Iboina soll einst seine Schwester geheiratet und mit ihr 6 Töchter gezeugt haben, weil kein ihm ebenbürtiges Mädchen vorhanden war, auf das seine Wahl hätte fallen können. Eine Ahnung, daß solche Heiraten unnatürliche Verhältnisse seien, war aber doch vorhanden, denn die Zeremonien bei der Eheschließung begannen in einem solchen Fall damit, daß man die Braut mit geweihtem Wasser besprengte und von der Gottheit für sie Glück und Fruchtbarkeit erflehte.[77])

[77]) Das Gesetzbuch der Hova enthält dagegen ein gut ausgebildetes Eherecht (Art. 50 u. f.). Bei ihnen gilt jede Ehe, welche nicht in den „Standesamtsregistern" eingetragen ist, als Konkubinat. — Siehe L. Crémazy, Notes sur Madagascar. Paris, Berger-Levrault et Cie, 1884, 3e partie, Seite 6 u. f.

Ein Verzeichnis der ältern Literatur über Madagaskar enthält: Barbié du Bocage, Madagascar, possession française depuis 1642.

Europas Kolonien.

Süd-Afrika bis zum Sambesi und Kap Frio.

Nach den neuesten Quellen geschildert

von

Dr. Hermann Roskoschny.

Mit 69 Abbildungen und 6 Karten und Plänen.

Leipzig.
Greßner & Schramm.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Grebner & Schramm in Leipzig.

Verzeichnis der Abbildungen.

	Seite
Die Südgrenze von Lüderitzland: der Oranjefluß	1
Angra Pequena mit der Nautilusspitze	[illegible]
Der Flaggenstock in Angra Pequena	[illegible]
Die Flaggenhissung in Angra Pequena	12
A. E. Lüderitz	[illegible]
Die Lüderitzsche Niederlassung in Angra Pequena	17
Ochsenwagen im Namaland	20
Hottentottenfrau mit ihren Kindern	21
Barmer Missionsstation Omaruru	[illegible]
Walfisch Bai	[illegible]
Bethanien	[illegible]
Jonker Afrikaner	[illegible]
Jonker Afrikaners Frau	[illegible]
Typen aus dem Namalande	45
Hottentottenkraal	[illegible]
Bergdamara	[illegible]
Herero-Frauen bei der Toilette	[illegible]
Herero-Waffen	60
Zeichnungen der Buschmänner an den Felswänden	[illegible]
Buschmänner von den Grenzen der Kalahari	[illegible]
Buschmänner und Ba-Kalahari	[illegible]
Südafrikanischer Reitochse	[illegible]
Zug durch einen Leguminosenwald in Süd-Afrika	[illegible]
Südafrikanischer Viehkraal	[illegible]
Kaffertypen	[illegible]
Die Kapstadt	[illegible]
Die Adderleystraße in der Kapstadt	[illegible]
Ochsenwagen in einem Hohlwege	[illegible]
Ochsenwagen in einer Furt	101
Rawinen am Tafelberge	[illegible]
Straße in Durban	[illegible]
Dutoitspan	[illegible]
Kaffer	[illegible]
Diamantengräber in Kimberley	[illegible]
Die Diamantengruben zu Kimberley	[illegible]
Sacomorus capensis	[illegible]
Bains Kloof in den Drakensteenbergen	[illegible]
Wartturmähnlicher Termitenbau	[illegible]
Euphorbia grandidens	[illegible]
Farm eines holländischen Bauers	[illegible]
Gestrüpp des Niederwaldes	140
Küstenwald in Natal	[illegible]
Der große Fischfluß	[illegible]
Bärenpavian	[illegible]
Sulu treiben Herden durch einen Fluß	[illegible]
Ketschwäyo	[illegible]
Kafferndoktor	[illegible]
Strauß	161
Sulu auf der Rückkehr von einem Raubzug	[illegible]
Sulu	[illegible]
Schmucksachen der Sulu	[illegible]
Allerlei Schmuck der Sulu	[illegible]
Verheirateter Sulukrieger	[illegible]
Unverheirateter Sulukrieger	[illegible]
Basuto	[illegible]
Skizzen aus dem Betschuanenlande	[illegible]
Geräte der Betschuanen	[illegible]
Waffen der Betschuanen	[illegible]
Pietermaritzburg	[illegible]
Wasserfall in Transvaal	[illegible]
Bloemfontein	201
Haus des Präsidenten Krüger	[illegible]
Kirchstraße in Pretoria	[illegible]
Straße von Heidelberg nach Pretoria	[illegible]
Fähre über den Vaal	[illegible]
Büffeljagd in Transvaal	[illegible]
Jeppes Turm	[illegible]
Frauen aus der Umgegend von Pretoria	[illegible]
Marktplatz in Potschefstroom	[illegible]

Karten.

	Seite
Der Hafen von Angra Pequena. Nach der englischen Admiralitätskarte	[illegible]
Angra Pequena	[illegible]
Übersichtskarte von Süd-Afrika	[illegible]
Karte des Groß-Namalandes	[illegible]
Plan der Kimberley-Mine 187[illegible]	[illegible]
Karte der Neuen Republik	[illegible]

Nachtrag.

Während des Druckes dieses Bandes haben sich in Süd-Afrika wichtige Veränderungen vollzogen, welche wir hier in gedrängter Kürze mitteilen:

Durch Verträge, welche der mit Land und Leuten und mit der Sprache der Eingeborenen wohl vertraute Pastor Büttner mit mehreren Hottentotten-Häuptlingen abschloß, sind weite Landstrecken, welche sich vorzüglich für Viehzucht eignen, dem deutschen Schutzgebiet hinzugefügt worden, wodurch eine gedeihliche Entwickelung dieses Kolonialunternehmens wesentlich gefördert erscheint.

Das deutsche Gebiet in Südwest-Afrika fand ferner eine wertvolle Vergrößerung und Abrundung durch einen Vertrag, welchen die Reichskommissare Dr. Göring und Pastor Büttner mit Maharero, dem Häuptling der Hereró, am 21. Oktober 1885 schlossen. Der mächtige Hereró-Häuptling hat zwar auf seine Oberhoheitsrechte nicht verzichtet, aber er stellt sein Volk und sein Land unter deutschen Schutz und verpflichtet sich, deutsche Unternehmungen im Hereróland nach Kräften zu fördern.

Während der Verhandlungen mit Maharero fand ein blutiger Zusammenstoß zwischen Hereró und Hottentotten statt. Die ersteren lagerten etwa 1500 Mann stark auf Osona bei Okahandja, wo Maharero residiert, als etwa 600, auf einem Kriegszug begriffene Nama, denen jene die Benutzung der von ihnen besetzten Quelle verweigert hatten, trotz ihrer Minderzahl die Hereró angriffen. Ein erbitterter Kampf entspann sich, der von 11½ Uhr mittags bis 9 Uhr abends dauerte. Die Nama waren im Verlauf des Kampfes von den Hereró völlig eingeschlossen worden und retteten sich im Dunkel der Nacht durch die Flucht, indem sie ihr Gepäck zurückließen. Die Zahl ihrer Verwundeten blieb unbekannt; sie ließen 35 Tote, 2 Wagen und 5 Karren auf dem Schlachtfelde zurück und verloren 100 Pferde, wogegen der Verlust der Hereró 30 Tote und mehr als 70 zum Teil schwer Verwundete betrug. Die aufopfernde Thätigkeit, welche die in Okahandja anwesenden Deutschen nach dem Kampfe beim Verbinden und bei der Pflege der Verwundeten entfalteten, hat auf die Hereró einen tiefen Eindruck gemacht, viel zur Befestigung der freundschaftlichen Gesinnungen beigetragen und den Abschluß des Vertrages gefördert. Nach Unterzeichnung desselben wurde auf dem Hause Mahareros die deutsche Flagge aufgezogen, und ein Fest mit Spiel und Feuerwerk, wobei reichlich Lebensmittel an die Eingeborenen verteilt wurden, beschloß den Tag.

Berichtigung. Die Unterschrift des Bildes auf Seite 45 hat zu lauten: Typen aus dem Namalande.

Die Südgrenze von Lüderitz Land: der Oranjefluß.

Lüderitzland, Nama- und Damaraland.

Das steigende Bewußtsein von der Macht des Vaterlandes hatte in Deutschland endlich den Wunsch erregt, dieselbe auch in überseeischen Ländern zu bethätigen, und immer lauter wurde der Ruf nach Kolonien. Die Reichsregierung schien jedoch, seitdem der erste Kolonisationsversuch, die geplante Erwerbung von Samoa, an dem Widerstande des Reichstages gescheitert war, alle derartigen Pläne aufgegeben zu haben und den Kolonialbestrebungen interesselos gegenüberzustehen, als im Sommer 1883 die Welt die überraschende Kunde durchflog, daß ein Deutscher an einer kaum dem Namen nach bekannten Küste im Südwesten Afrikas ein bisher unabhängiges Gebiet käuflich erworben habe.

Die Nachricht fand in Deutschland und im Auslande sehr verschiedene Aufnahme. Während sie in Deutschland allgemein mit Ausnahme jener Kreise, denen alles Verständnis für nationales Streben abhanden gekommen ist, mit Jubel begrüßt wurde, blickte man im Auslande einesteils mit spöttischer Geringschätzung, andererseits voll Mißgunst auf die deutsche Erwerbung.

Der Jubel in Deutschland war leicht erklärlich. Die großen Hamburger und Bremer Handelsfirmen besaßen zwar in allen Erdteilen Faktoreien, aber dieselben befanden sich in Gebieten, welche bereits von anderen Nationen besetzt waren. Hier hatte zum erstenmal ein Deutscher ein Gebiet erworben, welches bisher unabhängig war und über dem noch nicht die Flagge eines europäischen Staates wehte. Eine solche That war zur Zeit der Ohnmacht Deutschlands unmöglich, und der Jubel, mit dem sie begrüßt wurde, galt daher dem kühnen Bahnbrecher, welcher im Vertrauen auf den mächtigen Schutz des Vaterlandes gewagt hatte, auch für den Deutschen in Anspruch zu nehmen, was andere Nationen bisher als ihr Privilegium betrachteten.

Im Auslande, namentlich in England, hatte man schon über die Kolonialbewegung in Deutschland gespottet und sie als eine verspätete bezeichnet, „weil die Welt bereits vergeben sei". Als nun doch ein

deutscher Kaufmann ein Stück Land entdeckt hatte, das noch nicht vergeben war, spöttelte man darüber, daß die Deutschen sich ein so elendes Land ausgesucht hatten. Manchen erschien das Vorgehen des Bremer Kaufmannes A. E. Lüderitz, der sein gutes Geld für ein ödes, unbewohntes und zum Anbau nicht geeignetes Land hingab, nur wie eine Kuriosität, über welche man höchstens lächeln konnte.

Angra Pequena — so hieß die deutsche Erwerbung — war eine kleine Bucht nördlich vom Oranjefluß unter 26° 37′ 52″ südl. Br. und 15° 7′ 7″ östl. L., und das Einzige, was man von ihr wußte, war, daß sich in ihr eine Insel mit großen Guanolagern befinde, welche schon seit Jahren von am Kap ansässigen englischen Kaufleuten ausgebeutet wurden. Das die Bucht einschließende Land, jetzt Eigentum des Herrn Lüderitz, war eine felsige Küste ohne alle Vegetation und — was ihren Wert noch mehr herabdrückte — ohne Trinkwasser. Vom Meere aus sah man nichts anderes als Sand und Dünen, und auch landeinwärts erstreckte sich meilenweit eine wasserlose Wüste.

Der ersten Nachricht über die Erwerbung des Herrn Lüderitz folgte eine zweite, welche ganz anders aufgenommen wurde. Es hieß plötzlich, Herr Lüderitz habe durch einen zweiten Kaufvertrag das ganze Küstengebiet zwischen dem 26.° südl. Br. und dem Oranjefluß, der Nordgrenze der Kapkolonie, nebst 20 geographischen Meilen Inland, von jedem Punkte der Küste an gerechnet, erworben. Das war ein Gebiet von 900 □ Meilen, also etwa so groß wie Würtemberg, Baden und Elsaß-Lothringen, und die Erwerbung gewann plötzlich ein anderes Aussehen. Der Spott der Engländer verwandelte sich in Neid und Mißgunst, und sie suchten auf jede mögliche Weise die Niederlassung des Deutschen zu verhindern. Herr Lüderitz, der im August 1883 nach Kapstadt reiste, um sich über den Stand seiner Angelegenheit an Ort und Stelle aufzuklären, fand bald Gelegenheit, kennen zu lernen, was er von den Engländern zu erwarten hatte, wenn ihm seitens des Deutschen Reiches kein Schutz zuteil wurde. „Bei seiner Anwesenheit in Kapstadt ließ der Gouverneur der Kapkolonie, General Smyth, Lüderitz bitten, ihn zu besuchen und ihm Mitteilungen von seinem Landkaufe u. s. w. machen. Er hatte derzeit erst Kenntnis von dem ersten kleinern Kaufe, wonach nur erst die Bai Angra Pequena nebst fünf Meilen Land nach allen Richtungen in seinen Besitz übergegangen war. Diesen Kaufkontrakt zeigte er dem Gouverneur und bezeichnete demselben auf der mitgebrachten Imrayschen Seekarte das Gebiet, welches er als sein Eigentum beanspruchte. Auf die Frage, ob er auch die Inseln als sein Eigentum reklamiere, antwortete Lüderitz selbstverständlich bejahend, weil nach der Seekarte die Bai von Angra Pequena das Gewässer umfasse, welches zwischen Diaz Point und North East Point an den Ozean grenze. Nun zeigte ihm der Gouverneur ein Dokument, wonach ein englischer Schiffskapitän vor 20 Jahren Besitz von folgenden 11 Inseln, den sogenannten Guanoinseln, genommen hätte, nämlich: Hallams Bird Island und Mercury Island nördlich vom 26.° südl. Br.; Ichaboe Island; ferner in der Bai von Angra Pequena Seal Island und Penguin Island (nicht Shark Island, welches keine Seevögel und keinen Guano enthält, weil die Verbindung mit dem Lande zur Ebbezeit trocken läuft und den Schakalen das Herüberkommen gestattet); weiter Halifax-, Long-, Possession-, Pomona-, Plumpudding- und Roastbeef Island. Diese 11 Inseln seien an J. Spence in Kapstadt auf eine Reihe von Jahren verpachtet. Auf Lüderitz' Anfrage, von wem der Kapitän diese Inseln gekauft habe, erklärte der Gouverneur, sie seien sogenannte „no-mans-land" (Niemandes Land) und nur von Robben und Seevögeln bewohnt gewesen; es sei nur Besitz davon ergriffen — gekauft seien diese Inseln nicht. Der Gouverneur teilte dann noch mit, daß J. Spence behaupte, die Küste von Bakers Cove (Angras Santas) bis Angra Pequena gekauft zu haben, und daß dieser deshalb gegen die Besitzergreifung der Bai und der Ländereien durch Lüderitz bei der Deutschen und Englischen Regierung reklamieren werde. Der deutsche Konsul in Kapstadt, der diese Reklamation dem Auswärtigen Amte zu Berlin übermittelte, meinte, daß Lüderitz nicht auf Reichsschutz zu rechnen habe, bis der Spencesche Anspruch widerlegt sei; er riet zugleich, dem Spence seinen „Anspruch" abzukaufen, um auf diese Weise dessen Einrede zu beseitigen. Doch Lüderitz lehnte dies ab, weil er sich in seinem Rechte wußte und die vollkommene Nichtigkeit des von Spence aufgestellten Anspruches genau kannte. Er hatte nämlich eine Kopie von dem Vertrage des frühern

Häuptlings David Christian Fredricks, Onkel und Vormund des derzeit minderjährigen, jetzigen Häuptlings Joseph Fredricks mit De Paß, Spence & Ko. erhalten und wußte daher, daß letzteren kein Land verkauft war, sondern daß denselben nur Minenrechte auf unbestimmte Zeit eingeräumt waren. Später war Lüderitz einmal mit seinem Agenten C. Poppe (in Firma Russouw & Ko.) bei Spence, welcher behauptete, daß er 800 Pfund Sterling für das von ihm reklamierte Gebiet bezahlt habe."[1]

Herr Lüderitz begab sich, um Klarheit über das verworrene Verhältnis zu erlangen, von Angra Pequena nach Bethanien, dem Sitz des Häuptlings, von dem er das strittige Gebiet erworben hatte, und während seines dortigen Aufenthaltes (vom 16. November bis 30. November 1883) gelangte er in den Besitz mehrerer Dokumente, durch welche die Berechtigung seiner Ansprüche über allen Zweifel erhoben und die Nichtigkeit der englischen Einwände klar dargelegt wurde. Aus dem in Verwahrung der Missionäre befindlichen Archiv von Bethanien wurde ihm eine in holländischer Sprache[2]) verfaßte Abschrift des Vertrages übergeben, welchen der Häuptling David Christian mit De Pasz, Spence & Ko. geschlossen hatte. Ferner erhielt er von dem jetzigen Häuptling Joseph Fredricks und dem Rate der Namas eine auf obigen Kontrakt bezügliche schriftliche Erklärung, in welcher seine Rechte klar bestimmt wurden. Schließlich übergab ihm der Missionär Herr Bam noch eine Erklärung, in welcher die Berechtigung des Häuptlings Joseph Fredricks, das Gebiet an Herrn Lüderitz zu verkaufen, bestätigt und die Richtigkeit der beiden mit ihm geschlossenen Kaufverträge beglaubigt wurde.

Kaum hatte Herr Lüderitz Bethanien verlassen, so fand sich dort ein Beamter aus der Kapstadt ein, um bei dem Missionär und den Häuptlingen Erkundigungen über die Lüderitzschen Erwerbungen einzuziehen, mußte aber unverrichteter Sache abziehen, da die Namas sich mit den Engländern auf nichts einlassen wollten. Die Engländer hatten indessen ihre Taktik geändert. Da sie einsahen, daß das Vorrecht des Herrn Lüderitz nicht zu bezweifeln sei, bestritten sie die Berechtigung des Häuptlings zum Verkauf des Gebietes. In Briefen aus der Kapstadt, welche Herr Lüderitz bei seiner Ankunft in Angra Pequena dort vorfand, wurde die Behauptung aufgestellt, daß der rechtmäßige Herrscher von Bethanien nicht Joseph Fredricks, sondern der Häuptling Willem Christian von Warmbad sei, der am Nordufer des Oranjeflußes unter englischer Oberhoheit lebe. Herr Lüderitz ließ jedoch diese neuen Briefe unbeantwortet. Er war nun imstande, dem Auswärtigen Amte sein Recht nachzuweisen und auch den letzten Einwand zu widerlegen, da durch eine schriftliche Erklärung des Herrn Bam festgestellt wurde, daß der Häuptling Willem Christian von Warmbad mit der den Namen Fredricks führenden Herrscherfamilie in Bethanien in keinerlei Verbindung stehe und auch keine Hoheitsrechte über Bethanien besitze.

Am 24. Januar lief das deutsche Kanonenboot „Nautilus", Kommandant Korvetten-Kapitän Aschenborn, in Angra Pequena ein, um genaue Informationen über die Beschaffenheit des Hafens und die sonstigen Verhältnisse in dem von Herrn Lüderitz erworbenen Gebiet einzuziehen. Das Erscheinen dieses Schiffes in der „deutschen Kolonie" erregte großes Aufsehen, zunächst in Kapstadt, dann, als der Telegraph die Sensationsnachricht verbreitet hatte, auch in England. Unermüdlich in der Auffindung von Einwänden gegen die deutsche Erwerbung, hatten die Engländer indessen wieder neue vorgebracht. Schon

[1]) Siehe Weserzeitung vom 6. Juni 1884.

[2]) Eine kurze Übersicht der Erwerbungsgeschichte Angra Pequenas bietet: Gerhard Rohlfs, Angra Pequena. Die erste deutsche Kolonie in Afrika. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1884. — Dem Leser der Broschüre sei nur anempfohlen, sich nicht durch folgende Schlußbemerkung derselben über die Leistungsfähigkeit Angra Pequenas täuschen zu lassen. „Herr Lüderitz," heißt es dort, „hat unter Leitung des Herrn Vogelsang selbst ein kleines Gut, die Borg in Kattrepel bei Borgfeld in der Nähe von Bethanien. Nach Briefen, die derselbe am 10. Juli in Bremen empfangen, hat es Anfang Juni dort geregnet, und werden allein in diesem Monat 1500 Stück Rindvieh zum Verkauf nach dem Kapland getrieben." Bei Bethanien kann es allerdings anfang Juni 1884 geregnet haben, aber das Gut des Herrn Lüderitz, die Borg in Kattrepel bei Borgfeld, liegt nicht im Nama-Land, sondern in Deutschland bei Bremen. — Betreffs der diplomatischen Verhandlungen siehe: Weisbuch. Aktenstücke betreffend deutsche Unternehmungen in Afrika. 2. Heft: Angra Pequena. Amtliche Ausgabe. Hamburg, L. Friederichsen & Ko. 1885.

Kapitän Aschenborn hatte Herrn Lüderitz ein Schreiben gezeigt, in welchem behauptet wurde, daß die Engländer schon im Jahre 1864 oder 1865 von Angra Pequena Besitz ergriffen hätten, und als Herr Lüderitz auf der Heimreise nach Kapstadt kam, erklärte ihm Herr Bower, der Sekretär des Gouverneurs, daß man noch nachträglich ein Dokument gefunden habe, aus welchem hervorgehe, daß Angra Pequena bereits von England annektiert und Eigentum der Krone sei. Ein Kauf des Landes, erklärte Herr Bower, habe allerdings nicht stattgefunden, aber die Hottentotten seien Wilde, und von solchen bewohntes Land könne von

Der Hafen von Angra Pequena. Nach der englischen Admiralitätskarte.

jeder zivilisierten Macht annektiert werden. Daß die Hottentotten seit 40 Jahren Christen seien, ändere nichts an dieser Auffassung, da sie nach englischen Begriffen Wilde geblieben seien.

Da aus alledem hervorging, daß es sich darum handle, eine deutsche Niederlassung in Angra Pequena unter irgend welchem beliebigen Vorwand zu verhindern, und die Hoffnung auf Anerkennung seiner wohlerworbenen Rechte schwand, blieb Herrn Lüderitz nur noch ein Ausweg: sich wegen des Schutzes seines Eigentums an das deutsche auswärtige Amt zu wenden. Er erwiderte daher Herrn Bower, daß er sich nach Berlin begebe, „um festzustellen, ob England, dem doch nicht die ganze Welt gehöre, berechtigt sei, die Bai

von Angra Peauena und die Inseln und Felsenriffe, welche nach europäischen Begriffen zu dem Lüderitzschen Küstengebiet gehören, für sich zu beanspruchen."

Schon am 16. November 1882 hatte Herr Lüderitz ein Schreiben an das Deutsche Auswärtige Amt gerichtet, in welchem er mitteilte, daß er an irgend einem Platze der Westküste Afrikas zwischen dem 22. und 28. Grad südl. Br., der noch unter der Herrschaft eingeborener Häuptlinge stehe, eine Faktorei zu errichten und durch Verträge mit den Häuptlingen das Recht des Alleinhandels zu erlangen beabsichtige. Er fragte an, ob und unter welchen Umständen ihm der Schutz der deutschen Reichsflagge würde gewährt werden, und sprach die Bitte aus, seine erworbenen Rechte sofort bei Abschluß der Verträge unter solchen Schutz stellen zu dürfen. Darauf erhielt am 4. Februar 1883 der deutsche Botschafter Graf Münster den Auftrag, die englische Regierung „gesprächsweise" von den Absichten des Herrn Lüderitz zu unterrichten, für den Fall, daß sie etwa beabsichtige, in jenen Gegenden Souveränetätsrechte auszuüben oder Schutz zu gewähren. Indessen vollzogen sich die Gebietserwerbungen des Herrn Lüderitz, und am 16. August erhielt Herr Lippert, der deutsche

Angra Pequena mit der Nautilusspitze.

Konsul in Kapstadt, die Weisung, Herrn Lüderitz konsularischen Schutz zu gewähren, mit dem Bemerken, daß derselbe, wenn seine erworbenen Rechte begründete seien und nicht mit früheren Ansprüchen anderer kollidierten, für sein Unternehmen auf Schutz seitens der Kaiserlichen Regierung rechnen könne. Herr Lüderitz kehrte daher, nachdem er in Bethanien das nötige Material zur Begründung seiner Ansprüche erhalten hatte, mit dem festen Vertrauen auf einen guten Ausgang seines Unternehmens nach Deutschland zurück, und nun begann jene diplomatische Aktion, in welcher England, nachdem es versucht hatte, mit hochmütiger Geringschätzung über die deutschen Ansprüche hinwegzugehen, Schritt für Schritt vor den gerechten Forderungen Deutschlands zurückwich, bis es sich endlich mit dem Gedanken befreunden mußte, in Süd-Afrika eine deutsche Kolonie zum Nachbarn zu haben.

Auf eine „mündliche Anfrage" inbetreff der englischen Ansprüche auf die Lüderitzsche Erwerbung erhielt Graf Münster am 21. November 1883 von Lord Granville eine, einer Abfertigung ähnliche Note, in welcher mitgeteilt wurde, „daß, obwohl die Souveränetät Ihrer Majestät nicht längs der ganzen Küste, sondern nur

an bestimmten Punkten, wie Walfisch-Bai und auf den Inseln vor Angra Pequena proklamiert worden ist, die Königlich Großbritannische Regierung doch der Ansicht ist, daß irgend welche Souveränetäts- oder Jurisdiktionsansprüche einer fremden Macht auf das Gebiet zwischen der südlichen Grenze der portugiesischen Oberhoheit am 18. Breitegrad und der Grenze der Kapkolonie in ihre legitimen Rechte eingreifen würden." Man glaubte, mit dieser Note die deutschen Ansprüche beseitigt zu haben, aber gerade auf Grund derselben konstatierte die Deutsche Regierung in einer am 31. Dezember 1883 überreichten Note, daß die britische Souveränetät jenseits der Grenzen der Kapkolonie sich auf die Walfisch-Bai und die Inseln vor Angra Pequena beschränke, woraus der Kaiserlichen Regierung das Recht erwachse, dem Hause Lüderitz den Schutz des Reiches zu gewähren. Gleichzeitig wies die Note darauf hin, daß der von der Kaiserlichen Regierung hinsichtlich der Berechtigung zur Schutzgewährung vertretene Standpunkt vollkommen der Auffassung entspreche, welche England und Deutschland schon früher wiederholt gegenüber anderen Mächten, so namentlich gegenüber den 1874 erhobenen Ansprüchen Spaniens auf die Karolinen- und Palau-Inseln, vertreten hatten. Sollte nun England trotzdem eine Oberhoheit über das Gebiet zwischen dem Oranje und dem 18.° südl. Br. beanspruchen, so ersuche die Kaiserliche Regierung mit Rücksicht auf den ihr obliegenden Schutz des deutschen Handels um Angabe der Rechtstitel, auf welche England seine Ansprüche gründe, und um Aufklärung über die Einrichtungen in jenem Gebiete, welche ihm ermöglichen, dort sich niederlassenden deutschen Unterthanen solchen Rechtsschutz zu gewähren, daß das Deutsche Reich seiner Schutzpflicht überhoben würde.

Es verging eine geraume Zeit, ohne daß von englischer Seite eine Antwort auf diese Note erfolgte. Inzwischen wurden durch den Kommandanten von S. M. Kanonenboot „Nautilus", Korvetten-Kapitän Aschenborn, die Verhältnisse in Angra Pequena an Ort und Stelle einer eingehenden Prüfung unterzogen, und derselbe sandte am 27. Januar das von ihm verlangte Gutachten ein, in welchem er erklärte, „daß das von der Firma F. A. E. Lüderitz in Bremen im Hafen von Angra Pequena ins Werk gesetzte Handelsunternehmen gut begründet und erfolgreich sei und dasselbe wachsen und gedeihen werde, besonders, wenn der Versuch, Brunnen anzulegen, gelinge". Die Beschwerden des Herrn Lüderitz über das Auftreten der Behörden der Kapkolonie mußten, nachdem seine Ansprüche geprüft worden und über das Unternehmen selbst ein so günstiges Gutachten vorlag, zu einer Entscheidung führen, und Fürst Bismarck traf sie, der englischen Verschleppungspolitik müde, in einer Weise, die man in England kaum erwartet hatte: ein Telegramm forderte am 24. April Konsul Lippert auf, den Kolonialbehörden am Kap zu erklären, daß Herr Lüderitz und seine Niederlassungen unter dem Schutze des Reiches stehen, und gleichzeitig wurde Graf Münster beauftragt, Lord Granville davon in Kenntnis zu setzen.

Die englische Regierung ließ auch diese Note unbeantwortet. Mitte Mai empfing dagegen Lord Derby eine Deputation von Kaufleuten der Kapkolonie, welche bat, in Angra Pequena die britische Autorität aufrecht zu erhalten. Lord Derby erwiderte, daß England Angra Pequena nie als britisches Gebiet betrachtet, wohl aber beansprucht habe, andere Mächte von der Küste nördlich vom Oranje ausschließen zu können. Inbezug auf diese Ansprüche habe Deutschland zwar einige Anfragen gestellt, seines Wissens dieselben aber nicht bestritten (?!) und nur zu erfahren gewünscht, ob England das Gebiet als sein Eigentum betrachte und einer deutschen Niederlassung dort Schutz gewähren wolle, widrigenfalls Deutschland diesen Schutz selbst ausüben werde. Auf eine infolge dessen vom Kolonialamt an die Regierung der Kapkolonie gerichtete Anfrage, ob sie die Verantwortung für die Aufrechthaltung der Ordnung in Angra Pequena übernehmen wolle, habe diese wegen der Kosten, die ihr daraus erwachsen würden, abgelehnt. Vor einigen Tagen sei jedoch die Kapregierung nochmals telegraphisch befragt worden, ob sie die Verwaltung jenes Gebietes zu übernehmen bereit wäre, wenn die Regierung die Rechte der Krone Englands auf Angra Pequena geltend machen würde.

Da die deutsche Note vom 31. Dezember 1883 noch immer unbeantwortet war, ließ nun Fürst Bismarck am 24. Mai 1884 an dieselbe erinnern, worauf sich Lord Granville wegen Unterlassung der Antwort entschuldigte und versprach, dieselbe sofort zu erteilen, sobald die Verhandlungen, welche in dieser Angelegenheit

mit der Kapkolonie gepflogen würden, beendet seien. Am 5. Juni kam endlich die Nachricht, daß die Kapkolonie bereit sei, die ganze Küste, einschließlich Angra Pequena, zu übernehmen, worauf Fürst Bismarck sofort in London vertraulich mitteilen ließ, daß Deutschland nicht in der Lage sei, eine solche Besitzergreifung anzuerkennen, und daß es England das Recht dazu bestreite.

Das Vorgehen Deutschlands war bisher unstreitig ein korrektes, in keiner Weise anfechtbares. Die englische Regierung hätte bei gleich loyaler Behandlung der Angelegenheit die Note vom 31. Dezember in wenigen Tagen beantworten können, aber sie zog es vor, die an sich einfache Frage, ob und wie sie in Angra Pequena Schutz gewähren könne, dadurch zu komplizieren, daß sie sich erst versichern wollte, ob die Kapkolonie Lust habe, sich neue Küstenstriche in jener Gegend einzuverleiben. Nachdem aber erst festgestellt war, daß die Küste nördlich vom Oranje englisches Eigentum nicht sei, waren dem entschiedenen Auftreten des Fürsten Bismarck gegenüber solche Winkelzüge auf die Dauer unmöglich, und so bequemte sich denn endlich am 19. Juli 1884 die englische Regierung zur Beantwortung der deutschen Note vom 31. Dezember 1883: sie erkannte die Berechtigung Deutschlands, seinen Unterthanen in Angra Pequena Schutz zu gewähren, an, forderte jedoch Garantien dafür, daß Deutschland dort keine Strafkolonie errichten werde. Eine solche Zumutung mußte Fürst Bismarck unbedingt zurückweisen, denn wenn Deutschland über Angra Pequena eine Oberhoheit zustand, dann hatte kein anderer Staat das Recht, ihm vorzuschreiben, wie es dieselbe ausüben solle.

Während dieser Unterhandlungen steigerte sich in der Kapkolonie die Aufregung der Bevölkerung von Tag zu Tag.[3] Die Deutschen waren zwar nicht mehr zu vertreiben, aber wenn man sie auch an seiner Grenze dulden mußte, wollte man sie wenigstens unschädlich machen, und der Kolonialsekretär Lord Derby schürte von London aus den Brand. Von ihm angestachelt, schlug die Kap-Regierung dem Parlament die Annexion der ganzen noch herrenlosen Südwestküste Afrikas, Angra Pequena ausgenommen, vor, und das Kap-Parlament sprach die Annexion aus. Dadurch wäre der deutschen Kolonie jede Möglichkeit weiterer Entwickelung abgeschnitten gewesen, und sie würde wohl ihr verfehltes Dasein bald beschlossen haben. Es kam jedoch anders, als die Herren am Kap dachten, denn Fürst Bismarck war nicht der Mann, der sich im letzten Augenblick um der Mühe Lohn betrügen ließ. Seine Antwort auf den herausfordernden, von keiner freundlichen Gesinnung gegen Deutschland zeugenden Beschluß des Kap-Parlamentes war die Erklärung des deutschen Protektorats über das ganze Gebiet vom Oranje bis zum 26.° südl. Br.

Am 6. August 1884 traf S. M. Korvette „Elisabeth", Kapitän z. S. Scheering, in Angra Pequena ein, wo sie bereits S. M. Korvette „Leipzig", Kapitän z. S. Herbig, vorfand. Da Kapitän Scheering durch

[3]) Wie die große Mehrheit des englischen Volkes über den Streitfall dachte, zeigt deutlich ein Artikel von einem Mr. Lund in der viel gelesenen Zeitschrift „The Colonies and India". Derselbe schreibt: Man kann mit voller Gewißheit annehmen, daß in nicht sehr ferner Zeit eine südafrikanische Konföderation, nach englischen Anschauungen verwaltet, gebildet sein wird, und in diesem Falle kommt es Ihrer Majestät Regierung zu, es als selbstverständlich hinzustellen, daß es keiner andern Macht gestattet sei, in diesem Lande sich in irgend einer Stellung festzusetzen, welche sie früher oder später in Konflikt mit den englischen und holländischen Kolonisten in Süd-Afrika bringen würde. Die Angelegenheiten in Süd-Afrika sind gegenwärtig verworren genug, ohne ein weiteres Element der Verwickelung hinzuzufügen. Meiner Ansicht nach ist die Frage keine Besitzfrage, sondern einfach eine politische Frage. Selbst zugegeben, daß unser Anspruch auf die Walfisch-Bai uns nicht auch zu Besitzern von Angra Pequena macht, so beharre ich doch bei meiner Ansicht, daß wir vollkommen berechtigt sind, dieses Gebiet irgend einer fremden Macht zu verweigern, welche einen unabhängigen Staat zwischen zwei unserer dicht bei einander liegenden Besitzungen aufrichten will. Manche mögen dies eine „dog in the manger-Politik" nennen, aber es ist dies eine Politik, welche sich als Schutzmittel gegen zukünftige Verwickelungen erweisen wird. Natürlich können wir mit Deutschland (indem es thatsächlich Jahr für Jahr zehntausend seiner Bürger durch Auswanderung verliert) in seinen Anstrengungen, ein neues Vaterland zu finden, wohl sympathisieren, aber ihm zu erlauben, auf unsere Kosten zu kolonisieren, daran kann nicht gedacht werden. Wenn Deutschland nötig hat, ein Kolonialreich zu begründen, so möge sich seine Aufmerksamkeit auf Süd-Amerika richten, wo es einige Aussichten haben dürfte, gegenüber den Halbbluts und den „dolce far niente-Abkömmlingen" der spanischen Eroberer. Es giebt andere Teile des Globus, welche passender sind für Deutschland als gerade dieses Angra Pequena, und es ist wohl zu erwarten, daß diese Frage, sobald die Antwort der Kap-Regierung eingetroffen ist, ein für alle Mal erledigt sein wird. Ohne Zweifel wird sich Deutschland verletzt fühlen, daß wir Einspruch erheben gegen irgend etwas, was es auswärtig zu thun gedenkt. Nationen aber, gleich Kindern, haben oftmals bittere Pillen zu verschlucken, und sie nehmen die Dosis nicht ohne Gesichterschneiden.

Unwohlsein verhindert war, übernahm Kapitän Herbig die Ausführung des Kaiserlichen Befehls. Dieser begab sich am Morgen des 7. August mit Mannschaften beider Schiffe an Land und verlas dort an einer Stelle, an welcher schon vorher ein Flaggenmast errichtet worden, folgende Proklamation:

Seine Majestät, der Deutsche Kaiser Wilhelm I., König von Preußen, haben mir befohlen, mit Allerhöchst deren gedeckter Korvette „Elisabeth" nach Angra Pequena zu gehen, um das dem Herrn A. Lüderitz gehörige Territorium an der Westküste Afrikas unter den direkten Schutz Seiner Majestät zu stellen. Das Territorium des Herrn A. Lüderitz wird nach den amtlichen Mitteilungen als sich erstreckend von dem Nordufer des Oranjeflußes bis zum 26.° Südbreite, 20 geographische Meilen landeinwärts, angenommen, einschließlich der nach dem Völkerrecht dazu gehörigen Inseln. Indem ich diesen Allerhöchsten Auftrag hiermit zur Ausführung bringe, hisse ich hier als äußeres Zeichen die Kaiserlich Deutsche Flagge, stelle somit das erwähnte Territorium unter den Schutz und die Oberherrlichkeit Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm I. und fordere die Anwesenden auf, mit mir einzustimmen in ein dreifaches Hoch auf Seine Majestät: Seine Majestät, der Kaiser Wilhelm I. lebe hoch!

Und wie nun alle um den Flaggenstock Versammelten, die Offiziere und Kadetten, die Beamten der Faktorei (9 an der Zahl) und die gelandeten Mannschaften der beiden Schiffe jubelnd in das Hoch auf den Kaiser einstimmten, da dröhnte es dumpf über die See herüber, vom Ankerplatze der „Elisabeth" und „Leipzig" her, welche die aufsteigende deutsche Flagge mit je 24 Schüssen begrüßten. Ein frohes Fest, wie gewiß noch keines an dieser einsamen Küste gefeiert worden, vereinte darauf die Gäste der Faktorei in dem eben erst erbauten Hause, und als sie nach einigen Stunden dasselbe verließen, da hing bereits neben der lustig im Winde flatternden Flagge auf schwarz-weiß-rotem Pfahl eine Tafel mit der unter dem deutschen Reichsadler angebrachten Inschrift: „Territorium Lüderitz. Nördl. vom Oranjefluß bis 26.° südl. Br. unter Protektorat des Kaiserl. Deutschen Reiches. 7. August 1884." Die erste deutsche Kolonie auf afrikanischem Boden war nach schwerem Ringen erworben!

Das Land, welches somit als erste deutsche Kolonie erworben war, mochte immerhin als Erwerbung von zweifelhaftem Werte gelten, und auch heute noch ist das Vertrauen auf eine künftige Nutzbarmachung desselben im allgemeinen ein sehr geringes. Es ist eine unwirtliche Küste, die sich vom Kap Frio bis zur Mündung des Oranje erstreckt, und wer an ihren kahlen Felsen entlang fährt, der findet es begreiflich, daß seit dem Tage, an welchem der Entdecker Süd-Afrikas, der Portugiese Diaz, (1486) in Angra Pequena einlief, fast 400 Jahre vergingen, bevor Europäer einen Versuch machten, sich dort niederzulassen. Wer vom Oranje nordwärts wandert, der nimmt lange Zeit Abschied von grünenden Weideflächen und bewaldeten Ufern, denn er betritt nun eine traurige Einöde, in welcher alle Vegetation erstorben ist, da das belebende Element, das Wasser, fehlt oder wenigstens nur während eines Teiles des Jahres in sonst ausgetrockneten Bachbetten und Rinnsalen vorhanden ist. Das Terrain hebt sich vom Oranje an in den 6 Breitengraden zwischen dem Fluß und der Nordgrenze des Namalandes allmählich auf über 2000 Meter, und von der Westküste nach dem Innern erreicht es bis zum Rande der Kalahariwüste nach und nach eine Höhe von etwa 1800 Metern. Die Meereswogen brechen sich schäumend an hohen Felswänden, haushoch ihren Gischt emporschleudernd, und hinter den Felsen breiten sich Sanddünen aus, an welche sich landeinwärts auf einer Strecke von 2 bis 3 Tagreisen wellenförmiges Steppenland anschließt, in welchem weder Wasser noch Vegetation vorhanden ist. Unübersehbar breitet sich das Sandmeer aus, und der Reisende, der im Ochsenwagen dasselbe durchzieht, vermag nur nach vereinzelten Granitkegeln die Entfernung abzumessen, die ihn noch von seinem Ziele trennt. Die Zug-

und Schlachttiere, welche hier hindurchkommen, bleiben tagelang ohne Futter und ohne Waſſer, wenn ſie nicht mit dem ſalzigen Waſſer vorlieb nehmen wollen, welches dann und wann eine Quelle bietet. Allmählich unterbrechen endlich die einförmige Landſchaft Ausläufer einer von Nord nach Süd ziehenden Felſenkette, man erblickt hier und da einige zarte Grashalme zwiſchen dem Geſtein, und inmitten mächtiger Granitfelſen ſprudelt eine Quelle hervor, deren Waſſer trinkbar iſt. Hier iſt das Ende der Einöde, und die 8 bis 10 deutſche Meilen breite Fläche, die nun vor dem Reiſenden liegt, iſt bereits mit Vegetation bedeckt und die erſchöpften Tiere finden dort hinreichendes Futter.[1]

Die neue Kolonie bot daher ein wenig anziehendes Bild, und das Beſte ſchien noch der Hafen zu ſein, der an Brauchbarkeit an der ganzen, wenig gegliederten Küſte zwiſchen Moſſamedes und dem Oranje nur von Port Alexander übertroffen wird. Während aber Port Alexander nicht bloß eine geſchützte Lage beſitzt, ſondern auch waſſerreich iſt und die Uferlandſchaft durch eine üppige tropiſche Vegetation verſchönert wird, iſt der von Herrn Lüderitz erworbene Hafen ſeines öden, waſſerloſen Hinterlandes würdig. Wohin der Blick ſich wenden mag, überall gewahrt er landeinwärts nur Sand und kahle Felſen, und Trinkwaſſer iſt hier ein ſehr koſtbarer Artikel, da es zu Schiffe aus der Kapſtadt hergebracht wird.

Der Flaggenſtock in Angra Pequena.

Trotz ihrer Öde iſt jedoch die Hafenlandſchaft nicht unſchön zu nennen. Der Entdecker der Einbuchtung hat ihr zwar den Namen Angra Pequena*) gegeben, was „eine kleine Bucht" bedeutet, aber dieſelbe iſt doch ſo groß, daß der Name nicht gut für ſie paßt. Der weſtlichſte Punkt der Bucht, die nach Bartolomeo Diaz benannte Diaz-Spitze, auf welcher einſt von dieſem berühmten Seefahrer ein Marmorkreuz errichtet wurde, iſt 6½ Seemeilen von der Nordoſtſpitze entfernt, und in dem weiten Raum zwiſchen beiden finden auch Schiffe von großem Tiefgang mehrere gute Ankerplätze. Zwiſchen der Diaz-Spitze und der 3 Meilen weiter oſtwärts gelegenen Angra-Spitze zieht ſich die Shearwater-Bucht etwa anderthalb Seemeilen tief ins Land hinein (ſiehe die Karte Seite 4), und in ihr finden auch die größten Schiffe guten ſandigen Ankergrund und auch Schutz gegen alle Winde, die Nordweſtwinde, gegen welche die Bucht offen liegt, ausgenommen. Um die Angra-Spitze nach Oſten herumfahrend, erblickt man die eigentliche Angra Pequena, in welche man zwiſchen der Angra-Spitze und der Haifiſch-Inſel einfährt. Die Einfahrt iſt etwa anderthalb Seemeilen breit, und in ihr befinden ſich der Haifiſch-Inſel gegenüber gute Ankerplätze, wogegen die 5 Seemeilen lange, nach Südſüdoſt ſich erſtreckende Bucht ſich bald ſo verflacht, daß die Weiterfahrt nur kleinen Fahrzeugen möglich iſt.

Nordöſtlich von der Angra-Spitze und nördlich von der Walfiſch-Inſel liegt die Penguin-Inſel, und dieſer gegenüber auf dem Feſtlande der Robert-Hafen, welcher vollkommen ruhiges Waſſer enthält. Schiffe

[1] Johannes Olpp, Angra Pequena und Groß-Namaqua Land. Auf Grund vieljähriger Beobachtungen kurz geſchildert. Elberfeld. R. L. Friederichs. 1884. Seite 15.

* Die Schreibweiſe Angra pequeña der man immer noch hier und da begegnet iſt unrichtig. Wäre die Benennung ſpaniſchen Urſprungs, dann wäre die Schreibweiſe pequeña berechtigt, da aber die Benennung dem Portugieſiſchen entnommen iſt, dürfen wir nur ſprechen und ſchreiben: Angra pequena.

von geringem Tiefgang, wie z. B. das Kanonenboot „Nautilus", können bequem sowohl von der Süd- als von der Nordspitze der Penguin-Insel in den Robert-Hafen einlaufen und zwischen der Insel und der Lüderitzschen Niederlassung vor Anker gehen, während größere Schiffe (Korvetten) geeigneten Ankergrund, wo sie sowohl gegen die Südwinde als gegen die Dünung gesichert sind, etwas südlicher finden.[5])

Ein vierter Ankerplatz, jedoch mit noch geringerer Wassertiefe als der Roberthafen, befindet sich bei der nördlich von der Penguin-Insel gelegenen Seehunds-Insel (Seal-Island). Von Juni bis August, während die nördlichen Winde vorherrschen und die Brandung am gefährlichsten ist, gewähren der Ankerplatz bei der Seehundsinsel und der Roberthafen den besten Schutz. Für größere Schiffe eignet sich der Ankerplatz zwischen der Angra-Spitze und Haifisch-Insel mehr als die Shearwater-Bucht, weil dort die Schiffe den Böen und heftigen Windstößen nicht so ausgesetzt sind. Die vor dem Innenhafen liegenden Inseln schützen diesen gegen die außerhalb desselben stehende Dünung, welche auch bei schwachen und sogar bei südlichen Winden, die hier zeitweilig sehr hart wehen, höchst unangenehm wird.[6]) Das Wasser des Innenhafens ist dank den Inseln stets ruhig und glatt, und man kann an den sandigen Stellen bequem landen. Das einzige Hindernis für die Schiffahrt im Innenhafen ist der sogenannte Tigerfels an der Nordseite der Penguin-Insel, der bei Hochwasser unsichtbar ist. Durch eine Bake läßt sich seine Gefährlichkeit leicht beseitigen, da er rings von tiefem Wasser umgeben ist.

Die Penguin- und Seehunds-Insel haben ihren Namen von den Penguinen und Robben erhalten, welche sie früher bewohnten. Die Robben sind verschwunden, und nur einige Arbeiterhütten erinnern noch an die großen Guanolager, die sich einst hier befanden, und die durch englische Unternehmer vom Kap ausgebeutet worden sind. Man hat schließlich die Felsen mit Kratzeisen und Besen gereinigt, so daß sie jetzt von Guano völlig entblößt sind, und es nisten jetzt auch keine Vögel mehr auf der Insel. Als der „Nautilus" Angra Pequena besuchte (Januar 1884), nisteten Seevögel in Menge auf der Penguin-Insel, die „Möve" dagegen fand bei ihrem Besuch (September 1884) beide Inseln unbewohnt.[7])

Die Küste macht mit ihrem nackten felsigen Boden, den kein Baum, kein Strauch ziert, zunächst keinen günstigen Eindruck, schreibt ein Augenzeuge der deutschen Flaggenhissung; der Ausblick von der Küste aus über die blaue See, die Inseln, welche unzählige Vögel umfliegen, ist aber ein sehr freundlicher, und er wird geradezu schön, wenn Schiffe den Hafen beleben, zahlreiche Boote Land und Schiff verbinden und über dem Ganzen der wolkenlose, sonnige Himmel lacht.

An einem durch die Penguin-Insel geschützten guten Landungsplatz oberhalb des Roberthafens war die Niederlassung durch Herrn Vogelsang aus Bremen gegründet worden: zwei einstöckige Holzhäuser, deren eines als Lagerhaus diente, und einige Trockenräume. In der Nähe befanden sich einige Kraale der Eingeborenen, welche der Faktorei das nötige Arbeiterpersonal stellten. Die Männer wurden beim Verpacken, beim Ein- und Ausladen der Waren verwendet und dienten außerdem als Führer, die Frauen sammelten Feuerholz, wuschen die Wäsche der Faktoristen und machten sich noch durch sonstige Arbeiten im Hause nützlich. Die 150 Meter hohe Felsspitze, unter welcher die Niederlassung lag, erhielt zur Erinnerung an den wichtigen Besuch des kaiserlichen Kanonenbootes den Namen Nautilusspitze. Auf der Höhe derselben ließ Herr Lüderitz ein großes Kreuz errichten, welches eine weithin sichtbare Landmarke bildet. Ein zweites großes Kreuz wurde auf der Diaz-Spitze errichtet, auf welcher schon Bartolomeo Diaz 1486 ein Marmorkreuz zurückließ, dessen Reste vor einigen Jahren im Wasser der Bucht entdeckt und an das Museum zu Kapstadt abgeliefert wurden.

[5]) Aus den Reiseberichten S. M. Kanonenboot „Nautilus", Korvettenkapitän Aschenborn: Beschreibung des Hafens von Angra Pequena. Annalen für Hydrographie 1884, XII, No 5, Seite 260 u. f.

[6]) Die vor Anker liegende „Leipzig" schlengerte so, daß die Backspieren ins Wasser tauchten und eine an ihnen liegende Jolle kenterte. – Notizen über Angra Pequena. Nach dem Reisebericht S. M. S. „Leipzig", Kapitän zur See Herbig. Annalen für Hydrographie, 1884, XII, No. 12, Seite 714.

[7]) Beiträge zur Beschreibung der Küste von Damara und Groß-Namaqua, West-Afrika. Aus dem Reisebericht S. M. Korvette „Möve", Korvettenkapitän Hoffmann. Annalen für Hydrographie, 1884, XII, No. 12, Seite 653.

So kahl die Umgebung der Niederlassung auf den ersten Blick aussieht, so ist sie doch nicht ohne alle Vegetation. Zwischen den Steinen und im Sande in den Schluchten der Berge haben die feuchten Niederschläge das Wachstum einer Menge kleiner Sträucher ermöglicht, und das Holz derselben liefert außer dem häufig an der Küste gefundenen Treibholz das einzige Brennmaterial, das hier zu erlangen ist. Viel seltener sieht man außer den zur Faktorei gehörigen starken Zugochsen am Lande ein Tier. Der aus verwittertem vulkanischem Gestein und Sand bestehende Boden bietet den Antilopen und Springböcken, welche weiter landeinwärts zahlreich vorkommen, keine genügende Nahrung, und keines dieser Tiere streift daher bis zur Küste. Zahlreich ist nur der Schakal vorhanden, Schlangen und Skorpione kommen zwar vor, doch nur vereinzelt. Ersatz für die spärlichen Repräsentanten der Tierwelt auf dem Lande bietet das Meer in seinem unerschöpflichen Fischreichtum. Die Bucht enthält eine ungeheure Menge der vorzüglichsten Fische der verschiedensten Sorten, welche leicht mit Netzen oder mit der Angel gefangen werden können. Würde sich das Besitztum des Herrn Lüderitz als völlig ertragsunfähig zeigen und alle auf dasselbe gebauten Hoffnungen vereitelt werden, so wird der Fischreichtum des Meeres im Verein mit den vielen kleinen Häfen, die sich noch nördlich von Angra Pequena befinden, einen so lohnenden Fischfang ermöglichen, daß die 20 Mark pro □ Meile, welche Herr Lüderitz dem Häuptling Joseph Fredricks gezahlt hat, überreich werden verzinst werden. Der Mangel des Trinkwassers, welches beim Transport aus der Kapstadt auf 55 Schilling pro Tonne zu stehen kommt, ist kein schwer ins Gewicht fallender Mangel der Kolonie, denn auch Aden und Suakin, beide an einer regenlosen Küste gelegen, leiden an Wassermangel, und doch sind sie von großer Wichtigkeit als Hafenplätze für die hinter ihnen gelegenen Gebiete.*) Angra Pequena ist zum mindesten nicht schlechter als diese beiden Plätze, es hat aber vor ihnen den großen Vorzug, daß sein Klima ein gesundes ist. Wie wenig der Wert einer Kolonie durch Wasserreichtum und üppige Vegetation bedingt ist, das zeigt gar manche Niederlassung in den tropischen Gegenden Afrikas, wo bösartige Fieber die Ansiedler rasch dezimieren. An der kahlen Küste zwischen Kap Frio und dem Oranje ist der Europäer vor Fiebern ziemlich sicher, denn sie kommen dort nicht häufiger vor als in Deutschland. Flußmündungen und Sümpfe sind bei Angra Pequena nicht vorhanden, und vergebens sucht man an der ganzen Küste bis Kap Frio die Mangrovenwälder, welche wenige Grade nördlicher die Brutstätten der tötlichen Fieber sind. Die Temperaturschwankungen in Angra Pequena sind auch unbedeutend, und von der verrufenen afrikanischen Hitze wird man hier wenig belästigt. Die höchste Wärme, welche bisher beobachtet wurde, betrug zwar 41. 5° C., aber der ununterbrochen wehende Süd- oder Südwestwind bringt, von der See kommend, stets angenehme Kühlung.

Jetzt hat die Bucht dank der Thätigkeit, welche Herr Lüderitz alsbald nach ihrer Erwerbung entfaltete, auch bereits ein freundlicheres Aussehen gewonnen. Die Tage der Ruhe und Einsamkeit, in denen nur zeitweilig die Boote einiger Robbenfänger und dann die auf den Guano-Inseln beschäftigten Arbeiter Leben in die Landschaft brachten, sind für die Bucht vorbei, und reges Leben herrscht bei der kleinen Niederlassung mit den stattlichen Gebäuden. Wie groß ist schon jetzt der Unterschied, wenn man jenes Angra Pequena in Betracht zieht, in welchem die ersten Pioniere deutscher Kolonisation landeten! Die Expedition, welche Herr Lüderitz damals an die so wenig einladende Küste sandte, bestand aus einer kleinen Zahl junger Männer, deren Führung einem Altersgenossen, Herrn Heinrich Vogelsang aus Bremen anvertraut war, dessen Umsicht und Thatkraft Herr Lüderitz bereits kennen gelernt hatte. Das Schiff „Tilly", Kapitän Timpe, brachte alle zur ersten Einrichtung einer Faktorei nötigen Waren nach Kapstadt, und auf ihm schiffte sich am 3. April 1883 die kleine Expedition ein, welche aus der Kapstadt außer einem Ochsenwagen und einem Zelt auch noch Wasser und Proviantvorräte mitnahm. Am 9. April ging der Tilly in der Außenbucht von Angra Pequena vor Anker, am folgenden Tage wurde er mit Hülfe einiger Robbenfänger näher an das Land bugsiert, und am 10. April ankerte er wohl geborgen in der Robert Bai. Zwei Tage später begaben sich alle Mitglieder

*) C. G. Büttner, Deutschland und Angra Pequena. Deutsche Kolonialzeitung. 1884, 15. Heft. Seite 302. — Derselbe, Angra Pequena. „Über Land und Meer". 1884, No. 45, Seite 910.

der Expedition an Land und schlugen dort das Zelt auf. „Wachen wurden sofort aufgestellt, überhaupt eine strenge Einteilung der Dienste und Geschäfte begonnen und innegehalten. Einer der bald sich einstellenden Hottentotten wurde als Koch angenommen, und bei schönem Wetter wurde mit dem Löschen des Materials für den Hausbau begonnen. Die Reveille war früh morgens 6 Uhr, sodann Frühstück (Kaffee und Fisch), mittags Fisch oder Salzfleisch und Erbsen und Kartoffeln. Die Küstengegend zeigte wenig Vegetation, hier und da nur saftloses, bitteres Buschgras, überall Sandhügel und Sandberge, in denen da und dort Reste von Walfischgerippen umherlagen. Die Vogelwelt war durch Albatrosse, Penguine, Tauchermöven und einen sperlingsartigen Vogel vertreten. In der Nacht, die im Gegensatz zu der Tageswärme sehr kühl, dabei prachtvoll sternenhell war, sah die Wache einen Rudel Schakale. Wasser fand man nirgends, weshalb große Sparsamkeit in der Benutzung des mitgebrachten süßen Wassers zur Notwendigkeit wurde. Das Löschen der

Die Flaggenhissung in Angra Pequena.

mitgebrachten Materialien, Waren u. s. w. ging nur langsam von statten, da die Robbenfänger die anfänglich angebotene Hülfe nicht mehr leisteten.“ [9]) Überdies erkrankte eines der Mitglieder der Expedition am Fieber, das sich derselbe durch eine Unvorsichtigkeit zugezogen hatte, und ein anderes Mitglied litt ebenfalls unter dem schroffen Klimawechsel. Alle belästigte anfangs sehr das grelle Tageslicht, welches nur der Gebrauch von Brillen mit gefärbten Gläsern erträglich machte.

Mit den wenigen Hottentotten, welche am Ufer wohnten, standen die Ankömmlinge gleich vom ersten Tage an in freundschaftlichem Verhältnis. Auch die Frauen, welche zum Schutz gegen die Sonne das Gesicht mit Holzkohle schwarz gefärbt hatten, kamen in das Zelt und boten ihre Dienste an. Die Leute waren arm und nahmen daher gern die Gelegenheit wahr, durch Unterstützung der Weißen etwas zu verdienen. Ihre

[9]) Die erste deutsche Handels-Kolonie im Namalande, Südwest-Afrika. (Nach dem Bericht der Weser-Zeitung.) — Weltpost, 1883, 17. Heft, Seite 298.

Hütten bestanden aus mit Schakalfellen überdeckten Walfischrippen, ihre Kleidung bildeten Reste europäischer Kleider, Decken u. s. w. Das Meer und die Inseln lieferten ihnen zwar Fische und Vögel so viel sie zum Lebensunterhalt brauchten, aber Wasser mußten die Frauen aus weiter Ferne holen.

Sehnsüchtig erwartete man das Eintreffen der Pferde aus der Missionsstation Bethanien, um welche man sofort nach der Landung durch einen Boten hatte ersuchen lassen, und als dieselben am 23. April noch nicht eingetroffen waren, beschloß Herr Vogelsang, mit einigen anderen Mitgliedern der Expedition zu versuchen, ob er zu Fuße nach Bethanien gelangen könne. „Unter Gesang wurde in einer wunderschönen Nacht

A. E. Lüderitz.

23. zum 24. April zwei Stunden weiter marschiert, dann auf Veranlassung des hottentottischen Kochs, dem als der Gegend am meisten Kundigen einige Verfügungen überlassen wurden, Nachtquartier gemacht, aus dem die intensive Morgenkälte bald aufscheuchte. Allmählich traten die Schwierigkeiten, Anstrengungen und Entbehrungen einer afrikanischen Wüstenwanderung hervor; wie ein unendliches erstarrtes Meer erstreckten sich überall die Berge, Hügel und Thäler seinen Flugsandes, aus dem hier und da kahle Felsen hervorstarrten. Das Waten in dem weichen Sande wurde besonders bei zunehmender Tageshitze sehr beschwerlich. Glücklicherweise erreichte man um Mittag eine kleine, von Weiden und wohlriechenden Blumen bestandene Oase, wo in

halbstündiger Rast Mittag gemacht wurde. Der Marsch wurde dann noch kurze Zeit fortgesetzt, mußte aber wegen der herrschenden Hitze bald unterbrochen werden. Am andern Morgen beim Frühstück (Schinken und harter Schiffszwieback) fand sich, daß der mitgenommene Wasservorrat schon in bedenklicher Weise zusammengeschmolzen war; trotz großen Durstes legten sich daher alle die größte Sparsamkeit im Verbrauch von Wasser auf, doch blieben die Aussichten, zu Fuß Bethanien zu erreichen, zweifelhaft, und so war es ein großes Glück, daß am 25. April die von den Missionären erbetenen Pferde unter der Führung von zwei Hottentotten eintrafen." Herr Vogelsang setzte nun mit den Herren de Jongh und von Pestalozzi die Reise zu Pferde fort. Nachmittag wurde aufgebrochen und bis um 11 Uhr nachts über Sand und Felsklippen geritten. Um 4 Uhr morgens waren alle schon wieder im Sattel und erreichten um 9 Uhr das Hottentottendorf Uagoma, wo sie den Missionär Fenkel trafen. Nach kurzer Rast ging es durch Sand und über Felsstücke wieder weiter. Menschen und Pferde litten tagsüber sehr durch die drückende Hitze, aber trotzdem wurde erst nach siebzehnstündigem Ritt, während dessen man sich nur eine Rast von 10 Minuten Dauer gegönnt hatte, erst um 10 Uhr abends an einer Stelle Halt gemacht, wo die erschöpften Pferde einiges Futter fanden. Um 6 Uhr morgens drängten die Führer zum Aufbruch. Die Morgenluft war kalt, aber die Gegend war fortan nicht mehr so unwirtlich wie in den früheren Tagen. Toagras, das ein vortreffliches Viehfutter bildet, wuchs am Wege, und nach zweistündigem Ritt war die süßes Wasser enthaltende Quelle Aus erreicht. „Die Quelle fließt in einer malerischen Felsschlucht; die ganze Landschaft zeigt sich lebensvoller, zwischen Streifen von Toagras steigen einzelne Bäume auf, im Hintergrund schimmern Berge." Die Bewohner dreier Hottentottenkraals kamen den Reisenden freundlich entgegen, brachten Milch und verkauften ihnen eine Ziege, welche gebraten und sofort fast ganz verzehrt wurde. Die Reisenden blieben während der heißesten Tagesstunden bei der Quelle und ritten erst um 4 Uhr nachmittags weiter. Der Weg war nun viel besser als bisher, und er blieb auch zu beiden Seiten mit Gras bewachsen. Ihr nächstes Nachtquartier war das Lager des Missionärs Bam aus Bethanien, auf das sie um 9 Uhr abends stießen. Der über die Begegnung mit Landsleuten hoch erfreute Missionär konnte sie zwar nicht nach Bethanien begleiten, kündigte ihnen aber an, daß in Bethanien in seinem Hause alles zu ihrem Empfang bereit sei. Nachdem man am folgenden Morgen wieder frühzeitig aufgebrochen, erreichte man um 9 Uhr den zweiten Wasserplatz, bei welchem Hirten lagerten und mehr als 200 Pferde sich in dem üppigen Toagras tummelten. Die Hirten boten den Reisenden Milch und überließen ihnen auch frische Pferde, mit denen sie um 3 Uhr die Wasserstation Goibes erreichten, bei der sich ein Kraal befand. Über Berge und durch steinige Schluchten gelangte man nach fünfstündigem Ritt abends an den Fuß des bereits mit Bäumen und Gesträuch bewachsenen „Schwarzberges", wo übernachtet wurde. Bethanien war nur einige Stunden entfernt, und die Reisenden erblickten am nächsten Morgen bald eine von Wiesenflächen umgebene Gruppe Bäume, zwischen denen ihnen die weißen Mauern der Kirche und des Missionsgebäudes entgegenschimmerten. Um halb 8 Uhr morgens hielt der Reiterzug vor dem letztern, wo die jungen Deutschen von der Gattin des Missionärs Bam auf das Freundlichste empfangen und bewirtet wurden. Der erste Teil der Aufgabe des Herrn Vogelsang war nun vollbracht, und er zögerte nicht, rasch zur Erledigung des zweiten zu schreiten. Nach Tisch begab er sich in das aus Holz und Lehm erbaute Haus des Häuptlings von Bethanien, des „Kapitäns" oder „Königs" Joseph Fredricks, der ihn inmitten seiner Würdenträger empfing. Es war eine seltsame Gesellschaft, die hier versammelt war, die Einen in Tierfelle gehüllt, andere mit Lederhosen und alten Fräcken oder Leinenkitteln bekleidet. „König Joseph, der über 60 Jahre alt sein mochte, war ein korpulenter Mann mit gutmütigem Gesichtsausdruck und würdevollem Auftreten. Er empfing von Herrn Vogelsang als Begrüßungsgeschenk ein Gewehr und vereinbarte dann mit ihm, daß die Verhandlungen, welche seine Reise veranlaßt, am folgenden Morgen, dem 1. Mai, beginnen sollten. Dieselben fanden in dem Rathaus von Bethanien statt, einem aus Lehm und Holz erbauten Hause (siehe Seite 25), in welchem bei Herrn Vogelsangs Eintritt der König und etwa 40 Eingeborene versammelt waren. Der König und seine Würdenträger saßen auf Stühlen, und auch Herrn Vogelsang und seinen Begleitern wurden Stühle

angeboten, worauf Herr de Jongh in holländischer Sprache auseinanderzusetzen begann, was sie hergeführt hatte. Ein hottentottischer Missionslehrer, der dieser Sprache kundig war, übersetzte seinen Vortrag in die Namasprache, und darauf begann die Debatte „unter lebhaftem Sprechen in der für europäische Ohren durch ihre Pfeif- und Schnalzlaute so wunderlich klingenden Hottentottensprache. Dabei wurde die brennende Tabakspfeife zuerst dem König, dann in der Reihe herumgereicht." Der Vorschlag, den Fremden Land an der Küste von Angra Pequena zu verkaufen, fand Beifall, und Nachmittag wurde ein Kaufvertrag in holländischer Sprache verfaßt, welchen der König und mehrere Richter teils durch Unterschriften, teils mit einem Kreuz vollzogen.

Diesem ersten Kauf, welcher sich nur auf die Bucht und die in ihr liegenden Inseln, sowie auf 5 deutsche Meilen Küstenland bezog, folgte bald der zweite, welcher die ganze Küste vom Oranje bis zum 26.° nebst 20 Meilen Inland in den Besitz des Hauses Lüderitz brachte. Der Verkehr zwischen der Faktorei und dem Missionsgebiet ist seitdem ein immer regerer geworden, die Firma Lüderitz hat in Bethanien eine Verkaufsstelle errichtet, und andererseits haben die wackeren deutschen Missionäre, welche Jahre lang mit unermüdlichem Eifer dort abgeschlossen von allem Verkehr mit Europäern als Kulturpioniere gewirkt, das Unternehmen des Herrn Lüderitz eifrig unterstützt und redlich zum Gelingen desselben beigetragen.

Auch die Eingeborenen sind den Deutschen bisher ausnahmslos freundlich und wohlwollend entgegengekommen. Sie waren zwar anfangs etwas ängstlich, und die großen Kriegsschiffe und die vielen Soldaten, die sie sahen, blieben nicht ohne Eindruck auf sie, aber bald schwand ihre Scheu, und sie kamen sogar an Bord der Schiffe. Seitdem die ersten Häuser der Lüderitzschen Niederlassung an der Küste entstanden, hat sich auch die dortige Niederlassung der Eingeborenen vergrößert, denn eine Menge Hottentotten und Buschleute hat sich in der Nähe der Weißen angesiedelt. Die wohlthätigen Folgen des häufigen Verkehrs mit denselben beginnen sich auch bereits bemerkbar zu machen, denn es giebt viele unter ihnen, welche sehr sorgfältig auf ihr Äußeres achten und bestrebt sind, stets rein und anständig zu erscheinen, und auch die ihnen übertragenen Arbeiten suchen sie nach Kräften zur Zufriedenheit der Auftraggeber auszuführen.[10]) Von alledem war, als Herr Vogelsang die Küste betrat, noch keine Spur. Die am Ufer stehenden Hütten der Hottentotten zeichneten sich durch jene gräßliche Unreinlichkeit aus, welche dem Europäer den Aufenthalt in einem Kraal der Eingeborenen unmöglich macht. Die Wände oder richtiger gesagt die über alte Faßreifen oder Walfischrippen gebreiteten und mit Tauen festgebundenen Lappen und alten Säcke sind mit Thran förmlich getränkt, faulende Fischreste bedecken den Boden und verpesten die Luft, und die Menschen, die dort leben, sind mit einer so dicken Schmutzkruste bedeckt, daß die Hautfarbe kaum noch zu unterscheiden ist. Die Unreinlichkeit wird nur noch von der Faulheit des Hottentotten übertroffen, der häufig lieber hungert, als daß er sich das zur Deckung seiner Bedürfnisse Nötige durch Arbeit erwirbt.

Im allgemeinen ist übrigens auch der Hottentotte besser als sein Ruf. Es gab eine Zeit, in welcher die Hottentotten wegen ihrer Stupidität verrufen waren und für vollständig unfähig zu einer weitern Entwickelung galten. Weithin war dieses Volk einst über Süd-Afrika verbreitet, bevor es in einem großen Teil seiner alten Wohnsitze zertreten und fast ausgerottet wurde. Eine Menge Namen von Flüssen, Bergen u. s. w. im Süden des Kaplandes erinnern noch daran, daß dort einst Hottentotten wohnten. Noch am Anfang des 18. Jahrhunderts hatten sie alles Land zwischen dem Kap und dem Kai inne, welcher letztere ihr Gebiet von jenem der Kaffern schied. Hundert Jahre später waren alle Hottentottenstämme dieser Gegend ausgerottet oder zu Knechten gemacht, weil ihr fruchtbares Land die Kolonisten mächtig anzog. Als im Jahre 1828 die Ordinance Sir Richard Burkes alle Hottentotten der Kolonie für frei erklärte, war es zu spät, um das unglückliche, in seiner nationalen Kraft bereits gebrochene Volk im Süden der Kolonie noch vor dem Untergang zu retten, und sein Land blieb ja ohnehin im Besitze der Weißen. Später haben sich die im Lande

[10]) Aus Deutsch-Afrika! Tagebuch-Briefe eines jungen Deutschen aus Angra Pequena (1882—1884). Von E. Walt. Wegner. Angestellter in Lüderitzland. Leipzig. Edwin Schloemp. 1885. Seite 10.

zerstreuten Hottentotten, einem an sie ergangenen Aufruf folgend, ungefähr 6000 Köpfe stark zu einem Settlement an der Kafferngrenze vereinigt, wo sie seitdem in 12 Lokationen leben. Die Gesamtzahl der im Süden der Kapkolonie noch vorhandenen Hottentotten dürfte heute 20000 nicht übersteigen.[11])

Auch von den im westlichen Teil der Kapkolonie, vom Kap bis zum Garib (Oranje) noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ansässigen Hottentotten sind einzelne Stämme spurlos verschwunden, andere als Tagelöhner auf den Höfen der Kolonisten zerstreut, und wieder andere sind zum großen Teil nach Norden ausgewandert. Gleiche Vernichtung traf den Hottentottenstamm der Koranna, in deren schönem Lande der Oranje-Fluß-Freistaat entstand. Nur die Namastämme jenseits des Garib sind vor der verderblichen Berührung mit den Europäern bewahrt geblieben, weil ihr unwirtliches Land keine Kolonisten anzog. Diejenigen von ihnen, welche trotzdem vernichtet wurden, erlagen nicht den Europäern, sondern dem Ansturm der aus ihren Wohn-

Übersichtskarte von Süd Afrika.

sitzen in der heutigen Kapkolonie verdrängten und zur Auswanderung gezwungenen südlichen Hottentottenstämme, welche man (nach einem der ersten Kolonisten, der sich in ihrer alten Heimat niederließ) unter dem Gesamtnamen der Orlam zusammenfaßt. Die Nama,[12]) deren Verbreitungsbezirk im Süden vom Garib, im Norden vom Wendekreis des Steinbocks, im Westen vom atlantischen Ozean und im Osten von der Kalahariwüste begrenzt wird, sind heute die einzigen echten Hottentotten, wie Th. Hahn sagt: „die letzten Mohikaner unter den Koi-koin".

Die Nama-koi-koi-Sprache unterscheidet sich von all den anderen afrikanischen Sprachen ebenso sehr, wie die Nama sich von den anderen afrikanischen Völkern unterscheiden. Ihr Hauptunterschied liegt

[11]) Die Hottentottenstämme und ihre geographische Verbreitung im Lichte der Gegenwart. — Petermanns Mitteilungen 1858. Seite 48.

[12]) Theophilus Hahn, Die Nama Hottentotten. — Der Globus, 1867, 12. Band, Seite 305.

außer den vielen einsilbigen Wörtern, welche sie besitzt, und außer dem Sexualsystem, dem sie angehört in ihren Schnalzlauten. Das Nama hat keine Schrift, und die Missionäre haben daher für ihre Publikationen in der Namasprache die lateinische Schrift angenommen, aber für die 4 Schnalzlaute vermag keine Schrift ein entsprechendes Zeichen zu bieten. Die Missionäre haben deshalb eigene Zeichen für dieselben eingeführt, und zwar für den dentalen Laut /, für den palatalen |, für den cerebralen !, für den lateralen //. Wir geben zur Verdeutlichung dieser Eigentümlichkeit der Namasprache dem Missionär Theophilus Hahn das Wort, dem wir eine Grammatik derselben verdanken.[12] „Der dentale Laut," sagt er,[13] „entsteht, wenn man die Zunge gegen die oberen Vorderzähne setzt und, die Luft einziehend, sie zurückschnellt. Auf dem Westerwalde und im Siegenschen kommt der dentale Schnalz als Lockruf der Schweine vor; so entsinne ich mich des häufigen Rufes: „Fikkesje (Ferkelchen) tä tä tä, //////, Fikkesje tä tä tä //////!" Auch im Mansfeldschen kommt dieser Laut als Lockruf vor. Der Klang des dentalen Schnalzes läßt sich vergleichen mit dem etwas schmatzenden Tone, der entsteht, wenn man Jemanden mit recht „spitzem Mäulchen" — sit venia verbo — küßt. Mitunter hört man diesen Laut auch in Bedauerungsfällen: / a, / garu, / nau. Der palatale Laut entsteht, wenn man

Die Lüderitzsche Niederlassung in Angra Pequena.

die Zunge kurz oberhalb der Vorderzähne an den vordern Gaumen setzt, gleichsam als wollte man ein recht weiches d sprechen; man zieht die Zunge, mit Luftzug nach innen, zurück: | a, | gao b, | nari. Er tönt ungefähr wie das recht helle Klopfen des Spechtes an den Bäumen. Der cerebrale Laut wird erzeugt durch Ansatz der Zunge gegen den mittlern obern Gaumen, ungefähr da, wo man sie ansetzt bei der Aussprache des L in Lump. Man ziehe Luft und Zunge einwärts, und es entsteht dann ein Laut, der fast genau dem Knall einer entkorkten Champagnerflasche gleicht: ! a, ! aroma, ! na. Der laterale Schnalz spottet jeder Beschreibung: ich begnüge mich daher zu sagen, daß er mit Zunge, Seitenzähnen, Gaumen und durch Einziehen der Luft gebildet wird. Akustisch ist er einem recht gemeinen Schmatzen vergleichbar, wie es wohl Gänse und Enten beim Wühlen in einer Pfütze vernehmen lassen: // na, // gau, // kha, // nuwu, // ni,

[12] Früher erschienen u. a.: Vocabular der Namaqua-Sprache nebst einem Abriß der Formenlehre derselben (von Wallmann?) Halle a. d. S. J. Fricke 1854. Wallmann Formenlehre der Namaquasprache. Berlin S. Bertz, 1857. — Henry Tyndall, Wesleyan Missionary, Grammar and Vocabulary of the Namaqua-Hottentot Language. Cape Town.

[13] Theophilus Hahn, Die Sprache der Nama. Inauguraldissertation etc. Leipzig, Johann Ambrosius Barth, 1870, Seite 15. — Eine nach Olpps Buche verfaßte Zusammenstellung der charakteristischen Eigentümlichkeiten der Namasprache enthält: Von der Sprache der Nama. Von R. L. Deutsche Kolonial-Zeitung 1884 20. Heft, Seite 307 u. f.

// am." Für unser Ohr klingen diese Schnalzlaute so seltsam, daß es erklärlich erscheint, wenn manche Reisende sie mit „der sogenannten Vogelsprache" in Verbindung brachten und man auch die Entstehung des Namens Hottentotten davon ableitete, welches Wort nach Dapper „bei den Niederländern selbsten von einem, der mit der Zunge anstößt, stottert und stammert, schimpfweise gesagt wird." [15])

Wallmann hatte behauptet, die Schnalzlaute seien Präfixe, doch dies ist nur insofern richtig, als man die Schnalze nur vor ihren Buchstaben aussprechen kann. Für die Wurzel eines Wortes sind sie von derselben Wichtigkeit, wie die Konsonanten, und eine Weglassung, Vertauschung oder Hinzusetzung kann die größten Irrtümer veranlassen. So heißt z. B. a ja, ā trinken, /ā scharf, ‾| a schlachten, ! a schlagen, // a waschen; nu heißt schwören, -|= nu heißt schwarz u. s. w.

Jeder Schnalz, sagt Olpp, liebt ein Gebiet der Gedanken, die unter einen Grundbegriff sich summieren lassen. So dient z. B. der Dental gerne solchen Stämmen, die eine Intensivität andeuten als: Ausdehnung, Sammlung, Zusammenziehung, Vermehrung, Verkettung, Zuwachs, Arbeit, Fülle, Gemütsstimmung, Ton, Geruch 2c. Der Lateral hält's mit dem Begriff der Zeit, der Dauer, Fortgang, Bewegung, Wiederkehr, Fließendem, Unbestimmtem, Zweifelhaftem, Unsicherem u. s. w. Der Cerebral ist Choleriker, will herrschen, liebt Begehrenswertes, das Überlegene, Charakteristische; hält was auf Trennung, Durchlöcherung, Zusammenziehung der Teile; dient dem gern, was spitz, fest, bestimmt, hart, schmal, lang, aufrecht, auch was flach und stumpf ist. Der Palatal drückt vor allem die Trostlosigkeit im Raume aus; ist also zu finden bei den Begriffen der Hohlheit, Schwere, Tiefe, Härte, Druck, Rollen, Wüste, Furcht, Stille, Dunkelheit. Merkwürdiger Weise weist schon der Klang jedes Schnalzlautes auf die Arbeitsstätte hin, wo er sich am liebsten beschäftigt.[16])

Seltsam wie ihre Sprache, sind auch die Sitten dieses Volkes, sodaß es sich wohl lohnt, einen Augenblick bei denselben zu verweilen. Verfolgen wir den Lebenslauf eines Nama-Hottentotten! Seine Mutter befand sich, als die Kindeswehen sich einstellten, allein im Hause und konnte niemand zur Hülfe herbeirufen, aber die resolute Frau wußte sich zu helfen: sie trieb eine Kuh von ihrem Lagerplatze fort, legte sich in die warme Vertiefung, in der das Tier geruht hatte, und entband sich dort selbst, ohne jemandes Beistand. Als der Gatte abends nach Hause kam, trat sie ihm mit dem Kinde auf dem Arm entgegen, und sie saßen dann beide noch lange schwatzend und rauchend beim Feuer, während dem jungen Erdenbürger abseits ein Lager bereitet war. Sie beratschlagten über den Namen, den das Kind erhalten sollte, einen süßen Schmeichelnamen, mit dem unvermeidlichen Schnalzlaut beginnend, auf den auch der mannbar gewordene Sohn stets noch gern hört, und erst nachdem sie einen recht schönen Namen gefunden hatten, suchten sie ihr Lager auf. Am nächsten Morgen mußte die Mutter schon früh ihrer Arbeit nachgehen, denn bei den Nama pflegt die Frau kein längeres Wochenbett abzuhalten, und sie sieht gar ungläubig darein, wenn man ihr erzählt, welche Pflege den Frauen anderer Völker nach überstandener Geburt eines Kindes zuteil wird. Zu ihren Pflichten war nun noch jene der Wartung ihres Kindes hinzugekommen, aber dasselbe bereitete ihr keine große Sorge. Sie wickelte es in ein mit Fett weich gegerbtes Lammfell und benutzte die Beine, die man an dem Fell gelassen hatte, als Bänder, um die kleine Last auf ihrem Rücken zu befestigen. Dieses aba-khob genannte Tragfell belästigte sie

---

[15]) Dapper, Umbständliche und Eigentliche Beschreibung von Afrika etc., Amsterdam, 1670. — Olpp verwirft diese Deutung des Namens Hottentotten: „Diese Annahme kann ich nicht teilen und bin vielmehr der Meinung, daß es ein abgeschliffener Ausdruck von Hadendoa ist, eines Stammes, den man zwischen dem roten Meer und dem Nil, innerhalb des 15. bis 20.° nördl. Br. zu suchen hat." Olpp, Angra Pequena etc., Seite 18.

[16]) Als erledigt kann heute die s. Z. lebhaft erörterte Streitfrage gelten, ob das Koi-koin Ähnlichkeit mit der altägyptischen Sprache zeige, was zuerst der Missionär Moffat behauptete, und wofür sogar Max Müller eintrat. Martin Haug ist der Ansicht, daß die hoch entwickelten Mundarten des Koi-koin ihre höheren und feineren Bestandteile nur der Berührung mit einem zivilisierten Volke verdanken, er läßt aber die Frage offen, ob dieses Volk das altägyptische war. Peschel meint dagegen, daß Verfeinerung einer Sprache auch durch ein Volk stattfinden könne, welches ohne Berechtigung zu den Wilden gezählt wird: „Die gesellschaftlichen Zustände unserer Vorfahren zu Tacitus' Zeiten waren nur wenig besser, als die der Koi-koin, und dennoch besaß ihre Sprache schon damals arische Hoheit." Völkerkunde. 3. Auflage, Leipzig, Duncker & Humblot, Seite 439.

umso weniger, als die Arbeiten, welche sie tagsüber zu verrichten hatte, nicht schwer waren. Oblag ihr doch bloß die Verfertigung neuer Matten und Lendenschürze, die Reinigung der Milchgefäße und, wenn ein neues Lager aufgeschlagen wurde, der Aufbau der Hütte, wobei der Mann ihr Hülfe leistete. Wenn solche Arbeit gethan war, oder sie dieselbe den Sklavinnen überlassen hatte, konnte sie nach Belieben der Ruhe pflegen, Tabak oder wilden Hanf rauchen oder sich mit ihrer Toilette beschäftigen, den Körper mit Diomasalbe einreiben und jenen Tierchen nachstellen, vor welchen der Reinlichkeit liebende Europäer ein gelindes Grauen empfindet, während der Hottentotte sie mit Wollust — verspeist. So konnte man denn auch die Mutter unseres Namaknaben oft gar sorgsam ihr mit Metall- und Glasperlen verziertes Schurzfellchen, den !khubib, sowie die lange, mehrmals um die Hüften geschlungene Schnur, an welcher durchlöcherte Plättchen von Straußeneierschalen aufgereiht waren, nach solchen Tierchen durchsuchen, die fettesten und größten zum Munde führen und zerknacken, die kleineren dagegen sorgsam in den Pelz zurücksetzen sehen, wobei sie schmeichelnd sagte: „Mäste Dich noch eine Weile, mein liebes Tierchen, daß Du fett und dick werdest und Deine Mutter an Dir Freude habe!" Das Schreien des Säuglings unterbrach diese appetitliche Beschäftigung, und bewog sie, ihm die Brust zu reichen, wozu sie ihn jedoch nicht aus dem aba-khob herausnahm, sondern ihn über die Schulter weg säugte. Nur wenn sie ihr Kind betrachten und liebkosen wollte, nahm sie es aus dem Fell heraus und auf den Arm. Liebevoll ruhten dann ihre Blicke auf dem Kleinen, dessen Haut noch hellgrau war und noch nicht die braune Färbung erlangt hatte, welche die Sonne der Haut der Erwachsenen verleiht. Sie freute sich seines Wachstums, seiner Munterkeit und seiner kräftigen Glieder, und der Mutterstolz machte sich in einem improvisierten Gesange Luft:

Du Sohn einer hellängigen Mutter.
Du Weitsichtiger,
Wie wirst Du einst „Spur schneiden" (das Wild aufspüren),
Du, der Du starke Arme und Beine hast,
Du Starkgliedriger,
Wie wirst Du sicher schießen, die Hereró berauben
Und Deiner Mutter ihr fettes Vieh zum Essen bringen u. s. w.

Sie streichelte und küßte dabei jeden Körperteil, den sie besang, rieb dann den Kleinen mit Butter, Fett oder Diomasalbe ein und steckte ihn schließlich wieder in das Lammfell. Dort verbrachte er während seiner ersten Lebenszeit den größern Teil des Tages und wurde nur herausgenommen, wenn er geliebkost, gewaschen, oder mit Diomasalbe eingerieben werden sollte. Das Letztere versäumte die Mutter an keinem Morgen, da er dadurch gegen die Sonnenstrahlen geschützt werden sollte, aber viel seltener dachte sie daran, die dicke Schmutzkruste zu beseitigen, mit der sich sein Körper allmählich bedeckte. Ein Bad wurde ihm nur dann zuteil, wenn man bei einer Quelle lagerte, welche reichlich Wasser enthielt, denn Wasser war ein kostbarer Artikel und durfte nicht vergeudet werden.

Als der kleine Nama ein halbes Jahr alt war, wurde ihm größere Freiheit zu Teil. Er stak nun nicht den ganzen Tag in dem Lammfell, auf dem ǂ-aredi seiner Mutter thronend, sondern wurde im Innern der Hütte sich selbst überlassen. Bald vermochte er auf allen Vieren aus der dunkeln Mattenhütte hinauszukriechen ans Licht, in die Freiheit, in der das Namakind heranwächst, „von Stufe zu Stufe sich selbst überlassen, bis zum 90 und 100jährigen Greis".

Die Zeit verging rasch. Aus dem Kinde wurde ein kräftiger Knabe, der nicht mehr der Obhut und Pflege der Mutter bedurfte, und er ging nun auch nicht mehr wie in seinen ersten Lebensjahren unbekleidet, sondern trug um die Hüften ein daumenbreites Lederband, von welchem vorn ein handgroßes Stück Fell, !gais, herabhing. Wenn nun die Hütte abgebrochen wurde und die Familie zu einem andern Weideplatz zog, da wurde er nicht mehr wie früher mit dem Hausgerät auf einen Ochsenwagen geladen, sondern mußte nun gleich anderen Knaben den Eltern beistehen, das Vieh weiter zu treiben. Auf solchen Märchen hob ihn der Vater wohl dann und wann auf einen der den Wagen ziehenden Ochsen, und bald lernte der Knabe, auf

einem solchen zu reiten. Das wildeste Tier der Herde wurde sein liebstes Reittier, und wenn es, den Schwanz wie eine Fahne in die Höhe gestreckt, im Galopp über den sandigen Boden dahinsprengte, daß manches Pferd mit ihm an Schnelligkeit nicht hätte wetteifern können, da jubelte der Namaknabe laut und freute sich des tollen Rittes über Stock und Stein.

Wenn dann abends die ganze Familie um das Feuer beisammen saß und nach beendigter Mahlzeit Vater und Mutter ihre Pfeifen in Brand gesetzt hatten und zu den vielen Gerüchen, mit denen die Luft in der Hütte schon gesättigt war, noch den des qualmenden Hanfs hinzufügten, den sie in Ermangelung von Tabak rauchten, da bestürmte sie ihr teurer Sprößling oft mit der Bitte, ein Märchen zu erzählen oder irgend eine alte Sage von den | Guikhoin, den ersten Menschen, welche selbstverständlich Nama waren. Die Mutter gab endlich dem Drängen nach und erzählte die schon dutzendmal vorgetragene Geschichte vom Leopard und dem Widder: Ein Leopard kehrte heim von der Jagd bei einer Gelegenheit und stieß auf den Kraal eines Widders. Nun hatte der Leopard niemals einen Widder vorher gesehen, und indem er also unterthänigst nahte, sagte er: „Guten Tag, Freund. Wie ist Dein Name?" Der andere mit seiner groben Stimme sagte,

Ochsenwagen im Namaland.

indem er seine Brust mit dem Vorderfuß schlug: „Ich bin der Widder. Wer bist Du?" „Ein Leopard," antwortete der andere, mehr tot als lebendig, und dann ergriff er die Flucht vor dem Widder und rannte, so schnell er konnte, nach Haus. Der Schakal lebte an demselben Orte, wo der Leopard sich aufhielt, und der letztere ging zu ihm und sagte: „Freund Schakal, ich bin ganz hinter Atem und halbtot vor Furcht, denn ich habe gerade ein schrecklich glotzendes Ungeheuer gesehen mit einem großen und dicken Kopf, und indem ich es fragte, was sein Name wäre, antwortete es rauh: der Widder." — „Was bist du für ein verrückter Leopard," rief der Schakal, „einen so schönen Brocken Fleisch im Stiche zu lassen! Warum thatest Du das? Doch wir werden morgen gehen und ihn zusammen auffressen." Am nächsten Tage machten sich die beiden nach dem Kraale des Widders auf, und als sie hinter dem Hügel hervorkamen, sah sie der Widder, welcher ausgegangen war, sich umzusehen und zu untersuchen, wo er an diesem Tage zarte Kräuter pflücken könnte, und sogleich kam er zu seinem Weibe und sprach: „Ich fürchte, das ist unser letzter Tag, denn der Schakal und der Leopard ziehen beide gegen uns. Was sollen wir thun?" — „Fürchte Dich nicht," sagte die Frau, „sondern nimm Dein Kind in die Arme und kneife es, daß es schreit, als ob es hungrig wäre." Der Widder that so,

als die Verbündeten gegen ihn heranzogen. Doch kaum hatte der Leopard seine Augen auf den Widder gerichtet, so befiel ihn wiederum Furcht, und er wünschte zurückzukehren. Der Schakal hatte dies vorausgesehen und band den Leopard mit einem ledernen Riemen an sich fest und sprach: „Komm' doch!" als der Widder mit lauter Stimme schrie, indem er sein Kind zu gleicher Zeit zwickte: „Das ist brav von Dir, Freund Schakal, uns den Leoparden zum Essen zu bringen, denn Du hörst, wie mein Kind nach Futter schreit." Als der Leopard diese grausigen Worte hörte, bat er den Schakal, ihn loszulassen, geriet in die größte Aufregung,

Hottentottenfrau mit ihren Kindern.

schleppte den Schakal über Berg und Thal, durch Büsche und über Felsen, und wagte nicht eher hinter sich zu sehen, bis er sich und den halbtoten Schakal wieder an Ort und Stelle gebracht hatte. Und so entkam der Widder.[17])

[17]) Aus einer Sammlung der Märchen und Sagen der Hottentotten welche 1864 in London erschien: Reynard the fox in South Africa, or Hottentot Fables and Tales by W. H. J. Beek.

Die kindlichen Spiele wichen allmählich ernster Beschäftigung. Der Knabe lernte die Waffen führen, Bogen und Pfeile gebrauchen, den Speer schleudern und die Keule schwingen. Dann nahm ihn der Vater eines Tages zum ersten mal mit auf die Jagd. Im westlichen Teil des Namalandes ist die Tierwelt spärlich vertreten, aber im nordöstlichen Teil befinden sich noch vortreffliche Jagdgründe. Wochenlang blieb der junge Nama nun zuweilen seinem Kraal fern, wenn er den Elefantenspuren folgend mit seinem Vater und anderen Jägern nach Osten gezogen war, tief ins Land hinein, bis an den Ngami-See und noch über diesen hinaus. Im Groß Namaland ist der Elefant, ǂ khöab, schon seit mehr als einem Menschenalter ausgerottet, und wer ihn heute noch jagen will, darf eine lange Wanderung durch die Kalahari nicht scheuen. Dagegen ist anderes Wild in Menge vorhanden, und die Jäger kehrten nie ohne reiche Beute von ihren Zügen heim. Sie hatten Giraffen (!neib), oder Springböcke, Hartebeeste, Zebras (!goreb) und Quaggas (!goa-χaib), Antilopen und Gazellen gejagt, von welchen letzteren mindestens 10 Arten im Lande vorkommen, oder gar einen Büffel oder ein Gnu erlegt, und wenn sie nach Hause kamen, gab es Arbeit in Hülle und Fülle, die Jagdbeute zu verwerten. Die Giraffe, welche die Jäger heimgebracht, versorgte die Familie mit einer Menge Gegenstände, welche für sie hohen Wert hatten. Ihr Fell lieferte Leder für Sohlen, für Reitgerten, Ochsenriemen und Ziehstränge, aus ihrem Mark aber wurde eine Salbe bereitet, welche als Heilmittel hochgeschätzt ist. Die Sklaven mußten tüchtig zugreifen, um alles dies zu verfertigen, und auch die Hausfrau wurde stark in Anspruch genommen, denn nun gab es nach der Milchkost, die man satt bekommen hatte, Fleisch in Menge, und die Männer wollten sich für die lange Fastenzeit, in welcher das Wildpret rar und die Namaküche schlecht versorgt war, schadlos halten. Unserem jungen Nama bereitete besonderes Vergnügen eine Kuddu-Antilope, welche er eines Tages erlegt hatte, denn nun konnte er sich einen lang gehegten Wunsch erfüllen, eine lange Ochsenpeitsche verfertigen, wie sie die Führer der Ochsenwagen brauchen. Aus der gewalkten Haut der Kuddu-Antilope wird nämlich eine Schnur geschnitten, und diese bewirkt den Knalleffekt, wenn die Fuhrleute die Peitsche über die Häupter der Ochsen hinweg schwingen.

Die Jagd bot nicht bloß Gelegenheit, seine Geschicklichkeit in der Führung der Waffen zu zeigen, auch der Mut des Jägers wurde häufig auf die Probe gestellt, denn die wildreichen Jagdgründe ziehen auch Raubtiere an, den Löwen (χami), den Tiger (χoa-saob d. i. gestreifter Renner), Panter und Leoparden, Wölfe und Hyänen, von denen besonders die beiden letzteren sehr zahlreich vorhanden sind. Der Löwe ist hier dem Menschen weniger gefährlich als der ungemein blutgierige Tiger, da er dem Menschen ausweicht, wenn dieser ihn nicht selbst angreift, aber ein Löwen- oder Tigerfell nach Hause zu bringen, war eine That, welche das Ansehen des Jägers bedeutend steigert, und unser Namajüngling war nicht wenig stolz darauf, als er eines Tages mit einem Löwenfell heimkam, und er wurde auch zum Lohn für seine Tapferkeit mit einem Loblied empfangen, in welchem sein Mut und seine Stärke gebührend gepriesen wurden.

Solche Jagd war eine vortreffliche Vorschule für den Krieg, und der junge Nama berechtigte zu den besten Hoffnungen, als er endlich die langersehnte Erlaubnis erhielt, an einem Kriegszug teilzunehmen. Der Häuptling hatte die Krieger zu einem Zuge gegen die Hereró aufgeboten. Dieselben wurden unversehens überfallen, mehrere Dörfer trotz tapferer Gegenwehr der Bevölkerung niedergebrannt, und ehe der Feind sich vom ersten Schrecken erholt hatte und sich zu sammeln begann, waren die Nama schon auf dem Heimwege und schleppten reiche Beute mit sich fort. Große Herden wurden fortgetrieben, viele Hereró waren zu Gefangenen gemacht, Waffen, Hausgeräte und sonstige Gegenstände in Menge erbeutet. Mit Jubel wurden die Sieger beim Einzug in ihren Kraal begrüßt, und die ihnen entgegengezogenen Frauen sangen ein Lied zum Preis der Heldenthaten, die sie verrichtet hatten. Dann folgte ein Fest, das mehrere Tage währte, und bei welchem unglaubliche Mengen Fleisch, Milch und Honigbier vertilgt wurden.

Auch an anderen Festen, welche in das einförmige Leben Abwechslung brachten, fehlte es nicht. Die Schwester unseres Nama erreichte das mannbare Alter, und dieses Ereignis mußte gefeiert werden. Sie erhielt ein neues, reich geschmücktes Schurzfell und mußte sich dann dem Eingang der Hütte gegenüber in

einen Kreis setzen, der durch fußhohe Stäbe eingeschlossen und etwa 5 Fuß im Durchmesser breit war. Dort saß sie dann mit untergeschlagenen Beinen 3 Tage lang, „den Mund zum Zeichen ihres Hochgefühles und Stolzes fischmaulartig vorgestreckt und zuweilen mit ihrem Kopfe herausfordernd nickend." Die Kunde von dem freudigen Familienereignis hatte sich rasch verbreitet, und bald kamen die Gratulanten, geführt von dem ältesten unverheirateten Vetter. Letzterer hing der nun heiratsfähigen Jungfrau das Magenfett eines Rindes über den Kopf und wünschte ihr, sie möge so fruchtbar sein wie eine junge Kuh und ihren dereinstigen Gatten mit vielen Kindern beglücken. Die anderen Verwandten und die Nachbaren brachten gleiche Glückwünsche dar, und dann lagerte sich die ganze Gesellschaft zum Schmause, bei welchem dem Rinderbraten und Honigbier wacker zugesprochen, getanzt und gesungen wurde, bis alle bezecht waren.

Der Ehrentag der Schwester hatte aber dem jungen Nama zum Bewußtsein gebracht, daß es nicht gut sei, wenn der Mensch allein steht, und er begann sich unter den Schönen seines Kraals nach einer Lebensgefährtin umzusehen. Bald hatte er gefunden was er suchte, ein Mädchen, wie es sich ein Nama nicht schöner wünschen konnte. Die Größe ihres |- aredi und ihre runden, fleischigen Körperformen mußten jeden Kenner von Frauenschönheit entzücken. Das Liebeswerben des Jünglings fand freundliche Aufnahme, und unverweilt wurde nun dazu geschritten, den Liebesroman durch die Heirat zum ersehnten Ende zu führen. Das war für den jungen Nama keine leichte Aufgabe. Der Brautwerber muß nämlich nicht nur die Zustimmung der Eltern des Mädchens, sondern auch aller Verwandten desselben erlangen, und alle verhalten sich anfangs ablehnend und wollen ihre Einwilligung nicht erklären. In einem saubern Anzug, den er speziell zu diesem Zwecke erworben, begab sich der junge Mann eines Tages in die Hütte der Eltern seiner Geliebten und trug denselben in sanftem Ton und demütig sein Anliegen vor, wobei er nicht versäumte, der künftigen Schwiegermutter und den älteren Geschwistern der Geliebten kleine Geschenke zu überreichen. Man nahm die Geschenke an und ersuchte ihn, wiederzukommen, aber eine Entscheidung über die Heirat schob man auch bei dem zweiten Besuche noch hinaus. Der junge Mann verbrachte nun fast seine ganze Zeit damit, daß er Besuche machte, bald bei den Eltern des Mädchens, bald bei ihren Verwandten, deren Fürsprache er sich durch Bitten und Geschenke zu sichern suchte. Endlich fand die Feuerprobe, welche seine Liebe zu bestehen hatte, ein Ende, die Eltern waren überzeugt, daß er ihr Kind wirklich liebe, und der Heiratsvertrag wurde geschlossen. Der Bräutigam sandte den Eltern der Braut eine Schlachtkuh zu, und bald darauf eine zweite, welche ihnen unter allerlei Zeremonien zugeführt wurde. Darauf wurde die Hochzeit mit Schmauß und Zechgelage gefeiert, wobei die Gäste Erstaunliches leisteten, denn im Essen nimmt es nicht leicht jemand mit den Hottentotten auf, und es ist nicht übertrieben, wenn erzählt wird, daß 3 Mann in einer Nacht einen fetten Hammel oder 5 Mann in anderthalb Tagen ein junges Rind verzehrten. Der Nama kann allerdings auch im Hungern Erstaunliches leisten, aber dafür entschädigt er sich reichlich, wenn er einmal nach Herzenslust umsonst essen kann, wie bei einem Hochzeitsschmause.

Das Liebespaar war nun Mann und Frau, aber es war noch nicht selbständig. Immer noch war kein rechtes Vertrauen zum Schwiegersohn vorhanden, und die Schwiegereltern wollten ihn während der ersten Zeit des Ehestandes nicht aus den Augen lassen. Als sie ihm ihr Jawort gaben, hatten sie es an die Bedingung geknüpft, daß er noch 2 Jahre bei ihnen wohnen bleibe, denn die Mutter namentlich wollte sehen, welche Behandlung ihrer Tochter seitens des Gatten zuteil werde. Ein Haus für sich und seine Frau fand er vor, denn die Braut hatte ihm als Brautschatz ein Haus mitgebracht, allerdings nur ein Mattenhaus, das sich leicht abbrechen und an jedem beliebigen Ort schnell wieder aufrichten läßt. Viel Material ist dazu nicht nötig: einige Stangen, doppelt so dick und doppelt so lang wie Bohnenstangen werden, solange sie noch feucht sind, im Feuer gebogen und gehärtet und bilden dann das Gerippe des Hauses, über welches Bastmatten gebreitet werden. Der Aufbau geht sehr rasch von statten, und in einer halben Stunde steht das Haus fix und fertig da. „Ein Kreis von 20 bis 25 Fuß Durchmesser wird abgesteckt und die Erde innerhalb desselben ungefähr 4 bis 6 Zoll so nach der Mitte herausgenommen, daß die Bodenfläche konkav erscheint. Hierauf

werden auf dem Rande des Kreises Löcher in einer Entfernung von 2 Fuß gegraben, in welche obige Stäbe hineingesteckt und die jedesmal sich gegenüberstehenden oben in der Mitte zusammengebunden werden. Dann werden über dieses Holzgerüste oder vielmehr Holzgerippe die Matten aufgespannt. Die zunächst am Boden befindlichen werden so befestigt, daß man sie bei Tage zur Erhaltung oder Lüftung der Wohnung beiseite schieben kann." Der Wert einer solchen Hütte ist nicht groß, denn die Matten verfertigen die Frauen, und auch die hier als Morgengabe mitgebrachte Hütte war mit Matten überkleidet, welche die Braut verfertigt hatte. Im Innern war die Hütte nach Namabegriffen sehr wohnlich eingerichtet. Wenn man durch die 4 Fuß hohe Thüröffnung eintrat, vor welcher bei Nacht eine Matte herabgelassen wurde, sah man in der Mitte des Raumes den Herd vor sich: eine kleine Vertiefung, in welcher das Feuer angemacht wurde, daneben 3 Steine, auf welche man den Topf oder Kessel stellte. Gegenüber der Thür waren im Boden mehrere ästige Stangen befestigt, an welchen Flinten, Säcke, Decken u. s. w. aufgehängt waren. Felle waren über den Boden gebreitet, ein weiches Lager für die Nacht, und sogar zwei mit Haren gestopfte lederne Kissen waren vorhanden und dienten als Kopfunterlage, ein gewöhnlich nur bei Wohlhabenden vorhandener Luxusartikel. Ein Rauchfang war zwar in der Hütte nicht vorhanden, der Rauch mußte durch die Thür und, wenn diese geschlossen war, durch die Ritzen in den Wänden abziehen, aber der junge Ehemann fand die Hütte doch sehr wohnlich und bequem. Sie war dicht neben jener seines Schwiegervaters errichtet worden, und er war daher stets schnell zur Hand, wenn es galt, diesem bei einer Arbeit beizustehen. Da er seiner Verpflichtung als Schwiegersohn treulich nachkam und dem Schwiegervater alle schwere Arbeit abnahm, gewann er sich rasch dessen Wohlwollen, und auch die Schwiegermutter wurde ihm immer freundlicher gesinnt, als sie sah, daß er ihre Tochter gut behandelte. So kam es denn, daß ihm ein großer Teil der Probezeit, welche er bei den Schwiegereltern zu verleben hatte, erlassen wurde und er noch vor Ablauf der zwei Jahre mit seiner Frau fortziehen und sich niederlassen konnte, wo es ihm behagte.

In seinem Verhältnis zu seiner Frau änderte sich nichts, als er, der Aufsicht ledig, auf eigenen Füßen stand. Er blieb sich bewußt, daß er der Ernährer sei und für den Unterhalt seiner Frau und der Kinder, die sie ihm nach und nach gebar, zu sorgen habe, und er verlangte nicht von seiner Frau, daß sie für ihn arbeite und sich abmühe, wie dies bei so manchen anderen Völkern Sitte ist. Er dachte stets an die Geschichte der in einen Löwen verwandelten Frau, welche jeder Hottentotte kannte und die als abschreckendes Beispiel für alle jene dient, welche ihre Frau zur Sklavin machen und selbst faulenzen wollen, während jene arbeitet. Ein Hottentott reiste einst, so lautet diese Erzählung, in Gesellschaft eines Buschweibes, welches ein Kind auf dem Rücken trug. Als sie nach längerer Wanderung ein Rudel Zebras erblickten, sprach der Mann zu dem Weibe: „Ich bin hungrig, und Du bist imstande, Dich in einen Löwen zu verwandeln. Thue dies jetzt und fange ein wildes Pferd, damit wir etwas zu essen bekommen." — „Du wirst erschrecken," erwiderte das Weib. — „O nein," sagte der Mann, „ich fürchte mich vor dem Hungertod, aber nicht vor Dir." — Da begann sich der Nacken der Frau mit Haren zu bedecken, ihre Nägel verwandelten sich in Klauen und ihre Gesichtszüge veränderten sich, während sie ihr Kind auf den Boden legte, sosehr, daß der Mann von Furcht ergriffen auf einen nahen Baum kletterte. Das Weib ging beiseite und legte ihren Brukkaros, das um die Hüften geschlungene weibliche Kleidungsstück ab, und war plötzlich in einen Löwen verwandelt. Dieser schlich sich durch die Büsche nach der Stelle, wo die wilden Pferde weideten, sprang auf eines derselben und zerriß es. Dann kehrte er zu dem schreienden Kinde zurück. Der Mann auf dem Baume war vor Schrecken halbtot, und er rief dem Löwen zu: „Es ist genug! Thue mir nichts! Lege Deine Löwengestalt ab, und ich werde nie wieder verlangen, daß Du sie annimmst!" Der Löwe schaute zu ihm empor und brüllte. „Ich werde hierbleiben bis ich sterbe," sagte der Mann, „wenn Du nicht wieder ein Weib wirst." Darauf begannen Mähne und Schwanz zu verschwinden, der Löwe ging zu dem Busch, wo der Brukkaros lag, zog diesen an, und plötzlich stand an seiner statt das Weib wieder da. Sie hob ihr Kind auf, und der Mann stieg vom Baume herab. Er aß nun auch von dem Pferdefleisch, aber nie verlangte er wieder, daß sein Weib für ihn Wild fange.

Das Besitztum unseres Nama mehrte sich im Laufe der Zeit, und er besaß bereits eine stattliche Anzahl Kühe und Ochsen, Schafe und Ziegen, denn seine Herden waren von der Lungenseuche, welche den Reichtum des Viehzüchters schon in wenigen Tagen vernichtet, verschont geblieben. Viel Mühe verursachte die Viehzucht trotz des Wachstums der Herden nicht. Nur die zarten Kälber wurden auf der Werft gehalten, alles übrige Rindvieh nebst den Schafen und Ziegen trieb sich im Freien herum, sein Futter selbst suchend, und es kam nur dann zur Werft, wenn es seinen Durst in der dortigen Quelle löschen oder seine Milch los sein wollte. Prächtige Schafe befanden sich unter den Herden, statt der Wolle mit glänzenden weißen Haren bedeckt und mit einem mächtigen Fettschwanz ausgestattet, dessen Spitze, wenn sie ausgebraten wurde, ein klares Brennöl lieferte.

Außer den hornlosen oder schlapphörnigen Tieren unter den Ochsen und Kühen, welche als Reit- oder Lasttiere benutzt wurden, besaß der Nama auch eine Anzahl Pferde, trotzdem das Land ihrer Zucht nicht günstig ist. Er hatte aber stets sorgfältig darauf geachtet, daß die Pferde vom Januar bis Mai entweder am kühlen Seestrand oder im hohen Gebirge auf die Weide getrieben wurden. Dort waren sie vor dem Verderben sicher, das um diese Zeit im Flachlande auf sie lauerte, wo der nach gefallenem Regen auf dem Grase liegende Tau eine Krankheit erzeugen soll, welche für die auf solchen Grasflächen weidenden Pferde unbedingt tötlich ist. Die Pferde wurden nur zum Reiten benutzt und waren unbeschlagen, aber sie trugen den Reiter doch sicher über Felsgestein und auf tagelangen Ritten durch tiefen Sand und wildes Gestrüpp, ohne ein anderes Futter zu erhalten als jenes, welches der Boden des durchzogenen Landes ihnen bot.

Alle diese Herden des Nama waren nicht nur von Krankheiten verschont geblieben, sondern auch die Raubtiere hatten ihnen nur geringen Schaden zugefügt. Die größte Gefahr, ein Tier durch sie zu verlieren, war stets dann vorhanden, wenn sich eines derselben auf den Weideplätzen verirrte und den Weg zur Werft nicht wiederfand, aber dann zog der Nama aus, es zu suchen, und er fand sicher bald seine Spur, denn im „Spurschneiden" (Spursuchen) nahm er es mit jedem Indianer des amerikanischen Westens auf. Er fand nicht nur die Spur auf den sandigen Flächen, wo der Wind sie schon teilweise unkenntlich gemacht hatte, sondern auch auf hartem Steinboden, und mit überraschender Sicherheit vermochte er bis auf Tag und Stunde das Alter einer von ihm entdeckten Spur zu bestimmen. Ja noch mehr: er erkannte auch sofort, ob ein Tier aus seinem Kraal diese Spur hinterlassen, und welches seiner Rinder es gewesen, ob der „Ohnehorn" oder der „Krummschwanz" oder irgend ein anderes Tier dieses Weges gezogen.

Das Verfolgen einer Spur auf steinigem Boden, in dem sich keine Eindrücke befinden, erscheint dem Fremden unerklärlich, beruht aber auf einer sehr einfachen Beobachtung. Die große Hitze, welche in diesen Gegenden herrscht, bewirkt, daß die obere Seite der auf dem Wege liegenden Steinchen dunkler ist als die dem Boden zugekehrte untere Seite. Das Tier, welches über die Steine dahinschreitet, verschiebt dieselben, so daß der Nama auf steinigem Boden eine Spur ebenso rasch verfolgen kann, als wenn er Eindrücke in weichem Boden vor sich hätte. Mancher Nama bringt es im „Spurschneiden" zu überraschender Virtuosität. Ein wunderbares Beispiel wird von einem Missionär erzählt, der einen Ausflug in eine Gegend unternahm, welche schon Schmelen, der erste Nama-Missionär, inbezug auf ihre Tauglichkeit für Getreidebau durchforscht hatte. Obwohl seit Schmelens Reise etwa 15 Jahre verflossen waren, hielten die Führer des Missionärs doch genau den Weg ein, den jener verfolgt hatte. Sie zogen mit den Ochsenwagen durch 5 bis 6 Fuß hohes Gebüsch und erkannten die Spur an Ästen, welche seiner Zeit durch die Ochsenwagen Schmelens niedergedrückt und in ihrer Entwickelung gestört worden, so daß sie jetzt entweder verdorrt oder verkrüppelt waren. Eine von viel mehr Scharfsinn zeugende Geschichte erzählt der Missionär Theophilus Hahn: Ein Buschmann stieß einst auf einen Löwen und gewahrte ihn zu spät, um noch entfliehen zu können. Er sprang hinter einen Busch, raffte schnell trockenes Gras und einiges Reisig zusammen und schlug mit seinem Stahl Feuer. Als der Löwe herankam, versteckte sich der Buschmann so in dem Busch, daß er ihm wegen des Feuers von vorn nicht beikommen konnte. Der Löwe ging jedoch um das Gebüsch herum, drang von hinten in dasselbe ein und trieb den

Buschmann aus seinem Versteck heraus. Dieser lief um den Busch herum, aber der Löwe sprang quer über denselben, erfaßte den Buschmann und schleppte ihn unter einen nahen Ebenholzbaum, wo er ihn verzehrte. Da der Buschmann allein war, also den ganzen Hergang niemand gesehen hatte, wird man gewiß fragen, wer ihn erzählt haben kann. Die Antwort lautet: die Spuren haben alles verraten. Man fand bei dem Busch das Feuerzeug des Buschmanns und die Reste des von ihm in Brand gesetzten Reisigs; man fand ferner die Spur, welche der Löwe hinterließ, als er sich zum Sprunge anschickte, und verfolgte sie dann weiter, sodaß man feststellen konnte, daß er um den Busch herumgegangen war, den Mann aus demselben vertrieben, ihn drei- oder viermal herumgejagt hatte, endlich über den Busch sprang, den Mann tot biß und ihn zu dem Ebenholzbaum schleppte, wo man noch Knochen und einige Kopfhare vorfand. [18])

Der Scharfsinn, den unser Nama bei jeder Gelegenheit bewies, seine auf vielen Feldzügen erprobte Tapferkeit und sein Wohlstand erwarben ihm im Laufe der Zeit eine angesehene Stellung unter seinen Stammesgenossen. Der Häuptling, der gao-aob, mit dem er verwandt war, hatte ihn in den Rat der Alten berufen, der aus Angehörigen der vornehmsten Geschlechter bestand. Das vermehrte sein Ansehen so sehr, daß er nach dem Tode des alten Häuptlings, als dessen ältester, nach dem Herkommen erbberechtigter Sohn die zur Häuptlingswürde erforderlichen Fähigkeiten nicht besaß und also durch einen seiner Brüder ersetzt werden sollte, diesen verdrängte und mit Hülfe seines großen Anhangs sich selbst zum Häuptling aufschwang. Er stieß auf keinen nennenswerten Widerstand, aber die Sitte brachte es mit sich, daß der neue Häuptling von den Stammesangehörigen gewählt werden mußte, weshalb auch jetzt eine Wahl stattfand, die jedoch selbstverständlich nur ihn als Häuptling bestätigte.

Er war nun der mächtigste und reichste Mann seines Stammes und trug mit Stolz den gao-heib, einen langen Stab mit einem Messingknopf, welcher bei den Nama das Kennzeichen des Häuptlings, so zu sagen sein Szepter ist. Er verstand es, die durch den Rat der Alten und durch die vom Volke gewählten Ratsleute und Richter, welche sich in die Polizei und Rechtspflege teilten, ziemlich beschränkte Häuptlingsgewalt energisch zur Geltung zu bringen und duldete keinen der Eingriffe, welche der frühere alte Häuptling ruhig hingenommen hatte. Die Einkünfte, welche mit der Würde verknüpft waren, konnten ihn allerdings nicht sehr bereichern, denn sie bestanden nur in dem Tribut, den er von Reisenden und Händlern erhob, welche letzteren nicht bloß für Wasser und Weidebenützung, sondern auch für die Erlaubnis zum Verkauf ihrer Waren eine Abgabe entrichten mußten. Außerdem erhielt der Häuptling bei gemeinschaftlichen Mahlzeiten das beste Stück Fleisch. Die Rechtspflege brachte ihm nichts ein, denn die Strafgelder (boete), zu welchen die Richter verurteilten, fielen diesen zu und wurden häufig sofort nach der Gerichtssitzung verjubelt, wobei Kläger und Verurteilter sich ebenfalls an dem Schmaus und Zechgelage beteiligen durften.

Den Missionären, welche in sein Gebiet kamen, bereitete der Häuptling keine Schwierigkeiten. Er hatte längst die Überlegenheit der Weißen erkannt und einsehen gelernt, daß er durch Verkehr mit denselben nur gewinnen könne. Deshalb bemühte er sich auch, den Händlern die Reise in sein Land möglichst zu erleichtern, indem er für Verbesserung der in dasselbe führenden Straßen sorgte. Die Zuneigung seiner Unterthanen wahrte er sich trotz seines strengen Regiments durch gelegentliche Freigebigkeit, die sich namentlich bei dem jährlichen „Brukkaroßschlachten", zur Zeit der Jahreswende, bewährte. Bei diesem Fest zahlten der Häuptling und sein Rat der Alten den Unterthanen an Fleisch, Kaffee, Thee und Tabak zurück, was sie im Laufe des Jahres von ihnen erhalten hatten. Um diese Zeit verschmäht jeder Nama die gewöhnliche Nahrung, die saure Milch, welche in Flaschenkürbissen aufbewahrt wird, in denen sie allmählich so verdickt, daß man vor dem Gebrauch Wasser zusetzen und das Gefäß tüchtig schütteln muß, um die Milch wieder flüssig zu machen. Jetzt ist der eiserne Kochtopf stets mit Fleisch gefüllt, und Kaffee wird gekocht bis der schwarze Satz gebleicht ist. So lange es noch etwas zu verzehren giebt, dauert der Schmaus, und die Nama kommen nun,

[18]) Theophilus Hahn, die Nama Hottentotten, l. c., Seite 533.

ebenso wie nach einer glücklichen Jagd, welche sie reichlich mit Fleisch versorgt hat, eine Zeitlang aus dem Zustande einer verdauenden Boa constrictor nicht heraus. „Ununterbrochen flammt ein mächtiges Feuer unter dem brodelnden Kessel. Fortwährend wird Fleisch hineingethan und herausgenommen; unter dem Schatten der Bäume oder sonstwo vor und in den Hütten sitzen nach Türkenart mit untergeschlagenen Beinen größere und kleinere Gruppen um riesenhafte Fleischnäpfe mit einem Topfe flüssigen Fettes daneben. Mit ernsten und würdevollen Mienen betreibt jeder das nicht minder ernste Werk, indem er mit der einen Hand zugreift, das Stück, welches er abbeißen will, in Fett getaucht zum Munde führt und kurz davor mit seinem Taschenmesser absäbelt." Um recht viel essen zu können, suchen sie auf alle mögliche Weise der Verdauung nachzuhelfen: die Männer rollen sich auf dem Bauche hin und her, und die Frauen lassen sich von einem jungen Sklaven den Bauch mit Füßen treten. Sobald sie nach solcher Prozedur einige Erleichterung fühlen, beginnen sie sofort wieder zu essen und stellen, wenn sie sich endlich zur Ruhe begeben, den Fleischtopf noch neben ihr Lager, um ihn gleich zur Hand zu haben, wenn sie in der Nacht aufwachen. Bei so reichlicher Nahrung wächst das Kennzeichen der Hottentotten, der Fettpolster auf ihren Gesäßteilen, der | areb, überraschend schnell, um dann, wenn die Zeit des Überflusses vorüber ist, ebenso schnell wieder zu schwinden.[19])

Die Missionäre haben dieser Unmäßigkeit zu steuern gesucht, aber die Unsitte wurzelt zu tief, als daß sie leicht auszurotten wäre. Der Einfluß der Missionäre beschränkt sich überdies auf die von ihnen geleiteten Stationen, und die heidnischen Nomadenstämme beachten ihre Reden nicht. Bei diesen gilt der Zauberer mehr als der Missionär, und da sich unter den Zauberern manche befinden, welche für verschiedene Krankheiten treffliche Heilmittel kennen, infolge dessen sie häufig glückliche Kuren ausführen, ist ihr Einfluß schwer zu erschüttern.

In Krankheitsfällen wird stets ein Zauberer, ǃgai di aob, zu Rate gezogen, und auch als unser Häuptling erkrankte, wurde ein berühmter Zauberer geholt. Er trat würdevoll an das Lager des Kranken, murmelte allerlei unverständliche Beschwörungsformeln und flößte dem Häuptling einen Trank ein. Dann rieb und knetete er den Körper des Kranken, fuhr plötzlich mit ungestümer Bewegung mit der Hand nach seinem Unterleib und riß dort den Krankheitsteufel heraus, worauf er die Hand, in welcher derselbe sich befinden sollte, unter seinen Pelzmantel steckte und aus der Hütte hinausstürzte. Er eilte in ein nahes Gebüsch, wo er dem Krankheitsteufel den Garaus machte und dann in die Hütte zurückkehrte, um seinen Lohn zu verlangen. Im Befinden des Häuptlings war zwar noch keine Besserung eingetreten, aber der Zauberer versicherte, daß die Krankheit nun behoben sei und er sich bald erholen werde, nur müsse noch ein fettes Schaf, das er bezeichnete, geschlachtet werden, um aus demselben ein Medikament zu bereiten. Das Schaf wurde geschlachtet, und der Zauberer ließ sich, während er einen Teil des Fettes zur Herstellung eines neuen Heilmittels verwendete, das Fleisch vortrefflich schmecken, aber der Kranke wurde nicht gesund. Der Mißerfolg seiner Kur brachte den Zauberdoktor nicht in Verlegenheit. Da die bisherigen Mittel nicht geholfen hatten, mußten stärkere angewendet werden, denn offenbar hatte hier ein Feind des Häuptlings die Hand im Spiel und durch mächtigen Zauber dessen Krankheit verursacht. Durch neue Zaubersprüche und Medizinen sollte nun dieser Zauber gebrochen werden, und der Wundermann verlangte ein abermaliges Opfer aus der Herde des Kranken, das ihm ebenso anstandslos überliefert wurde wie das erste. Da dies alles noch nicht half war der //gāuab, der Widersacher des Menschengeschlechtes, das böse Prinzip, an welches die Nama glauben, an der Krankheit schuld, und die Zaubermittel sollten gerade nochmals verstärkt werden, als der Häuptling seinen Leiden erlag. Den Zauberer konnte kein Vorwurf treffen, denn er hatte ja gesagt, daß der //gāuab den

[19]) Dieses Fettpolster gilt bei den Hottentotten als Schönheit. „Man hat vielfach die abnorme Ausdehnung mit einem ebenso abnormen Auswuchs des Os ilium in Zusammenhang bringen wollen, doch hat man sich hierin geirrt, denn Schreiber dieses hat Gelegenheit gehabt, an seinen ehemaligen braunen Spielkameraden zu beobachten, wie in der guten Jahreszeit, wo es viel Milch und Wildpret gab, ihre Gesäßteile für unsere europäischen Vorstellungen nachgerade fabelhafte Dimensionen annahmen." Th. Hahn, l. c., Seite 352.

Häuptling quäle, und der böse Geist kann nicht immer durch den Menschen in seiner verderblichen Thätigkeit gehemmt werden.

Der Sohn des Häuptlings, der Erbe seiner Würde, in welcher er anstandslos durch die Wahl des Volkes bestätigt wurde, traf nun sofort Anstalten zur feierlichen Bestattung seines Vaters. Ein Bock wurde geschlachtet, die Leiche mit dem Blute des Tieres bestrichen, darauf in Matten gewickelt und schließlich in Felle eingenäht. So legte man sie in das indessen bereitete Grab. Dasselbe unterschied sich in seiner Gestalt wesentlich von unseren Gräbern. Zunächst wurde eine Grube gegraben, welche so lang war, daß die Leiche bequem hineingelegt werden konnte. Auf dem Grunde dieser Grube höhlte man an einer Längenseite eine Nische aus, und in diese legte man die Leiche. Nachdem sie dort untergebracht war, wurde die Nische mit Laub gefüllt und mit Stäben und Steinplatten verschlossen, worauf man die ausgegrabene Erde in die Grube zurückwarf und über dem Grabe des Häuptlings einen kleinen Hügel errichtete.

Das Ausheben eines solchen Grabes war keine leichte Arbeit, da die Erde sehr hart war und den Grabenden nur sehr unvollkommene Werkzeuge zur Verfügung standen, aber rastlos arbeitete der Sohn des

Barmer Missionsstation Omaruru.

Häuptlings mit seinen Knechten, bis das Grab fertig war, denn die Nama vergelten die Zärtlichkeit, mit welcher ihre Eltern sie behandeln, durch große Ehrfurcht vor denselben, und was von schlechter Behandlung der Eltern erzählt worden, ist unwahr. Die große Sorgfalt, mit welcher der Sohn für die letzte Ruhestätte des Vaters sorgte, und sein rücksichtsvolles Benehmen gegenüber der Leiche widerlegt schon für sich allein solche Verläumdungen zur Genüge. Er bewahrte dem Dahingeschiedenen auch ein zärtliches Andenken, ebenso wie sein Stamm den Häuptling nicht vergaß und die Erinnerung an seine Thaten unter demselben fortlebte.

Der Heitsi-Eibib, von dessen Thaten die Sage der Nama so viel zu erzählen weiß, dürfte auch nur ein Häuptling gewesen sein, der durch Tapferkeit und Weisheit sich die Liebe seiner Unterthanen erworben hatte. Die Ehre, sein Grab zu besitzen, wird von einer Menge Gegenden beansprucht, und es ist vom Kap bis zur Nordgrenze des Groß-Namalandes in fast unzähligen Exemplaren vorhanden. Man sieht 5 bis 10, oft 20 Steinhaufen an den Stellen, welche als Heitsi-Eibibs Grab bezeichnet werden, und solche Steinhaufen sind oft in Sandwüsten vorhanden, in welchen weit und breit kein Stein zu finden ist. Wahrscheinlich war das echte Grab des Häuptlings, der wohl auch ein berühmter Zauberer war, eine Wallfahrtsstätte der

Hottentotten, und da die weite Ausbreitung der einzelnen Stämme vielen einen Besuch des Grabes erschwerte, errichteten sie in der Nähe ihrer Wohnsitze Steinhaufen, welche das Grabdenkmal des Häuptlings vorstellen sollten und mit der Zeit, nachdem die Generation, welche die Entstehung gesehen, ausgestorben war, für das wirkliche Grab gehalten wurden. „Je mehr die Zeit die Erinnerung an die wirkliche Person des Heitsi-Eibib verwischte, desto mehr wurde sie vergeistigt und, wie bei den alten Griechen, an den Himmel versetzt, wo Heitsi-Eibib noch jetzt allnächtig als Mond auf sein Volk niederschaut. Man glaubt auch, daß Heitsi-Eibib einst aus dem Grabe auferstehen und zu seinem Volke zurückkehren werde."

Theophilus Hahn hat versucht, auf die Sage von Heitsi-Eibib, der nun als Mond am Himmel steht, und auf verschiedene Tiersabeln der Nama die Behauptung zu gründen, daß ein Zusammenhang zwischen

Karte des Groß-Namalandes.

den Sagen der Nama und jenen verschiedener asiatischer Völker bestehe, doch fehlt einer solchen Annahme jede Berechtigung, da es unbestreitbar ist, daß oft gleiche Vorstellungen bei weit von einander entfernt wohnenden Völkern sich völlig spontan ausbilden, ohne daß das eine sie von dem andern entlehnt. Asiatische Völker bringen z. B. den Hasen und den Mond häufig in Verbindung, aber daraus folgt keineswegs, daß das, was die Nama vom Mond und dem Hasen erzählen, asiatischen Ursprungs ist. Der Nama-Sage zufolge war der Hase einst vom Mond zu den Menschen gesandt worden, um ihnen folgende Botschaft von demselben zu überbringen: „Ich werde von dem Monde zu den Menschen gesandt, ihnen zu melden, daß, wie er stirbt und sterbend lebt, so werden sie sterben und sterbend d. i. im Tode leben." Der Hase richtete seine Botschaft

in folgender Weise aus: „Ich bin vom Monde gesandt, Euch zu melden: Wie ich sterbe und sterbend umkomme, auf dieselbe Weise sollt auch Ihr sterben und gänzlich zu Ende kommen." Als der Mond erfuhr, wie der Hase seine Worte zum Schaden der Menschen verdreht hatte, nahm er ein Stück Holz und schlug ihn damit auf die Nase, und seitdem ist die Nase des Hasen gespalten. Der Hase erhob darüber erzürnt seine Pfote und zerkratzte des Mondes Gesicht. Die Spuren davon sind die dunklen Flecken auf der Oberfläche des Mondes, die Menschen aber, denen Unsterblichkeit zugedacht war, verdanken es dem Hasen, daß sie sterblich sind, und darum wollen sie sein Fleisch nicht essen.[20])

Neben solchen Sagen, für welche sich Anklänge in der Sagenpoesie vieler anderer Völker finden lassen, steht die Sage von der Entstehung des Menschengeschlechtes oder der Entstehung der Nama als ausgeprägt rein hottentottisches Produkt. Der Stammvater der Nama hieß Gurikhoisib, d. i. „Erster Mensch", und man erzählt von ihm Folgendes:[21])

„Einziger-Mensch" kam täglich mit den Tieren auf der Felsplatte von Hoaxanas zusammen, wo sich noch jetzt Fußspuren des „Einzigen-Menschen", des Löwen und anderer Tiere finden sollen. „Einziger-Mensch" hatte den Tieren schon fast alles abgewonnen, denn er war klüger als sie. Halt, dachte „Einziger-Mensch", dem Murren der Tiere werde ich ein Ende machen, und sagte am folgenden Tage zu seiner Mutter beim Weggehen: „Laß doch die Hunde alle los, denn ich werde Dir den Affen zusenden, um Perlen zu holen; bevor er aber ins Haus kommt, müssen erst die Hunde ihn tüchtig zerzausen; doch wenn er beginnt schwach zu werden und zu wehklagen — ha, hä — dann treibe die Hunde von ihm weg, laß ihn ins Haus kommen und gieb ihm die Perlen." „Einziger-Mensch" spielte an diesem Tage so nachlässig, daß er alles verlor und nichts mehr hatte. Dann sprach er zum Affen: „Gehe doch und hole mir einige Schnüre von Perlen. Bitte darum nur bei meiner Mutter, und sie wird sie Dir geben." Der Affe geht hin. Als er nahe ans Haus kommt, da fallen ihn die Hunde an und zerzausen ihn trotz seiner Gegenwehr. Endlich wird er matt und klagt — hä, hä —, so daß die Menschenmutter die Hunde forttreibt und ihn in das Haus kommen läßt. Dort sieht er denn zu seinem Schrecken, daß von allen Tieren des Feldes Köpfe an der Wand hingen. Dann forderte er die Perlen, hinkte langsam mit denselben nach dem Spielstein und gab sie schweigend ab. Er steigt dann auf den Berg und ruft von oben herunter: „Wir sind viel, aber wir werden wenig, denn von uns allen habe ich Köpfe da im Hause gesehen." Seitdem bleibt der Affe auf den Bergen und kommt nicht wieder zu dem Menschen. Bald darauf stieg ein Gewitter auf und entlud sich in der Nachbarschaft. Der Löwe sprach: „Ich werde morgen hingehen und das Wasser in der Fläche besehen, aber niemand darf mir dahin folgen." „Einziger-Mensch" sagte: „Hat Dich Deine Mutter also belehrt? Ich werde auch kommen und sehen." Am folgenden Morgen nimmt „Einziger-Mensch" sechs Spieße und geht mit seinen Hunden, das Wasser zu besehen. Er tötet unterwegs bald einen Schakal, bald einen Hasen, und wirft dieselben auf einen Busch, den Raubvögeln zum Fraß. Als er nun zum Regenwasser kam, lag der Löwe unter einer großschattigen Mimose. Die Hunde des „Einzigen-Menschen" liefen gleich ins Wasser, legten sich nieder, leckten das Wasser; danach schüttelten sie sich und sprangen fröhlich umher. „Einziger-Mensch" wischte sich den Schweiß aus den Augen und stand unterdessen Wache. Als darauf seine Hunde ihren Durst gelöscht hatten, läßt sich „Einziger-Mensch" auf ein Knie nieder, hält seine Spieße in der linken Hand, während er mit der rechten Wasser trinkt. — Seit jenem Tage nun trinken die Nama auf ähnliche Weise das Wasser, wenn sie auf der Jagd sind. — Eben ist aber „Einziger-Mensch" mit trinken fertig, so beginnt der Löwe mit seinem Schwanze zu wedeln und zu schlagen und läßt sein Bubu dazwischen hören. „Wohlan," sagt „Einziger-Mensch", „laß sehen, wer der stärkste ist, da Dich Deine Mutter so gut gelehrt hat," und hetzt seine Hunde auf den Löwen. Die springen, reißen ihn zu Boden, und „Einziger-Mensch" stößt ihm alle Assagaien (Speere) in den Leib, so daß der Löwe

[20]) Die Ursache, warum die Nama das Fleisch des in Menge vorhandenen Hasen verschmähen, ist offenbar in der Mythologie zu suchen, da der vom Mond zu den Menschen gesandte Hase, der Götterbote, heilig ist.

[21]) Bleek, Reynard the Fox in South Africa etc. und Hahn, Die Nama-Hottentotten, l. c., Seite 277.

von allem Blutverluſt und Schmerzen ohnmächtig wird. Dann ſpricht er zu dem halbtoten Löwen: „Nun gehe hin und ſage Deiner Mutter, wie ſie Dich ſo gut gelehrt hat.“ „Einziger-Menſch“ ging dann nach Hauſe und trank die Milch, die ſeine Mutter für ihn gemolken hatte. In der Nacht aber wurde es dem Löwen ſehr kalt, und da er nicht gehen konnte, ſo rief er ſeiner Mutter: „Mutter, trag' mich! Mutter, trag' mich!“ Da iſt dann die Löwenmutter gekommen und hat ihren Sohn geleckt und ihm etwas zu eſſen gebracht, hat ihn aber auch ermahnt und belehrt, daß er ſich von dem Menſchen fernhalten müſſe, weil der gar zu klug ſei und ſolche Waffen habe, womit er alle anderen töten könne. Bleek, der dieſe Erzählung im Weſentlichen ſo wiedererzählt, fügt noch zum Schluß die Ermahnung der Löwenmutter in folgendem Liede hinzu:

„Hüte dich vor dem Einen, der ſcharfe Waffen hat,
Welcher trägt eine Quaſte von Tigerſchwanz,
Vor dem, der weiße Hunde hat,
O du, Sohn von der, welche kurzohrig iſt,
Du mein kurzohriges Kind,
Sohn von der, welche rohes Fleiſch ißt,
Du Fleiſchverſchlinger,
Sohn von der, welcher Naſenlöcher rot von Blute ſind,
Du mit den blutgefärbten Naſenlöchern,
Sohn der, welche Teichwaſſer trinkt,
Du Waſſertrinker.“

Die Nama glauben auch an ein Leben nach dem Tode und an eine Wiederkehr der Verſtorbenen. Das hat den Miſſionären ihre Arbeit bedeutend erleichtert und viel dazu beigetragen, daß das Bekehrungswerk ſo raſch vorgeſchritten iſt, wie wohl in keinem andern Teile des afrikaniſchen Feſtlandes.

Das Chriſtentum hat unter den Nama durch deutſche Miſſionäre Verbreitung gefunden. Schon vor mehr als 80 Jahren hatten deutſche Miſſionäre, welche von der Londoner Miſſionsgeſellſchaft zum Stamme der !game-|nus geſandt worden, in deren Gebiet die Station Warmbad gegründet, welche in den dreißiger Jahren an die wesleyaniſchen Miſſionäre überging und 1867 von dem rheiniſchen Miſſionär Weber übernommen wurde. Die zweite Station im Groß Namalande, Bethanien, wurde gleichfalls durch einen Deutſchen gegründet. Miſſionär Schmelen errichtete ſie 1814 mit engliſchem Gelde unter dem Stamm der !amas, ſie verfiel aber bald und blieb von 1825 bis 1842 unbeſetzt. Der rheiniſche Miſſionär Knudſen brachte ſie wieder zur Blüte, und ſeitdem hat eine Reihe tüchtiger Männer ſein Werk fortgeſetzt: Die Miſſionäre S. Hahn, Kreft (1853 bis 1878) und Bam (ſeit 1879). Im Jahre 1845 wurde durch Miſſionär Kleinſchmidt unter den //khou !gao /göas die Station Rehoboth gegründet, ſie löſte ſich jedoch während der durch Jonker Afrikaner verurſachten Unruhen auf, und die zerſtreuten Glieder der Gemeinde gingen in dem Kriege, welcher 1880 ausbrach, zu Grunde, in Rehoboth aber ſitzen ſeit 1871 koloniale Baſtarde, bei denen der Miſſionär Heidmann lebt. Unter den /kouas ließ ſich 1850 Miſſionär Hahn nieder und gründete Berſaba, wo in zwei Jahren eine Gemeinde von etlichen hundert Seelen entſtand. Das Jahr 1853 brachte die Gründung einer Miſſion in Hoachanas unter dem Stamm der gei //khous, wo Miſſionär Vollmer ſich niederließ. Die vielen Kriege, welche ſeit 1864 das Land verwüſteten, ſtörten das Gedeihen dieſer Station, aber ſie war zu wichtig, als daß ſie trotz der großen Schwierigkeiten, auf welche die Glaubensboten hier ſtießen, aufgegeben werden konnte, denn der „Kapitän“ der gei //khous war der nominelle Oberhäuptling aller Namas. Nachdem Miſſionär Vollmer während eines Feldzuges, an dem er teilnahm, geſtorben, blieb die Station 7 Jahre verwaiſt, und erſt 1874 wurde ſie wieder beſetzt. In den ſechziger Jahren wurden noch zwei Stationen gegründet, 1863 Kachatſus am Fiſchfluß, 1866 Keetmanshoop unter dem Stamm der kharo !oas. Eine ſchon früher von wesleyaniſchen Miſſionären gegründete, von ihnen aber in den vierziger Jahren wegen der Raubzüge Jonker Afrikaners geräumte Station bei Wesleyvale übernahm 1855 der rheiniſche Miſſionär Eggert und führte die Leute nach dem günſtiger gelegenen Gobabis, aber Krankheiten, namentlich die Pocken, dezimierten die Anſiedler, die unaufhörlichen Kriege trugen viel zur Verwilderung derſelben bei, und ſchließlich wurde der

Missionär Weber, der lange standhaft ausgehalten, verdrängt. Eine andere eingegangene wesleyanische Mission zu Windhuck versuchte 1871 Missionär Schröder wieder aufzurichten, aber nach einem viel versprechenden günstigen Anfang zwangen auch ihn die Kriegsunruhen zum Rückzug. Schließlich haben in Grootfontein koloniale Bastarde sich niedergelassen, welche anfangs von der Missionsstation Gibeon abhingen, 1877 jedoch einen eigenen Hirten erhielten. Durch die Räubereien der Buschmänner wurden sie gezwungen, die Station zu verlassen, und leben jetzt als Gäste in der Nähe der Station Warmbad.

Unter den jetzt noch im Namaland bestehenden christlichen Gemeinden ist die größte Bersaba, wo jetzt Missionär Hegner wirkt. Diese Gemeinde zählt nach den neuesten statistischen Angaben 848 Seelen. Nach ebensolchen befinden sich in Keetmanshoop 284, in Bethanien 592, in der Walfisch-Bai 130 Christen. Über die anderen Stationen der rheinischen Mission liegen nur ältere Angaben vor, nach welchen die Zahl der christlichen Gemeindeangehörigen in Rehoboth 521, in Gibeon 457, in Hoachanas 238 und in Grootfontein 100 betrug, sodaß man, wenn man die alten und neuen Angaben gleichzeitig der Berechnung zu Grunde legt, die Bevölkerung auf den Stationen der rheinischen Mission auf etwa 3400 Seelen schätzen kann, welche Zahl jedoch wahrscheinlich bedeutend zu niedrig gegriffen ist.

Da die Missionäre sich an allen größeren perennierenden Quellen Südwest-Afrikas festgesetzt haben, so sind nach und nach alle Eingeborenen, welche ab und zu diese Stellen besuchen müssen, mit ihnen bekannt geworden, aber bei der Aufnahme in ihre Gemeinden sind die Missionäre stets sehr vorsichtig zu Werke gegangen. Wäre das nicht der Fall gewesen, so wären manche unzuverlässige Elemente in die Gemeinden gelangt, welche früher oder später der ruhigen Entwickelung derselben hinderlich werden mußten. Ohne eine Probezeit, welche mitunter zwei Jahre dauerte, wurde niemand aufgenommen. Die Missionäre konnten es getrost wagen, so wähleriſch zu sein, denn sie sind im Laufe der Zeit zu hohem Ansehen gelangt und fast sakrosankt geworden. Die kühnen Männer, welche sich ohne Waffen in einem Lande bewegten, in welchem Krieg die Regel und der Friede eine seltene Ausnahme war, imponierten den Eingeborenen sosehr, daß sie es wagen konnten, mitten zwischen den kämpfenden Parteien als Friedensapostel zu erscheinen und Versuche zur Versöhnung der streitenden Parteien zu machen. Mancher Krieg ist durch sie verhütet oder beendigt worden, und während kein Parlamentär oder Gesandter im Feindesland des Lebens sicher war, konnte man bei dem Missionär die feindlichen Häuptlinge sich einfinden sehen, um unter seinem mächtigen Schutz auf neutralem Boden über den Frieden zu verhandeln.

„Die Namas sind, wie alle Hottentotten, leicht erregten Sinnes, aber dabei wetterwendisch; schnell bei der Hand, gute Vorsätze zu fassen, aber — wie gewonnen, so zerronnen! So kam es, daß sie bei der Predigt des Evangeliums oft geradezu in Thränen zerflossen, unter den Zeichen aufrichtiger Bekehrung selbst anfingen zu beten; äußere Erfolge waren sehr bald erzielt, aber es hielt nicht lange an. Nachher fielen die meisten leicht in das alte heidnische Wesen wieder zurück, und es ward oft ärger als zuvor. Diese Erfahrung hatte schon der alte Schmelen machen müssen und nach ihm alle rheinischen Nama-Missionäre. Auf den verschiedenen Stationen Bethanien und Rehoboth, Bersaba und Hoachanas, Gibeon, Gobabis und Keetmannshoop hat es einmal oder öfters Zeiten der Erweckung gegeben, und es ist geschehen, gerade wie zur Regenzeit das sonst so dürre Namaland in herrlichem Grün und entzückender Blumenpracht dasteht. Es zeigte sich unter den Leuten einzelner Stämme ein Fragen nach Gottes Wort; es war, als ob alle mit einem Male Christen werden wollten, aber die Enttäuschung kam bald nach. Nur wenig Früchte blieben von dem Blütenmeer. Ihr leichtsinniges Wesen, ihr angeborener Wandertrieb, die fortdauernden Kriegszüge ließen es nicht dazu kommen, daß das Volk als Ganzes sich bekehrte. Jetzt mögen etwa 3—4000 getaufte Gemeindeglieder auf den verschiedenen Namastationen unter der Pflege der Missionäre stehen. Manche liebliche Züge von der Wirkung des Wortes Gottes werden in der Geschichte dieser Mission erzählt. Ganz anders war der Gang der Missionsarbeit unter den Herero, fast umgekehrt. Als sich Missionar H. Hahn 1844 dort niederließ, galt es, abgesehen von allen anderen Hindernissen, erst die völlig unbekannte Sprache zu erlernen, von der bis dahin

noch nie ein Europäer etwas gehört hatte. Zwei Jahre haben die beiden Missionäre Hahn und Rath, fern von aller übrigen Welt, in dieser Wildnis beten und arbeiten müssen, ehe sie auch nur den ersten dürftigen Anfang machen konnten, das Evangelium zu verkündigen. Die schwarzen Leute hatten gar nicht gewußt, was sie aus den weißen Fremdlingen machen sollten. Jedenfalls hatten sie große Achtung vor ihnen. Den Missionar Hahn sahen sie gegen seinen Willen als eine Art Häuptling an."

Man weiß nicht, sagt Missionär Hahn, was man zu den christlich-religiösen Vorstellungen des Hottentotten sagen soll, wenn er z. B. behauptet, er fühle, wie sich der heilige Geist in seinem Herzen rühre, oder wenn er plötzlich bei einer etwas scharfen Bußpredigt heulend auffährt und mit einem Armensündergesichte zur Kirche hinausstürmt, wo er hinter einem Busche in der Nähe sich auf dem Boden herumwälzt und dem lieben Gott sein Sündenregister vorheult. Einige Stunden später beweist sein ganzes Benehmen nur zu sehr, daß es mit seinen Bußkrämpfen nicht gar weit her war, und er dem armen Missionär, der sich schon Gedanken über die durch seine Bußpredigt hervorgerufene Zerschlagenheit seines geistlichen Pfleglings machte, nur vielleicht zur Erlangung irgend welcher materieller Vorteile hat Sand in die Augen streuen wollen. Ihre Frömmigkeit tragen manche ganz pharisäisch zur Schau, indem sie in einiger Entfernung vom Kraale sich hinter einen Busch werfen und ein schon mehr geplärrartiges Gebet laut ertönen lassen, welches in dem Kraal von niemand weiter beachtet und beantwortet wird, als von den Hunden. Allein andererseits müssen wir auch gestehen, daß es unter ihnen wirklich viele aus Überzeugung Bekehrte giebt, die ihrem Christennamen alle Ehre machen. Davon nur ein Beispiel: Ein Mann hatte sich zum Abendmahl gemeldet; allein da er bis zur Verteilung desselben trotz seines Bemühens mit seinem Gegner, der noch dazu ihn durch Betrug beleidigt hatte, den Streit nicht zum Austrag bringen konnte, so enthielt er sich des Abendmahls. Als sein Missionär ihn später nach dem Grunde seines Ausbleibens fragte, antwortete er ihm mit dem Spruche: Matth. V. 23. 24.

Den Missionären ist es trotzdem gelungen, unter jenen Namas, welche sich bei ihren Stationen niedergelassen haben, einer gewissen Kultur Eingang zu verschaffen, und die Leute namentlich zur Arbeit heranzuziehen. Die Sta

Walfisch-Bai.

tionen liegen sämtlich inmitten freundlicher Pflanzungen, welche den Beweis liefern, daß auch hier in jenen Gegenden, in denen an Wasser kein Mangel ist und wo der Mensch die nötige Thätigkeit entfaltet, die öde Sandwüste in fruchtbringenden Boden verwandelt werden kann. Die Natur hat ohnehin das Hinterland nicht so stiefmütterlich behandelt wie den Küstensaum, und für eine mannigfaltige Vegetation sind günstige Existenzbedingungen vorhanden.

Zwiebelgewächse, schreibt Olpp, kommen nächst Gräsern am häufigsten vor. Ihre dicken Blätter liegen strahlenförmig auf dem Boden. Aus ihrer Mitte schießen Tulpen und lilienartige Blütenstengel empor, unter denen die ziegelfarbene Aloe und weiße Callaen am meisten hervorstechen. An Massenhaftigkeit kommt ihnen aber die eßbare kleine Zwiebel !han (pl.) nicht gleich. Auf sterilem Boden gedeihen allerlei Arten von Euphorbien und Kakteeen, denen auch die Rizinusstaude angehört. Giftigen Saft enthalten die sogenannten „melkbosschen“ und der hellgrüne / gi-tama-// o. Gewächse, wie Bärenklaue, Disteln, Weberkarten und dgl. kommen seewärts häufig vor. In der Nähe der See wird auch ein harzhaltiges, wohlriechendes Gewächs in verschiedener Art gewonnen und unter dem Namen buzu in Handel gebracht. Im Sandfeld wachsen Melonen, tsamab, bittere und süße, für Jäger und Tiere als Nahrung und Trank gleich wertvoll. Wilde Gurken, allerlei Wurzeln und Knollen, den Bataten ähnlich, dienen gleichfalls als Nahrung. An Flußufern wird Tabak gebaut, Melonen und Kürbisse gezogen, in Gärten, die sich bewässern lassen, gedeihen die meisten unserer Gemüse für die Küche. Die Kultur des Feigenbaumes, des Weinstockes, der Granaten, Pfirsiche, Datteln, Mandeln und dergleichen ist lohnend. Wälder nach deutschem Begriff findet man selten oder eigentlich nirgends, doch ist Niederholz und Gebüsch in mehr wie 40 Arten vorhanden. Als wilder Obstbaum kann nur die / gowes, wilder Feigenbaum, gelten. Andere tragen eßbare Steinfrüchte, die den Beeren des Weißdorns ähnlich sind, füllen den Magen aber nur, wenn die Steine mitgeschluckt werden. Ein anderer Strauch trägt Schoten, deren Kerne im Notfall die Kaffeebohnen ersetzen müssen. Die / köutabes liefert Medizin für Augenkrankheiten. Aus Brakbüschen wird Asche zur Seifenbereitung gebrannt. Ohne Brakbüsche wäre Viehzucht im Lande kaum möglich. Sie ersetzen das nötige Salz. Auf kalksteinhaltigem Boden steht der Dornstrauch // khanu mit feingefiederten, erbsengroßen, gelben Blüten. Ihm verwandt sind die roten und weißen Hakjesdörner, !noë, wacht een beetje. Der Geruch des / huni in seiner Blüte ist ein höchst widerlicher. Einen eigentümlichen Wuchs hat die Baumlilie, die an hohen Bergwänden am liebsten wächst. Sie hat eine braune, glänzend glatte Rinde, hinter welcher ein loses, faseriges Herz steckt, brennt daher im grünen Zustand, und dient dem Schmied zum Erhitzen geschweißter Wagenreife. All dies Gehölz, soweit es ohne einheitlichen Stamm am Boden in die Breite wächst, ist dem Sprachgebrauch der Einwohner gemäß ein Femininum. Zu den Masculinis wird gerechnet der stämmige //ganab, die Giraffen-Akazie. Stamm und Äste haben eine rauhe Rinde, hinter ihr gelbes Holz und kupferbraunes, steinhartes Herz. Aus seinen Wurzeln werden Waffen fabriziert. Das Holz hat, besonders wenn es naß wird, einen scharfen Geruch, wofür die Sprache einen eigenen Namen besitzt. Der Baum liefert treffliches Bauholz, nur findet man selten lange, gerade Stämme. Seine Schoten gleichen einer zerschnittenen Hammelsniere. Die zarte Blätterkrone bietet aber wenig Schatten. Ihm verwandt ist der // khub, die Dorn-Akazie. Steht jene auf Sanddünen mit tiefem Untergrund, so wächst diese nur auf angeschwemmtem Uferboden. Das Geäst ist weniger massig. Als Nutzholz steht er dem //ganab nach, wird leicht krumm und vom Wurme angefressen. Aus der angebohrten Rinde fließt das Gummi, das von armen und hungrigen Menschen gegessen wird. Des Gerbstoffes wegen werden junge Bäume öfter geschält, und der weiße Bast zu allerlei Seilerwerk verarbeitet. Würden ebenso viel Bäume gepflanzt als um solcher Zwecke willen zugrunde gerichtet werden, dann brächte man es allmählich zu Flußwäldern. So aber wächst kaum so viel nach als Menschen verderben. Hinter diesen zwei Baumarten tritt weit zurück der tsawib = Schwarzebenholzbaum. Er kommt fast nur in krüppelhafter Gestalt vor, hat aber, dornlos, das Vorrecht, als Christbaum im Hochsommer zu glänzen. Der ⊤arob verschafft dem Stellmacher gutes Nutzholz. Ein anderer liefert dem Fuhrmann Peitschenstöcke, den Hausvätern Mattenhauspfähle. Aus dem arob und gorodab werden

Eß- und Trinkgeräte geschnitzt. Der graue daweb, eine Art Zypresse, dient als Reverbesen, der einmal gebraucht weggeworfen wird.

Der Tierwelt des Namalandes ist schon oben Erwähnung geschehen. Außer den Tieren, welche auf der Werft gezüchtet werden, Pferden, Ochsen, Kühen, Schafen und Ziegen, trifft man im nordöstlichen Teil des Landes noch eine Menge Wild, Antilopen, Gemsböcke, Gazellen, Hartebeeste, Giraffen, Büffel, Gnus, Zebras, Quaggas u. s. w., aber auch noch viele Raubtiere, Löwen, Panter, Leoparden, Schakale, Hyänen und Wölfe, zu denen sich noch große Trupps wilde Hunde und die den Lämmern nachstellenden Wildkatzen gesellen. Sehr zahlreich ist die Klasse der Nagetiere vertreten ebenfalls vorzüglich im Nordosten des Landes: Hasen, Erd-, Busch- und Stachelschweine, Eichhörnchen, Hamster, Meerkatzen, Fischottern, Mäuse und Ratten, Fledermäuse u. s. w. An den Regenseeen lauern die Jäger dem Strauß auf, den die Eingeborenen /amib nennen, doch ist derselbe durch die häufigen Jagden und das unverständige Berauben der Nester schon fast ausgerottet. Wo Wasser vorhanden ist, trifft man Wasserhühner, Feld-, Perl- und Rebhühner, Wildtauben, Fasanen, wilde Gänse und Enten, seltener Kraniche. An der Küste nisten Pinguine und Alken. Singvögel sind selten, die häufigsten sind noch die in baumreichen Schluchten vorkommenden Sittiche; dagegen sieht man häufig die bienenkorbähnlichen Nester der Webervögel, in welchen hundert der niedlichen Tierchen beisammen wohnen, und auch andere Sperlingsarten, wohl an 20, sind zahlreich vertreten. Auch an Raubvögeln ist kein Mangel, sie sind vertreten durch Lämmergeier, Falken und Nachteulen. Zeitweilig finden sich die Heuschrecken-Bussarde ein, als Vorboten von Heuschreckenschwärmen. Die niedere Tierwelt findet Vertreter in zahlreichen Land- und Wasserschildkröten, in Eidechsen, unter denen sich auch giftige finden, in einer Menge Schlangen, Nattern und Vipern, Spinnen und Skorpione. An den Mündungen des Oranje und //oub kommen Krokodille vor, doch nur noch selten, und an feuchten Stellen finden auch Frösche und Kröten ihr Fortkommen. Wo Wasser vorhanden ist, fehlt die Landplage der Moskitos nicht, und der Reisende wird bei Nacht auch oft durch Grillen in seiner Nachtruhe gestört, die im Verein mit den Termiten ihm das Leben oft recht sauer machen. Weitere Annehmlichkeiten verdankt er den Busch-, Erd- und Wasserwanzen, und in staubigen Gegenden sind auch Motten zahlreich vorhanden. Wilde Bienen trifft man häufig, selten dagegen Schmetterlinge, für welche als Ersatz die unzähligen, meist schwarzgefärbten, aber auch grünlichblauen und goldschillernden Käfer dienen müssen. Im Hochsommer hört man aus den Büschen das schrille Singen des Heimchens, und dann finden sich auch die Heuschreckenschwärme ein, welche das wenige spärliche Grün, das den Boden bedeckt, vernichten.

In bezug auf Pflanzen und Tierwelt ist also das Hinterland von Angra Pequena immerhin nicht ungünstig gestellt, und wenn das Land nicht so wasserarm wäre, könnte es unter der Hand fleißiger Kolonisten gewiß leicht eine Produktivität erreichen, welche einer großen Bevölkerung reichliche Existenzmittel bieten würde, während jetzt im ganzen Groß Namaland, welches Norddeutschland an Größe gleichkommt, nur etwa 25 000 Menschen leben. Die Frage der Wasserversorgung ist daher für Angra Pequena und sein Hinterland von der größten Wichtigkeit, und ihr wird sich in erster Reihe die Aufmerksamkeit jener zuwenden müssen, welche versuchen wollen, das jetzt noch zum weitaus größern Teile öde Land ertragsfähiger zu machen.

Von dem flachen Küstensaume, welcher landeinwärts in welliges Steppenland übergeht, steigt an der Küste zwischen dem Oranje und dem 26.° südl. Br. das Hinterland in drei breiten Felsterrassen empor und senkt sich dann wieder ostwärts zur Kalahariwüste. Infolge der Gestaltung dieser Felsterrassen haben nur wenige Flüsse sich einen Weg zur Küste gebahnt, und die meisten derselben führen nur während eines Teiles des Jahres Wasser. Der unterirdische Wasserreichtum des Landes ist überhaupt sehr gering. Die Sanddünen des Küstenstrichs lagern hauptsächlich auf Granit, Gneiß und krystallinischem Schiefer, welche nur wenig wasserführende Schichten zu enthalten scheinen, sodaß natürliche Quellen sehr selten sind. Eine dauernd fließende Quelle, welche der Missionär Büttner 5 Meilen südöstlich von Schleppmannsdorf entdeckte, enthält soviel Salz, daß ihr Wasser untrinkbar ist, und die heißen Quellen, welche bei Rehoboth, Windhuck und anderen Orten im Damaraland fließen, kommen, nach ihrer hohen Temperatur (+ 50° C.) zu schließen, aus einer

beträchtlichen Tiefe, und die vielen mineralischen Bestandteile, welche sie enthalten, lassen sie zu Trinkwasserquellen nicht geeignet erscheinen. Man bleibt also auf jene Quellen angewiesen, welche ihre Entstehung dem Regen verdanken, und die Regenverhältnisse sind glücklicherweise so günstig, daß wenigstens einiger Ersatz für die fehlenden natürlichen Quellen vorhanden ist. Wir besitzen wenigstens aus Damaraland ziffermäßige Angaben über die Menge des dortigen Regens, welche wir dem Missionär Herrn Viehe in Omaruru verdanken, und aus diesen geht hervor, daß die Niederschläge in Damaraland etwa ein Drittel jener bilden, welche in Deutschland vorkommen. Bei uns fließt aber eine nicht unbeträchtliche Regenmenge unbenutzt ab, und überhaupt klagen unsere Landwirte meist über zu große Nässe, sodaß die Regenmenge in Damara- und Namaland durchaus nicht als unbedeutend bezeichnet werden kann. Sie bewirkt doch, daß während der Regenzeit die öden Steppen sich rasch mit frischem Grün bedecken und eine Zeitlang vortreffliches Viehfutter in Menge liefern. Gelänge es also, die Wasserfrage einer befriedigenden Lösung zuzuführen, so würde einer Ausnutzung des bis jetzt unfruchtbaren Bodens nichts mehr im Wege stehen.

Da die Natur Angra Pequena und seinem Hinterland Wasser versagt hat, bleibt, wenn man das Land für Kolonisation geeignet machen will, nichts übrig, als den Versuch zu machen, Wasser auf künstlichem Wege zu erlangen. Versuche mit artesischen Brunnen waren das Naheliegendste, und Herr Lüderitz hat auch bereits nach Wasser bohren lassen, aber ein befriedigendes Ergebnis ist bis heute nicht erzielt worden. Daß von artesischen Brunnen nicht viel zu erwarten sei, ging schon aus einer Äußerung des Missionärs Büttner hervor, welcher unter Hinweis auf den geologischen Aufbau des Landes davor warnte, von Bohrungen große Erfolge zu erwarten. „Es ist a priori gewiß nicht zu leugnen," sagte er, „daß irgendwo in der Tiefe der Gebirge auch wasserführende Schichten zu finden seien, aber ich glaube nicht, daß dieselben im Nama- und Damaraland nahe unter der Oberfläche zu suchen sind. Wie ich das Land kenne, bezweifle ich sehr stark, daß von demjenigen Regenwasser, welches über diese Länder sich ergießt, viel in die Erde hineindringt, da es vielmehr durch Verdunstung zu rasch verschwindet; ausgenommen sind nur die eigentlichen Flußbetten. Es könnte sich also meines Erachtens bei der Erbohrung von artesischen Brunnen in den Felsen nur um das Auffinden von Wasseradern handeln, welche von dem über das Hochplateau niederfallenden Regen gespeist werden. Ich möchte meiner Erfahrung nach dringend raten, sich nicht zu sehr auf Ungewisses zu verlassen, und mein Urteil über die artesischen Brunnen dahin zusammenfassen, daß ich fürchte, das Wasser werde erst in großer Tiefe, also heiß und mit mancherlei gerade nicht sehr erwünschten Ingredienzien verbunden zu finden sein." [22]) Auf Wasser, welches durch Graben von Brunnen erlangt wird, darf man also wohl kaum rechnen, dagegen dürfte sich auf anderem Wege Abhilfe für die Wassernot finden lassen: durch Anlage von Zisternen und Teichen, in welchen man das Regenwasser aufzufangen sucht.

Derartige Wassersammler sind schon an verschiedenen Stellen Südwest-Afrikas, wo ähnliche klimatische und Bodenverhältnisse wie in Angra Pequena vorhanden sind, angelegt worden, und man hat mit ihnen zufriedenstellende Ergebnisse erzielt. Auch sind jetzt schon im Hinterland von Angra Pequena einige künstliche Wasserbehälter vorhanden, welche ihren Zweck vollkommen erfüllen. Das Land besäße längst schon eine größere Anzahl, wenn die Missionäre, welche die Eingeborenen vergebens zur Ausführung solcher Anlagen zu bewegen suchten, über die Mittel verfügt hätten, sie selbst auszuführen. Den deutlichsten Beweis, daß es möglich ist, auf diesem Wege neue große Wasserstellen zu schaffen, hat die Cooper mining Company geliefert, bei deren Kupfergruben in dem Gebirge zwischen Rehoboth und Otyimbingue solche zu finden sind. Durch Dammbauten, durch welche die Wassermenge der Gebirgsbäche während der Regenzeit aufgefangen wurde, hat man auch schon jenseits des Oranje in Klein-Namaland dauernde große Wasserbecken geschaffen.

Für die Möglichkeit der Anlage solcher im Hinterlande von Angra Pequena sprechen die Spuren natürlicher Teiche und Seeen, welche sich einst dort befanden, und einige heute noch vorhandene kleine Seeen.

[22]) Siehe Export, 1884, Nr. 47, Seite 742

Der Missionär Büttner hat etwa 5 Meilen von der Küste entfernt im Namaland mehrere große Wasserbecken gefunden, welche während des ganzen Jahres nicht austrockneten, vielmehr stets zum Überlaufen voll waren trotzdem hunderte von Rindern zu ihnen zur Tränke kamen, und in der Nähe von Otyimbingue liegt z. B. ein kleiner See, der auch nie austrocknet. Früher müssen solche Seeen viel zahlreicher gewesen sein, denn man trifft in ganz Damaraland weit ausgedehnte Lager von Süßwasserkalk. Solche Wasserbehälter ließen sich auch heute noch herstellen, denn das Gestein, welches den Boden des Landes bildet, ist ihrer Anlage günstig. Granit, Gneiß und Schiefer sind schwer durchlässig, und der aus ihnen bestehende Felsboden liegt überall in geringer Tiefe unter der Sanddecke, sodaß man leicht künstliche Teiche und Zisternen in demselben anlegen könnte, um während der Regenzeit das Wasser zu sammeln.

Auf eine andere unerschöpfliche Wasserquelle für Lüderitzland hat Ingenieur R. Balkwitz aufmerksam gemacht. Das Seewasser läßt sich nicht nur für das Küstenland, sondern auch einige Meilen landeinwärts verwerten. „Ohne auch nur ½ Gramm Kohle zu gebrauchen, lassen sich mit Hilfe des Windes sehr bedeutende Wassermassen heben und durch Kanäle landeinwärts leiten (Umkehrung der Anlagen Hollands) und dann vermöge der Sonnenwärme in einfach konstruierten Verdunstungskasten in Süßwasser umwandeln, wobei noch unreines Salz als Nebenprodukt gewonnen würde. Ferner dürfte es durchaus zweckmäßig sein, Seewasser in flachen, offenen Gräben landeinwärts zu leiten und der Verdunstung zu überlassen; die hierbei verdunsteten Wassermengen kämen als Tau und Regen dem Lande zum großen Teil wieder zu gute, sicher aber würden die Regenverhältnisse dadurch günstiger werden. Bei Anlage solcher Gräben wäre natürlich auf die Bodendurchlässigkeit zu achten, denn nur zu leicht könnte man bei zu durchlässigem Boden statt fruchtbarer Äcker eine Salzwüste erhalten.“ [23])

Aus alledem geht hervor, daß Angra Pequena nebst seinem Hinterland keineswegs eine so wasserarme Wüste ist, als man gemeinhin anzunehmen pflegt, und daß auch die Möglichkeit einer vermehrten Bewässerung nicht ausgeschlossen ist. Viel trostlosere Gegenden als Angra Pequena sind durch künstliche Bewässerung der Kultur gewonnen worden, und wenn es z. B. den Mormonen gelungen ist, in ihrer großen Salzseestadt den Wassermangel auf künstlichem Wege zu beseitigen, so muß ähnliches auch in Angra Pequena möglich sein. Alles weist darauf hin, daß eine künstliche Bewässerung dort auf keine großen

[23] R. Balkwitz, Zur Frage der Wassergewinnung und des Ersatzes für Kohlen in Lüderitzland. Export, 1884, Nr. 49, Seite 780.

Schwierigkeiten stoßen würde, und wird diese durchgeführt, dann wird auch der durchaus nicht unfruchtbare Boden für den Anbau geeignet werden. Nur an einzelnen Stellen, sagt Büttner, wo der vom Meere ausgewaschene Sand vom Winde zu Dünen zusammengeweht ist, möchte eine Bepflanzung ebenso schwierig erscheinen, wie an den Dünen der deutschen Seeküste, und doch möchte sich auch in jenen Dünen noch so manches durch rationelle Anpflanzung der Naragurke erzielen lassen, welche gerade in den nie beregneten, sondern nur vom Seenebel befeuchteten Dünen der Küste fortkommt. Sonst ist das Land von Angra Pequena durchaus nicht so unfruchtbar wie jene sandigen Haiden in Westpreußen und Masuren. Da der Boden fast überall aus Urgestein besteht, so enthält er auch alle Stoffe, welche für die kräftige Entwickelung der Pflanzen notwendig sind. Er ist nicht sowohl unfruchtbar als unbefruchtet, so lange das Wasser fehlt, um die dem Schoß der Erde anvertrauten Keime zu wecken. Wo überhaupt Wasser genug vorhanden ist, da wächst Alles mit der Kraft des Tropenklimas.

Eine günstige Lösung der Wasserfrage[24]) ist auch von großer Wichtigkeit für den Bergbau. Die von Ingenieur Balkwitz vorgeschlagenen Verdunstungskasten und die Sonnendampfmaschinen, welche Missionär Büttner vorschlägt und die auch in Europa bereits verwendet werden, dürften genügen, um Motoren von einigen Pferdekräften zu treiben und Kohlen großenteils entbehrlich zu machen. Die Hauptsache bleibt jedoch dabei, daß den Abbau lohnende Erzlager in Lüderitzland gefunden werden. Herr Lüderitz hat keine Kosten gescheut, um durch tüchtige Bergbeamte sein Besitztum nach mineralischen Schätzen durchforschen zu lassen, aber ein befriedigendes Resultat scheint bisher nicht erzielt zu sein. Dadurch ist allerdings noch nicht erwiesen, daß in Angra Pequena und seinem nächsten Hinterland an Bergbau überhaupt nicht zu denken ist. Jenseits des Oranje befinden sich in Klein-Namaland große Kohlenlager, und der Erzreichtum des Hinterlandes der Walfischbai ist unbestritten, es liegt also zum mindesten die Vermutung nahe, daß auch Lüderitzland noch manche Schätze birgt, welche nur der Hebung durch einen glücklichen Entdecker harren, und die Billigkeit erfordert, abzuwarten, welchen Verlauf die Untersuchungen nehmen, und dem Unternehmen eine Probezeit zuzugestehen, anstatt das Land gleich kurzweg ohne nähere Prüfung für eine wertlose „Sandbüchse" zu erklären.

Weiter nördlich, im Gebiet der Hereró, im Hinterland der Walfisch-Bai, hat der Bergbau noch vor wenigen Jahrzehnten eine wichtige Rolle gespielt. Sein Aufschwung hing dort mit den großen Erfolgen zusammen, welche ein afrikanischer Eroberer errang, der sich vom Führer einer Räuberschar zum Herrn eines Gebietes emporschwang, welches größer war als das deutsche Reich, da er mit vollem Recht in seinen Briefen sich als das Oberhaupt von Nama-, Damara- und Ovamboland bezeichnen konnte. Jonker Afrikaner war ursprünglich nur der Führer einer der Jägerscharen, welche, durch den Wildreichtum des Hererólandes angelockt, immer weiter aus Groß-Namaland nach Norden vordrangen, um dort neue Jagdgründe zu suchen. Die Eingeborenen vermochten sie nicht zu hindern, in ihrem Gebiet den Elefanten, den Strauß und die Antilope zu jagen, denn die Eindringlinge waren mit Feuergewehren bewaffnet, gegen welche sie mit ihren Speeren und Pfeilen nicht aufzukommen vermochten. Die Jäger fanden bald Anhang, teils unter ihren Stammesgenossen in Groß-Namaland, welche bisher vor den kräftigen und an Zahl ihnen überlegenen Hereró stets hatten zurückweichen müssen, teils unter den Berg-Damara, welche zwischen den Hereró zerstreut lebten. Die Berg-Damara sind die Zigeuner Süd-Afrikas, „ein Volk von Sklaven und Vagabunden, das nur den einen Gedanken hat, sich den Bauch mit irgend etwas, das nach etwas Eßbarem aussieht, vollzustopfen, mit Gummi arabicum oder zerklopften Baumwurzeln, das den Ameisen den gesammelten Grassamen aus ihren Löchern hervorholt, und für das es keine größere Freude zu geben scheint, als wenn die Heuschrecken das Land überfallen, weil dann für sie beständig Kost vorhanden ist." Solches Volk schloß sich in Menge der Jägerschar Jonker Afrikaners an, weil es in seinem Gefolge hoffen durfte, an der reichen Beute teilnehmen zu können, welche die Feuerwaffen der Jäger in Aussicht stellten, und ein Verschmelzen der mannigfaltigen

[24]) Eine Übersicht über die Aussichten derselben bietet: Die Wasserfrage und der angebliche Wüstencharakter Angra Pequenas. Von Adolph Werl. – Leipziger Tageblatt, 1884, Nr. 356 und 357.

Elemente, aus denen die Jägerschar bestand, wurde durch die gemeinsame Sprache sehr erleichtert. Jonker Afrikaner war der Sohn eines Räuberhauptmanns, der in der Geschichte der Kapkolonie oft genannt wird. Obwohl in der Jugend getauft, war er doch ein wunderbares Mischungsprodukt von Christentum und Heidentum, von Zivilisation und barbarischer Raubgier, bei alledem unstreitig ein talentvoller Mann, welcher imstande war, Großes zu leisten, und nur sein mit den Jahren immer mehr sich steigender Hang zum Trunke verhinderte, daß seine Laufbahn mit besseren Erfolgen endete. Jonker Afrikaner begnügte sich nämlich bald nicht mehr mit der Jagd im Lande der Hereró, sondern er trat auch überall, wo er seine Stammesgenossen bedrängt und bedrückt fand, als ihr Beschützer auf. Die Beute, welche seine Leute aus den kleinen Fehden ihrer Stammesgenossen mit den Hereró heimbrachten, lockte zu neuen Einfällen in das an Herden reiche Gebiet, und die Jäger verwandelten sich allmählich in Räuber. Um einen Vorwand zu neuen Einfällen war Jonker Afrikaner nie verlegen, und da die anarchischen Zustände im Land der Hereró einen erfolgreichen Widerstand der letzteren verhinderten, brachte jeder Raubzug reiche Beute. Jonker Afrikaners Stamm vermochte zwar kaum 150 Krieger zu stellen, aber er gebot stets über eine große Schar, da der Ruf seiner Thaten und die Hoffnung auf Beute von nah und fern allerhand Volk herbeilockten, welches unter seiner Führung sich bereichern oder doch wenigstens angenehm leben wollte. Händler und Hausierer fanden sich in seinem Kraal ein, denn es wurde bald bekannt, wie viel Vieh er auf seinen Raubzügen erbeutete, und die Händler hofften, bei ihm billiger zu kaufen, als bei den Hereró. In dieser Erwartung täuschten sie sich auch nicht, denn Jonker Afrikaner war Vieh um jeden Preis feil. Sehr oft kaufte er den Händlern ihre ganzen Warenvorräte ab und sandte erst nachher seine Leute aus, um die als Kaufpreis zu liefernde Anzahl Vieh zu rauben. Der Viehhandel aus Hererôland nach Kapstadt nahm einen großartigen Aufschwung, und beide Teile, die Händler sowohl als die Leute Jonker Afrikaners standen sich dabei gut, da die ersteren für einen fetten Ochsen nur 5 Pfund Schießpulver schlechtester Sorte zahlten, während die letzteren doch so viel Vieh zum Verkauf bringen konnten, daß die Vornehmeren in Jonkers Gefolge, namentlich seine männlichen und weiblichen Verwandten, in Sammt und Seide gekleidet einhergingen. Jonker Afrikaner wußte die Händler wohl zu schätzen, und er bot alles auf, um den Verkehr mit ihnen zu erleichtern. Die nach der Walfisch-Bai führenden Straßen wurden in guten Stand gesetzt, Bäume gefällt und Büsche ausgerodet und Steinmassen weggeräumt, um den Boden für die Wagen der Händler möglichst zu ebnen, und die Walfisch-Bai selbst wurde zu einem vielbesuchten Handelsplatz, wo namentlich nach der Ankunft eines Schiffes stets ein reges Leben und Treiben herrschte, da die Eingeborenen dann große Herden ans Ufer trieben, die sie um jeden Preis hingaben, um nur etwas von den Waren zu erlangen, welche die Händler führten.

Der lebhafte Verkehr der Eingeborenen mit Europäern hatte zur Folge, daß die Aufmerksamkeit der letzteren bald auch auf die Schätze gelenkt wurde, welche der Boden des Landes barg. Durch die Händler kam ans Kap die Kunde von ungeheuren Kupfererzlagern, die im Hinterlande der Walfisch-Bai vorhanden sein sollten. Da die Händler berichteten, daß das Erz in vielen Gegenden offen zu Tage liege, und ihre Berichte sich als wahr erwiesen, bildete sich Mitte der fünfziger Jahre die Walfishbay copper mining Company zur Ausbeutung der Lager. Das Unternehmen wurde über Hals und Kopf ins Leben gerufen, und ohne lange Vorbereitungen begann mit sinnloser Hast die Ausbeutung. Die Erze, welche der Boden barg, waren nach den Anschauungen der Eingeborenen eine res nullius, deren sich jeder bemächtigen konnte, der Lust danach hatte. Der Eröffnung von Minen stand also nichts im Wege, und die Abgabe, welche Jonker Afrikaner von jeder nach Walfisch-Bai beförderten Wagenladung Erz erhob, war gering; sie betrug für die Wagenladung im Gewichte von 4000 bis 5000 Pfund nur 20 Mark. Schwierigkeiten bereitete nur die Ausbeutung selbst, denn es fehlten alle Arbeitskräfte, welche zum Bergbau und zur Verwertung der Erze nötig waren. Wirkliche Bergleute waren selten, es fehlten Schmiede und Wagenmacher, welchen man die Ausbesserung der vom Kap hergebrachten Wagen hätte übergeben können, und ebenso war Mangel an Leuten, die man als Wagenführer verwenden konnte. Den Eingeborenen fehlten alle Kenntnisse, sie waren auch der schweren Bergwerks-

arbeit abgeneigt und kamen daher für das Unternehmen kaum in Betracht. Man mußte Arbeiter aus Europa beziehen, Bergleute aus England, Schmiede, Wagenmacher, Handwerker aller Art, und eine Menge Abenteurer, welche der Handel mit den Leuten Jonker Afrikaners herbeigezogen, fand Anstellung als Aufseher in den Minen und auf den Transportstationen. Ein Beispiel von der Hast, mit der man ans Werk ging, bietet der Bau des Stationsgebäudes an der Walfisch-Bai. „Da man Fundamentierungsarbeiten für dieses Haus vergessen, wurde dasselbe brevi manu statt auf Steine auf Säcke Salz gebaut, welche freilich bis auf diesen Tag bei dem trockenen Klima ihren Dienst noch nicht versagt haben." Bei Otyimbingue, wo sich die Hauptmine befand, und bei den anderen kleineren Minen wurden großartige Gebäude aufgeführt, überhaupt alles auf großem Fuße eingerichtet, als ob der zu erwartende Ertrag der Minen unermeßlich wäre und man gar nicht nötig hätte, mit dem Gelde haushälterisch umzugehen. Das Geschäft ging in der That trotz aller Mißwirtschaft in der Verwaltung vortrefflich, aber die Herrlichkeit der Bauunternehmer fand plötzlich ein unerwartetes Ende.

Die Lungenseuche des Rindviehs war aus Transvaal eingeschleppt worden, und da man ihr anfangs keine Beachtung schenkte, verbreitete sie sich rasch und richtete furchtbare Verheerungen unter den Herden an. Die Hereró kannten die Seuche nicht und hielten sie, da die Erkrankungsfälle einen langsamen Verlauf nahmen, auch nicht für gefährlich, die Europäer aber, welche den Viehreichtum des Landes für unerschöpflich hielten, waren zu bequem, Vorsichtsmaßregeln anzuordnen. So konnte die Seuche eine riesige Verbreitung erlangen und machte sich bald den Bergbauunternehmern in unangenehmer Weise bemerkbar. Scharenweise wurde ihr Zugvieh immer wieder hinweggerafft, es fehlte bald an Ochsen zur Bespannung der Lastwagen, die Erztransporte aus den Minen zur Küste gerieten ins Stocken, und das Ende der stetig wachsenden Kalamität war der Bankerott der Minengesellschaft.

Die Gebäude und Anlagen der bankerotten Gesellschaft gingen durch Kauf in den Besitz des Schweden Andersson über, der als Begleiter des Reisenden Francis Galton nach Damaraland gekommen war und sich dort niedergelassen hatte. Dieser unternehmende Mann erlangte durch Konzentrierung des Handels in seiner Hand eine solche Macht, daß er sich ungestraft die größten Gewaltthätigkeiten erlauben konnte und die Eingeborenen neben der Gewaltherrschaft des alten Jonker nun auch noch jene des Weißen zu ertragen hatten, der, auf sein großes Gefolge von Europäern und Knechten pochend, vor nichts zurückschreckte. Vielleicht schwebte ihm der Gedanke vor, sich zum König eines großen Eingeborenenreiches in Süd-Afrika aufzuschwingen, und die Ereignisse, welche bald darauf eintraten, schienen so kühnen Plänen nicht ungünstig zu sein.

So lange der alte Jonker lebte, vermochten die Hereró gegen die Namas nicht aufzukommen, umsoweniger, da einer ihrer eigenen Häuptlinge, Katyamuaha, mit Jonker gemeinsame Sache machte und ihm gegen einen Anteil an der Beute gegen seine Stammesgenossen Beistand leistete. Als aber kurze Zeit nach Jonkers Tode (1860) auch Katyamuaha starb, änderte sich rasch die Lage. Kamaherero, der Nachfolger Katyamuahas, hielt nun den Augenblick für gekommen, sich von der Herrschaft der Namas zu befreien und selbst die erste Rolle zu spielen. Da ein Kampf gegen die mit Feuerwaffen ausgerüsteten Namas aussichtslos war, solange seine Leute nicht gleiche Waffen besaßen, beschloß er, sich solche zu verschaffen. Während die Vornehmen Jonkers sich auf der Jagd befanden, ließ Kamaherero alles Vieh derselben durch seine Leute nach Otyimbingue treiben und verkaufte es dort Andersson gegen Gewehre und Munition, so daß er mit einem Schlage über eine Heeresmacht gebot, welche ebenso gut ausgerüstet war wie die Unterdrücker seines Volkes. Die Namas waren jedoch nicht gesonnen, deshalb auf ihre Herrschaft zu verzichten, sie nahmen unter Führung des Sohnes Jonkers, Christian Afrikaner, den Kampf auf, und ein jahrelanger Krieg zwischen Namas und Hereró war die Folge. In einer Schlacht bei Otyimbingue fiel Christian Afrikaner, aber sein Bruder Jan Jonker Afrikaner setzte den Kampf fort. Die Hereró fanden einen schätzenswerten Bundesgenossen an Andersson, der sein schnell erworbenes Vermögen während des Krieges verloren hatte, da große Ochsentransporte, welche er auf dem Landwege nach dem Kap sandte, unterwegs von den Namas weggenommen wurden. Eine Zeitlang konnte er sich als das faktische Haupt der Hereró betrachten, und wer weiß, welchen Verlauf sein Abenteuer-

leben noch genommen hätte, wenn ihm nicht in einer Schlacht eine Kugel das Bein zerschmetterte. Der nun invalide Führer hatte seine Rolle ausgespielt, und der Häuptling Kamaherero, der bisher als aufmerksamer Beobachter im Hintergrunde geblieben, wurde der Erbe seines Einflusses.

Lange noch tobte der Kampf fort, bevor es den Missionären, welche sich indessen im Lande niedergelassen hatten, gelang, den Frieden wieder herzustellen. Der Handel, der während der Kriegsjahre sehr zurückgegangen war, blühte wieder auf, aber die Verhältnisse hatten sich doch wesentlich geändert. Statt der Namas, welche dem Händler geraubtes Vieh zutrieben, hatte dieser nun mit Herero zu unterhandeln, die zwar viel Vieh besaßen, von guten Stücken sich aber nur schwer trennten und höhere Preise verlangten als die Namas, denen ihr Raub um jeden Preis feil war. Im Verkehr mit den Jägern dagegen bildete sich allmählich der Gebrauch aus, Vorschüsse zu geben, wodurch der Grund zu großen Übelständen gelegt wurde. Es gefiel den Eingeborenen über alle Maßen, daß der Weiße sie jetzt mit Waffen, Pferden, Proviant u. s. w. versah, kurz sie mit allem ausrüstete, was sie zur Jagd brauchten, und das Schuldenmachen fand so viel Anklang, daß es bald kaum noch einen Eingeborenen gab, der nicht im Schuldbuche eines Europäers stand. Viele wanderten von einem Händler zum andern, blieben allen schuldig, und erst wenn ihnen niemand mehr borgen wollte, begannen sie dem ersten Gläubiger abzuzahlen, um sich dadurch neuen Kredit zu eröffnen und dann wieder schuldig bleiben zu können. Dazu kam noch, daß der Händler nicht mehr so sicher war wie zu Jonker Afrikaners Zeiten. Die Namas konnten, seitdem die Herero erstarkt waren, nicht mehr wie früher in die guten Jagdgründe eindringen, und da mit der verminderten Jagdbeute ihr Einkommen abnahm, suchten sie den Ausfall auf andere Weise zu decken. Mancher Händler wurde geradezu ausgeplündert, indem die Namas von den angebotenen Waren sich aneigneten, was ihnen gefiel, ohne ans Bezahlen zu denken. Da eine Obrigkeit, bei der er sich beklagen konnte, nicht vorhanden war, schwieg der Händler und ließ sich widerstandslos berauben, aber er merkte sich die Räuber und wußte sich gelegentlich schadlos zu halten. Sobald er einmal erfuhr, daß seine Schuldner auf der Straußenjagd glücklich gewesen, war der Augenblick gekommen, in dem er sich bezahlt machen konnte. Er kam mit einigen Knechten auf die Werft seiner Schuldner und ließ sich neben ihnen am Feuer nieder. Während er mit ihnen plauderte, erschienen von verschiedenen Seiten bewaffnete Reiter, welche die Werft umringten. Da auch die am Feuer sitzenden Leute des Händlers noch ihre Waffen in den Händen hatten, sahen die Namas ein, daß Widerstand unnütz sei, und sie zahlten gutwillig ihre Schuld, indem sie die erbeuteten Straußenfedern hergaben. Die Freundschaft wurde dadurch nicht gestört, denn der Händler, der nun seine Bezahlung erreicht hatte, gewährte gern wieder Kredit.

Jonker Afrikaner.

Der „Krach" kam dann am Kap zu derselben Zeit wie in Europa. Da Waffen und Munition, welche nach Damaraland transitierten, am Kap hoch verzollt werden mußten, verfielen die Händler auf den Gedanken, dieselben von Europa direkt einzuführen und so den hohen Transitzoll zu umgehen. Infolge dessen wurde aber Damaraland mit europäischen Waren so überschwemmt, daß die Preise mit rasender Schnelligkeit heruntergingen und das ganze Geschäft durch die Schleuderpreise ruiniert wurde. Die europäischen Waren wurden entwertet, während die Jagd immer weniger Ertrag abwarf, da die einst unzähligen Elefanten und Strauße durch das rücksichtslose Vorgehen der Jäger, welche auf keine Schonzeit achteten, fast ganz ausgerottet

wurden, was ein solches Steigen des Elfenbeinpreises zur Folge hatte, daß Elfenbein in Ovamboland zeitweilig teurer war als in London. Die Eingeborenen, welche die europäischen Waren nicht mehr entbehren konnten, sahen sich, um sich dieselben zu verschaffen, nun gezwungen, ihre Herden zu veräußern, und für den seit Jonkers Tode vernachlässigten Viehhandel eröffneten sich wieder günstige Aussichten.

Wie in anderen Gegenden Afrikas die Missionen zugleich als Handelsgesellschaften auftraten, so suchte auch hier die deutsche Missionsgesellschaft ihre Stationen auszunutzen, leider mit sehr ungünstigem Erfolg. Sie wollte ganz Groß-Namaland mit einer Kette von Handelskontoren überziehen, von denen aus Vieh nach den Kupferminen in Steinkopf in der Kapkolonie getrieben werden sollte, wo tausende von Arbeitern beschäftigt waren. Trotz des vielversprechenden Anfangs war die Gesellschaft in kurzer Zeit zur Liquidation gezwungen. Wie es kam, daß das Unternehmen so rasch scheiterte, ist aus den vorliegenden Angaben nicht leicht zu ersehen. In Steinkopf, schreibt darüber Missionär Büttner, sollte also die Haupteinnahmequelle der Gesellschaft sein, weil dort das eingehandelte Vieh an die Kupferminenleute verkauft werden konnte. Desto größer der Schrecken, als gerade das dortige Geschäft beim Abschluß des zweiten Jahres eine ganz ungeheure Unterbilanz von gegen 200000 Mark, wenn nicht mehr, ergab! Wo das Geld eigentlich geblieben, ist unklar, der dortige Verwalter hatte es eben irgendwie verbummelt, und derjenige Mann, welcher von Kapstadt aus das ganze afrikanische Geschäft leiten sollte, war vielleicht am wenigsten geeignet, die Geschäfte der Gesellschaft nach diesem schweren Schlage wieder in Gang zu bringen. Manches möchte mich beinahe zu der Ansicht bringen, daß er nur systematisch seine eigene Gesellschaft zu ruinieren suchte. Es ging nun alles immer mehr zurück. Als man sich entschloß, von Barmen aus jemand nach Süd-Afrika zur Revision des ganzen Geschäftes abzusenden, dazu auch noch einen Mann, der bis dahin dem ganzen ferne gestanden, war es zu spät! Die Einzelnheiten entziehen sich wohl der öffentlichen Besprechung. Nur den Abschluß möchte ich noch beschreiben: jener erwähnte „Chef" des afrikanischen Geschäftes hatte zuletzt so viele Forderungen an seine eigene Gesellschaft in Händen, daß man es vorzog, ihm dafür in Bausch und Bogen alles zu überlassen, was in Damaraland der Missionshandelsaktiengesellschaft noch an Mobilien, Immobilien und Waren gehörte. Und in kurzer Zeit hatte jener Mann natürlich auch an diesem Geschäfte verdient.

Zu dem Unternehmen war die Missionsgesellschaft in Barmen nicht etwa durch den Wunsch verleitet worden, sich durch den Handel mit den Eingeborenen zu bereichern. Der Missionär Hahn hatte die Überzeugung erlangt, daß eine erfolgreiche Thätigkeit für das Christentum unmöglich sei, wenn man mit derselben nicht eine zivilisatorische Thätigkeit vereine. „Es lag nahe zu hoffen, daß es auf die gesamte geistige Entwickelung der Eingeborenen in Damaraland einen günstigen Eindruck machen würde, wenn man ihnen wenigstens in einigen Stücken die Art europäischer Arbeiter, das Leben europäischer Familien ad oculos demonstrieren könnte. Sie würden dann sehen, wie es allerdings noch eine andere Welt gäbe als die, in der sie von ihrer Väter Zeiten zu leben gewohnt. Sie sahen freilich dergleichen auch schon am häuslichen Leben des Missionärs selbst, aber da meinten die Hereró immer wieder, dergleichen sei eben für einen „Lehrer", der ein ganz besonders gearteter Mensch sei, nichts Auffallendes, sie selbst seien aber anders geartet. Wenn sie nun aber auch noch an anderen Leuten, die nicht „Lehrer" sind, sehen würden, wie sie anders lebten als sie selbst, so würde dann die Möglichkeit des Fortschreitens auch für sie aufdämmern." Deshalb bemühte sich Missionär Hahn, die Gründung einer Kolonie zu ermöglichen, in welcher außer den Missionären noch andere Europäer ansässig wären. Mit einer Schar Handwerker und Ackerbauer kam Hahn im Jahre 1864 nach der Walfischbai, kurze Zeit nach der Erhebung der Hereró gegen die Hottentotten, und er gründete die erste Niederlassung in Otyimbingue, wo sich damals das Hauptquartier der Hereró-Häuptlinge befand. Da Andersson die von der bankerotten Minengesellschaft erworbenen Gebäude zu verkaufen wünschte, ergriff Hahn die Gelegenheit, die Missionsgesellschaft zur Herrin großer Grundstücke zu machen, und schloß den Kauf mit Andersson ab. Zum erstenmal wehte eine deutsche Flagge in Afrika über einem Land, welches Deutschen gehörte, aber dieser ersten deutschen Kolonie waren schwere Unglücksfälle beschieden, welche den in jüngster

Zeit erworbenen erspart bleiben mögen. Die Kolonie gedieh anfangs vortrefflich, eine Schmiede, eine Wagenmacherei und eine Gewehrmacherei wurden errichtet, und die Thätigkeit der deutschen Arbeiter fand soviel Anklang bei den Eingeborenen, daß sich bald einige als Lehrlinge meldeten. Während in den Werkstätten und in Feld und Garten fleißig gearbeitet wurde, errichtete Hahn auch eine Schule für die Knaben der Eingeborenen, welcher er den stolzen Namen Augustinum Seminar gab. Diese Schule hat jedoch unstreitig segensreich gewirkt, denn aus ihr gingen eine Menge junge Männer hervor, welche als Angestellte auf den Stationen vortreffliche Dienste leisteten. Je mehr die Kulturarbeit gedieh, desto größer wurde auch das Ansehen der Missionäre, deren Bemühungen es schließlich gelang, den Frieden zwischen den streitenden Völkern zu vermitteln. Da der Missionsgesellschaft das nötige Kapital fehlte, um allen Anforderungen des sich rasch hebenden Handels zu genügen, wurde in Barmen eine Aktiengesellschaft gegründet, welche mit einem Kapital von 180000 Mark, das später auf 708000 Mark erhöht wurde, den Handel im Damaraland im Großen betreiben sollte. Welches Ende dieses von der Missionskolonie getrennte Aktienunternehmen fand, ist schon oben erzählt worden, aber die Geschichte desselben enthält so manches für koloniale Unternehmungen sehr lehrreiche Kapitel, weshalb hier der Art und Weise des Handelsbetriebes auf den Stationen der Missionshandelsgesellschaft noch einige Worte gewidmet sein mögen.

Die Gesellschaft war eine deutsche, und sie war daher bemüht, deutschen Waren in Damaraland Eingang zu verschaffen und die den dortigen Markt beherrschenden englischen Erzeugnisse möglichst zu verdrängen. Das war keine leichte Aufgabe, umsomehr da einzelne der Fabrikanten, mit denen die Gesellschaft in Verbindung stand, noch dem heute glücklich überwundenen Prinzip „billig, aber schlecht" huldigten, welches das deutsche Fabrikat sosehr diskreditiert hat. Die Ware, welche sie lieferten, war so schlecht, daß die Eingeborenen sie nicht kaufen wollten. Trotzdem gelang es den unermüdlichen Bemühungen der Agenten der Gesellschaft, einzelnen deutschen Erzeugnissen, so z. B. den deutschen Kattunen, an Stelle der englischen den Markt zu sichern, und die „deutschen Zeuge" wurden unter den Herero so beliebt, daß sie gar keine anderen mehr tragen wollten.

Der gangbarste Handelsartikel in Hereroland, dessen Absatz sich immer noch steigerte, waren Kleider. Die zum Christentum Bekehrten legten die Schurzfelle und Lendentücher ab und nahmen europäische Kleidung an, aber auch Nichtchristen fanden Behagen an derselben, und bald zählten die nach europäischer Art Gekleideten nach Tausenden. Die Herero waren gute Kunden, denn sie begnügten sich nicht mit einem Anzug, sondern mancher zog zwei oder gar drei Paar Beinkleider eins über das andere an. Für den Anzug von festem Molskin erhielten die Händler 60 bis 80 Schilling, für Schuhe und Stiefel (mit Gummizügen) 15 bis 25 Schilling, und auch hier war der Verbrauch ein großer, da die einheimischen Schuhmacher zerrissene europäische Schuhwaren nicht auszubessern verstanden. Auch Hemden, Hüte u. s. w. wurden in großen Mengen verkauft. Während für die Männer meist fertige Anzüge eingeführt wurden, verfertigten die Frauen ihre Kleidungsstücke selbst aus dem beliebten deutschen Kattun, dem sogenannten Blaudruck, von dem sie eine Yard mit 1 sh. 6 p. bezahlten.

Großen Aufschwung nahm der Waffenhandel, da Kamaherero unabläßig bestrebt war, sein Volk inbezug auf Ausrüstung „auf der Höhe der Zeit" zu erhalten. Afrika ist das Absatzgebiet für alle in Europa abgeschafften Systeme von Militärgewehren, und so strömten denn auch nach Damaraland alle Gewehrsorten, welche dieses Jahrhundert geschaffen, von Gewehren, mit welchen noch die Soldaten des ersten Napoleon ausgerüstet waren, bis zu den modernen Hinterladern. Preußische Miniegewehre vermochten sich nicht einzubürgern, weil das Visier den Eingeborenen zu viel Schwierigkeiten bereitete und auch das Kaliber nicht die Größe hatte, an die sie gewöhnt waren, dagegen erfreuten sich die Westley Richards, welche sowohl als Vorder- als auch als Hinterlader gebraucht werden können, dauernder Beliebtheit. Daneben blieben die alten Steinschloßgewehre immer noch gefragt, denn viele gaben ihnen den Vorzug vor allen anderen Gewehren, weil sie im Besitz einer solchen Waffe nicht der Gefahr ausgesetzt waren, sie wegen Mangels von passenden

Zündhütchen nicht benutzen zu können. Beim Pulver kam es wie in ganz West-Afrika auf die Qualität nicht an, wenn nur recht viel für geringen Preis geboten wurde. Die Hereró zahlten 3 Schilling für das Pfund, mochte das Pulver nun gut oder schlecht sein, und so wurden denn selbstverständlich nur schlechte Sorten eingeführt. Die Hauptkäufer waren die Häuptlinge, welche nach Kamahereros Beispiel darauf bedacht waren, im Frieden große Pulvervorräte für den Kriegsfall anzuhäufen. Erschwert wurde das Geschäft durch den Transitzoll, den die Kapkolonie von allen das Kap passierenden Waffen- und Munitionssendungen erhob, die nach Damaraland bestimmt waren, da man es nicht gern sah, daß die benachbarten Völker mit Waffen versorgt wurden, welche sie vielleicht eines Tages gegen die Kapkolonie verwenden würden. Für jeden Gewehrlauf mußte 1 Pfund Zoll entrichtet werden, für einen Pistolenlauf wurden 10 Schilling und für Munition $12^1/_2$ % des Wertes als Zoll erhoben. In Otyimbingue wurden für ein Gewehr anfangs 8 fünfjährige Ochsen verlangt, aber später gingen die Preise herunter und man konnte ein preußisches Miniegewehr oder eine Perkussionsflinte schon für 3 Pfund kaufen. Eifrige Jäger, welche den Wert einer guten Büchse zu würdigen wußten, zahlten gern für eine solche höhere Preise, und es wurden für gute Hinterlader-Doppelbüchsen 500 Mark und mehr bezahlt.

Die Missionshandelsgesellschaft konnte sich mit dem Vertrieb mancher Artikel befassen, welche früher der Händler auf seinem Ochsenwagen wegen des schwierigen Transports nicht führen konnte, und die größere Mannigfaltigkeit des Angebots steigerte bald die Reihe der Bedarfsartikel der Eingeborenen ganz bedeutend. Durch die Missionäre und Kolonisten hatten sie Wohnungen kennen gelernt, in denen es sich besser leben ließ als in ihren bisherigen, und die Magazine der Handelsgesellschaft boten ihnen das zum Bau solcher Wohnungen nötige Material und eine Menge Einrichtungsstücke für dieselben. Da Holz, welches zu Bauten oder zu Schreinerarbeiten verwendet werden konnte, ein sehr seltener Artikel war, wurde viel Holz eingeführt, aber auch fertige hölzerne Hausbestandteile, Thüren, Fenster und dergl., ferner Tische, Stühle, Kasten und andere Möbel, und der Hereró, der sein neues Wohnhaus mit Glasfenstern versehen wollte, fand in den Magazinen der Gesellschaft auch Fensterglas. Hausgeräte und Werkzeuge aller Art, sowohl für den Handwerker als für den Ackerbauer, waren in reicher Auswahl vorhanden, von den sehr geschätzten eisernen Kochtöpfen, welche in der ersten Zeit mit einer Kuh bezahlt wurden, bis zu Messern, Sägen, Bohrern, Spaten, Äxten, Pflügen u. s. w. Die Magazine waren ferner sowohl mit fertigen Wagen als auch mit allem zur Wagenfabrikation Nötigem versehen, mit Wagenteilen, Eisenstangen zu Reparaturen, Schrauben, Nägeln, Jochen, eisernen Ketten, Zeltleinwand zum Bedecken der Wagen, mit Satteln und Zaumzeug, und auch Pferde, die aus der Kapstadt eingeführt wurden, konnte man in ihnen kaufen, so daß ein Hereró Gelegenheit hatte, sich dort nicht nur vom Kopf bis zu den Füßen neu zu bekleiden, sondern sich auch bis zu den geringsten Kleinigkeiten alles anzuschaffen, was er zur Einrichtung eines Hausstandes brauchte.

Jonker Afrikaners Frau.

Während solche im afrikanischen Importgeschäft meist ungewöhnliche Artikel immer mehr Käufer fanden, ging der Umsatz der gewöhnlichen afrikanischen Tauschartikel, der Perlen und des Eisendrahts rasch zurück. Schließlich waren nur noch Perlen von einer bestimmten Farbe und Größe verkäuflich, und wurden immerhin noch nicht schlecht bezahlt.

Typen aus dem Hererólande. 1. David Christian — 2. Manane — 3. Heidnischer Hottentotte — 4. Jan Jonker. — 5. Kamm. — [illegible]

Außer diesen Artikeln wurden auch Lebensmittel, namentlich Kolonialwaren, in Menge eingeführt, Kaffee, Thee, Reis, Zucker, Tabak u. s. w., auch Mehl, Salz und Schiffszwieback. Große Vorräte solcher Waren lagerten stets in Otyimbingue, weil von dort die nach dem Innern ziehenden Wagenkolonnen ihren Proviant für die Reise mitzunehmen pflegten.

Trotz des gesteigerten Umsatzes war für Erleichterung der Warenzufuhr noch so gut wie gar nichts geschehen. Antwort auf einen Brief nach Europa konnte man erst nach 6 Monaten erwarten, denn alle für die Walfisch-Bai bestimmten Sendungen gingen über Kapstadt, wo sie auf Segelschiffe überladen wurden, welche einen Monat zur Fahrt nach der Walfisch-Bai brauchten. Dort angelangt, blieben die Waren in den Magazinen liegen bis Wagen aus dem Innern ankamen. Nur die Zahl der Wagen hatte sich vermehrt. Anfangs führte der Kaufmann seine Wagen selbst, später aber, als die Eingeborenen erkannten, daß der Warentransport für sie zu einer guten Einnahmequelle werden könne, kamen sie selbst mit ihren Wagen an die Küste und boten ihre Dienste an. Es war ein mühsames Stück Arbeit, das sie zu verrichten hatten, allerdings mühsamer für die Zugtiere als für die Menschen, doch auch für die letzteren nicht ohne eine Menge Mühseligkeiten. Für die Zugtiere war eine Fahrt aus dem Innern nach der Küste stets eine Reise auf Tod und Leben, und sie wurden von den Eingeborenen für die Reise durch den wasserlosen Landstrich förmlich trainiert. Wenn die Ochsenwagen aus dem Innern herauskommen, berichtet Büttner, halten sie noch einmal eine letzte Rast bei Usab auf der Ebene; der Ausspannplatz ist dort etwa zwei Stunden von dem Tsoachaubbette entfernt, in dem die Ochsen etwas Futter finden. Nachdem hier etwa zwei Tage geruht sind, geht es an die Weiterreise, am Morgen. Die Ochsen kommen nun also zwei Stunden weit, ehe sie ins Joch gespannt werden. Und nun bleiben sie volle vierundzwanzig Stunden im Joch, denn wenn auch ab und zu ein wenig angehalten und ausgeruht wird, so ist doch für die armen Tiere unterwegs weder Wasser noch Futter zu finden. Man bricht gewöhnlich nach dem Frühstück von Usab auf und ist am andern Vormittag an den Packhäusern von Walfisch-Bai. Aber auch da bekommen die in der glühenden Sonne und in dem dürren Lande doppelt ausgedursteten Tiere nichts. Zwar eilen diejenigen Ochsen, welche noch nicht an der See gewesen sind, sobald sie aus dem Joche ausgespannt sind, nach dem Ufer und brüllen verwundert, wenn sie trotz des vielen Wassers ihren Durst nicht löschen können, aber sie können das Seewasser eben nicht trinken und sie müssen nun noch von der Bai mehr als drei Stunden weit die hohen Dünen auf und ab gehen, ehe sie in Wortel, einer Art Oase im Bette des Kuisibflusses, wenigstens brackes Wasser und etwas Ried zu fressen finden. Aber das Schwerste steht noch bevor; sie müssen nun wieder nach einigen Ruhetagen zur Bai zurück, wo unterdessen die Wagen beladen sind. Und nun heißt es wieder, den langen weiten Weg ohne Wasser und Futter nach Usab zurückfahren. Wenn nun die Frachtfahrer geschickt und sorgfältig handeln, jeden Augenblick gut ausnutzen, keine Kraft vergeuden, so gelingt es wohl am andern Morgen bei Zeiten, ehe die Sonne warm zu scheinen anfängt, ohne Verlust nach Usab zurückzukommen. Allerdings sind dann auch 16, 18 Ochsen vor jeden Wagen vorgespannt, und wenn einem der im Joch gehenden die Kräfte zu versagen anfangen, so wird er rasch ausgespannt, und ein Reservochs muß an seine Stelle treten. Das ausgespannte Tier wird zurückgelassen und kommt dann wohl allmählich allein nach, da es ganz gut weiß, daß es nur in Usab wieder etwas zu essen und zu trinken giebt.

Die Schwierigkeiten, mit denen der Warentransport zu Wagen zu kämpfen hat, hängen mit der Bodengestaltung des Landes zusammen, in welchem man deutlich drei wesentlich von einander verschiedene Zonen unterscheiden kann: die sandige, fast regenlose Küstenzone, das an dieselbe sich anschließende Hügel- und Gebirgsland mit schön bewaldeten Flußbetten, und als dritte und östlichste Zone ein einförmiges, flaches Steppen- und Prärienland. Durch diese wollen wir nun unsere Wanderung fortsetzen.

Mit dem Namen Hereróland bezeichnet man jetzt die Küstenstrecke vom Cunene bis zur Walfisch-Bai nebst dem dazu gehörigen Hinterland. Die Küste dieses Gebietes ist ebenso unwirtlich wie jene zwischen der Walfisch-Bai und Angra Pequena und gewährt mit den endlosen Sanddünen einen traurigen Anblick, aber Wasser

ist hier doch nicht so selten wie weiter südlich. Der Kuisib, der in die Walfisch Bai mündet, führt zwar selten Wasser und ist schon seit Jahren ausgetrocknet, und auch der Tsoachaub verschwindet im Sande, bevor er die Küste erreicht, aber sein Fall von den Bergen zum Meer ist doch so bedeutend, daß das im Sand verschwundene Wasser unterirdisch weiterfließt, sodaß in jeder Jahreszeit wenige Spatenstiche genügen, um auf eine reichliche Quelle guten Trinkwassers zu stoßen. Ihrem Wasserreichtum verdanken es die beiden Flußthäler, daß durch sie die Straßen ins Innere des Landes führen. Zwischen ihnen liegt entweder Bergwildnis oder wasserlose Steppe, denn außer in den Flußbetten ist auch hier Wasser sehr selten, abgesehen von etwa 2 Dutzend mineralhaltigen Quellen. Letztere, teils warme, teils kalte Quellen, kommen jedoch für die Kultur des Landes fast gar nicht in Betracht, da sie entweder auf Höhen oder in sehr felsigem Gebiet liegen. Angebaut ist der Boden nur in den Flußthälern, in denen sich stellenweise eine genügend dicke Ackerkrume findet. In der Walfisch Bai dagegen fehlt alle Vegetation, und der Trinkwassermangel ist dort ebenso groß wie in Angra Pequena. Das Trinkwasser für die dort lebenden europäischen Agenten muß aus Kapstadt zugeführt werden, denn die nächsten Brunnen sind mehrere Stunden von der Küste entfernt, durch hohe Sand dünen von ihr getrennt, und liefern überdies nur brackiges Wasser. An Leben fehlt es aber in der Walfisch-Bai nicht, da der ungeheure Fischreichtum des Meeres unzählbare Scharen von Vögeln anlockt. Längs der ganzen Küste, auf den Lagunen und auf den während der Ebbe trockenen Sandbänken wimmelt es von Flamingos, Pinguinen, Pelikanen, Möven und allerhand Taucher vögeln, deren buntes Gefieder einige Abwechslung in die einförmige Landschaft bringt. Soweit das Auge zu sehen vermag, erblickt es weiße, rote und braune Flecke, denn dort sitzen und stehen die Vögel beisammen, einzelne wie Regimenter in Reih und Glied, und andere flattern über uns in der Luft oder schießen plötzlich blitzschnell herab, um einen Fisch zu erhaschen, der einen Moment lang aus dem Wasser emporschnellte. Auf der spiegelglatten Wasserfläche sieht man schwarze Massen daherschwimmen, hunderte von Haifischen und große Kabeljaue, und zuweilen erscheinen auch noch die Walfische, denen die Bai ihren Namen verdankt.

Die Walfisch-Bai wird durch eine von Süd nach Nord sich erstreckende Landzunge gebildet und liegt nach Norden offen, da aber Nordwinde an der ganzen Südwestküste Afrikas nicht in Betracht kommen, bietet die Bai einen sichern, ruhigen Ankerplatz. In dem etwa 200 □ Kilometer großen Raum, den die Landzunge begrenzt, fände eine große Flotte genügenden Raum, und der aus Sand oder Schluff bestehende Grund macht die Bai zu einem sehr guten Ankerplatz. Leider treibt der im Juni und Juli heftig wehende Ostwind große Massen Sand von den Dünen in die Bai, sodaß sie immer seichter wird, und der lose Sand vergrößert auch die Landzunge immer mehr und droht mit der Zeit den Eingang zu der Bai völlig zu verschließen.

„Die Westseite und Mitte der Walfisch-Bai ist flach und mit Sandbänken durchsetzt, so daß größere Schiffe in einer Entfernung von 2—5 engl. Meilen ankern müßten. Die Ostseite ist zwar tiefer, doch macht die Breite der Bai das Wasser sehr unruhig bei nördlichen und südwestlichen Winden, und Landungs- und Verladungsarbeiten würden unterbrochen werden müssen und zwar mehr als es schon jetzt am südlichen Ende der Fall ist. Durch das Herantreten der hohen Dünen an den Strand bei der Ostseite wird der zu Anlagen notwendige Raum absorbiert. Die südliche und westliche Seite des einschließenden Landes ist so flach, daß sie bei Springfluten unter Wasser gesetzt wird. Deshalb ist die Niederlassung auf ziemlich kostspielig herzustellendem erhöhtem Grunde geschehen, welcher wie eine Insel aus seiner Umgebung hervorragt.“ [25])

Gegenwärtig ist wenigstens ein Teil der Walfisch-Bai noch für die größten Schiffe tief genug, und sie ist unstreitig der beste Hafen der Südwestküste. Nach ihr kommt die weniger geräumige und auch nicht so tiefe Angra Pequena, und dann folgen, jedoch nur als Landungsplätze für kleinere Schiffe verwendbar, Sandwich Harbour, die Spencer-Bai, Ichaboe, die Prince of Wales Bai u. s. w. In dem südlich von der Walfisch Bai gelegenen Sandwich Harbour bildet ebenso wie in der Walfischbai den Hafen eine Landzunge, welche

[25]) Bericht eines Lüderitz'schen Vertreters in der Weser Zeitung.

dem wandernden losen Sand ihre Entstehung verdankt. Diese Landzunge ist erst in neuerer Zeit entstanden, und sie wächst gleich jener in der Walfisch-Bai so schnell, daß der Hafen voraussichtlich in einigen Jahren unbrauchbar geworden sein wird.

„Der Hafen ist etwa eine englische Meile im Durchschnitt breit, nur gegen Norden geöffnet und deshalb gegen die vorherrschende Südwestdünung des Ozeans vollständig geschützt. Es ist jedoch ziemlich schwer für Fremde, einzusegeln, da im Laufe der Jahre der äußerste Vorsprung sich in scharfer Biegung dem Festlande genähert hat und die Einfahrt nur in kurzer Entfernung zu erkennen ist. Durch Errichtung einiger Baken und Anstellung eines Lotsen würde die Anfahrt sehr erleichtert werden; namentlich der letztere ist bei Aufschwung der Schiffahrt notwendig, damit die Schiffe die am östlichen Rande der Einfahrt liegenden Riffe vermeiden können. Mag es dann draußen noch so arg stürmen, innerhalb des Hafens entsteht kein Wellenschlag. Die ausreichendste Tiefe für die größten Schiffe, guter Ankergrund, die Möglichkeit, in der Nähe der ankernden Fahrzeuge Landungsvorrichtungen zu treffen, kaum hundert Schritte vom Strande entfernt gutes Trinkwasser — alles dies vereinigt sich, um einen Naturhafen zu bilden, wie er an dieser Küste wohl schwerlich zum zweiten Male wieder vorkommen dürfte. Leider wird durch die rings herum liegenden hohen Dünen dieser so günstige Platz vom Innern des Landes abgeschnitten, und alle Vorteile des Hafens werden nur dann von wirklichem Werte sein, wenn eine bessere Verbindung mit dem Inlande hergestellt werden kann, entweder eben unterhalb (südlich) von Sandwich Harbour durch Drahtseilbahn über die Dünen hinweg nach der Hochfläche und von dort das linke Ufer des Kuisipflusses hinauf, oder aber nördlich des Strandes eine Drahtbahn, dann bis Fredrickshamm eine Bahn und von dort eine Drahtbahn über die Dünen weg zum Kuisip. Der jetzige Landweg läuft von Sandwich Harbour nördlich an den zirka 6 englische Meilen weit dicht am Strande sich erhebenden Dünen hin, so daß nur bei Ebbezeit ein Passieren möglich ist. Hier treten die Dünen zurück, einen Streifen Flachland freigebend, welcher durchsetzt mit kleinen Sandhügeln, 3—6 englische Meilen breit, hier und da mit sogenanntem Quellgrase bestanden ist und ein notdürftiges Futter für das Schlachtvieh der weißen Bevölkerung von Sandwich Harbour und Walfisch-Bai darbietet. Frisches Wasser wird auf dieser Strecke bis etwa 5 englische Meilen von hier auf den verschiedensten Stellen gefunden. Der Weg tritt dann auf die Walfisch-Bai-Fläche und vereinigt sich dort mit der großen Landstraße nach dem Innern. Etwa 25 Meilen nördlich von Sandwich zweigt sich abermals eine Landzunge von etwa 5 englischen Meilen Länge ab, deren Endpunkt Pelikan Point genannt wird. Eben hierdurch wird die englische Besitzung Walfisch-Bai gebildet."

Nur in der Walfisch-Bai und ihrer nächsten Umgebung trifft man auf den Sanddünen eine dem traurigen Landschaftscharakter entsprechende Vegetation, die blätterlose Narastaude, welche aus stacheligen Ranken besteht. Sie kämpft einen aussichtslosen Kampf gegen die von Süden herandrängenden Sanddünen, welche sie immer wieder überdecken, so oft sie auch aus der Sandhülle ihre Ranken zum Licht emporstrecken mag. Die melonenartige Frucht, welche sie trägt, bildet außer dem Ertrag des Fischfangs die Nahrung von 300 bis 400 Topnaars (Namas) d. i. Leute, die an der Spitze (holländisch: Top) wohnen. Sie leben in elenden Hütten, welche sie mit entsetzlich mageren Hunden teilen, an der öden Küste der Bai. Der Sandhügel, auf welchem die Packhäuser stehen, ist ein Werk der ersten deutschen Missionäre. Dieselben haben ihn vor etwa 25 Jahren aufgetragen und so den Platz zu ihrer ersten Niederlassung den Wellen abgerungen.

An den bald breiter, bald schmäler längs der Küste sich hinziehenden sandigen Landstrich, in welchem es fast nie regnet, und auf den auch dann, wenn es draußen auf dem Meere heftig stürmt, kaum einige Tropfen fallen, schließt sich ein zweiter, welcher schon mehr, jedoch unregelmäßig von Regen befruchtet wird. Man hat einen mühsamen Marsch zurückzulegen, bevor man diese Gegend erreicht, in der die Gewitterregen eine üppige Vegetation aus dem Boden hervorrufen. Längs des Weges liegen bleichende Gerippe von Zugtieren, welche erschöpft zurückgelassen wurden, sich nicht mehr bis zur nächsten Quelle nachschleppen konnten, und verschmachteten. Wenn das Mondlicht die Sandflächen überflutet, gewinnen die Gerippe ein gespenstiges

Aussehen, und die Einbildungskraft gestaltet sie leicht zu allerlei phantastischen Formen. Oft senken sich dichte Nebel herab, welche die Gegend so verhüllen, daß der kundigste Führer sich nicht mehr zurecht zu finden vermag und sich, wenn endlich der Morgen kommt und die Sonne den Nebel zerstreut, anstatt in der Nähe des Wassers in einer trostlosen Einöde befindet, aus welcher er erst nach langem Herumirren zur bekannten Straße gelangt. Durch solches Abkommen vom Wege können Menschen und Tiere in die schlimmste Lage geraten. Während der Zug sich noch schwerfällig durch den tiefen Sand vorwärts bewegt und alles nach irgend einem Anzeichen späht, welches die Nähe des Tjoachaub verkünden würde, tauchen in der Ferne Sträucher und Bäume auf, zwischen denen verlockend die Wasserfläche eines Sees blinkt. Der Ochsentreiber läßt sich dadurch nicht täuschen, er weiß, daß hier auf viele Tagreisen in der Runde kein See vorhanden ist, und er verfolgt ruhig seine Bahn, aber die Hunde, welche das Wasser auch bemerkt haben, stürmen auf dasselbe zu, um ihren Durst zu löschen — da verschwindet plötzlich die Fata Morgana, und mit eingekniffenem Schwanz kehrt die enttäuschte Hundeschar langsam zum Wagenzug zurück.

Endlich ist die sandige Strecke überwunden, und man gelangt in freundlichere Gegend, welche dem von der Fata Morgana vorgezauberten Bilde nicht unähnlich ist. Das Bett des Tjoachaub birgt reichlich Wasser, Schilf wächst an den Ufern, und dahinter erheben sich Gebüsche und Bäume, unter denen man vereinzelt auch schon große Sykomoren und eine Tamariskenart bemerkt, aber mit Ausnahme dieser beiden scheinen alle Bäume und Gebüsche dem Reisenden das Vordringen verwehren zu wollen, da sie alle teils gerade, teils gekrümmte Dornen haben, welche schmerzhafte Wunden verursachen. Nach einem Regen sprießt überall, wo zwischen dem Gestein Erde vorhanden ist, büschelförmiges Gras hervor, dessen Halme der Straußenfeder ähnlich sind. Dazwischen wachsen Aloen und andere strauchartige Gewächse, Euphorbien (Euphorbia candelabra) erheben sich bis zu einer Höhe von 15 Fuß, und Mimosen-Bäume und dorniges Buschwerk bilden in den Thälern oft undurchdringliche Wälder. Hier war vor 25 Jahren das Eldorado der Jäger. Hier wimmelte es von den edelsten und größten Antilopen, von Springböcken, Gemsböcken, Giraffen und Zebras, große Herden Elefanten und Strauße belebten die Flußthäler und Steppen, das Rhinoceros war zahlreich vorhanden und im Dickicht hausten Löwen, Panter und Hyänen. Das ist nun alles anders geworden, die Büchsen der Nama haben furchtbar unter dem Tierreichtum des Landes aufgeräumt, und die großen Herden der Steppentiere haben sich weiter nordostwärts zurückgezogen. Der Elefant ist vollständig aus dieser Gegend verschwunden, der Strauß sehr selten geworden, und nur das wilde Perlhuhn (Guinea fowl) nistet noch zahlreich in den Gebüschen. Dagegen ist das Land jetzt reich an Schlangen, Skorpionen, giftigen Spinnen, Tausendfüßlern u. s. w., welche in dem zerklüfteten, steinigen Boden prächtige Schlupfwinkel finden. Unter den Schlangen befindet sich eine 25 Fuß lange, welche bei Nacht wie ein Schaf meckert. Sie wird besonders gefürchtet, da schon ihr Hauch giftig ist und der ganze Körper des Menschen, den derselbe trifft, sich mit einer Geschwulst bedeckt, welche nicht früher schwindet, als bis der ganze Giftstoff durch Schwitzen aus dem Körper entfernt ist.

Menschen trifft man nur in der Nähe der Flußbetten, wo das Wasser stellenweise in so geringer Tiefe unter dem Sande fließt, daß man es leicht mit der Hand aufgraben kann. In den dichten Wäldern ist Wasser selten, dagegen befinden sich noch, wie schon oben erwähnt, meist auf steinigen Höhen etwa zwei Dutzend heiße oder kalte Quellen. Die Wassernot wird von Jahr zu Jahr größer, da die Regenmenge stetig abnimmt, infolge dessen auch z. B. der Kuisib, der noch anfang der sechziger Jahre die Walfisch-Bai erreichte, jetzt schon fern von derselben im Sande verschwindet und in manchen großen Flußbetten seit länger als einem Vierteljahrhundert kein Tropfen Wasser mehr vorhanden ist. Nur der östliche Teil des Hererolandes hat noch eine ausreichende Regenmenge, im westlichen wird die Regenabnahme immer fühlbarer. Die Regenzeit tritt dort längst nicht mehr zur bestimmten Zeit ein, der wolkenbringende Ostwind ist schwächer, der kalte Westwind stärker geworden. Was die Ursache dieser überraschenden Erscheinung ist, weiß man nicht. „Man will ferner bemerkt haben, daß der vom südlichen Eismeer kommende und dicht an der Bai vorbeigehende Meeresstrom

in den letzten Jahren bedeutend kälter geworden sei. So viel steht fest, daß die Küste immer mehr versandet, die Sandberge immer höher werden, der regenlose Strich an der Küste entlang immer breiter wird, und daß Dürren immer häufiger vorkommen. Die alten Hereró wollen weder Dürren noch Heuschrecken gekannt haben, behaupten auch, daß früher die Regenzeit zur bestimmten Zeit eingetroffen sei.“[26])

An diesen schönsten Teil des Hererólandes reiht sich als dritter das Hochplateau, eine einförmige Prärie, in welcher die Landschaft überall dasselbe Aussehen hat. Überall sieht man dieselben Busch- und Baumarten, zwischen denen hohes Gras wächst, das in seinen oberen Teilen immer dürrer wird, je näher die neue Regenzeit heranrückt, und das sich nach einer Erfrischung durch die Gewitterwolken zu sehnen scheint. Der Boden ist fruchtbar, und in einer Tiefe von 5 bis 6 Fuß trifft man überall Wasser, aber niemand denkt hier an Ackerbau. Den Hereró bieten die weiten Prärien prächtige Weiden für ihr Vieh, und an Tränkstellen für dasselbe ist hier kein Mangel, da überall Löcher in den Boden gegraben sind, durch welche das unter der Lehmschicht stehende Wasser bloßgelegt ist. Bei jeder Werft der Hereró sieht man solche Löcher. Die größten Werften liegen in kleinen Bodensenkungen, welche, nach den Kalkablagerungen an ihren Rändern zu schließen, einst Seeen waren. Auf dem Grunde der Senkung ist unter dem noch weichen Kalktuff, welcher den Boden bedeckt, in geringer Tiefe Wasser vorhanden, und es wird aus großen Löchern geschöpft, welche die Hereró dort gegraben haben. Auch das schmale Bett des Omuramba, welches die Regenwasser durch den Lehmboden gewühlt haben, ist mit solchen Löchern bedeckt, welche als Tränkstellen für das Vieh der Hereró dienen, und große Herden derselben weiden in seiner Nähe. Der Omuramba, an dessen Ufern die Werften dicht beieinander liegen, teilt sich in den Otyituo, welcher in einer Sandebene verschwinden soll, und den in waldige Gegend verlaufenden Okaluovatyona. Am Oberlauf des Omuramba erheben sich die Etyo-Tafelberge, wo auf einer Unterlage von Granit und Kalkstein roter Sandstein lagert, der auch auf dem durch seine Quelle Otyozondyupa berühmten nahegelegenen Waterberg vorkommt. Die Etyoberge gleichen einer dem andern. „Der Sockel ist Sedimentgebirge; auf diesem liegen unordentlich hin- und hergeworfen Sandsteinblöcke, welche, von oben losgerissen, den eigentlichen Fuß des Berges bilden und von Süden, etwa bis 250 Fuß von der Fläche aus, meist terrassenförmig aufsteigen. Auf diesem Geröll steht eine höchst merkwürdige, senkrecht aufsteigende Kappe oder Kamm, welcher fast überall die gleiche Höhe von 100 bis 120 Fuß hat. Diese steile Mauer macht den Eindruck, als sei sie von Menschenhänden gemacht und Stein auf Stein hingelegt worden. Unmittelbar unter diesem Kamme entspringen die Quellen am Waterberge. In Otyozondyupa befindet sich ein großes Loch unter dem Kamme, aus welchem fort und fort ein ansehnlicher Strom schönes Trinkwasser ausgestoßen wird. Dieses verleiht dem Platze eine bedeutende Fruchtbarkeit und Schönheit, welche noch durch die amphitheatralische Lage des Platzes bedeutend erhöht wird. Die Quelle selbst ist mit riesigen Farrnkräutern und Schlinggewächsen so verwachsen, daß es schwer hält, der eigentlichen Quelle in die Augen zu schauen. Hier würde sicher ein Heiligtum stehen, wären hier jemals andere und frömmere Völker gewesen wie die jetzigen.“[27]) Wenn man den Kamm des Waterberges erstiegen hat, sieht man erst, daß derselbe eigentlich kein Berg ist und nur von Süden gesehen als solcher erscheint. Unübersehbar dehnt sich droben eine Fläche aus, welche nach NO und SW in zerklüftetes Hügelland übergeht, wo der Boden mit umhergeschleuderten Blöcken bedeckt ist, während sich das Plateau nach Norden ebenso steil senkt wie es von Süden aufstieg. Die ganze weite Fläche ist mit Laubholz bestanden, und der grasbewachsene Boden würde sich sehr gut zur Kultur eignen. Wasser ist überall reichlich vorhanden, denn das in den Boden eindringende Regenwasser findet unter der Schicht roten Sandsteins die Granitunterlage, welche ein tieferes Durchsickern unmöglich macht.

Nordwärts von den Tafelbergen ist das Land gebirgig, und in den durch das Regenwasser ausgewühlten Furchen sind viele Quellen vorhanden, denn hier regnet es mehr als in den südlicheren Gegenden, und infolge dessen ist auch die Vegetation eine üppigere. Den Hereró behagt jedoch dieser, Kaoko genannte

[26]) Hereróland, Land und Leute. — Petermanns Mitteilungen, 1878, Seite 311.

Teil ihres Landes nicht besonders, weil die hiesigen Quellen wenig Salz enthalten. Das Land ist jetzt fast unbewohnt, denn die reicheren Herero haben sich ostwärts nach den brackigen Quellen gezogen, deren Wasser ihre Herden lieber trinken, und die Raubzüge der Nama, von denen das einst stark bevölkerte Kaoko sehr heimgesucht wurde, haben auch viele Hereró nach Norden über den Cunene getrieben.

Die zu den Bantuvölkern gehörigen Hereró sind nicht die ältesten Einwohner des Landes, sondern erst am Anfang des 18. Jahrhunderts in dasselbe eingewandert. Von der Urbevölkerung, welche sie im Lande vorfanden, sind heute noch zersprengte Reste vorhanden. Solche sind die nur noch einige hundert Seelen zählenden Topmaars, die Buschmänner und die Berg-Damara. Die Buschmänner sind von den Hereró immer weiter nach Osten gedrängt worden und heute auf das Gebiet zwischen 18 bis 27° südl. Br. und 20 bis 24° östl. L. beschränkt, außerdem nur in vereinzelten kleinen Abteilungen über das Land verteilt. Sie kommen also als Bewohner des eigentlichen Hererólandes, mit dem wir uns hier zunächst beschäftigen, kaum in Betracht, und wir werden erst später Gelegenheit haben, sie näher kennen zu lernen. Wichtiger als Topmaars und Buschmänner sind die Bergdamara, ein rätselhaftes Volk, das wir schon oben als die Zigeuner Süd-Afrikas bezeichneten, von der Ausübung verschiedener schwarzer Künste lebend, indem sie Schlangen beschwören, durch geheimnisvolle Manipulationen Kranke heilen und ihre Kenntnisse heilsamer Kräuter und tötlicher Gifte zu verwerten suchen. Sie sind ohne politischen Zusammenhang, und nur die Begierde nach den Rindern der Hereró ist allen gemeinsam. Wo sich eine Gelegenheit bietet, suchen sie von den Herden der jetzigen Herren des Landes so viel als möglich durch Diebstahl oder Raub sich anzueignen, und man kann es daher den Hereró nicht verargen, daß sie sich schließlich zu einem Vernichtungskrieg gegen die Räuber bewogen fühlten, ihre Dörfer überfielen, alles was Widerstand leistete niedermetzelten, und Frauen und Kinder als Sklaven fortschleppten. Weil die Damara sich vor den siegreich vordringenden Hereró in schwer zugängliche Klüfte und befestigte Bergdörfer zurückzogen, erhielten sie den Namen Bergdamara. Seltsamerweise sprechen die schwarzen Bergdamara die Sprache der roten Nama, der südlichen Nachbaren ihres Landes. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung dürfte kein anderer sein als der, daß die vom Sambesi her nach Westen vordringenden Bantuvölker sich wie ein Keil zwischen die Negerstämme am Cunene hineinzwängten, die südlich vom Cunene wohnenden zunächst aus Kaoko vertrieben und sie dann noch weiter nach Süden drängten, wo dieselben auf die Nama stießen, von ihnen unterjocht wurden und im Laufe der Zeit ihre Sprache annahmen. Als die Nama unter Jonker Afrikaner offensiv gegen die Hereró vorzugehen begannen, fanden sie an den Bergdamara, wie schon oben erwähnt, eifrige Bundesgenossen, aber die letzteren zogen aus der Verbindung nur solange Vorteile, als Jonker Afrikaner mit eiserner Faust die Hereró niederhielt: der glücklich durchgeführte Befreiungskampf der Hereró machte der kurzen Herrlichkeit der Bergdamara ein Ende, und sie sanken rasch wieder zu ihrer heutigen unbedeutenden Stellung herab. Die Bergdamara dürften heute nur noch 30000 Seelen zählen. Rechnet man zu ihnen einen im Damaralande wohnenden Namastamm mit 2500 Seelen und 2000 an den Grenzen des Landes wohnende Bastarde aus der Kapkolonie, sowie 20000 Buschmänner hinzu, so stehen in dem weiten Gebiet des Hererólandes dem auf 110000 Seelen veranschlagten herrschenden Volke etwa 75000 Angehörige anderer Stämme gegenüber, so daß das Verhältnis ein nicht zu ungleiches wäre, wenn die dem Bantustamm nicht angehörige Bevölkerung ebenso kompakt beisammen säße wie die Hereró und nicht nomadisierend über das ganze Land zerstreut wäre.

Seitdem die Hereró in den Besitz von Feuerwaffen gelangten und die Nama vertrieben, haben sich ihre Herden bedeutend vermehrt. Einzelne Vornehme besitzen Rinderherden, welche nicht bloß nach Tausenden, sondern nach Zehntausenden zählen, und die Schafe und Ziegen, die sie besitzen, sind schier unzählbar. Ihre Herden sind ihr Stolz, und all ihr Sinnen und Trachten ist nur darauf gerichtet, eine möglichst große Herde zu besitzen. Wie ein richtiger Deutscher für den Wald schwärmt, schreibt Büttner, so schwärmen sie für ihre Ochsen, und für einen Fürsten in Damaraland giebt es kein größeres Vergnügen als anzusehen, wie seine Rinder getränkt werden. Für eine Hererógesellschaft giebt es kein interessanteres Thema, als immer wieder

die Erlebnisse ihrer Ochsen, die Stammbäume ihrer Kühe durchzusprechen. Ihres Herzens Sehnen ist erfüllt, wenn nur die Herde sich vermehrt. Daher wird auch kein Stück Muttervieh und überhaupt kein Kalb, kein Lamm geschlachtet, ja auch von den Ochsen und Hammeln wird, außer bei außerordentlichen festlichen Ereignissen, Begräbnissen und dergl. nichts angegriffen; sonst ist man zufrieden, von der Milch der Herden zu leben, von dem was die Jagd bietet, was aus der Herde von selbst stirbt.

Die Rinderrasse, welche die Hereró züchten, hat zwar einen stark entwickelten Knochenbau, ist aber nicht sehr fett. Kurzes, glänzendes Haar bedeckt den Körper, und der Schwanz endigt in einem langen Haarbüschel, welcher fast bis zur Erde reicht. Die Hörner zeichnen sich durch unglaubliche Länge aus, denn man trifft

Hottentottenkraal.

Ochsen, deren Hörner von Spitze zu Spitze gemessen 8 Fuß lang sind. Die Hörner sind zuweilen schön gebogen und gewunden. Nach der Länge der Hörner und nicht nach dem Fleischgehalt bestimmt der Hereró den Wert des Ochsen, und nächst dieser kommt die Farbe in Betracht, da eine Rinderherde umso größern Wert hat, wenn alle Tiere von gleicher Farbe sind. Die beliebteste Farbe ist hellbraun. Tiere von dieser Farbe, und nächst ihnen dunkelbraune Ochsen mit einem gelblichen Streifen auf dem Rücken sollen die stärksten und ausdauerndsten Zugtiere sein, gelbe und weiße Ochsen dagegen schwach und nicht geeignet, die Mühe der Wüstenfahrten zu ertragen. Ochsen sowohl als Kühe sind ungewöhnlich wild, und da ihre langen Hörner leicht zu einer gefährlichen Waffe werden, hat ihre Verwendung als Zugtiere große Schattenseiten, so brauchbar sie auch wegen ihrer Ausdauer und ihres schnellen Ganges sein mögen. Wenn man die Kühe melken will, pflegt man

sie am Kopfe an einen Baum festzubinden, um zu verhindern, daß sie mit den Hörnern den Melkenden verwunden, oder man bindet auch ihre Hinterbeine zusammen. Der Milchertrag ist nicht bedeutend: die beste Kuh giebt höchstens 3 bis 5 Kannen täglich, und sobald sie vom Kalb getrennt ist, giebt sie überhaupt keine Milch mehr. Stirbt das Kalb oder wird dasselbe aus irgend einem Grunde von ihr entfernt, so pflegt man seine Zuflucht zu einem komischen Mittel zu nehmen, durch das sie sich stets täuschen läßt. Man stopft, erzählt Andersson, die Haut eines Kalbes mit Gras oder Heu aus und stellt dieses nachgemachte Kalb so hin, daß die Kuh es berühren muß. Dies giebt manchmal zu lächerlichen Auftritten Veranlassung, denn während die Kuh ihren vermeintlichen Sprößling liebkost, wittert sie auf einmal das Gras oder Heu, steckt das Maul durch die Haut und verzehrt mit gutem Appetit ihren Inhalt.

Bergdamara.

Das Vieh spielt namentlich im Leben der noch heidnischen Herero eine wichtige Rolle. Wenn ein Häuptling stirbt, wird eine Menge Ochsen geschlachtet und ihr Fleisch von den Trauernden verzehrt. Man tötet zu solchem Zwecke die Tiere mit Keulenschlägen, während man sonst Opfertiere mit Speeren totsticht, zum Verspeisen geschlachtetes Vieh aber durch Ersticken tötet. Die Köpfe der bei der Totenfeier geschlachteten Ochsen werden mit den Waffen und der Kriegskleidung des Verstorbenen neben dem Grabe an einem Pfahl oder Baum aufgehängt, ein großer Steinhaufen über dem Grabe errichtet und das Ganze mit einem Gehege von Dornbüschen umgeben, um die wilden Tiere fern zu halten. Der älteste Sohn der Lieblingsgattin des Verstorbenen, sein Nachfolger in der Häuptlingswürde, verläßt nach der Beerdigung mit seiner Familie und seinen Herden die Heimat und kehrt erst nach mehrjähriger Wanderung in dieselbe zurück. „Dann begiebt er

sich an das Grab des Verstorbenen, wo er niederkniet und mit leiser Stimme ihm mitteilt, daß er mit seiner Familie und den Herden, die der Verstorbene ihm gegeben, zurückgekehrt sei. Hierauf spricht er ein Gebet um langes Leben, Gedeihen und Vermehrung seiner Herden, mit einem Worte um alles, was für einen Wilden Wert hat. Wenn diese Pflicht erfüllt ist, legt er einen Kraal an derselben Stelle an, auf welcher das Lager seines Vaters gestanden hatte; selbst die Hütten und Feuerstätten müssen soviel als möglich auf den alten Plätzen zu stehen kommen. Die Hütte des Häuptlings selbst liegt stets auf der Ostseite des eingehegten Raumes. Das Fleisch des ersten Tieres, welches hier geschlachtet wird, kocht man in einem besondern Gefäße, und wenn es gehörig zubereitet ist, teilt es der Häuptling an alle Anwesenden ohne Unterschied aus. Hierauf holt man ein Götzenbild, das aus zwei Stücken Holz besteht und den Hausgott oder vielmehr den unter die Götter versetzten Vater vorstellt; dieses Bild wird in die Schüssel eines jeden Anwesenden eingetaucht. Hierauf nimmt es der Häuptling, befestigt ein Stück Fleisch am obern Ende desselben und steckt es in den Boden fest, genau an der Stelle, wo der Vater gewöhnlich seine Opfer darbrachte. Der erste Eimer Kuhmilch wird auch an das Grab getragen und ein kleiner Teil davon auf die Erde ausgegossen, wobei Segenssprüche über den Rest der Milch ausgesprochen werden." Auch eine Menge abergläubischer Vorstellungen hängt mit dem Vieh zusammen. So essen z. B. manche das Fleisch solcher Ochsen nicht, deren Haut schwarze, weiße oder rote Flecken hat. Wenn man ihnen Fleisch schenkt, erkundigen sie sich erst genau nach dem Aussehen des Tieres, von dem dasselbe stammt, und sie hungern lieber tagelang, bevor sie vor verbotenem Fleisch auch nur einen Bissen genießen würden. Wenn im Kraal eines Häuptlings ein Ochs stirbt, muß seine Tochter einen Doppelknoten in ihre Lederschürze machen, da den Kraal sonst ein Unglück treffen würde, und dann muß sie ein Stück Holz auf den Rücken des toten Tieres legen und über dasselbe ein Gebet sprechen, in welchem sie langes Leben und Wachstum der Herden erfleht. Wie die Hereró ihre Milchgefäße nicht reinigen, so halten sie es auch für ein schreckliches Verbrechen, wenn irgend jemand ein Metall mit Milch in Berührung bringt, und mit Angst und Entsetzen sehen sie z. B. zu, wie der Europäer mit einem Löffel eine Fliege aus der Milch herausfischt, was er nach ihrer Meinung, um Unheil von sich abzuwenden, nur mit der Hand oder höchstens mit einem Span thun dürfte.

Dem Händler suchen die Hereró alles Vieh anzuhängen, das irgend einen Makel hat, Ziegen mit krankem Euter, stößige Ochsen, Kühe, welche sich nicht melken lassen u. s. w., aber sie suchen sich auch aller Tiere zu entledigen, welche ihr Aberglaube für sie unbrauchbar macht, und darunter befinden sich stets so viele schöne Tiere, daß der Nachteil, der dem Händler durch die Übernahme der schlechten erwächst, reichlich aufgewogen wird. Befinden sich doch unter den Tieren, deren sich der Hereró um jeden Preis entledigen will, die schönsten Ochsen, welchen kein anderer Makel anhaftet als der, daß sie in einer Unglücksstunde gebrüllt oder heilige Zweige benagt haben, oder daß sie auf den Aschenhaufen des heiligen Feuers getreten sind.

Ein Ochsenkauf wird übrigens nicht leicht abgeschlossen, stets gehen demselben lange Unterhandlungen voraus, welche die Geduld des Händlers auf eine schwere Probe stellen. Wehe ihm, wenn er dem Hereró gegenüber, der über seine Armut klagt und beteuert, für das angebotene Gewehr nicht mehr bieten zu können, auch nur im geringsten nachgiebt und nicht auf seiner ersten Forderung beharrt. Er hat sich dadurch ein für allemal das Geschäft verdorben und kann sicher sein, daß man ihm künftighin stets nur die allerschlechtesten Ochsen vorführen wird, da man überzeugt ist, ihm alles aufschwatzen zu können. Wenn er dagegen fest bleibt und lieber die Unterhandlungen abbricht und weiterzieht, bevor er nachgäbe, dann wird es bald bekannt, daß er ein unnachgiebiger Mann ist, und er wird seine Einkäufe ausführen können, ohne lange handeln zu müssen.

An die Stelle des Tauschhandels trat sehr bald der Kauf gegen Geld. Die Eingeborenen sahen, daß alle Europäer die Geldstücke anstandslos nahmen, und der deutschen Handelsgesellschaft, welche durch die Missionäre unterstützt wurde, gelang es daher leicht, auch die Eingeborenen zur Annahme von Geldstücken zu bewegen. Bevor noch Geld in Umlauf kam, wurde es bereits Sitte, den Wert der eingetauschten Waren in

Geld zu bestimmen. Der Händler erklärte sich z. B. bereit, einen Hammel für 12 Pfund Sterling zu kaufen, fragte aber, was der Verkäufer ihm für die 12 Pfund abkaufen wolle, und als dieser die betreffenden Gegenstände bezeichnete, wurde der Preis einer Hose mit 10 Pfund und jener eines Stückes Tuch mit 2 Pfund festgesetzt. Der Verkauf gegen Geld wurde rasch immer beliebter, weil sich Geld leicht verbergen ließ, während von eingetauschten Waren jeder Freund des Verkäufers etwas für sich in Anspruch nahm und dieser den größten Teil hingeben mußte.

Eine wichtige Rolle spielte bei allen Käufen und Verkäufen der Tabak, den die Hereró leidenschaftlich lieben. Die Art und Weise des Rauchens ist wesentlich von der bei uns gebräuchlichen unterschieden, und durch sie wird der Tabak für die Eingeborenen zu einem ebenso gefährlichen Gift wie der Branntwein. Andersson, welcher oft Zeuge der Tabakorgien der Eingeborenen war, schildert ein Rauchkollegium der Bergdamara folgendermaßen:

„Man gießt eine geringe Quantität Wasser in ein großes Horn, gewöhnlich von einer Kudu-Antilope und von 3 bis 4 Fuß Länge. Eine kurze Thonpfeife, die entweder mit Tabak oder Dacka gestopft ist, wird dann fast am äußersten Ende in das Horn gesteckt, wo sich eine kleine Öffnung befindet, welche mit dem Innern in Verbindung steht. Wenn das gethan ist, setzen sich die Anwesenden in einen Kreis und beobachten tiefes Schweigen; mit offenem Munde und vor Entzücken funkelnden Augen warten sie ab, bis die Reihe an sie kommt. Der Häuptling hat gewöhnlich die Ehre, den ersten Zug aus der Pfeife zu thun. Sobald das Mundstück des Horns seine Lippen berührt, scheint er alles Bewußtsein von dem zu verlieren, was um ihn herum vorgeht, und überläßt sich ganz und gar dem Genuß. Wenig oder gar kein Rauch kommt aus seinem Munde, und die Wirkung wird bald bemerkbar. Er verzerrt das Gesicht, die Augen werden gläsern und ausdruckslos, der Mund bedeckt sich mit Schaum, der ganze Körper zuckt konvulsivisch, und nach wenigen Minuten liegt der Raucher der Länge nach auf der Erde. Jetzt gießt man etwas Wasser auf ihn, reißt ihn gewaltsam am Har oder schlägt ihn ohne Umstände mit der Hand auf den Kopf. Alle diese zwar unangenehmen Manipulationen haben gleichwohl die Wirkung, daß er nach wenigen Minuten wieder zu sich kommt. Man hat jedoch auch Fälle, daß der Raucher auf der Stelle tot blieb, nachdem er den Magen mit dem giftigen Qualm überladen hatte.“ [27]) Die Hereró rauchen in gleicher Weise, nur ist die Wirkung des Giftes bei ihnen noch stärker, weil sie sich statt des Hornes kurzer Thonpfeifen bedienen und den Rauch einschlucken, ohne ihn im Wasser abgekühlt zu haben. Das Rauchen ist bei ihnen sosehr zur unbezwinglichen Leidenschaft geworden, daß der Gruß, mit welchem ein Hereró dem Europäer entgegentritt, meistens lautet: Tu pa o omakaya, d. i. gieb uns doch Tabak! Es bringt oft einen äußerst komischen Eindruck hervor, wenn eine Schar Hereró einem Europäer begegnet, ihn einen Augenblick stumm betrachtet, und dann wie aus einem Munde ruft: Tu pa o omakaya! Wenn ein Fremder auf die Werft eines Hereró kommt, wird stets sofort der Kaffeekessel ans Feuer gesetzt und die Pfeife gestopft, welche dann im Kreise herumgeht, wobei auch die anwesenden Knechte einige Züge thun dürfen, die jedoch gewöhnlich den Rauch verschlucken und dann betäubt hinstürzen. Wenn ein Händler in der Nähe einer Werft sein Lager aufschlug, sandte ihm der Häuptling Milch als Willkommgruß in einem großen verzierten Topf, aus dem nur vornehme Personen trinken durften, der aber deshalb doch entsetzlich unsauber war, denn die Hereró reinigen ihre Milchgefäße nie, weil sie glauben, die Kühe würden aufhören Milch zu geben, wenn das Gefäß ausgewaschen würde. Die Überbringer der Geschenke versäumten jedoch gewiß nicht, den Otyirumbu um Tabak als Botenlohn zu ersuchen. Mit dem Namen Otyirumbu bezeichnen die Hereró jeden Europäer. Das Wort bezeichnet ursprünglich einen gelben Gegenstand, und man hat es auf die Europäer übertragen, vielleicht wegen der blonden Bärte derselben, vielleicht auch nur deshalb, weil dem Hereró alles gelb ist, wofür seine Sprache kein besonderes Wort besitzt, vielleicht aber auch, weil die Hererósage den Europäer für den Abkömmling eines Löwen und einer Hereró-

[27]) Charles J. Andersson, Reisen in Südwest-Afrika bis zum See Ngami in den Jahren 1850 bis 1854. Aus dem Schwedischen von Dr. H. Lotze. Leipzig, Otto Purfürst, 1. Band, Seite 85.

frau erklärt. Das ungewöhnliche Aussehen des Fremdlings muß nun als Vorwand dienen, um von demselben einigen Tabak zu erbetteln, denn man ist über dasselbe so erschrocken, daß man glaubte gestorben zu sein, und nur etwas Tabak vermöge die erloschene Lebensflamme wieder anzufachen.

Die Europäer, mit denen die Hereró in Berührung kamen, waren außer den deutschen Missionären auf den Stationen und deutschen Händlern hauptsächlich Engländer, aber alle Verbesserungen im Handelsverkehr, welche jetzt dort eingetreten sind, verdankt man Deutschen und keineswegs den Engländern, welche letzteren vielmehr sowohl die Thätigkeit der Missionäre als den Handel der deutschen Kaufleute vielfach zu stören und zu hindern suchten.

Die Engländer hatten lange Zeit im Hererólande Handelsverbindungen unterhalten, ohne daran zu denken, sich im Lande festzusetzen und ihre Herrschaft über dasselbe auszudehnen. Erst als Beaconsfield seinen großen Plan, England die Vorherrschaft im dunkeln Erdteil zu sichern, durchzuführen begann, gewann das Hereróland eine so hohe Bedeutung, daß die dortigen verworrenen Verhältnisse rasch einer Lösung entgegendrängten. Zugleich von Süden und von Norden sollten der englischen Herrschaft die Wege in das Innere Afrikas geebnet werden, und wie Ägypten das Thor zum Sudan, so sollte das Kapland das Thor zu den reichen Gebieten am Sambesi werden, deren Schätze zu heben, die seit Jahrhunderten an der Ost- und Westküste ansässigen Portugiesen nicht verstanden hatten. Die Annexion Transvaals, ein durch nichts zu rechtfertigender Gewaltstreich, befreite England von seinem gefährlichsten Gegner in Süd-Afrika, aber das freiheitliebende Volk der Transvaalbauern war doch nicht so leicht unter das englische Joch zu beugen, wie Beaconsfield gedacht hatte. Schon wiederholt hatten sie ihre Wohnsitze verlassen und waren weiter nach Norden gezogen, um sich eine neue Heimat zu suchen, als England die Hand nach den von ihnen urbar gemachten Gebieten ausstreckte, und auch jetzt erwies sich ihre Liebe zur Freiheit mächtiger als die Anhänglichkeit an ihr Besitztum. Eine nicht unbedeutende Anzahl Transvaalbauern verließ ihre Wohnsitze und wanderte aus. Sie zogen quer durch Afrika nach Damaraland, welches ausgesandte Kundschafter als ein Land geschildert hatten, das vortreffliche Weideflächen besitze und zur Viehzucht vortrefflich geeignet sei. Ein freier Bauernstaat an der Südwestküste Afrikas mußte jedoch Beaconsfield noch viel gefährlicher erscheinen als das soeben annektierte Transvaal, da einem solchen der Zugang zum Meere offen stand, welcher jenem verwehrt war. Da man entschlossen war, die Bildung eines neuen Bauern-Freistaates um jeden Preis zu verhindern, war man selbstverständlich auch um die Mittel zur Erreichung dieses Zieles nicht verlegen und fand bald eine Handhabe, um sich in die Angelegenheiten des Hererólandes einzumischen. Beaconsfields Pläne begegneten sich hier mit den Wünschen der Bevölkerung der Kapkolonie, welche die Handelsfreiheit in der Walfisch-Bai, durch die dem Kap ein großer Teil des südafrikanischen Handels und infolge dessen auch bedeutende Zolleinnahmen entzogen wurden, längst mit scheelen Blicken betrachtete.

Als es sich um den Schutz der Erwerbungen des Herrn Lüderitz handelte, fanden sich, wie wir wissen, wiederholt in den Archiven der Kapregierung Urkunden, durch welche die Rechte des Herrn Lüderitz angeblich in Frage gestellt und Ansprüche englischer Unterthanen begründet wurden. Auch jetzt erwiesen diese Archive sich als eine unerschöpfliche Fundgrube. Man fand Briefe des Häuptlings Kamaherero, die man bisher nicht beachtet hatte, deren Wert man plötzlich erkannte. Kamaherero hatte sich wiederholt bei der Kapregierung über durch sein Gebiet reisende Europäer beschwert und gebeten, den Übergriffen derselben zu steuern. Auf diese Briefe ließ sich allerdings kein Recht zum Einschreiten im Hererólande und zur Annexion desselben gründen, aber sie gewannen an Wert durch eine offenkundige Fälschung, welche man mit der größten Unverfrorenheit als eine echte Urkunde auffaßte und die dazu dienen sollte, den englischen Ansprüchen das Mäntelchen der Legalität umzuhängen und den völligen Mangel jeder Begründung zu verdecken. Man fand nämlich in den Archiven einen Brief Kamahereros, in welchem derselbe darauf hinweist, welche reichen Hilfsquellen sein Land besitze, und die Kapregierung bittet, demselben gnädigst ihren Schutz zuteil werden zu lassen. Kamaherero, der sein Volk von der Herrschaft der Nama befreit hatte, und der stark genug war, um ohne englischen Schutz

ſich zu behaupten, ſah ein ſolcher Brief nicht ähnlich, und er war auch in der That nicht der Abſender desſelben. Als man im Hereroland von ſeinem Inhalt Kenntnis erhielt, brachte man dort auch bald heraus, wer ihn geſchrieben hatte. In einer öffentlichen Verſammlung der Herero, in welcher auch mehrere deutſche Miſſionäre zugegen waren, wurde ein gewiſſer Saul Shepherd gezwungen, einzugeſtehen, daß er den Brief geſchrieben und unberechtigt mit dem Namen des Häuptlings unterzeichnet hatte. Saul Shehperd war ein Herero, der als Knabe von dem engliſchen Reiſenden Kaptain Alexander aus der Sklaverei losgekauft und nach England mitgenommen wurde. Was ihn zu der Fälſchung bewog, iſt nicht klar feſtgeſtellt worden: vielleicht hoffte er für ſich Vorteile zu erlangen wenn Damaraland unter engliſche Oberhoheit kam, vielleicht war das Ganze eine Intrigue engliſcher Händler, welche ſich der engliſchen und ſchwediſchen Konkurrenz im Damaraland zu entledigen hofften, wenn engliſche Beamte nach Walfiſch Bai geſandt würden. Jedenfalls war allgemein bekannt, daß der Brief Kamahereros eine Fälſchung ſei, aber das hielt die Kapregierung nicht ab, auf ihn ihre Anſprüche zu gründen und ihn zu dem archimediſchen Punkt zu machen, von dem aus ſie das Thor zu den reichen Erzlagern und Weidegründen des Hererolandes aus den Angeln heben wollte.

Hereró-Frauen bei der Toilette.

Die Kapregierung ſandte einen mit den Verhältniſſen wohlvertrauten Mann, Mr. Coates Palgrave, nach der Walfiſch-Bai, um dort die Annexion vorzubereiten. Die Wahl war eine glückliche, denn Mr. Palgrave hatte lange Zeit in Damaraland gelebt, dort als Jäger und als Kupfergräber ſein Glück verſucht, und war daher den Eingeborenen kein Fremder mehr. Die Kapregierung hatte ſich ſeiner ſchon früher einmal bei der Annexion von Weſt-Griqualand bedient, und er hatte ſich damals als geſchickter Unterhändler erwieſen. Auch im Hereroland bewährte er ſich und vollführte ſeinen Auftrag raſch und gewandt. Da die Eingeborenen ihm mit großem Mißtrauen entgegenkamen, ſtellte er ſich anfangs, als habe er durchaus nicht die Abſicht, für das engliſche Protektorat zu wirken, aber insgeheim entfaltete er eine umſo regere Thätigkeit, wobei ihn Saul Shepherd und der engliſche Händler Lewis eifrig unterſtützten. Es gelang ihm allmählich, einige Hereró-Häuptlinge für ſeinen Plan zu gewinnen, und eines Tages überreichten ihm dieſelben eine Bittſchrift, in welcher ſie den Wunſch ausſprachen, daß England das Protektorat über Damaraland übernehmen und ſie gegen die Hottentotten und Buren ſchützen möge, wofür ſie einen großen Teil ihres Landes der Regierung als Kroneigentum überlaſſen wollten, überdies ſich bereit erklärten, alle derſelben erwachſenden Auslagen, welche durch jenes Gebiet nicht gedeckt würden, aus eigenen Mitteln zu beſtreiten und ſich der Jurisdiktion der engliſchen Beamten in allen Streitigkeiten mit Europäern zu unterwerfen.

Die Missionäre, vor deren Augen sich diese Komödie abspielte, hatten nicht unterlassen, die Hereró vor dem Abschluß eines solchen Vertrages zu warnen, aber ihre Warnungen waren unbeachtet geblieben. Mr. Palgrave verstand es zu gut, den Häuptlingen die Gefahren zu schildern, welche ihnen drohten, und ihnen begreiflich zu machen, daß nur das mächtige England sie vor den Buren und vor den angeblich aus den Diamantenfeldern heranziehenden raubgierigen Abenteurerscharen zu schützen vermöge. Mit der vollzogenen Thatsache hätten sich aber auch die Missionäre bald befreundet, wenn beide vertragschließenden Teile ehrlich vorgingen, denn die Herstellung geordneter Verhältnisse, welche man von einem englischen Protektorat erwarten durfte, mußte immerhin ein großer Gewinn für das Land werden. Beide Teile gingen jedoch von Anfang an nicht ehrlich vor: es zeigte sich bald, daß Kamaherero und die anderen Häuptlinge England nur solches Gebiet abgetreten hatten, welches ihnen faktisch nicht gehörte, und andererseits wurde es offenbar, daß es England nur darum zu thun war, die Buren und überhaupt jede andere Macht von Damaraland auszuschließen, daß sie aber keineswegs daran dachten, dort geordnete Zustände zu schaffen. Palgrave wußte gar wohl, daß das Schriftstück, welches sich in seinen Händen befand, augenblicklich wertlos war, aber es konnte später dazu dienen, englische Ansprüche besser zu begründen als der obenerwähnte gefälschte Brief Kamahereros, und seine Mission in Hereróland war daher zu einem befriedigenden Abschluß gelangt. Wäre es ihm und der Kapregierung darum zu thun gewesen, der Unordnung und dem Räuberwesen ein Ende zu machen, so war die Gelegenheit jetzt so günstig wie noch nie. Die große Masse der Bevölkerung hätte seinem Beginnen zugejubelt und er hätte sowohl von ihrer Seite als durch die Europäer so kräftige Unterstützung gefunden, daß es durchaus keines großen Machtaufgebotes seitens der Kapregierung bedurft hätte, um durch Vernichtung der Räuber die Sicherheit im Lande wiederherzustellen und damit ein für allemal Englands Einfluß zum herrschenden zu machen. Statt dessen zog er es vor, eine zweideutige Rolle weiter zu spielen. Während er gegen jedermann in Abrede stellte, daß Damaraland bereits unter englischen Schutz gestellt sei, ging er doch daran, von den im Lande lebenden Europäern Steuern zu erheben, und diese zahlten dieselben willig, trotzdem sie nicht gering waren, da sie dachten, die zu erwartenden Gegenleistungen der Kapregierung würden die Steuern reichlich aufwiegen. Von den großen Warenhäusern wurden je 500, von den kleineren 200, von den hausierenden Händlern 100 Mark jährlich als Steuer erhoben, aber der erwartete Schutz blieb aus. Wenn man solchen von Mr. Palgrave verlangte, war er nie um eine Ausrede verlegen und vertröstete die Dränger auf später. Dabei erreichte die Unsicherheit einen viel höhern Grad als vor seinem Erscheinen. Während er sich bemühte, mit den Nama ein ähnliches Abkommen wie mit den Hereró zustande zu bringen, und er den Nama ebenso Furcht vor den Hereró einzuflößen suchte, wie er früher die Hereró mit Nama und Buren geschreckt hatte, wurde selbstverständlich das Mißtrauen unter beiden Völkern wieder rege, und der friedliche Verkehr, den die Missionäre mühsam angebahnt hatten, wich einer gereizten Stimmung. Jeder suchte sich so viel als möglich gegen einen unerwarteten Überfall durch den andern zu schützen, und einige raublustige Gesellen machten sich die Verhältnisse zu nutze und veranstalteten wieder Raubzüge ins Nachbargebiet. So war die nächste Folge der Wirksamkeit Mr. Palgraves nicht die Herstellung geordneter Zustände, sondern das Wiederaufleben des alten Räuberunwesens, unter welchem das Hereróland einst so viel gelitten hatte.

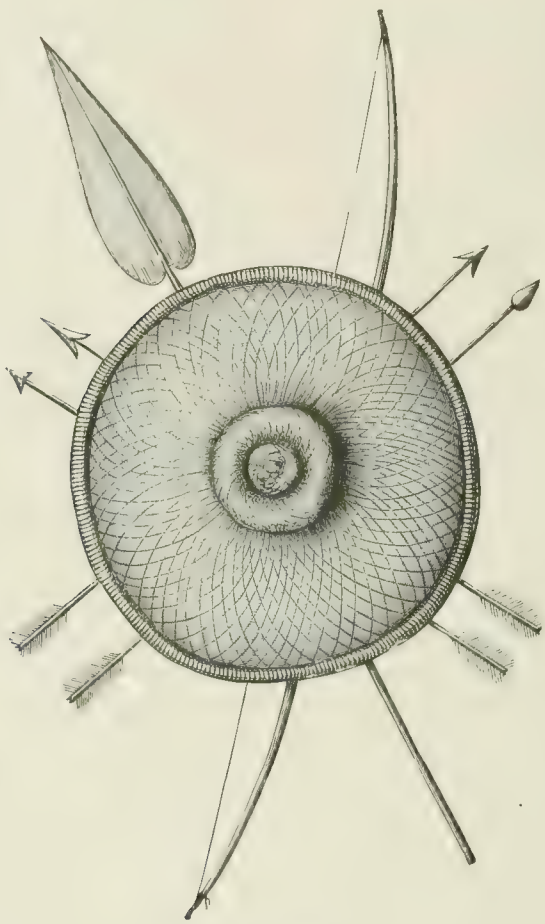
Der Ausbruch des Sulukrieges bewirkte, daß man in England jetzt noch weniger als früher Lust hatte, sich neue Verwickelungen an der Südwestküste zu bereiten, denn die Engländer bekamen an der Ostküste vollauf zu thun. Ihre Truppen wurden bei Isandhula von den Sulu geschlagen, gleichzeitig hatte die Kapkolonie Angriffe der Kaffern und Basuto abzuwehren — kein Wunder, daß sie sich jeder Einmischung in die Verhältnisse von Damaraland enthielten. Ihren Interessen genügte es, wenn das Eingangsthor zu Damaraland in ihren Händen war, und dieses sicherten sie sich, indem sie ein Kriegsschiff in die Walfisch-Bai sandten, dort die englische Flagge hissen ließen, und diese sowie alles Hinterland in einem Umkreis von 15 Meilen für britisches Gebiet erklärten. Um die Klagen der Missionäre und Händler über die wachsende Unordnung in Damaraland kümmerte man sich ebenso wenig wie um die Bitte der Häuptlinge, ihr Land unter englischen Schutz zu stellen, welche man ruhig zu

den Akten legte. Kamaherero und die anderen Häuptlinge der Herero hatten längst die Überzeugung erlangt, daß die Kapkolonie nicht imstande oder wenigstens nicht willens sei, sie gegen die Nama zu schützen und damit war ihr Interesse am Zustandekommen des englischen Protektorats erkaltet. Als die Kapkolonie die Einfuhr von Waffen und Munition nach Damara- und Namaland beschränkte, wodurch man Kriege zwischen den Eingeborenen zu erschweren hoffte, schwand unter den Herero der letzte Rest von Sympathie für England und die allgemeine Unzufriedenheit wuchs von Tag zu Tag. Auch die Europäer in Damaraland überzeugten sich allmählich, daß sie von England nicht nur keinen Schutz zu erwarten hätten, sondern daß sie durch Absperrung der Munitionszufuhr über kurz oder lang in die Lage kommen könnten, den raublustigen Eingeborenen völlig wehrlos gegenüberzustehen. „Immer mehr stellte es sich heraus, daß das Ziel der englischen Politik darauf hinausging, durch Verzögerung von allem, was die Ordnung und den Frieden wiederherstellen könnte, allmählich solche Zustände herbeizuführen, daß die Europäer, also vor allem auch die deutschen Händler wie Missionäre, das Land räumen müßten. Darauf deuteten auch allerhand Reden der englischen Beamten, welche darauf hinwiesen, daß sie den Europäern nur dann Schutz gewähren könnten, wenn diese sich nach der Walfisch Bai zurückzögen." Die Lage im Hererolande war also folgende: ohne das Protektorat über Hererland erklärt zu haben — auch die Flaggenhissung in der Walfisch-Bai war keiner Macht notifiziert worden — traten die englischen Beamten doch so auf, als ob ein solches Protektorat bestände, indem sie von Europäern Steuern erhoben, aber sie verweigerten jede Gegenleistung und gewährten namentlich keinen Schutz gegen Gewaltthätigkeiten, welche Eingeborene sich zu schulden kommen ließen.

Diese unerträglichen Zustände bewogen schließlich die Missionäre, die Gelegenheit zu ergreifen, um an einem klaren Fall zu konstatieren, daß die britischen Behörden, obwohl sie von den im Lande ansässigen Europäern Steuern erhoben, sich doch weigerten, denselben Schutz zu gewähren und Justiz auszuüben. In der Walfisch Bai, erzählt Büttner, hatte die englische Regierung als „Magistrate" einen pensionierten Major angestellt, welcher sich dort immer mehr Hoheitsrechte herausnahm. Ihm war auch ein hölzernes Haus als Dienstwohnung gebaut, nur wenig entfernt von den Packhäusern der Mission, welche damals der Obhut eines ehemaligen Bremer Steuermannes, Koch, anvertraut waren. Da geschah es dann in einer Nacht, daß ein Hottentotte, welcher in der Nähe der Bai wohnte, in Kochs Packkammer einbrach und einige Sachen stahl. Der Einbruch war am Morgen bald entdeckt. Koch schickte einige seiner Leute auf die Spur des Diebes, und bald war dieser mit denjenigen gestohlenen Sachen, welche noch in seinem Besitz gefunden wurden, nach der Walfisch-Bai gebracht. Nun wurde der Verbrecher dem englischen Magistrate vorgeführt und um Aburteilung gebeten, aber dieser, welcher unserem Agenten Koch gegenüber so oft die Redensart: I will put you to prison, geführt hatte, lachte ihn aus und meinte, er hätte andere Dinge zu thun, als Hottentotten zu bestrafen; übrigens sei Koch selbst schuld, den Mann zum Diebstahl verleitet zu haben, da die betreffenden Kammerfenster, welche der Dieb eingeschlagen, so leicht zu erbrechen gewesen. In Koch brauste nun das Seemannsblut auf, er läuft in sein Haus, holt die deutsche Fahne heraus, zieht sie auf, läßt den Dieb an den Flaggenstock bringen und ihm in landesüblicher Weise „fünfundzwanzig" im Namen des deutschen Reiches aufzählen. Der Major, welcher mit mir eine Korrespondenz angeknüpft hatte, war naiv genug, mir die ganze Geschichte brühwarm und ausführlich zu berichten, um Koch und seine Fahne lächerlich zu machen. Ich nahm die Sache natürlich sofort auf, forderte von dem Major höflichst aber bestimmt weitere Aufklärungen und erklärte ihm rund heraus: daß wir Deutschen in Damaraland zwar nicht die Absicht hätten, uns in die Gänge der britischen Politik einzumischen, aber es fiele uns auch durchaus nicht ein, der britischen Politik zu Liebe die Sicherheit unseres Eigentums gefährden zu lassen. Es würde zu weit geben die Vorgänge die sich an diesen Zwischenfall anschließen, weiter auszuführen. Es sei genug zu bemerken, daß nach längeren Verhandlungen Mr. Palgrave Veranlassung nahm, mir ganz offiziell zu erklären, künftig werde Ähnliches nicht mehr vorkommen und man würde dafür sorgen, daß an der Walfisch Bai auch Konstabler stationiert würden. Natürlich geschah auch dieses nicht, vielmehr wurde bald darauf auch der Major abberufen und so war an

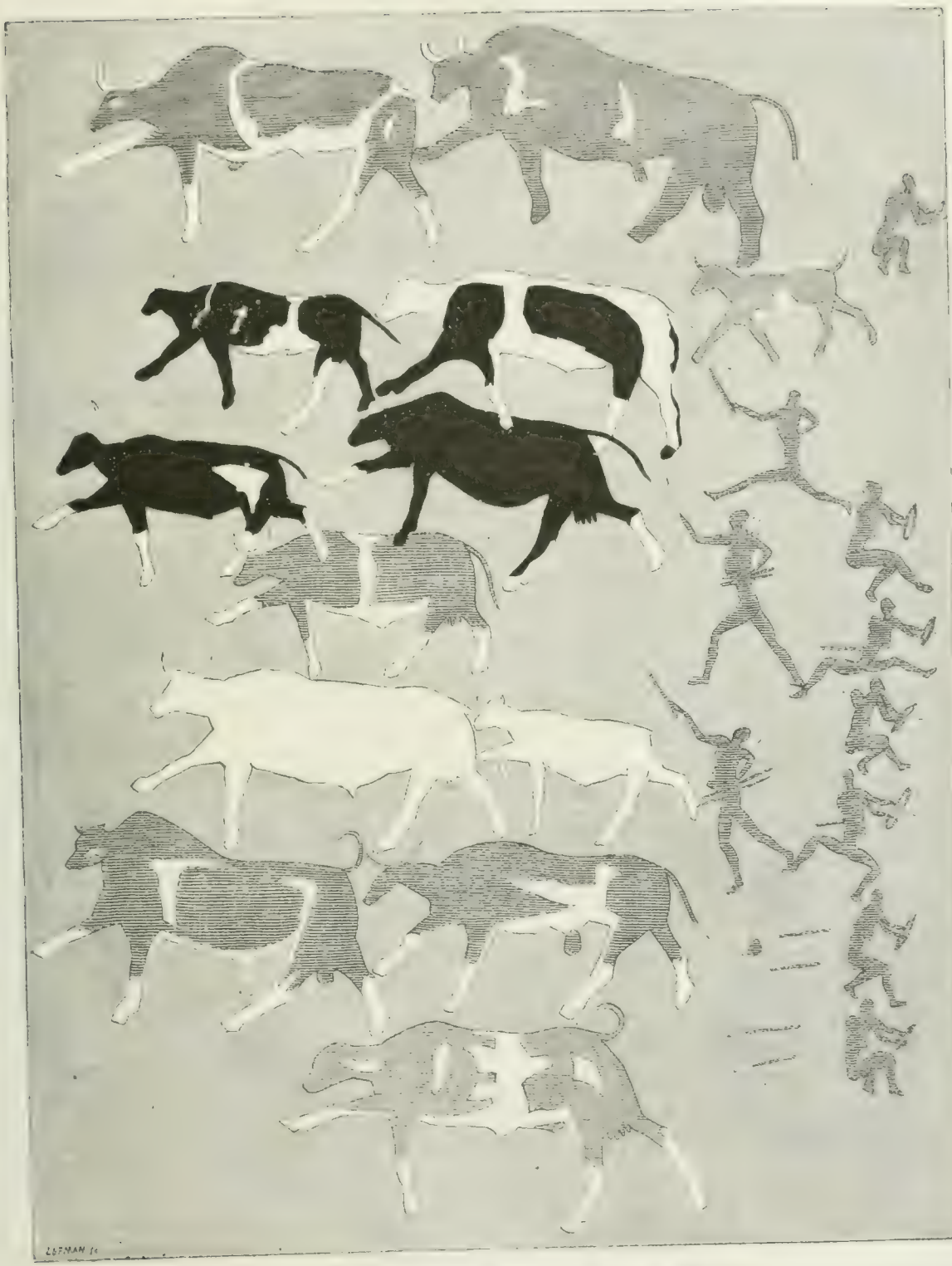
der Bai keine englische offizielle Persönlichkeit mehr stationiert, wenn nicht zufälligerweise einer der sonstigen englischen Beamten in Damaraland nach der Bai kam und dort in dem für den Magistrat gebauten Hause wohnte."

Gegenüber allem Drängen der Missionäre verschanzte Mr. Palgrave sich hinter der Erklärung, er könne als Beamter der Kapregierung hier nichts thun, da die Walfisch-Bai nicht von der Kapregierung, sondern von der englischen Krone annektiert sei. Die Missionäre konnten auf ihre Bitten um Hilfe nie mehr erlangen, als das Versprechen seitens der englischen Beamten, to help as far as possible, ihnen zu helfen, soweit es möglich sei, aber im entscheidenden Augenblick hieß es dann stets: Das ist unmöglich, hier können



Hererö Waffen.

wir nichts thun. Als Mr. Palgrave auf eine schriftliche Aufforderung der Missionäre, anzugeben, was er zur Beruhigung des Damaralandes thun könne, abermals mit Ausflüchten geantwortet hatte, dabei aber doch zugeben mußte, daß er machtlos sei, berichteten die Missionäre über die Zustände im Damaraland sowohl an die Leitung der rheinischen Missionsgesellschaft, als auch an das deutsche Konsulat in Kapstadt, und traten fortan den englischen Beamten, welche durch ihr Vorgehen alle Errungenschaften der Mission gefährdeten, offen als Gegner entgegen. Ihr mannhaftes Auftreten blieb nicht erfolglos. Im Mai 1880 kam nach Walfisch-Bai ein Befehl an die englischen Beamten, durch welchen sie angewiesen wurden, das Land zu verlassen und alle seit 2 Jahren erhobenen Steuern zurückzuzahlen.



Zeichnungen der Buschmänner auf den Felswänden.

Nun konnten die Missionäre ungestört durch englische Annexionsgelüste ihre Arbeit fortsetzen, aber sie wurden nochmals in derselben gestört durch einen neuen Krieg, der zwischen Hereró und Hottentotten ausbrach. Ihren Bemühungen gelang es, die Unruhen auf ein verhältnismäßig kleines Gebiet zu beschränken, und da die Nama in fast allen Gefechten den Kürzern zogen, war es nicht schwer, sie friedlich zu stimmen und schließlich die Ordnung wiederherzustellen.

Beide Teile waren diesmal reichlich mit Gewehren und Schießbedarf versehen gewesen, die Ausrüstung war ziemlich gleich, aber die Verluste an Menschenleben waren doch bedeutend geringer als in den früheren Kriegen, in welchen die Hereró den Feuerwaffen der Nama nur mit Speeren, Pfeilen und Keulen entgegenzutreten vermochten. Seitdem der Gebrauch der Feuerwaffen allgemeiner geworden ist, wird bei feindlichen Zusammenstößen zwar viel geknallt, aber die Verluste stehen doch in keinem Verhältnis zu dem verbrauchten Pulver und Blei. Die alten Waffen der Hereró sind übrigens deshalb noch nicht völlig außer Gebrauch gesetzt, und schöne alte Waffen sind sogar so geschätzt, daß sehr hohe Preise für dieselben verlangt werden. Herr Lüderitz mußte, um einen Speer zu erhalten, 9 Mausergewehre für ihn hingeben, da ihn sein Besitzer wie ein kostbares Familienkleinod verwahrte. Die Speere, welche zuweilen ganz aus Eisen verfertigt sind, zuweilen einen hölzernen Schaft haben, enden in eine blattförmige, flache Spitze, welche, obwohl von den Hereró selbst geschmiedet, doch stets von vorzüglicher Arbeit ist, und unter der ein aus den Quasten der Ochsenschwänze gebildetes Harbüschel angebracht ist. Solche Speere, namentlich die ganz aus Eisen verfertigten, eignen sich wegen ihrer Schwere nicht zum Werfen, und man bedient sich ihrer nur als Stoßwaffen, indem man in horizontaler Richtung nach dem Feinde sticht. Weniger gefährlich als die Speere der Hereró sind die Wurfkeulen, Kiri, in deren Führung sie große Geschicklichkeit besitzen. Hahn behauptet zwar, daß die Hereró mit dem Kiri einen Feind aus weiter Ferne zu Boden zu schlagen vermögen, aber dem wird von anderer Seite widersprochen. Fritsch bestreitet dies ganz entschieden und erklärt, ein Hereró könne mit dem Kiri zwar einen Hasen niederschmettern, dagegen werde er einen kräftigen Mann in weiter Entfernung durch einen Wurf des Kiri kaum aufhalten können, ausgenommen den seltenen Fall, wenn derselbe eine besonders schwere Verletzung der Schläfe zur Folge hätte. Bogen und Pfeile werden auch noch gebraucht, und die Spitzen der letzteren sind vergiftet, wozu man den Saft einer Euphorbia verwendet. In der Führung von Bogen und Pfeil sind die Hereró nach Hahns Angabe den Buschmännern nicht gewachsen, überhaupt schlechte Bogenschützen, während sie mit Feuergewehren sehr sicher schießen, und ihr Pfeilgift ist auch so schwach, daß es selten tötlich wirkt. Außer den genannten Waffen noch mit Dolchmessern ausgerüstet, sind die Hereró besonders im Nahekampf gefürchtete Gegner, aber ein solcher scheint verhältnismäßig selten vorzukommen, und die kriegführenden Parteien sich darauf zu beschränken, eine die andere aus möglichst gedeckter Stellung zu beschießen.

In diesem Kriege traten die Missionäre bereits als eine Macht auf, welche eine Achtung gebietende Stellung inmitten der streitenden Parteien einnahm. Sie vermochten zwar die Christen nicht abzuhalten, mit ihren Stammesgenossen in den Krieg zu ziehen, aber ihr Einfluß reichte doch soweit, daß fortan Grausamkeiten und Barbareien gegen Verwundete und Wehrlose, wie sie in früheren Kriegen der Hereró und Hottentotten üblich waren, nicht mehr vorkamen, da angesehene Männer in beiden Lagern energisch gegen alle derartigen Ausschreitungen auftraten. Obwohl gerade die Christen sich häufig durch Tapferkeit auszeichneten, sahen sie doch das Verwerfliche des Krieges ein und unterstützten eifrig die Friedensbestrebungen der Missionäre. Büttner erwähnt einen Brief, in dem ihm einer seiner Schüler, David Zwartbooi, der Sohn eines Hottentotten-Häuptlings, nach Europa schrieb, wie sehr er den Krieg verabscheue, trotzdem er über ein glückliches Gefecht berichten konnte, in welchem der Führer der Hereró, Salomo Kaunario, den Tod gefunden hatte. „In diesem Briefe schrieb David, indem er von dem Tode des feindlichen Führers erzählte, daß es doch allzu schrecklich sei, auf solche Leute schießen zu müssen, da er doch nur wünschen könnte, auch einst so selig zu werden wie sie. Bei solchen Gesinnungen mußten die Leute bald des Krieges müde werden. Auch wurden die Missionäre

auf beiden Seiten gleich sakrosankt gehalten, sie konnten unangefochten mit beiden Parteien verhandeln, und unter ihrem Schutze wagten selbst die Führer der feindlichen Völker zusammenzukommen und wie im Gottesfrieden mit einander zu verhandeln." Der Friede kehrte wieder ein im Nama- und Hereróland, und die Missionäre konnten auch auf jenen Stationen, welche sie während des Krieges verlassen mußten, ihre Thätigkeit aufs Neue beginnen. Ihre Gemeinden hatten zwar schwere Verluste erlitten, da gerade die besten Mitglieder im Kampfe gefallen waren, aber die Lücken füllten sich rasch und die kleinen Gemeinden wuchsen in erfreulicher Weise.

Der Friede, der im Jahre 1882 durch die Missionäre zustande gebracht wurde, behagte aber vielen Häuptlingen nicht und die Raubzüge begannen bald aufs Neue. Moses Witbooi, der Häuptling von Gibeon, unternahm trotz aller Abmahnungen des Missionärs Rust stets wieder Einfälle in das Herero-Gebiet, aber sein Sohn Hendrik, ein Schüler des Missionärs Olpp, der zum Lehrer der Station ausgebildet worden, bot alles auf, den Frieden zu erhalten. „Ihm war das ganze Verhalten seines Vaters von Herzensgrunde zuwider, und namentlich drang er darauf, daß das geraubte Vieh den Eigentümern wieder zugestellt werden sollte. Weil er aber mit diesen seinen Vorstellungen bei seinem Vater und dessen Räten nichts ausrichtete, so beschloß er, selbst das nötige Vieh von denjenigen seiner Stammesgenossen, die mit ihm eines Sinnes waren, zusammenzubringen und dann den Beraubten zuzusenden. Bis dahin konnte man sich über die ganze Stellung und das Auftreten des Hendrik ja nur freuen, wenn man auch allerdings auf die Spannung, welche infolge dessen zwischen ihm und seinem Vater entstanden war, nicht ohne Besorgnis vor einem daraus entstehenden Bürgerkriege blicken mußte. Nun aber trat eine höchst bedenkliche Wendung ein. Im Mai 1884 schrieben Missionär Rust von Gibeon und Missionär Hegener, der von seiner Station Berseba aus dorthin geeilt war, daß es zwischen Hendrik und seinem Vater zu einem vollständigen Bruch gekommen sei, daß es zwischen dem bedeutenden Anhange Hendriks und dem seines Vaters beinahe auf der Station einen offenen Kampf gegeben hätte, und daß Hendrik, der sich als den Heiland und den Retter seines Volkes ansehe, im Begriffe stehe, mit den Seinen nach Norden, also ins Hereróland zu ziehen. Alles Bitten und Ermahnen der Missionäre war fruchtlos gewesen. Was er eigentlich mit seinem Zuge nach Norden beabsichtigte, ob er nur das bewußte geraubte Vieh zurückerstatten, ob er Frieden schließen oder Krieg führen wollte, blieb völlig im Unklaren." Endlich erfuhr man, was er im Schilde führte. Er war am 14. Juni mit einer kleinen Schar vor der von Bastards bewohnten Station Rehoboth an der Südgrenze des Hererólandes angelangt und hatte in einer Unterredung mit dem dortigen Häuptling Hermannus diesen zu bewegen gesucht, ihm auf einem Zuge gegen die Hereró zu folgen, um bessere Friedensbedingungen als im Jahre 1882 zu erkämpfen. Er trat sehr zuversichtlich auf und achtete nicht auf die Warnungen des Häuptlings Hermannus, der ihm mitteilte, daß die Hereró auf den Kampf vorbereitet und bereits im Anmarsche seien, sodaß sein Häuflein Gefahr laufe, vernichtet zu werden. Er blieb dabei, seinen Zug fortzusetzen, verlangte aber noch, der Häuptling solle ihm versprechen, ihn nicht von hinten anzufallen. Häuptling Hermannus, dem daran lag, daß Rehoboth nicht der Kampfplatz zwischen Hereró und Nama werde, forderte das Gegenversprechen, daß Hendrik auf keinen Fall mehr, möge der Kampf wie immer ausfallen, über Rehoboth kommen werde, und als dieser sich dazu nicht verpflichten wollte, gab er eine ausweichende Antwort. Hendrik rückte trotzdem weiter vor. Er stieß auf keinen nennenswerten Widerstand, da die Hereró sich rasch zurückzogen, und erst bei der Lagerstelle Mahareros kam es am 27. Juni zu einem ernstern Kampf. Die Gibeoner, denen sich 21 Bastards von Rehoboth angeschlossen hatten, besetzten einen Hügel in der Nähe der Werft und begannen diese von dort aus zu beschießen. „Das gegenseitige Beschießen dauerte nun 3 Tage lang. Am dritten Tage schrie ein Bergdamara aus dem Hinterhalte auf seiten der Hereró: „Friede!" Sogleich stellten die Nama das Schießen ein, und Hendrik Witbooi rief: „Wer will Frieden?" Maharero ließ ihm zurufen: „Wenn Du Frieden willst, sende zwei Männer, und ich will auch zwei Männer senden, damit wir uns einander nähern können." Als die Gibeoner erfuhren, daß es nur ein Bergdamara gewesen, der das Wort „Friede" gerufen hatte, war es ihnen allerdings nicht ganz

recht, denn ihre Absicht war gewesen, den Hereró den Mund zum „Friede"-Rufen zu öffnen. Maharero ließ aber den Hendrik wissen, daß, wenn er nicht zum Frieden geneigt sei, das Feuern nun wieder beginnen müsse. Hendrik erwiderte, er nehme den Frieden an. Darauf kamen denn die Gibeoner vom Berge herunter und lagerten sich für die Nacht bei den Hereró-Werften." Sie hatten 14, die Hereró 6 Tote, aber trotzdem bereitete der Friedensschluß Schwierigkeiten, da Hendrik die Abtretung von Gobabis und Windhuk für Andreas Lambert und Jan Jonker, für sich aber freien Durchzug durch das Hereróland und die Erlaubnis zur Niederlassung an der Nordgrenze desselben verlangte.

Während an der Grenze von Nama- und Hereróland die Verhandlungen wegen eines neuen Friedens noch im Zuge waren, erwartete man im Süden des Namalandes, in Bethanien, den Besuch des deutschen Generalkonsuls Dr. Nachtigal. An alle Häuptlinge der Nama waren Einladungen ergangen, sich in Bethanien zu einer Besprechung einzufinden, und sie waren zahlreich dort versammelt, aber Dr. Nachtigal kam nicht. Seine rechtzeitige Ankunft war durch unvorhergesehene Hindernisse vereitelt worden, und erst mehrere Monate später konnten die Unterhandlungen wegen Ausdehnung der deutschen Schutzherrschaft aufgenommen werden.

Der mächtigste Namahäuptling war der alte Jakobus Izaak von Berseba, der danach trachtete, das ganze Land unter seine Herrschaft zu bringen. Er war das Haupt der Partei, welche stets zum Kriege gegen die Hereró drängte, und jeder Annäherung an die Deutschen entschieden abgeneigt. Über einen durch ihn heraufbeschworenen Konflikt berichtete im Juli 1884 der Missionär Fenchel aus Keetmannshoop: „Als ich von meiner diesjährigen Reise zur Angra Pequena (von wo die Missionäre sich ihren Proviant holen müssen) heimkehrte, traf ich unsern Häuptling Jonathan hier in großer Aufregung. Es hatte nämlich der Geschäftsführer der Firma Lüderitz, Herr Vogelsang, vor einiger Zeit zuerst beim Häuptling Jakobus Izaak angefragt, ob er nicht einige Ochsen in dessen Weidefeld schicken könnte, und nachdem er dort eine abschlägige Antwort erhalten, hatte er sich an unsern Kapitän gewandt. Dieser sagte ja und gab dem Deutschen ein schönes Stück Feld südlich von unserer Station, das vor Jahren an Händler ausgeliehen war, zur Benutzung. Als nun aber die Ochsen der Deutschen wirklich dahin gebracht wurden, geriet Jakobus Izaak in großen Zorn und schrieb an unsern Kapitän einen sehr anmaßenden Brief: ob er denn nicht wisse, daß er auch dort Recht hätte, wo jetzt die Ochsen der Deutschen weideten, und warum man überhaupt die Deutschen ins Feld von Keetmannshoop aufgenommen habe? Unser Kapitän antwortete ihm: „Die Weideplätze, welche ich an die Deutschen gegeben habe, habe ich von meinem Vater geerbt und mein Volk hat schon dort gewohnt, ehe ihr Orlam noch aus der Kolonie gekommen und Euch zwischen uns eingedrängt hattet. Was die Deutschen angeht, so haben dieselben das volle Recht, ins Land zu kommen, so gut wie die Engländer, und zudem haben dieselben bei mir höflichst um Weidefeld angefragt und bezahlen dafür. Über das Weitere bin ich Dir keine Antwort schuldig." Nach wenig Tagen nun kamen die Boten, die diese Antwort überbracht hatten, mit einem zweiten Briefe Jakobus Izaaks zurück, folgenden Inhalts: „Weißt Du nicht, Jonathan, daß, wenn ich wollte, die Station Keetmannshoop auch mein wäre? Ihr Keetmannshooper seid Leute vom roten Volk, und da ich den Platz Berseba vom roten Volk erhalten habe, so seid Ihr eigentlich meine Unterthanen." Dies ist nun eine offenbare Lüge. Als seiner Zeit der Vater von Jakobus Izaak, Paul Goliath, beim Häuptling des roten Volkes, Gaseb, um Berseba anhielt, gab es derselbe ihm nur lehnsweise, und er sollte jedes Jahr eine Pferdestute als Pacht bezahlen, was denn auch einige Jahre hindurch geschehen, hernach aber eingeschlafen ist. Die Keetmannshooper aber haben sich schon früher als ein kleiner Zweig von dem roten Volk getrennt, und das Gebiet, in dem sie jetzt wohnen, gehört den Bondelzwaarts, deren Grenze zwei Tagreisen nördlich von hier am Fischfluß läuft. Seit jener Zeit sind die Keetmannshooper von den Bondelzwaarts insoweit abhängig, weil jene die Herren dieses Grundes sind. Darum hat Warmbad die Oberhoheit über Keetmannshoop und setzt die Kapitäne hier ein, wie ja auch erst kürzlich geschehen; auch sind die Mehrzahl der Bewohner unseres Platzes jetzt Bondelzwaarts. Es ist also purer Haß gegen unsere Leute, wenn Jakobus Izaak solche Ansprüche erhebt. Es wird jetzt also darauf ankommen, daß der Häuptling der Bondelzwaarts, Wilhelm

Christian, sein Recht über Keetmannshoop dem Jakobus Izaak gegenüber energisch verwahrt und ihn zurückweist . . . So liegen — schließt dieser Missionsbericht — die Dinge im Namaland, verwickelt und verwirrt von einem Ende bis zum andern, und da hinein sind nun also die Deutschen gekommen.

Die Besorgnis, welcher der Missionär in den letzten Worten Ausdruck verleiht, dürfte doch ein klein wenig auf Schwarzseherei beruhen. Konflikte mit den Eingeborenen, welche ein militärisches Einschreiten Deutschlands nötig machen würden, werden kaum eintreten, und der wachsende Einfluß der Missionäre, sowie der immer lebhafter werdende Verkehr mit Europäern sind eine Bürgschaft dafür, daß auch die Kriege der Eingeborenen unter einander allmählich aufhören werden. Das Christentum findet bei Herero und Nama immer mehr Anhänger, und mit der Verbreitung desselben steigt auch der Bedarf an Waren, welche die Eingeborenen nur durch die europäischen Händler erlangen können. Daß der Verbrauch solcher Waren nicht schon ein viel größerer ist, das hat die Ausrottung der Elefanten und Strauße verschuldet, nach deren Verschwinden den Eingeborenen als einziges Tauschmittel ihr Vieh blieb, für welches sich nur schwer Käufer fanden, da wegen der weiten Entfernung von der Küste und der hohen Transportkosten niemand Lust hatte, große Herden im Innern des Landes zu erwerben. Wenn die Ausbeutung der Kupferminen wieder in Angriff genommen würde, böte sich den Eingeborenen Gelegenheit, ihr Vieh besser zu verwerten und auch durch Arbeit in den Bergwerken ihre Lage zu verbessern. Der Handel würde rasch einen bedeutenden Aufschwung nehmen, da sowohl die eingeborenen Arbeiter als die mit der Leitung des Bergbaues betrauten Europäer einesteils viel Fleisch verbrauchen, andererseits für ihren Lohn viele deutsche Waren erwerben würden. Obwohl das Land sich nicht zur Anlage von Ackerbaukolonien eignet, für die Auswanderung also nicht so in Betracht kommen kann wie z. B. Nord-Amerika, und obwohl auch in der Viehzucht die Einwanderer mit den Eingeborenen nicht leicht konkurrieren könnten, bietet sich den ersteren doch durch Eröffnung der Kupferminen eine lohnende Erwerbsquelle, welche nicht bloß für den Bergbauunternehmer und für seine Beamten und Arbeiter von Wichtigkeit ist, sondern auch dem Kaufmann, dem Ingenieur u. s. w. günstige Aussichten bietet. Je mehr der Bergbau sich heben wird, desto mehr wird der Handel aufblühen, und die mit europäischen Waren an die Küste kommenden Schiffe werden sich häufiger einfinden, wenn sie in dem Erz eine wertvolle Rückfracht finden werden. Der Ingenieur wird ein weites Arbeitsfeld offen finden, da noch an vielen Stellen durch Dammbauten und Anlagen von Zisternen neue Wassersammelplätze geschaffen werden können, durch welche man sowohl neue Weideflächen für das Vieh als auch zum Anbau von Dattelpalmen (in geringerem Maße auch für Weizen) geeigneten Boden erzielen würde. So fände in Damaraland mancher Deutsche inmitten der eingeborenen Bevölkerung ein lohnendes Arbeitsfeld, ohne jenen Gefahren ausgesetzt zu sein, welche weiter nördlich die Fieber mit sich bringen, die in Damaraland nur selten auftreten.[28]

Die erste Bedingung einer solchen Thätigkeit ist jedoch die Erschließung des Hinterlandes, und inbezug auf diese ist den deutschen Unternehmern das Glück bisher nicht sehr hold gewesen. Es ist zwar die ganze Küste von der Nordgrenze des Namalandes bis zum Kap Frio mit Ausschluß der Walfisch-Bai und des zu ihr gehörigen Gebietes unter deutschen Schutz gestellt worden, aber trotz des Einflusses der Missionäre ist es nicht gelungen, mit den Häuptlingen des Binnenlandes Verträge abzuschließen, und eine nach Hererland gesandte Expedition ist unverrichter Dinge zurückgekehrt.

Trotz der Abneigung des Häuptlings Jakobus Izaak gegen die Deutschen ist es gelungen, die deutsche Schutzherrschaft über einen Teil des Namalandes auszudehnen. Am 28. Oktober 1884 wurde durch Dr. Nachtigal das Gebiet des Häuptlings Joseph Fredricks von Bethanien unter den Schutz des deutschen Reiches gestellt. Gleichzeitig schloß der Häuptling einen Vertrag mit Herrn Lüderitz, durch welchen er ihm gegen eine jährliche Abgabe von 1200 Mark das ausschließliche Recht zugestand, in seinem Gebiete Wege, Eisenbahnen und Telegraphen anzulegen, Bergwerke auszubeuten und überhaupt öffentliche Arbeiten jeder Art auszuführen. Bei dieser

[28] Siehe Büttner, Ackerbau und Viehzucht in Südwest-Afrika, Leipzig Edwin Schloemp 1885.

Gelegenheit wurde in dem von Dr. Nachtigal abgeschlossenen Vertrage auch die Abtretung des Landes zwischen dem Oranjefluß und dem 26.° südl. Br. bestätigt, welche Herr Lüderitz durch die Kaufverträge vom 1. Mai und 25. August 1883 erworben hatte. Wie groß das unter deutschen Schutz gestellte Gebiet des Häuptlings des Namastammes der Amas ist, läßt sich noch nicht genau bestimmen, weil die Grenzen desselben nach Osten, wo es an die Kalahariwüste grenzt, noch nicht feststehen.

Dieses Gebiet macht einen viel freundlichern Eindruck als die erste Erwerbung des Herrn Lüderitz. Hier liegt der große Ort Ai Ganis,[29]) die Missionsstation Bethanien, inmitten bebauten, mit Bäumen und Gebüschen bestandenen Landes, und man sieht stattliche Gebäude, die man in Namaland nicht zu finden erwartete: eine zweitürmige Kirche (siehe Seite 37), ein ziemlich großes Missionshaus, beide aus Stein und Lehm erbaut und mit einem Strohdach versehen, und daneben steht das Rathaus und der Palast Seiner Majestät des Königs Joseph, ein erst nach der Niederlassung des Herrn Lüderitz aus gleichem Material wie das Missionsgebäude aufgeführter Bau. Vor dessen Errichtung wohnte Seine Majestät in einer der bienenkorbähnlichen Hütten, welche ihren Unterthanen zur Wohnung dienen und in denen es von Ungeziefer wimmelt.

Weniger erfolgreich als die Bemühungen zur Erwerbung des Hinterlandes von Angra Pequena war die Expedition, welche sich von der Walfisch-Bai ins Innere begab, um zu dem Hereró-Häuptling Kamaherero freundschaftliche Beziehungen anzubahnen. Die Expedition, welche aus den Herren Sigmund Israel, Dr. Peschuël-Lösche und Dr. Höpfner bestand, sollte Kamaherero veranlassen, Herrn Lüderitz die Bewilligung zur Ausbeutung der in seinem Lande befindlichen großen Kupferlager zu erteilen, aber sie vermochte diese Bewilligung nicht zu erlangen. „Die schwarze Majestät erwies sich als ein zu schlauer Diplomat, von dem weder ein Nein noch ein Ja zu erhalten war. Man konnte hier deutlich sehen, wie englischer Einfluß gewirkt hatte.“[30]) Dagegen gelang es der Expedition, das den Topnaars gehörige, östlich an die englische Besitzung Walfisch-Bai grenzende Gebiet, in welchem Kupfer massenhaft vorhanden ist, für Herrn Lüderitz anzukaufen.

So muß denn im Damaraland der deutsche Einfluß zunächst auf die deutschen Missionen beschränkt bleiben, welche jedenfalls später, sobald am Kap eine ruhigere Beurteilung der deutschen Erwerbungen Platz gegriffen haben wird und die englischen Intriguen ein Ende finden, den Ausgangspunkt für weitere Ausdehnung unserer Schutzherrschaft bilden werden. Die Stationen, welche die Barmer Missionsgesellschaft augenblicklich im Damaraland unterhält, sind: Walfisch-Bai, Scheppmannsdorf, Otyimbingue, Otyikango, Okahandya, Otyosazu, Otyizewa, Okozondye, Okombahe, Omburo und Rehoboth. An Seelenzahl die stärkste ist Rehoboth, welches 402 Gemeindemitglieder zählt; nächst ihr folgen Otyimbingue mit 355, Otyikyngo mit 270, Okahandya mit 230, Okozondye mit 211, Otyizewa mit 170 und Otyosazu mit 150 Gemeindemitgliedern.[31])

Alle diese Stationen sind freundliche Oasen in der Wüste, und sie liefern den Beweis, daß durch Fleiß und Ausdauer auch im Hereróland dem Boden noch viel abgerungen werden kann. Die Station Otyimbingue z. B. ist der größte Weizenplatz von ganz Südwest-Afrika. Als Missionär Büttner die Station gründete, war das Flußbett noch über 500 Schritte breit, und 2 bis 3 Kilometer von demselben entfernt blieb der Boden noch feucht genug für Weizenbau, während sich an das Flußbett ein etwas erhöhtes, aber fast ebenso breites Alluvium anschloß, in welchem die Anpflanzung von Bäumen und die Anlage von Gärten möglich war. Ein deutscher Landmann würde zwar den Boden, welcher hier bebaut wird, nicht für Weizenboden halten, aber die Umstände, von denen seine Fruchtbarkeit abhängt, sind auch ganz eigener Art, und mit europäischem Maßstab darf man die Verhältnisse im Damaraland nicht messen. „Um die Weihnachtszeit oder

[29]) Die Bevölkerung Bethaniens giebt E. W. Wegner (Aus Deutsch-Afrika. Tagebuchbriefe etc.) mit ungefähr 200 Seelen an, wogegen Kirchhoff in seiner Broschüre 900 Seelen angiebt.

[30]) Siegmund Israel, Die Aufhissung der deutschen Flagge in Angra Pequena. Leipziger Tageblatt vom 27. März 1885, No. 86, 3. Beilage, Seite 1710.

[31]) Büttner, das Hinterland von Walfisch-Bai etc. Seite 328. — Näheres über die Missionen siehe in Büttner, die Missionsstation Otyimbingue in Damaraland. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin, 1885, N. 1, Seite 37.

doch spätestens Mitte Januar kommt der Fluß das erste Mal ab, wie man im dortigen Deutsch sagt. Manches Mal nur schwach, mit einem dünnen Faden Wasser im Sande herumleckend, sodaß die Spitze des Wasserlaufes nur sehr allmählich weiterrückt, und dann wieder einmal mit gewaltiger Wucht, daß man das Donnern der Wogen schon eine Stunde weit hören kann, ehe das Wasser herankommt, daß die Leute aus den Häusern an den Fluß laufen, noch ehe die Fluten zu sehen sind. Dann erlebt man ein gewaltiges Schauspiel, wie man es in Europa selten zu sehen bekommt. Vor sich her ausgerissene Bäume und Sträucher wälzend, kommt dann der Kopf des Flusses tosend, manchmal ein paar Fuß hoch an und stürmt wie rasend vorbei, sodaß diejenigen, welche nicht schon beim ersten Hören der noch in der Ferne tobenden Wogen sich eilends aus dem Flußbette herausgerettet haben, wohl kaum mit dem Leben davonkommen. Es schwindelt Einem, wenn man in die vorbeijagenden, brausenden Fluten hineinsieht, und wenn irgendwo plötzlich ein vom Flusse fortgerissener Baum im Sande stecken bleibt oder ein mitgeführter größerer Stein irgendwo aufstößt, da erheben sich die Wellen oft mannshoch über die Oberfläche, wie die Wogen einer brandenden See. Allerdings beruhigt sich der Fluß meistens schon nach vierundzwanzig Stunden, wird schwächer, erhöht auch wohl seine Kraft nach neuen Regenfällen im Innern, versiegt dann auch wohl wieder für Tage und Wochen ganz, um dann für einige Zeit wieder von Neuem zu erscheinen. Und so geht es bis in den April und möglicherweise noch bis in den Mai. Aber Ende Mai kann man dann sicher sein, daß der Fluß nicht mehr herabkommt, und dann wird angefangen die Felder im Flußbett zu bestellen, sodaß um diese Zeit viel Leben an der Stelle herrscht, wo noch vor kurzem schäumende Wasserwogen sich hinwälzten."

Die ersten Europäer, welche von den Missionsstationen aus nach Norden vordrangen, waren der Engländer Galton und der Schwede Andersson. Ihr nächstes Reiseziel war der große Süßwasser-See Omonbonde, von dem man ihnen erzählte, daß seine Wasserfläche so groß wie der Himmel sei, der jedoch völlig ausgetrocknet gefunden wurde. Einst mochte er allerdings viel Wasser enthalten haben, jetzt aber war er nur mit Schilf bedeckt. Die Reisenden hörten hier von einem im Norden wohnenden Volk, welches Ovampo heiße, sehr zahlreich sei und von einem König regiert werde, der ein Riese sei. Die Ovampo sollten Ackerbauer sein, mit den Damara Tauschhandel treiben und gegen selbstverfertigte Eisenwaren, eiserne Perlen, Ringe, Lanzen u. s. w. Vieh eintauschen. Obwohl niemand anzugeben vermochte, wie weit ihr Land entfernt sei, brachen die Reisenden doch nach demselben auf. Der Weg führte bald durch Wald, bald durch mit Gras oder Gebüschen bedecktes Land, in welchem weder an Wasser noch an Wild Mangel war, und man stieß bald auch auf Palmen. Da an der Grenze des Damaralandes die Achse des größten Wagens brach, wurden die Wagen dort zurückgelassen und die Reise auf Reitochsen siehe Seite 75 fortgesetzt, in Begleitung einer aus dem Ovampolande eingetroffenen Handelskarawane, welche nach Erledigung ihrer Geschäfte mit der gegen ihre Waren eingetauschten Herde den Heimweg antrat. Die Gegend, durch die man zog, war wüst und öde, Wasserplätze sehr selten, und ohne des Weges kundige Führer wäre es nicht möglich gewesen, hier durchzukommen. Erst nach 8 Tagen erreichte man die ersten Weideplätze der Ovampo, von wo man wieder tagelang durch weit ausgedehnte „Salzpfannen" und eine riesige Savanne zog, in welcher weder Busch noch Baum vorhanden war. Endlich erreichte man das eigentliche Ovampoland und sah unübersehbare Getreidefelder vor sich liegen, zwischen denen die Niederlassungen der Ovampo zerstreut waren, umgeben von Palmen und großen Fruchtbäumen. Gebaut wurde vorzüglich das gewöhnliche Kafferkorn „und eine andere Art mit ganz kleinen Körnern, dem Kanariensamen nicht unähnlich", welche gemahlen ein vortreffliches Mehl gab, außerdem Wassermelonen, Kalebassen, Kürbisse, Bohnen, Erbsen u. s. w., und auch etwas Tabak, der jedoch von geringer Güte war und sogar von den Damara, welche leidenschaftliche Raucher sind, verschmäht wurde. Dörfer giebt es im Ovampoland nicht; jede Familie wohnt abgesondert von den anderen inmitten eines Kornfeldes in einem mit starker Umzäunung umgebenen Gehöft. Ein feindlicher Nachbarstamm, vor dessen Überfällen die Ovampo nie sicher waren, zwang sie zu solcher Befestigung ihrer Wohnungen, sie selbst aber sind ein friedliches Volk, das sich an niemandem vergreift. Die Hütten der Ovampo sind zeltförmig und kaum 4 Fuß hoch,

sodaß man nur kriechend in das Innere gelangen und in demselben auch nur liegen oder sitzen kann. Auf 5 bis 6 Fuß hohen, in die Erde getriebenen Pfählen ruht das aus Rohr oder Binsen bestehende Dach. Innerhalb des Zaunes aus 8 bis 9 Fuß hohen starken Pfählen, der jede Niederlassung umgiebt, findet man Wohnungen für den Hausherrn und die Knechte, Plätze zum Vergnügen und zu Beratschlagungen bestimmt, Getreideböden, Schweine- und Hühnerställe, Viehkraale u. s. w.

Bei der Residenz des Königs Nangoro angekommen, erhielten die Reisenden nicht die Erlaubnis, das königliche Gehöfte zu betreten, sondern mußten in der Nähe desselben unter einer kleinen Baumgruppe ihr Lager aufschlagen. Erst am dritten Tage nach ihrer Ankunft beehrte sie der König mit seinem Besuch, ein unförmlich dicker Mann, dessen Gang eher dem Watscheln einer Ente als dem festen und bestimmten Schritt glich, den man von einem König erwarten konnte. Da er die einzige wirklich korpulente Person im Orte war, verdankte er wahrscheinlich seine Würde der Sitte, zu Herrschern nur solche Leute zu wählen, welche Anlage

Buschmänner von den Grenzen der Kalahari.

zum Fettwerden haben. Die Ovampo waren sehr stolz auf diesen König. Wir erkennen bloß einen König an, sagten sie, wenn aber ein Damara ein Paar Kühe hat, wird er sogleich als Häuptling angesehen. Der König hielt aber auch besser die Ordnung aufrecht als die Häuptlinge bei den Nachbarvölkern. Die Reisenden konnten ihr Gepäck unbeaufsichtigt lassen, während sie bei den Nama und Damara scharf aufpassen mußten, daß nichts gestohlen wurde. Diebstahl kommt bei den Ovampo sehr selten vor, denn er gilt als todeswürdiges Verbrechen. Der König, in dessen Händen die Strafgewalt ruht, unterhält im ganzen Lande Personen, welche ihm sofort Bericht erstatten, wenn sich irgend einer seiner Unterthanen ein Vergehen zu schulden kommen läßt.

Männer und Frauen der Ovampo haben grobes, wolliges Haar, das die Männer häufig scheeren und nur auf dem Scheitel stehen lassen, wodurch dieser, der schon von Natur sehr hervortretend ist, eine noch auffälligere Form erhält. Die Frauen suchen die Männer in der Höhe ihres Kopfputzes noch zu überbieten und tragen auf dem Kopfe einen aus Fett und Ocker bestehenden, platt gedrückten Klumpen, durch welchen das

Haar steif erhalten wird. Mit derselben Pomade reiben sie auch ihren Körper ein, an welchem die auf ein Minimum beschränkte Kleidung durch eine Menge Schmuck ersetzt wird, durch schwere Ringe und allerlei Behänge, mit denen sie Hals, Arme und Beine überladen. Als Haarschmuck dienen außerdem über den Rücken herabhängende Fäden. Hübsche Frauen trifft man sehr selten. Während Kinder zwar grobe, aber doch nicht unangenehme Züge haben, verlieren die Frauen infolge der anhaltenden strengen Arbeit, die ihnen obliegt, sehr rasch ihre Schönheit und verunstalten sich auch noch außerdem, indem sie — was auch die Männer thun — die mittelsten Zähne des Unterkiefers ausbrechen.

Die Frauen werden zwar streng zur Arbeit angehalten, aber deshalb ergeben die Männer sich nicht dem Müßiggang, sondern sind gleich ihnen vom frühen Morgen bis zum Sonnenuntergang thätig. Die Felder werden mit grob gearbeiteten Hacken bestellt: man gräbt nicht ein ganzes Stück Land um, sondern gräbt

Buschmänner und Ba kalahari.

Löcher in den Boden, in welche man eine Handvoll Korn wirft, und wenn dieses aufgegangen ist, werden die zu dicht stehenden Stengel ausgegraben und umgepflanzt. Die Ernte, das Reinigen und Mahlen des Getreides, Letzteres durch Zerstampfen desselben in einem Mörser, obliegt ausschließlich den Frauen, während die Männer entweder das Vieh hüten oder Handelsreisen unternehmen. Jährlich sollen 4 große Handelskarawanen nach dem Süden ziehen, welche Elfenbein und Metallfabrikate mitführen, die sie gegen Vieh, Eisen, Kupfer oder Glasperlen umtauschen.

Nach ihrer Rückkehr aus dem Ovampolande versuchten Galton und Anderssson über Elephant Fountain, eine verlassene Wesleyanische Missionsstation, welche jetzt von Bergdamara bewohnt war, zum Ngami See vorzudringen, aber der Versuch mißglückte. Als sie nach vielen Mühen und Beschwerden, die infolge der großen Hitze, der Dürre und des Futtermangels zu überwinden waren, Tunobis erreichten, rieten ihnen die

Buschmänner, welche dort wohnten, so entschieden von der Weiterreise ab, daß sie den Plan aufgaben. Später fand Andersson Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß er, wenn er die Warnung nicht beachtete, dem Tode durch Verdursten in der wasserlosen Wüste kaum entgangen wäre. Er kehrte übrigens bald — diesmal allein, da Galton nach Europa gereist war — nach Tunobis zurück und traf dort Anstalten, um durch das völlig unbekannte Land zum Ngami-See vorzudringen. Livingstone, der den See (am 1. August 1849) entdeckte, hatte denselben von Süden her erreicht; Andersson war der erste Europäer, dem es gelang, ihn von Westen her zu erreichen. Er zog anfangs abwechselnd im Bett des Otjombondé und an seinen Ufern dahin, wo eine ziemlich üppige Vegetation vorhanden war, der aus feinem weißem Sande bestehende Boden aber ein blendendes Licht ausstrahlte, welches Augenschmerzen verursachte. In Tümpeln fand man schlammiges Wasser, welches von ekelhaften Tieren wimmelte, aber es wurde doch in Ermangelung eines bessern gierig getrunken. Auch Brunnen waren häufig vorhanden, deren Anlage von großer Ausdauer zeugte, da das Wasser sich meist 10 Fuß unter der Erdoberfläche befand. Sie waren aber jahrelang nicht benutzt und gereinigt worden, so daß manche teilweise mit Sand gefüllt waren. Als man endlich den Otjombondé verließ und durch dichtes Dorngestrüpp sich nach Norden wandte, stellte sich bald Wassermangel ein, der erst bei Ghanzé ein Ende fand. Der Name dieser Wasserstelle bedeutet „sehr groß und doch sehr klein", und als Deutung dieser seltsamen Bezeichnung wird angegeben, daß man nach der großen Feuchtigkeit des Bodens hier sehr viel Wasser erwarten könne, dagegen die wirklich vorhandene Wassermenge sehr klein sei. „Ghanzé hat ein eigentümliches und trauriges Aussehen; es besteht aus einer sich weit ausdehnenden Vertiefung, über deren Oberfläche in Unmasse kleine Steine zerstreut liegen, während sie auf einer Seite von einer natürlichen, 3 bis 5 Meter hohen Kalksteinmauer begrenzt wird. Ringsum ist ein Wald von stachligen Gewächsen, den zahlreiche Fußpfade durchschneiden, welche von Elefanten und Rhinozeros herrühren, die wahrscheinlich Jahrhunderte lang auf denselben hin- und hergewandert sind, ohne daß ihnen jemand die Herrschaft streitig gemacht hätte. Hier und da erhebt sich ein majestätischer Eichenbaum, der mystische Stammvater der Damara, und streckt seine weit ausgebreiteten Äste hoch in die Luft empor." Rhinozeros kamen zahlreich nach Ghanzé. Sie waren zwar sehr scheu, aber trotzdem wurden mehrere Tiere erlegt, und Anderssons Begleiter konnten sich nach Herzenslust an Rhinozerosfleisch erquicken.

Hinter Ghanzé war die Gegend, durch welche Andersson zog, mit Dornbüschen bewachsen, aber diese wurden allmählich spärlicher, sodaß die Schwierigkeiten, mit welchen man zu kämpfen hatte, sich verminderten. Man erreichte eine Vertiefung, welche jener von Ghanzé glich, und begann sie zu reinigen, Steine und Sand herauszuschaffen, in der Hoffnung, fließendes Wasser zu entdecken, aber nach 8 bis 9 Stunden hatte man nur soviel Wasser erreicht als für die Pferde und Hunde nötig war, und das überdies einen so widerwärtigen Geschmack hatte, daß die Menschen sich kaum zu zwingen vermochten, ein wenig davon zu genießen. Andersson ließ am nächsten Morgen die Arbeit fortsetzen, da die Möglichkeit nicht ausgeschlossen war, daß man noch besseres Wasser finden könne, und ritt von zwei flinken Buschmännern begleitet voraus in der Richtung, in welcher der See liegen mußte. „Ich war lange geritten," schreibt er. „Die Sonne war bereits hinter den Baumwipfeln verschwunden, und noch hatte ich kein Wasser entdeckt. Die Buschmänner gaben mir indeß durch Zeichen zu verstehen, daß wir nicht mehr weit davon wären; auch bestärkte uns darin die große Menge Fußspuren, welche wilde Tiere in den Boden eingedrückt hatten. Endlich hörte ich die lauttönende Stimme der Perlhühner, ich hörte Tauben girren und Papageien schreien, was alles darauf hindeutete, daß etwas Besseres zu erwarten war. Da gab ich dem Pferde die Sporen und ritt auf einer breiten Wildspur vorwärts, und als eben die Sonne am Horizonte hinabsank, stand ich an einer großen Sammlung hellen Wassers." Die Eingeborenen nannten die Wasserstelle, welche Andersson erreicht hatte, Abeghan. Er sandte von dort einen der Buschmänner mit der Freudenbotschaft zu seinen Leuten zurück, und nach zwölfstündigem Fasten sah er die Karawane ankommen. Während Andersson noch in dem wildreichen Abeghan lagerte, fanden sich dort einige Buschmänner ein, welche ihm berichteten, daß der See Ngami nur noch 2 Tagreisen

entfernt sei, aber eine schmerzhafte Entzündung im linken Knie verhinderte ihn an der Fortsetzung des Marsches. Er sandte deshalb Timbo, einen seiner Leute, mit Geschenken für den Häuptling der am See wohnenden Betschuanen voraus, um seine bevorstehende Ankunft anzumelden. Nach ungefähr einer Woche kam Timbo zurück, begleitet von mehreren Betschuanen, welche der Häuptling dem Reisenden als Geleite entgegensandte. Nun ging es durch weichen Sand und dichtes Gebüsch von Wart'einbischen weiter, welche letzteren viel zu schaffen machten, da sie die Kleider und selbst die aus Ochsenhaut verfertigten Mantelsäcke in Stücke rissen. Am dritten Tag gelangte man in mehrere Thäler, welche durch mit dichter Vegetation bedeckte Sandflächen von einander getrennt waren, und von der Höhe einer dieser Sandflächen sah man endlich den See vor sich liegen.

Dieser See, sagt Fritsch wiederholt in etwas schwächlichem Maßstabe die eigentümliche Bildung des Tschad Sees Nordafrikas, d. h. er stellt eine flache, beckenartige Bodenvertiefung dar, durch mannigfache Zuflüsse mit Wasser gespeist, aber ohne regulären Abfluß. Es ergiebt sich dadurch von selbst, daß bei schwankender Zuflußmenge auch die Ausdehnung und allgemeine Gestaltung des Seebeckens großem Wechsel unterliegen muß, welcher kürzere und längere Perioden durchlaufen wird. Eigentümlicherweise läßt sich beim Ngamisee sogar eine tägliche Periode beobachten, sodaß die Eingeborenen behaupten, die Wässer des Sees zögen sich zurück, „um zu fressen". Andersson, dessen Forschungen wir die meisten Daten über den im Jahre 1849 von Oswell und Livingstone zuerst besuchten See verdanken, ist geneigt, die Erscheinung auf die Mondattraktion zurückzuführen, was mir unthunlich dünkt, dagegen dürften die regelmäßigen Winde, wie z. B. der der Sonne folgende Abendwind, auf die ausgedehnten Wassermassen von geringer Tiefe einen stauenden Einfluß ausüben, auch wenn sie anscheinend nur schwach wehen. In der jährlichen Periode beginnt unter dem erhöhten Zufluß von Regenwasser das Anschwellen im März oder April und dauert bis in den September hinein, worauf die Gewässer wieder allmählich zu ihrem niedrigen Stand zurückkehren. Während des Hochwassers zieht der See ausgedehnte Gebiete der auf drei Seiten flachen Ufer in sein Bereich denn nur nach Westen zu zeigt der Uferrand eine mäßige Erhebung und gestaltet zu Seeboden, was in der trockenen Zeit lose Sanddrift oder Marschen darstellt. Auf den Karten findet sich nach Osten zu auch ein starker Abfluß des Sees, der Souga, welcher aber in der That den Namen eines solchen nicht verdient, weil er kaum merklich fließt und mit einem der Zuflüsse, dem Tioge, durch einen Seitenarm so verbunden ist, daß sich das Hochwasser desselben zuweilen durch den Souga rückwärts in den See entleert. Sehr bald verbreitert sich der Souga auch wieder zu einem neuen See von geringer Größe, Kumadau genannt, und verliert sich alsdann in ein ungeheures, marschiges, mit Schilf bewachsenes Becken, eine sogenannte „Pfanne", Ntwetwe oder Tschuantia, offenbar ein früherer Seeboden, aus welchem der Fluß nicht wieder hervorkommt. Es finden sich nun allerdings erstaunlicherweise immer noch Leute, welche naiverweise an ein Verschwinden des Flusses im Boden glauben, um sich unterirdisch bis zum Meere fortzusetzen !, während das Taschenspielerkunststück des Verschwindens hier ersichtlich ganz ohne doppelten Boden durch die Sonne, Luft und Versickern in wasserdurchlassende Schichten erfolgt.

Die Größe des Ngami Sees ist ziemlich gleich angegeben worden. Während Andersson sagt, sein Umfang möge wohl 60 bis 70 englische Meilen betragen, schätzt ihn Livingstone auf etwa 15 geographische Meilen. Nach Andersson ist er durchschnittlich 7 Meilen breit, an der breitesten Stelle nicht mehr als 9 Meilen, und kann, da er in der Mitte sich verengt und an den beiden Enden sich erweitert, der Form nach mit einer Brille verglichen werden. Über den Hauptzufluß des Sees, den Tioge, war man lange in Zweifel. Seine Quellen liegen weit entfernt, nordwestlich vom Ngami im Quellgebiet der Benguelaberge, von denen der Cubango herabkommt, der in seinem mittlern Lauf Okavango genannt wird, bevor er, sich nach Süden wendend, den Namen Tioge erhält. Der Tioge erreicht eine Breite von 60 Fuß und ist sehr tief, sodaß er auf einer großen Strecke schiffbar ist, aber er fließt dem See in so vielen Windungen zu, daß Andersson, nachdem er von der Mündung an 15 Tage auf ihm gefahren, doch nur um einen einzigen Grad nordwärts vorgedrungen war.

Die Tierwelt ist an den Ufern des Ngami-Sees sehr zahlreich und durch eine Menge Arten vertreten. Es wimmelt dort von Elefanten, Rhinozerossen, Flußpferden, Büffeln, Giraffen und Antilopen, und Andersson fand reichlich Gelegenheit, seine Jagdlust zu befriedigen und sein auf nahezu 60 Köpfe angewachsenes Gefolge mit Fleischkost zu versorgen. Auch Vögel waren in großer Menge vorhanden, namentlich Wasservögel, darunter nicht weniger als 19 verschiedene Arten Enten und Gänse, ferner Störche, Reiher, Kraniche u. s. w. Im Wasser, das sehr fischreich war, lebten viele Krokodile, und in der sumpfigen Umgegend des Sees sah Andersson viele riesengroße Schlangen, welchen die Eingeborenen eifrig nachstellen, da sie ihr Fleisch gern verzehren. Unweit der Stelle, an welcher der Souga aus dem See abfließt, befand sich das Dorf des Häuptlings Betschuletebe, dessen Habsucht schon Livingstone kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Er wollte anfangs Andersson keine Auskunft über sein Land geben und verweigerte ihm auch die Erlaubnis zur Weiterreise, aber nach einigen Tagen wurde er plötzlich andern Sinnes und willigte ein, Andersson Kanoes und Ruderer zur Fahrt nach Norden zu stellen. Dieser Umschwung in seiner Gesinnung war so überraschend, daß Andersson sofort vermutete, es stecke eine Täuschung dahinter, und später zeigte es sich, daß er sich nicht geirrt hatte. Die Fahrt auf dem Tioge verlief anfangs ziemlich einförmig, da der Fluß an vielen Stellen aus seinen Ufern getreten war und weite Schilfmoräste bildete, aus denen nur hier und da eine Palmengruppe hervorragte. Erst am vierten Tage gewann die Landschaft ein freundlicheres Aussehen. Die Ufer waren nun höher und mit üppiger Vegetation bedeckt. „Da gab es Fächerpalmen, Dattelpalmen, schwarzstämmige Mimosen, wilde Sykomoren mit weit ausgebreiteten Zweigen, schöne, mit dunklem Laubwerk bekleidete Moshomabäume, sowie viele andere, unter denen manche wohlschmeckende Früchte in Menge trugen." Andersson hätte tagelang im Schatten der prächtigen Bäume verweilen mögen, in deren Zweigen die Vögel zwitscherten, während er große Herden Antilopen vorüberziehen sah, aber er durfte sich hier nicht lange aufhalten, um nicht vom Fallen des Wassers überrascht zu werden, da nach dem Ende der jährlichen Strömung hier tötliche Ausdünstungen sich entwickeln. Am 9. Tage der Fahrt bog Andersson aus dem Hauptkanal in den Omoroanga (kleiner Fluß) Navarra ein, einen der Arme des Tioge, welche er durch das Überschreiten seiner Ufer bildet. Derselbe ist nur dann für Kanoes schiffbar, wenn das Wasser im Hauptarm seine höchste Höhe erreicht hat, und da die Eingeborenen die Kanoes überdies mit ihren eigenen Sachen so vollgepackt hatten, daß kein Platz in denselben war, sah sich Andersson gezwungen, ihnen am Ufer zu folgen. Die ganze Gegend war aber ein Labyrint von Sumpf, See, Kanal und Moraſt, sodaß er sich fast ununterbrochen im Wasser befand, bald schwimmend, bald watend, und nur bei Nacht am Lagerfeuer seine Kleider trocknen konnte. Beiläufig am 12. Tage erreichte er ein großes Dorf, in welchem der Häuptling der Bajeije wohnte, der dem Betschuanenhäuptling am Ngami unterthan war. „Dieses Dorf lag bezaubernd schön auf einer etwa 200 Fuß langen und 100 Fuß breiten Insel und bestand aus etwas über 100 Hütten, welche mitten in einer Gruppe Fächerpalmen und riesengroßer wilder Fruchtbäume errichtet waren. Der klare, durchsichtige Tioge umschlang das Dorf in einem Halbkreise. Zu beiden Seiten, soweit das Auge reichte, lag ein weitausgedehnter Süßwassersee, der zum Teil mit dichtem Rohr und Schilf in allen Farben bedeckt war, während zahlreiche, über die Oberfläche des Sees zerstreute Inseln mit der üppigsten Vegetation der Gegend einen unbeschreiblichen Reiz verliehen." Die Bajeje leben von Jagd und Fischfang, und wußten den Wurfspieß gut zu handhaben, aber sie waren trotzdem ein sehr unkriegerisches Volk, das sich jedem in ihr Land dringenden Feind widerstandslos unterwarf, weshalb Livingstone sie die Quäker Afrikas nannte. Der jetzt am Ngami wohnende Betschuanenstamm, der dort unter Führung von Betschuletebes Vater erschien, unterwarf sich die Bajeje leicht und machte sie tributpflichtig. Die Betschuanen nennen ihre Unterthanen Bakoba d. i. Knechte, während sie selbst sich den Namen Bajeje d. i. Menschen beilegen. Bei ihnen erkannte Andersson bald, daß er von Betschuletebe betrogen sei, denn seine bisherigen Begleiter verschwanden, und der Häuptling wollte ihm keine Boote zur Weiterfahrt liefern. Als er endlich erklärte, umkehren zu wollen, ließ der Häuptling für ihn ein Floß herrichten, welches aus kreuzweise über einander geschichteten Rohrstengeln bestand, und auf diesem

fuhr Anderſſon in 9 Tagen zum See hinab. Das Ziel ſeiner Reiſe, das weiter aufwärts am Fluße gelegene Libebe, den Hauptort der ackerbauenden Bawiko, hatte Anderſſon alſo nicht erreicht. Bis zu demſelben drang im Jahre 1850 ebenfalls auf dem Fluße der berühmte Elefantenjäger Green vor, der dabei mit großen Mühſeligkeiten zu kämpfen hatte.

Dem Abfluß des Ngami, dem Souga, nach Süden folgend, betreten wir ein Gebiet, welches durch Livingſtone uns erſchloſſen wurde. Dort breitet ſich eine weite Ebene bis zum Oranjefluß aus, die ſogenannte Wüſte Kalahari oder Karri Karri, ein in vieler Hinſicht merkwürdiges Gebiet, für uns als Hinterland des Namalandes von beſonderem Intereſſe. „Die ungeheueren Maſſen loſen Sandes, welche den Gebieten an der Weſtküſte eigen ſind, die Klein und Groß Namaland für weite Strecken erfüllen und ſich als Kalahariwüſte tief ins Innere erſtrecken, ſind wohl die Trümmer der weniger erhobenen und daher ſpäteren Fluten exponierteren Sedimentgeſteine, welche bei den höheren Terraſſenlandſchaften der Kolonie, wie das Buſchmannsland und der Oranje-Freiſtaat, ſich bis auf unſere Tage wenigſtens ſtellenweiſe erhalten haben.“ Unſeren

Südafrikaniſcher Reitochſe.

gewöhnlichen Vorſtellungen von einer Wüſte entſpricht die Kalahari allerdings nicht, da ſie zwar keine Flüſſe enthält und nur ſehr wenig Quellen beſitzt, aber doch nicht unbewohnt und nicht ohne Vegetation iſt. Der größere Teil der Kalahari iſt mit ſehr hohem Gras bewachſen. Zwiſchen den grasbewachſenen Flächen befinden ſich teils kahle Stellen, teils Gruppen von Gebüſch und Bäumen, teils iſt der Boden mit einer Menge knollenführender Pflanzen, Kürbiſſe, Waſſermelonen u. ſ. w. bedeckt, ſodaß die Gegend durchaus nicht einer Sandſteppe ähnlich ſieht. Waſſer iſt troß der mannigfaltigen und ſtellenweiſe üppigen Vegetation doch ſehr ſelten. Tagelang muß man oft wandern, bevor man eine Quelle erreicht. An dem erſehnten Punkte angekommen, findet man dann einige von Gebüſch umgebene Löcher, aber kein Waſſer. Beſtürzt blickt der Reiſende, der mit den Eigenheiten des Bodens noch nicht vertraut iſt, auf die ſeiner Meinung nach vertrocknete Quelle, aber die Buſchmänner, die ihm als Führer dienen, beruhigen ihn raſch durch die Verſicherung, daß genug Waſſer vorhanden ſei. Sie beginnen nun den Sand aus den Löchern zu entfernen, wenn Spaten nicht vorhanden ſind ihn mit den Händen herauswerfend, und bald beginnt in der That durch den Sand Waſſer zu

sickern, immer reichlicher, bis es endlich in der Grube so hoch steht, daß man daran gehen kann, es auszuschöpfen. Nach Livingstones Meinung ziehen sich aus weiter Ferne her unterirdische Wasseradern durch die Kalahari, deren Grund eine harte Sandschicht oder junger Sandstein bildet, welcher unter dem weichen Sand lagert. Beim Ausgraben einer Quelle muß man wohl darauf achten, daß man diese harte Schicht nicht durchbricht, da sonst das Wasser in die Tiefe abfließt und unwiderbringlich verschwindet.

Die weiten Sandflächen der Kalahari werden von zwei Menschenstämmen bewohnt, welche einer vom andern wie der Tag von der Nacht verschieden sind und nur in dem Einen übereinstimmen, daß sie beide einen gleich schweren Kampf ums Dasein kämpfen und durch mangelhafte Nahrung, durch Anstrengungen aller Art, durch Hitze und Durst ihr Körper in einer Weise skelettartig abgemagert ist, daß man in ganz Afrika nichts Ähnliches findet und nur die Eingeborenen Australiens ihnen hierin gleichkommen. Ihre bei aller Magerkeit sehnige Körperbeschaffenheit befähigt sie aber doch, große Anstrengungen zu ertragen, und in Entbehrungen wird nicht leicht jemand mit ihnen wetteifern können. Diese beiden Stämme sind die Ba-kalahari und die Buschmänner.

In den Buschmännern glaubte man lange Zeit das fehlende Bindeglied zwischen Menschen und Affen gefunden zu haben, doch man urteilte nach den Individuen, welche nach Europa gebracht wurden, und diese konnten für eine Beurteilung des ganzen Stammes nicht maßgebend sein. Schon Livingstone hat gewarnt, auf das Aussehen der nach London gebrachten Buschmänner irgendwelche Schlüsse zu gründen, da zur Befriedigung der Neugierde nur besonders häßliche Leute, wahre Jammergestalten nach Europa geschickt würden[32]). Er sowohl als Chapman[33]) hatten Gelegenheit, am Ngami Buschmänner zu sehen, welche stattliche Gestalten waren und sogar schön genannt werden konnten, und in deren ganzem Auftreten sich jenes hohe Selbstgefühl ausprägte, welches man bei allen in voller Freiheit lebenden Völkern findet.

Die meisten Buschmänner Afrikas sind wahrscheinlich herabgekommene Hottentotten; sie und die Nama sind, wie Hahn sagt, Geschwister einer Mutter. Mit den Nama haben sie die Schnalzlaute gemein, welche sie sogar noch um einen vermehrt haben, aber außer diesen besteht keine Ähnlichkeit zwischen den beiden Sprachen, abgesehen von einigen wenigen Worten, welche aus der einen in die andere übergegangen sind. Ihren Namen haben sie wie die Hottentotten von den ersten niederländischen Kolonisten des Kaplandes erhalten, von denen auch der Orang Utan Boschman oder Bosjesman genannt wurde. Von den Hottentotten werden die Buschmänner San (Mehrzahl von Sâb) genannt.

Der wilde Buschmann — so genannt zum Unterschied von dem zahmen Buschmann, der sich in der Nähe europäischer Niederlassungen angesiedelt hat und zeitweilig dem Kolonisten als Knecht dient — erreicht nicht über 1 Meter 30 Zentimeter Körperlänge, besitzt aber regelmäßige Körperformen, und seine Hände und Füße sind niedlich geformt. Seine Hautfarbe ist meist tiefschwarz, das krause Wollhar hängt über die Stirn herab, dünne Büsche bildend, die er eifrig mit Fett einreibt und zwischen welche er Federn und allerhand andere Gegenstände, wie sie seinem Geschmack entsprechen, zu stecken pflegt. Sie ersetzen ihm die Ringe und Perlenketten, mit denen sich andere afrikanische Stämme schmücken, denn seine Armut hindert ihn, sich solche Luxusgegenstände zu kaufen. Außer den Federn im Har bilden seinen Schmuck Knochenstäbchen, welche er durch Nase und Ohren steckt oder aufgereiht als Halsband trägt, und Hals- und Armbänder von Muscheln. Als Kleidung dient nur ein oft winzig kleines Fell, welches über die Schultern gehängt wird, und eine Art Schürze, aus einem Bündel dünner Riemen bestehend, welche mit einem Riemen um die Hüften befestigt wird. Manche tragen auch eine doppelte Schürze dieser Art, welche nicht bloß vorn, sondern auch hinten herabhängt. Eine überraschende Erscheinung ist es, daß unter den Buschmännern trotz ihrer Nacktheit eine musterhafte Keuschheit herrscht. Überhaupt ist so manches in ihrem Charakter, was sie hoch über viele andere afrikanische

[32]) Livingstone, Missionsreisen und Forschungen in Süd-Afrika. 1. Band, Seite 64.
[33]) Chapmann, Travels into the Interior of South-Africa. London, 1868, 1. Band, Seite 320.

Völker erhebt, welche die Natur besser bedacht hat als sie. Dieses allgemein verachtete und gehaßte Volk, mit welchem Kolonisten und Kaffern Vernichtungskriege geführt haben, in denen schonungslos alles niedergemacht wurde, weil man in den Buschmännern nur Raubtiere sah, welche unschädlich gemacht werden mußten, ist der zartesten Regungen fähig, es kennt ein Liebeswerben, das in Afrika fast fremd ist, und das Mädchen wird nicht verkauft wie ein Stück Vieh, sondern folgt dem Manne seiner Wahl. Auch Dankbarkeit ist den Buschmännern nicht fremd. So erzählt Chapman, daß ihm einst mehrere Buschmänner eine Schale voll Wasser brachten, um ihm ihre Dankbarkeit dafür zu bezeugen, daß er ihnen einen Teil seiner Jagdbeute überlassen hatte. Der gute Kern, der unter der rauhen Schale verborgen zu sein scheint, kann aber nicht zum Durchbruch kommen, da der Kampf ums Dasein den Buschmann zum Feinde aller seiner Nachbaren macht, durch deren Beraubung er sich zu verschaffen sucht, was sein Land ihm nicht bietet. Als Viehräuber waren die Buschmänner stets der Schrecken der Kolonisten, denn wenn man auch sofort ihrer Spur folgte und sie einholte und vernichtete, das geraubte Vieh erlangte man doch nicht wieder: sobald sie die Unmöglichkeit, den Verfolgern zu entkommen, erkannten, schossen die Buschmänner das Vieh mit ihren vergifteten Pfeilen nieder oder schnitten ihm die Fußsehnen durch, in der Erwartung, daß man es nun liegen lassen und es später doch noch ihre Beute werden würde. Daß die Tiere mit vergifteten Pfeilen getötet waren, war für die Buschmänner kein Hindernis, ihr Fleisch doch zu verzehren. Pflegten sie doch auch auf der Jagd sich vergifteter Pfeile zu bedienen und schnitten dann rings um die Wunde ein Stück Fleisch aus dem Körper des erlegten Tieres, während sie den Rest anstandslos verzehrten. Auch daß das Fleisch vielleicht tagelang in der Sonne lag und schon in Fäulnis übergegangen war, bevor sie es holen konnten, war ihnen gleichgiltig, denn derartiges Fleisch war keine ihnen ungewohnte Kost. War eine von ihnen erbeutete Herde noch so groß, so dachten sie doch nie daran, dieselbe auf die Weide zu treiben und je nach Bedarf ein Stück zu schlachten, sondern schlachteten sofort alle Tiere, versteckten das Fleisch und lebten vielleicht wochenlang von demselben, trotzdem es bereits den höchsten Grad von Fäulnis erreicht hatte. Da es den Buschmännern bei ihren Raubzügen nur um das Fleisch der geraubten Tiere, gleichviel in welchem Zustande zu thun ist und sie nicht die Absicht haben, dieselben zu züchten, ist ihre Flucht sehr erleichtert, und sie sind ihren Verfolgern gegenüber stets im Vorteil. Die letzteren mögen noch so gut beritten sein, sie können die Flüchtlinge doch nur bei Tage verfolgen und werden auch sehr dadurch aufgehalten, daß sie oft absteigen müssen, um die verlorene Spur zu suchen, während die Buschmänner das Vieh ohne Unterbrechung bei Tag und bei Nacht weiter treiben, bis sie ihre Schlupfwinkel erreicht haben. An Stellen, welche sie leicht aufzufinden vermögen, haben sie mit Wasser gefüllte Straußeneier vergraben, und sind also auch inbezug auf die Wasserversorgung gegenüber den Verfolgern im Vorteil, da diese an den Wasserstellen zu einem im voraus unberechenbaren Aufenthalt gezwungen werden können, je nachdem sie mehr oder minder tief nach Wasser graben müssen. Gelingt es den Verfolgern trotzdem die Buschmänner einzuholen, so müssen sie sich trotz der Überlegenheit ihrer Waffen darauf gefaßt machen, daß ihnen verzweifelter Widerstand geleistet wird, und der Buschmann ist ein gefährlicher Gegner, wenn er, in die Enge getrieben, keinen Ausweg mehr sieht und zum Kampf auf Tod und Leben gezwungen wird. So unscheinbar sein kleiner Bogen aussieht, so ist er doch eine höchst gefährliche Waffe, da die Pfeile mit Gift getränkt sind, gegen welches schleunigst Gegenmittel angewendet werden müssen, wenn die tötliche Wirkung verhindert werden soll. Der Pfeil des Buschmannes besteht nur aus einem dünnen Schilfrohr, an welchem ein spitzer Knochen oder ein roh gearbeitetes Stück Eisen mit Widerhaken befestigt ist, aber mit diesem schwachen Pfeil schießt der Buschmann aus kurzer Entfernung einen Ochsen durch und durch. Um die Waffe auch für weite Entfernung wirksam zu machen, tränkt er die Spitze mit dem Saft der Euphorbie oder jenem eines Zwiebelgewächses, welches die Kolonisten Giftbollen (Raphone toxicaria) nennen, oder auch mit animalischem Gift, das er von Skorpionen und Spinnen gewinnt. Eine nicht minder gefährliche Waffe ist der Kirie des Buschmannes, ein kurzer Stock aus hartem Holz mit dickem Knopf, den er sehr geschickt zu schleudern versteht, und mit dem er nicht nur Vögel, sondern auch größere Tiere, Hasen, Antilopen u. s. w. niederstreckt.

Da es vorkam, daß die Buschmänner Herden von 100 Rindern und 500 bis 600 Schafen forttrieben und, wenn sie hitzig verfolgt wurden, allen Tieren die Kehlen oder die Fußsehnen durchschnitten, ist es erklärlich, daß der Haß, den die Viehzucht treibende Kolonistenbevölkerung gegen sie hegte, einen hohen Grad erreichte und auf den in ihr Gebiet unternommenen Streifzügen, den sogenannten Kommandos, kein Pardon gegeben wurde. Nach einem solchen herrschte eine zeitlang Ruhe, aber die Buschmänner sannen auf Rache, und unerwartet überfielen sie bei Nacht die Bauernhöfe, brannten sie nieder und ermordeten die Bewohner. Wiederholte Züchtigungen, welche ihnen deshalb zuteil wurden, veranlaßten sie vielleicht schließlich, ihre Wohnsitze zu verlassen und weiter nach Norden zu ziehen, aber bald fanden sich in dem von ihnen verlassenen Gebiet andere Buschmänner ein, und die Überfälle und Räubereien begannen aufs Neue. Die ausgewanderten Buschmänner dagegen konnten nun zwar nicht wie früher ihre geheimen Vorratskammern reichlich mit Ochsenfleisch versorgen, aber die Kalahari bot ihnen immerhin genug zu ihrem Lebensunterhalt. Die Heuschreckenschwärme, welche über das Land hinflogen, fanden dann in ihnen hartnäckige Verfolger. In großen Massen wurden die Heuschrecken geröstet aufbewahrt, und Hunger blieb dem Buschmann fremd. Jedoch auch wenn weder Fleisch noch Heuschrecken vorhanden waren, sah er seltsamerweise gut genährt aus bei einer Lebensweise, bei welcher die Kräfte des Europäers rasch schwinden würden, denn er fand mit scharfem Blick überall etwas, womit er seinen Magen füllen konnte. „Der Buschmann wandelt über die sandige Öde: hier ragt aus dem Sande ein zolllanges dürres Hälmchen, welches ein Europäer wahrscheinlich weder gesehen noch beachtet haben würde; der Buschmann scharrt und steckt etwas in den Mund, gerade wie die Affen es thun, geht weiter und scharrt wieder so lange, bis er seinen Magen so mit saftigen Wurzeln gefüllt, daß er sich endlich niederlegt, um zu verdauen. Die hauptsächlichsten seiner vegetabilischen Nahrungsmittel sind U'Gaap, ein bittersüßes Gewächs, ähnlich einer Möhre, welche aber über der Erde wächst, die T'Cawroo, ähnlich einer langen, süßlichen Kartoffel, und was die Kolonisten Jackalskost, Fuchsspeise nennen (Wurzeln der Aphyteja Hydnora)." [34]) Von großer Not, welche den Buschmann zwingen würde, sein unstätes Leben aufzugeben, kann daher nicht die Rede sein, und das Vagabundenleben, das er führt, erscheint ihm vielmehr so angenehm, daß er sich nicht von demselben trennen mag. Nicht einmal eine Hütte baut dieses herabgekommene Volk, sondern haust den wilden Tieren gleich hinter irgend einem Busch oder in einer Felsenspalte. Am liebsten schlägt der Buschmann sein Lager in einem ausgehöhlten Termitenhaufen oder in dem Loche des Stachelschweines oder des Ameisenlöwen auf, und nur wenn solche Schlupfwinkel fehlen und die Nächte sehr kalt sind, bildet er aus einigen Stöcken einen zeltartigen Bau, den er auf der Windseite mit Gras bedeckt und unter dem er sein Lager aufschlägt. Für alle Bemühungen der Missionäre, der Gouverneure der Kapkolonie und vieler Privatpersonen, sie wenigstens einigermaßen zu zivilisieren, war der Hang der Buschmänner zum Herumschweifen ein unüberwindliches Hindernis. Daß sie trotzdem einer höhern Kultur fähig sind, kann man an den zahmen Buschmännern beobachten, namentlich aber bei den Buschmannskindern, welche auf Streifzügen gefangen und von den Kolonisten zu Hause auferzogen wurden. Bei guter Behandlung wuchsen sie zu recht brauchbaren Dienern heran und zeigten sich auch dankbar für alle Wohlthaten, welche ihr Herr ihnen erwies. Der Missionär Casalos erzählt auch, es habe einst ein Betschuanenhäuptling eine Anzahl Buschmänner bewogen, ihr Wanderleben aufzugeben, ihnen Vieh und Land zum Anbau überwiesen, und diese Buschmannskolonie sei vortrefflich gediehen und schon die dritte Generation so vervollkommnet gewesen, daß sie in allem den zivilisierten Hottentotten glich.

Angesichts der großen Verkommenheit der Buschmänner muß es aufs Höchste überraschen, daß man bei ihnen Sinn für Kunst findet, daß sie an Malerei ihre Freude haben und ihre Versuche in derselben beachtenswert sind. Bis hinab ans Kap kann man die Spuren ihrer künstlerischen Thätigkeit verfolgen. Man sieht die Felswände bedeckt mit Zeichnungen, welche Tiere und Menschen darstellen (siehe Seite 61), meist

[34]) Eduard Kretzschmar, Südafrikanische Skizzen. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung, 1873, Seite 227.

Zug durch einen Leguminosenwald in Süd-Afrika.

Rinderherden, welche von Buschmännern getrieben werden, oder Szenen aus den Kämpfen der letzteren. Die Bilder sind entweder auf dunklem Grunde hell ausgekratzt oder in mehreren Farben, weiß, schwarz, rot und braun ausgeführt. An Korrektheit der Zeichnung übertreffen diese Bilder, soweit sich dies nach den vorliegenden Abbildungen beurteilen läßt, sogar die Malereien auf manchen ägyptischen Denkmälern.

Auch musikalisches Talent besitzt der Buschmann. Er ist selig, wenn er sich irgend eine alte Geige verschaffen kann, und in Ermangelung einer solchen verfertigt er sich aus einem Kürbis ein zweiseitiges Instrument, welches ihm dieselbe ersetzen muß. Dann kann man ihn die verschiedenartigsten Melodien, die er einmal zu hören Gelegenheit hatte, vom „Gassenhauer" bis zum ernsten Choral ziemlich korrekt spielen hören, denn er erfaßt jede Melodie sehr schnell. Theophilus Hahn erzählt, daß sein Vater, der als Missionär in Aus lebte, den Buschmännern, welche ihm sein Feld bestellen halfen, abends verschiedene Choräle mit Harmonikabegleitung vorzusingen pflegte. Nach einigen Tagen sangen die Buschmänner nicht nur die vorgespielten Melodien, sondern auch den dazu gehörigen holländischen Text, von dem sie kein Wort verstanden. Der zur Geige umgestaltete Kürbis und die Gora, eine Trommel, welche aus einem mit etwas Wasser gefüllten und mit einer Haut überspannten Krug besteht und mit den Fingern geschlagen wird, begleiten mit ihren Klängen den Tanz der Buschmänner, der sich durch zügellose Wildheit auszeichnet. Vor dem Tanze werden eigenartige Rasseln angelegt, welche an den Füßen oberhalb der Knöchel befestigt werden.

Von der Religion der Buschmänner ist wenig bekannt. Nach neueren Berichten scheinen Zauberer bei ihnen großen Einfluß auszuüben, aber die Idee eines höchsten Wesens, deren Kenntnis ihnen Lichtenstein bestritt,[35]) ist ihnen keineswegs fremd, sie sollen vielmehr zwei Gottheiten, eine männliche und eine weibliche anbeten.[36]) Livingstone erzählt, daß sie auch zu den Gestorbenen beten, und eine Vorstellung der Unsterblichkeit der Seele dämmert vielleicht in der bei ihnen gebräuchlichen sprüchwörtlichen Redensart, daß der Tod nur ein Schlaf sei.

In den Sagen und Märchen, welche die Buschmänner erzählen, spielen die Heuschrecke und ihr Weib eine Hauptrolle. Die beiden besitzen eine angenommene Tochter, das Stachelschwein, dessen Vater der „Allverzehrer" ist, den es aber flieht, weil es fürchtet, er werde es auffressen. Der Gatte des Stachelschweines ist der Kwamma, dem sie den Ichneumon geboren hat. Auch diesem fällt in der Buschmannmythologie eine wichtige Rolle zu, da er der Heuschrecke mit Rat und That beisteht. W. Bleek hat eine Menge Sagen der in den Katkop- und Struntebergen wohnenden Buschmänner gesammelt. Um dem Leser eine Vorstellung von denselben zu verschaffen, teilen wir eine solche in kurzem Auszuge mit: Die Heuschrecke verwandelt einen Schuh Kwammas in eine Elenantilope, verbirgt dieselbe im Rohr und füttert sie dort als ihr Spielzeug mit Honig. Da sie keinen Honig heimbringt, soll der Ichneumon erforschen, was die Ursache davon sei. Er kommt zum Rohr und ruft die Antilope heraus, aber die Heuschrecke steckt ihn in einen Sack. Sein Großvater erteilt ihm den Rat, ein Loch in den Sack zu schneiden, er befolgt den Rat, befreit sich, ruft dann die Elenantilope aus dem Rohr und schießt sie nieder. Als die Heuschrecke ihren Spielgefährten tot findet, weint sie bitterlich. Wie sie nun der Spur folgt, findet sie zwei Meerkatzen, welche das Blut der Antilope auffammeln. Von einer der Meerkatzen wurde die Heuschrecke heftig auf das Geweih der toten Antilope niedergeworfen, aber sie entkam ihnen, indem sie die Galle einer andern Antilope durchbohrte, wodurch sie Dunkelheit erzeugte. Da es ihr aber dann zu dunkel war, warf sie ihren Schuh in den Himmel und befahl ihm dort als Mond Licht zu verbreiten, und darum ist der Mond kalt, denn der Schuh war von Leder, und er erscheint rot, weil an dem Schuh der Heuschrecke der Staub des Buschmannlandes haftete. Die beiden Meerkatzen aber, welche die Heuschrecke mißhandelt hatten, schnitten, nachdem dieselbe entflohen war, das Fleisch der Antilope in Streifen und hingen es an einen Baum, daneben ihre Waffen und Kleider. In der Nacht, während sie schliefen, erhob sich der Baum und schwebte zu der Heuschrecke und dem Ichneumon, welche, als sie erwachten, sich der Waffen und

[35]) Lichtenstein, Reisen im südlichen Afrika. Berlin, 1811, 2. Band, Seite 328.
[36]) Siehe Waitz, Anthropologie. 2. Band, Seite 346.

Kleider ihrer Feinde bemächtigten. Eine der Meerkatzen hatte ihren Gürtel nicht abgelegt; aus diesem machte sie nun einen Schwanz.

Die Heuschrecke ist nur die scherzhafte Figur in Sage und Fabel der Buschmänner, aber Verehrung wird ihr nicht zuteil. Dagegen beten die Buschmänner zur Sonne und zum Mond. Auch die Sonne ist nach ihrem Glauben von der Erde in den Himmel geworfen worden. Früher lebte sie als Mann auf der Erde und strahlte aus der Achselhöhle Licht aus, dieses kam jedoch nur einem kleinen Umkreis ihrer Hütte zugute, weshalb die ersten Buschmänner sie von ihren Kindern in den Himmel werfen ließen. Neben der Sage, nach welcher der Mond aus einem Stück Leder entstanden, kennen die Buschmänner noch eine andere; er ist ein Mann, von dem die Sonne täglich mit einem Messer ein Stück abschneidet, bis er zu bitten beginnt, sie möge ihm noch etwas für seine Kinder lassen; das Stück, welches die Sonne übrig läßt, wächst wieder zum Vollmond an, der dann von der Sonne aufs Neue beschnitten wird. Die Hasensage von der Sterblichkeit der Menschen (siehe Seite 29) findet sich bei den Buschmännern in ähnlicher Form wie bei den Hottentotten: Des Hasen Mutter ist gestorben, und der Mond sucht diesen zu trösten, indem er sagt, seine Mutter werde wiederkommen, aber der Hase glaubt dies nicht und erhält deshalb vom Mond einen Schlag ins Gesicht, der seine Nase spaltet.

Mit der Anbetung von Sonne und Mond verbindet sich bei den Buschmännern eine genaue Beobachtung und Kenntnis der Vorgänge am Himmelszelt. Sie haben vielen Sternen Namen gegeben. Orions Gürtel heißt „drei Schildkrötenweibchen, an einem Stabe aufgehangen", Kastor und Pollux sind „die Elenkühe", der Planet Jupiter heißt „Dämmerungsherz" u. s. w. Die Sterne sind glühende Asche, welche ein Mädchen aus dem Volke, welches vor den Buschmännern da war, in den Himmel warf, auf daß Licht werde und die Leute den Heimweg fänden.

Der zweite Stamm, der die Kalahari bewohnt, die Ba-kalahari, sind wahrscheinlich Betschuanen, welche durch mächtigere Gegner aus besseren Wohnsitzen verdrängt wurden. Sie sind friedfertig und schüchtern, und wagen nie einen Widerstand, wenn Betschuanen in ihre Niederlassungen dringen und sie berauben. Der altgewohnten Beschäftigung, dem Ackerbau und der Viehzucht, sind sie auch in der Wüste treu geblieben. Jeder besitzt einige Ziegen, und jeder hat auch ein kleines Stück Boden urbar gemacht und mit Kürbissen und Melonen bepflanzt. Die Erhaltung dieses kleinen Ackerlandes verursacht ihnen viel Mühe, nicht minder die Zucht der Ziegen, denn das Wasser für die letzteren muß oft aus weiter Entfernung geholt werden, da die Ba-kalahari ihre Wohnsitze fernab von den Wasserplätzen wählen, um nicht mit anderen Stämmen in Berührung zu kommen, von denen sie doch nichts als Beraubung zu erwarten haben. Sie pflegen daher große Mengen Straußeneier mit Wasser zu füllen, die Öffnung derselben mit feuchtem Sand zu verstopfen und sie dann in der Nähe ihrer Niederlassung zu vergraben, um stets Wasservorräte zur Hand zu haben, wenn ihnen einmal eine zeitlang der Zugang zur Wasserstelle verwehrt sein sollte. Sind die Vorräte erschöpft, füllt die Frau die leeren Straußeneier in einen Sack oder in ein Netz und wandert zur Wasserstelle, um sie wieder zu füllen. Bei dem Wasser enthaltenden Loch angekommen, wühlt sie mit den Händen den Sand, mit dem man es ausgefüllt hat, um es fremden Blicken zu entziehen, heraus und steckt ein Schilfrohr, an welches unten ein Büschel Gras befestigt ist, in das Loch. Hierauf wirft sie den ausgehobenen Sand wieder hinein, stampft ihn rings um das Schilfrohr fest und beginnt an diesem zu saugen. Ein Mundvoll Wasser nach dem andern wird so herausgehoben und durch ein zweites Schilfrohr in ein Straußenei eingeflößt. Diese appetitliche Pumparbeit wird so lange fortgesetzt, bis 2 oder 3 Dutzend Straußeneier gefüllt sind, worauf die Frau die Öffnungen mit Gras verstopft, die Eier in das Netz legt und sie nach Hause trägt. Auf solche Art ist das Wasser gewonnen, auf welches der Reisende in der Kalahari angewiesen ist, wenn es ihm nicht gelingt, eine Wasserstelle zu finden und seinen Wasserbedarf sich dort selbst zu verschaffen.

Die Ba-kalahari sind über ein weites Gebiet zerstreut und ihre einzelnen Niederlassungen ohne alle Verbindung unter einander. Sie haben keine Häuptlinge, suchen sich aber den Schutz benachbarter Betschuanen

häuptlinge zu sichern. Durch Tauschhandel erhalten sie von diesen alles, was sie brauchen, und liefern ihnen dafür Felle, aus welchen die Betschuanen Karosse verfertigen. Manches schöne und wertvolle Fell wird von Ba-kalahari zu Markte gebracht, namentlich Pukujefelle (Canis mesomelas), Felle des kleinen Ozelot (Felis nigripes) und einer Molotse genannten Schakalart (Megalotis capensis), Wildkatzen- und Luchsfelle, seltener solche von Löwen, Leoparden, Hyänen u. s. w. Beide Teile stehen sich bei diesem Pelzhandel gut, ganz besonders aber die Betschuanen, denn für Karosse aus schönen Fellen finden sie stets Liebhaber, welche ihnen für dieselben die geforderte Anzahl Ochsen und Kühe liefern, nur sind die Ba-kalahari insofern schlimmer daran, als sie sich ihres Besitzes selten lang erfreuen können. Wenn sie eine große Partie Felle zusammengebracht haben, erscheinen plötzlich einige Betschuanen von einem fremden Stamm und nehmen ihnen alle Felle weg, oder es finden sich Buschmänner ein und verlangen ungestüm den Tabak, den die Ba-kalahari soeben eingetauscht haben. In dem einen wie in dem andern Falle läßt sich der Ba-kalahari widerstandslos plündern. Wenige bewaffnete Männer genügen, um ein ganzes Dorf der Ba-kalahari in Schach zu halten und namentlich den Buschmännern gegenüber, welche stets schnell ihre vergifteten Pfeile zur Hand haben, wenn man nicht sofort ihre Forderungen erfüllt, überbietet ein Ba-kalahari den andern an Unterwürfigkeit. Der Betschuanenhäuptling, dessen Schutzbefohlene die Geplünderten sind, nimmt sich ihrer zwar stets an und rächt den Überfall, aber dadurch erlangen jene ihr Eigentum nicht wieder: der Häuptling denkt nicht daran, die Räuber zu verfolgen und ihnen den Raub abzunehmen, er überfällt vielmehr nur ein Ba-kalahari-Dorf, welches unter dem Schutze der Räuber steht, hält sich dort für die Plünderung seiner Schützlinge schadlos, behält aber die Beute für sich.

Wenn wir nun auf Grund der Schilderungen des deutschen Schutzgebietes und seines Hinterlandes das Urteil über dieselben zusammenfassen wollen, werden wir sowohl viel Gutes, als auch viel Schlechtes einander gegenüberstellen müssen.[37]) Das Land ist inbezug auf Regenverteilung so ungünstig als möglich gelegen, da die von Osten kommenden Passatwinde ihre Feuchtigkeit an den Gebirgen der Ostküste zurücklassen, die Südwestwinde aber, welche über kalte Meeresströmungen hinstreichen, in den heißen Ebenen des letzten Restes von Feuchtigkeit beraubt und immer trockener werden. Die geringen Niederschläge, welche dem Lande zugute kommen, gehen zum Teil auch noch infolge der Bodenbeschaffenheit ungenutzt verloren, da der Regen durch den Sand dringt und unterirdisch den Flüssen zugeführt wird, welche, den Rinnsalen unserer Städte gleich, während eines Regens sich rasch füllen, aber ebenso rasch austrocknen, sobald es aufhört zu regnen. Infolge dessen sind die Flußbetten einen großen Teil des Jahres hindurch trocken, und alle Gewächse kämpfen einen schweren Kampf ums Dasein, da ihre Wurzeln meist erst tief im Boden Feuchtigkeit finden. In den Flußbetten und an den Ufern ist Kulturland vorhanden, und der Weizen, der dort gesäet wird, gedeiht vortrefflich, jedoch dem Wassermangel folgt zuweilen so plötzlich die Wasserfülle, daß der größere Teil der Ernte dadurch vernichtet wird.[38]) Das sind die Schattenseiten des Landes, aber trotz seiner scheinbaren Armut bietet

[37]) Vergl. darüber W. Belck, Was haben wir von Lüderitzland zu erwarten? — Deutsche Kolonial-Zeitung, 1885, 5 Heft, Seite 128.

[38]) „Der Monat August, der den Frühling anmeldet, zeichnet sich vor anderen durch Schichten kalten Nebels aus, die über dem Erdreich lagern. Von der höher steigenden Sonne durchwärmt, erzeugt er leicht Fieber. Ein schwacher Nordost zerteilt den Nebel; die kleinen Wölklein sind aber zu leicht, erwünschten Frühregen zu spenden. Damit ist ein Kampf zweier Windrichtungen eröffnet, der bis Ende des Jahres anhält. Stürme aus Südwesten tragen kaltes Gewölk herbei. Es verdichtet sich zu einer atmosphärischen See, hängt wie ein bleiernes Meer in der Luft und löst sich ostwärts in fliegende Wolken auf. Wehe dem Reisenden ohne Kleidung, ohne Obdach, ohne Feuer in solcher Zeit! Die Luft ist außerordentlich trocken und durchsichtig; hervorragende Gegenstände erscheinen viel näher, als sie in Wirklichkeit sind. Nach kurzer Pause regt sich der Nordost wieder, Vormittags 10 Uhr erst leise, in den folgenden Tagen früher und heftiger. Er führt eine Gluthitze mit, die jedes lebende Wesen nach Kühlung seufzen läßt. Die sich sammelnden Wolken bedürfen aber noch kräftigerer Sättigung. Der Oktober läuft zu Ende, ohne Regen gebracht zu haben. Die Hitze des Tages versengt, was der Thau im Winter vor dem Absterben gerettet hat. Noch einmal sendet die See ihren kalten Tribut ins Land. Das Thermometer fällt von 25° R. auf Null, doch erhebt sich auch der Treibwind wieder mit neuer Kraft und behält schließlich die Oberhand. Vor Weihnachten kommt es aber im mittlern Teil des Groß-Nama Landes selten zu einer Entladung. Ist die Temperatur um jene Zeit auf 30–32° R. im Schatten gestiegen, dann brechen die Gewitter mit furchtbarer Macht los. Der ganze Horizont ist in tiefes

es der Unternehmungsluft ein ergiebiges Feld. Daß noch viel mehr anbaufähiger Boden vorhanden ist, als sich heute unter Kultur befindet, ist außer Zweifel. Die gründlichere Durchforschung des Landes im Verein mit besserer Ausnutzung seiner Wasservorräte wird sowohl eine Vermehrung der Viehzucht, als auch auf kleinen Parzellen den Anbau europäischer Gemüse ermöglichen, welche hier vortrefflich gedeihen. Dann wird das Land neben seiner jetzigen Bevölkerung auch eine Anzahl Einwanderer ernähren können. Der weitaus größere Teil des Landes wird allerdings nie unter Kultur gesetzt werden können, denn der von den Flußbetten entfernter liegende Boden ist eine mit Dornbüschen bedeckte Wüste, die nichts hervorzubringen vermag. Wichtiger wird der Bergbau werden, da große Mineralschätze im Hereróland nachgewiesen sind und wohl auch noch in Lüderitzland Erze werden gefunden werden. Die 11 oder 12 guten Häfen, welche die unter deutschem Schutz stehende Küste besitzt, müssen jedoch, wenn der Mineralreichtum des Landes verwertet werden soll, die Ausgangspunkte bequemer Verbindungsstraßen nach dem Innern werden, da sonst die hohen Transportkosten den Bergbau unmöglich machen, wie dies schon bei von englischen Unternehmern angelegten, heute verlassenen Minen der Fall war. Zum Bergbau gesellt sich schließlich der Handel, der bei Schätzung des Wertes der neuen Erwerbung einen nicht unbedeutenden Faktor bildet. Das Land vermag Elfenbein und Straußenfedern zu liefern, und in der Mitte der siebziger Jahre hatte die Ausfuhr derselben noch einen Wert von etwa 1 Million Mark (etwa 15000 Kilogramm Elfenbein und 3000 bis 3500 Kilogramm Straußenfedern), jedoch damals hatte die Ausfuhr infolge der schonungslosen Verfolgung der Elefanten und Strauße, durch welche diese fast ausgerottet wurden, ihren Höhepunkt erreicht und ist seitdem rasch bedeutend gesunken. Einen neuen Aufschwung kann der Handel mit Elfenbein nur dann nehmen, wenn die Gebiete im Nordosten des Hererólandes, die noch an Elefantenherden reiche Strecke zwischen dem Okavango und Sambesi erschlossen und der Handel von dort nach der Südwestküste geleitet wird. So dürfte denn die größte Wichtigkeit des deutschen Schutzgebietes darin zu suchen sein, daß es ein Eingangsthor zu reichen Gebieten im tiefen Innern Afrikas bildet. Daß gerade auf der wichtigsten Strecke die deutsche Schutzherrschaft wenig mehr als die Küste umfaßt, hat keine große Bedeutung. Das Vorgehen Englands lehrt uns, daß derjenige, der die Küste beherrscht, früher oder später auch das Hinterland derselben seinem Einfluß unterthan werden sieht. Die Engländer haben sich stets bei Erwerbung von Kolonialbesitz begnügt, die wichtigsten Küstenplätze zu besetzen, und das Hinterland ist ihnen später von selbst zugefallen. In gleicher Weise werden wir an der Küste des Hererólandes die Verhältnisse sich entwickeln sehen, und demselben Gesetze folgend wird in nicht zu ferner Zeit auch die Walfisch-Bai uns zufallen, die für die Kapkolonie, nachdem die Absicht, die deutsche Niederlassung zu verhindern, vereitelt worden, nur eine Last ist und Auslagen erfordert, ohne Vorteile zu gewähren.

In der Stimmung am Kap hat sich bereits ein großer Umschwung vollzogen, die durch die deutschen Erwerbungen hervorgerufene Erregung hat sich gelegt, und man betrachtet dort die deutsche Nachbarschaft jetzt mit ganz anderen Blicken als früher. Es wäre allerdings wünschenswert gewesen, daß man am Kap früher zu der Einsicht gekommen wäre[39]), daß die Deutschen ein ebenso gutes Recht zu Erwerbungen in

Dunkel gehüllt. Orkanartige Stürme aus Nordwesten verwandeln die unteren Luftschichten in ein glühendes Sandmeer. Zwischen den geschlossenen vier Mauern kann man kaum mehr atmen. Der Donner rollt unaufhörlich und allenthalben. Nur zuckende Blitze erhellen anhaltend das schauerliche Dunkel. Sind die ersten Tropfen einmal gefallen dann schöpft man wieder Luft und Mut. Der Regen, vom Westwind gepeitscht, stürzt wolkenbruchartig hernieder, oft nur ¼ Stunde lang, zuweilen auch etliche Stunden anhaltend, bis das Gewitter in südöstlicher Richtung abzieht, nicht ohne bedeutenden Schaden an Kulturboden Pflanzen und Gesträuch, auch am Viehbesitz hinterlassen zu haben, doch ist der Nutzen dieser Gewitter nach 7—8monatlicher Dürre ungleich größer. Diese Periode dauert von Dezember bis April, doch kann es Wochen, oft Monate anstehen bis weitere Regen nachfolgen. Winterregen fallen nur in Folge gewitterreicher Sommer, was höchstens alle 10 Jahre einmal vorkommt." — Johannes Olpp, Angra Pequena etc. Seite 11.

[39]) Die deutsche Presse des Kaplandes kennzeichnete das Vorgehen der Kapregierung ganz richtig als ein sehr unpassendes, das überdies geeignet sei, ihr mit der Zeit ernste Schwierigkeiten zu bereiten. So schrieb „Das Kapland" in seiner Nummer vom 30. August 1884: Vom rein südafrikanischen Standpunkte aus giebt es nur Eins für die Kap Kolonie sowie für alle übrigen Staaten des Landes, nämlich jene Anfänge deutscher Kolonisation aufrichtig willkommen zu heißen. Angesichts dieser von uns berührten Thatsache und nachdem Fürst Bismarcks Erklärungen längst Eigentum der englischen Presse waren

Afrika haben als die Engländer, und daß sie zu Nachbaren zu haben immer noch besser sei als französische oder portugiesische Nachbarschaft, aber wir können die unliebsamen Vorgänge beim Streit um Angra Pequena umso eher vergessen, als ja schließlich doch der Erfolg auf unserer Seite blieb.

Von dieser Seite dürften wir daher für die Dauer keine großen Hindernisse für unser Vordringen ins Innere befürchten müssen. Mehr als die englische Konkurrenz wird die uralte Feindschaft zwischen den Bantuvölkern und den Hottentotten zu berücksichtigen sein. Die deutschen Pioniere müssen inmitten eines Rassenkampfes Fuß fassen, von dem es fast scheint, daß er nur mit der Vernichtung eines der streitenden Völker enden könne. Seit undenklichen Zeiten bekämpfen sich Hereró und Nama, bald waren die einen, bald die anderen Sieger, und Tausende sind auf beiden Seiten gefallen. Man könnte, sagt Pechuel-Lösche, die Knochen der von Nama erschlagenen Hereró frachtwagenweise zusammenfahren lassen. Die Europäer haben von Anfang an den Brand geschürt und die Nama immer wieder gegen die Hereró aufgestachelt, denn die Raubzüge derselben in das an Herden reiche Gebiet der Hereró bildeten die Grundlage des Handels, gegen das geraubte Vieh tauschte der Hottentotte die Waren des europäischen Händlers ein. Ohne die Nama zu bereichern, hatten diese Zustände die Verarmung der Hereró zur Folge. Hierin muß eine Änderung eintreten, wenn nicht von Anfang an alle Kulturarbeit illusorisch werden soll. Die Beamten, welche das Deutsche Reich dort unterhalten wird, müssen ihre Hauptaufgabe darin sehen, die Kämpfe der Eingeborenen untereinander zu verhindern. Eine Art Militärgrenze muß zwischen Nama und Hereró errichtet werden, um den Viehstand der letzteren zu sichern, und jeden Friedensstörer muß unnachsichtlich die verdiente Strafe treffen. Wenn jeder Raub mit Todesstrafe bedroht und diese Maßregel streng durchgeführt würde, fänden die Raubzüge der Hottentotten wohl bald ihr Ende. Vor halben Maßregeln, vor allem aber vor unzeitiger Nachsicht wird man sich hier sorgfältig hüten müssen, denn solche sind nirgends so gefährlich wie gegenüber wilden Völkern, welche in Nachsicht nur Schwäche sehen und angesichts solcher alle Scheu vor der Autorität des Europäers für immer verlieren. Um das Verbot der Raubzüge entschieden durchführen zu können, wird das sicherste Mittel die allmähliche Entwaffnung der Eingeborenen sein, und die Verhinderung der Lieferung von Waffen und Munition an dieselben erscheint als ein Gebot der Notwendigkeit.

Was inbezug auf die kolonialen Bestrebungen mancher anderen Völker nur eine leere Phrase ist: daß durch dieselben eine Kulturmission erfüllt werde — das muß eben bei den deutschen Kolonialunternehmungen zu vollen Wahrheit werden. Das deutsche Volk ist das erste, welches nicht auf dem bisherigen Wege durch gewaltsame Unterwerfung, sondern durch friedliche Unterhandlungen Kolonien erworben hat, und der vom deutschen Reichskanzler eingeleiteten Kolonialpolitik liegt auch nichts ferner, als eine neue Auflage jenes Ausbeutungssystems ins Leben zu rufen, welches Portugiesen, Spanier und andere Nationen in den von ihnen unterjochten Kolonialländeen eingeführt haben. Von den deutschen Ankömmlingen haben die Völker Afrikas nicht den Raub ihres Grund und Bodens und den Verlust ihrer Freiheit zu befürchten, wie es — um von vielen Beispielen nur eines hervorzuheben — den Hottentotten der Kapkolonie erging. Wir sind aber trotzdem frei von jenem sentimentalen Interesse für Unterdrückung des Sklavenhandels, das für England doch nur der Deckmantel sehr egoistischer Bestrebungen war und wesentlich zur Befestigung seiner Seeherrschaft beitrug, von ihm aber anstandslos verläugnet wurde, wenn — wie im Jahre 1884 im Sudan — sein Vorteil es erheischte. Eine gewaltsame reformatorische Thätigkeit inbezug auf die sozialen Verhältnisse der Eingeborenen, in denen

bleibt es somit auch sehr bedauerlich, daß der kapsche Ministerpräsident es für passend hielt, die Begründung seines Antrages auf Einverleibung der Walfisch-Bai durch die Erklärung mundgerecht zu machen, man müsse den Schritt thun, „um unangenehme Fremde aus dem Lande zu halten". Noch war der Vorschlag, „das Hinterland von Angra Pequena gleich miteinzuverleiben, um die Deutschen auf die erworbene Sandküste zu beschränken", und überhaupt der ganze Ton, in welchem die deutschen Interessen abgefertigt wurden, sehr taktvoll zu nennen. Es leben an 60 000 Deutsche in der Kolonie (fast ¼ der ganzen weißen Bevölkerung!), welche sich als treue, fleißige Bürger um den wahren Fortschritt des Landes die höchsten Verdienste erworben haben und deren Gefühle daher umsomehr gewisse Rücksichten verdienen. Das deutsche Nationalgefühl steht immerhin auf etwas anderen Füßen und verlangt auch eine etwas bessere Behandlung, als das Kafferland Süd-Afrikas.

die Sklaverei immer noch eine große Rolle spielt, kann zunächst nicht unsere Aufgabe sein. Der Augenblick, in welchem auch in dieser Hinsicht reformierend eingegriffen werden kann, wird aber bald kommen, wenn erst geordnete Zustände im Lande geschaffen sein werden und die Bevölkerung den Wert derselben erkannt haben wird. Eine Kolonialverwaltung, welche der Aufgabe, Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten, in vollem Umfange gerecht wird, die Eingeborenen nicht zu einem Ausbeutungsobjekt werden läßt und ihre berechtigten Eigentümlichkeiten berücksichtigt, wird uns sicherer als Waffengewalt den Weg ins Innere Afrikas öffnen — und daß wir von der deutschen Kolonialverwaltung ein solches Auftreten zu erwarten haben, kann nach den bisherigen Erfahrungen als zweifellos gelten.

Um die weitere Zukunft des Landes, um die Erfolge, welche deutsche Arbeit dort erzielen wird, braucht uns dann nicht bange zu sein. Was unsere Auswanderer in unwirtlichen Gegenden Amerikas und anderer Länder geleistet haben und die geachtete Stellung, welche der deutsche Kaufmann sich überall, wo er sich niederließ, erworben hat,[40]) können uns eine Bürgschaft dafür sein, daß auch in Lüderitzland nichts wird unversucht gelassen werden, was zur Hebung des Wohlstandes und zur Erschließung der Hilfsquellen des Landes dienen kann. Der Jubel der Feinde des Unternehmens, daß es jetzt von demselben auffallend still geworden, dürfte denn doch verfrüht sein. Das Beispiel der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft hat gezeigt, wie sehr es sich empfiehlt, nicht mit Plänen, sondern erst mit vollzogenen Thatsachen und Erfolgen an die Öffentlichkeit zu treten, anstatt, wie dies früher inbezug auf Lüderitzland geschah, die Presse mit Nachrichten über noch unsichere Entdeckungen zu überschwemmen. Herr Lüderitz arbeitet mit tüchtigen Mitarbeitern ruhig weiter, nach wie vor überzeugt, daß seine Mühe nicht ungelohnt bleiben wird, aber auch überzeugt, daß ein Unternehmen wie das von ihm begonnene nicht im ersten Sturmeslauf zu einem in hohem Grade einträglichen gemacht werden kann. Unsere schnelllebige Zeit verlangt überall rasche Erfolge und vergißt, daß auch die amerikanischen Kolonien, in denen die Einwanderer ungleich günstiger situiert waren als in Lüderitzland, doch Jahrhunderte brauchten, um das zu werden, was sie heute sind. Trotz der bedeutend vervollkommneten Hilfsmittel, über welche unser Jahrhundert verfügt, wird das Zivilisationswerk in Afrika nicht die Arbeit von Jahren, sondern die Arbeit von Jahrzehnten und Generationen erfordern, und was von Afrika überhaupt gilt, das gilt von Lüderitzland in ganz besonderem Grade. Wer dort thätig ist, darf nicht vergessen, daß er vorzüglich für seine Nachkommen arbeitet, welche erst die Früchte dessen ernten werden, was er gesäet hat.

[40]) Das vortreffliche Menschenmaterial, welches Deutschland alljährlich in die Welt sendet, weiß man im Auslande gar wohl zu schätzen. So äußerte sich Sir Bartle Frère in einem zu Glasgow im Januar 1874 gehaltenen Vortrag: Während meiner jüngsten Reise fand ich unter meinen alten schottischen und englischen Bekannten allgemein die Überzeugung, daß die Deutschen im Handel eine ebenso formidable Nation geworden seien, wie sie im Kriege sind. Ich glaube Sie versichern zu dürfen, daß diese anerkannte und wachsende Macht Deutschlands als einer Handelsmacht mit bedingt wird und in engster Verbindung steht mit der bewundernswürdigen Schulerziehung, welcher ein großer Teil der Deutschen sich erfreut. Ich möchte Ihnen zu Gemüte führen, daß selbst in Schottland, wo man sich doch rühmen kann, in Schulbildung weiter zu sein als die übrigen Landesteile der britischen Inseln, wir doch noch weit zurückstehen hinter dem, was in vielen Gegenden Deutschlands erreicht worden ist. Junge, für die kaufmännische Laufbahn bestimmte Leute, welche in die Welt und nach anderen Erdteilen gehen, sprechen und schreiben grammatisch wenigstens eine fremde Sprache, verstehen durchschnittlich mehrere derselben, und viele haben lateinisch wohl auch griechisch gelernt. Dazu haben sie Unterricht genossen in Geschichte, Physik, Naturwissenschaften; viele sind auch musikalisch, überhaupt gebildete Leute und ganz geeignet sich und ihren Bekannten die Zeit angenehm zu vertreiben. Dazu kommt, daß diese wohlerzogenen und gut unterrichteten jungen Männer mäßig leben, genau im Geschäft arbeitsam und durchaus zuverlässig sind.

Südafrikanischer Viehkraal.

Die Kapkolonie.

Wenn man nach langer Seefahrt der Südküste Afrikas sich nähert, erblickt man schon aus weiter Ferne den zwischen dem Teufelsberg und dem Löwenkopf emporragenden mächtigen Tafelberg, an dessen Fuße die Kapstadt liegt. Endlich ist das Ziel der Reise erreicht, und beim Einlaufen in die majestätische Bai entrollt sich eines der prächtigsten Landschaftsbilder, welche die Erde aufzuweisen vermag: zur Linken erstreckt sich ein hellschimmernder Sandstreifen, über welchen der Blick in die bläuliche Ferne schweift, tief hinein ins Land bis zu den Bergen, deren Umrisse nur verschwommen hervortreten — zur Rechten ragen schroffe, von der Brandung mit weißem Schaum bespritzte Felsen empor — im Hintergrund blinken uns die weißen Häuser der Kapstadt entgegen, überragt von der gewaltigen Steinmasse des Tafelberges — und je tiefer wir in die Bai hineinfahren, desto belebter wird ringsum die Meeresfläche. Da liegen auf der Rhede Schiffe aller seefahrenden Nationen, da flattern englische, deutsche, französische, amerikanische, holländische, russische Flaggen, Kommandoruf und Trommelschlag ertönt an Bord der Kriegsschiffe, an denen wir vorbeifahren, und unzählige kleine Boote umlagern die Dampfer, welche ihre Ladung löschen oder zur Weiterreise sich rüsten. Die einen bringen

Kafferntypen.

die angekommene wertvolle Ladung ans Land, andere kommen beladen mit Kohlen, mit Fleisch, Enten, Hühnern, Gemüse u. s. w. vom Lande her, um die Proviant- und Heizvorräte der Schiffe zu ergänzen. Dazwischen durchfurchen Fischerboote, welche mit reicher Beute vom nächtlichen Fang heimkehren, die Flut und eilen den Landungswerften zu, wo sie bereits die Händler erwarten.

Es ist ein herrliches, entzückendes Bild, das sich da vor unseren Blicken entrollt. „Unwillkürlich bemächtigt sich des Fremdlings ein behagliches Gefühl der Sicherheit, wenn er, langsam dem Strande der Tafelbai folgend, sich der Kapstadt nähert. Diese weißgetünchten, aus dem Grün der Straßenalleeen und Gärten hervorgrüßenden Gebäude, hier und da von schlanken Türmchen überragt, scheinen dem Fremdling Ruhe und Frieden nach den Stürmen des Meeres ebenso wie nach jenen des Lebens zu bieten. Ein Ort des Friedens scheint es wie dazu erkoren.“ [1]) Wer einige Zeit am Kap lebt, hat aber bald Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß diese scheinbar so ruhige Bucht nichts weniger ist als ein Ort des Friedens, denn in manchen Jahreszeiten ist sie heftigen Stürmen ausgesetzt, und der Südostwind tritt dann hier mit verheerender Gewalt auf. „Ein entsetzliches Lärmen stört unsern Schlaf: wir horchen — es ist ja wie ein Erdbeben! Die Fenster rasseln, die Thüren klappern und das Haus bebt, wie in seinen Grundvesten erschüttert. Von Zeit zu Zeit trifft ein Windstoß das Haus, der es über uns zusammenzustürzen droht. Ein lauter Ruf erschallt; ein hastiges Laufen in der Straße; aber alles verhallt augenblicklich im Sausen des Sturmes, der mit erneuerter Wut losbricht. Erschrocken treten wir ans Fenster: Im Osten tagt der Morgen mit einem trüben Rot; die Stadt ist verschwunden; eine dicke, rotbraune Staubwolke hüllt sie ein; herab wälzt sich über das Tafelgebirge eine Masse weißer Wolken wie eine Lawine; es ist der Südostwind, dieser gefährliche Feind der Schiffe, nach welchem das Kap von portugiesischen Schiffern mit nur zu gutem Recht Cabo dos Tormentos benannt wurde. „Schiff am Strand!“ schallt es jetzt deutlich durch das wilde Chaos, und von unseren Fenstern erspähen wir jetzt die Schiffe in der Bai umhergeworfen und mit fliegenden Signalen. Gegenüber auf dem Löwenkopfe, einem Hügel, welcher östlich die Stadt überschaut, ragt ein Flaggenstab in das graue Gewölk, an welchem Flaggen auf- und niedersteigen in Antwort auf die Notsignale von der Bai. Das dumpfe Getöse eines Kanonenschusses von der Zitadelle bestätigt das Gerücht, und ängstlich und neugierig läuft eine Menge Menschen dem Molo zu. Doch die Schrecken eines Schiffbruches sind zu wohl bekannt, um sie wiederholt zu schildern. Genug — dieser heillose Wind hat schon manches Schiff an diesem Gestade zertrümmert und manche Schreckensszene in dieser Bai veranlaßt. Im Jahre 1841, wenn unser Gedächtnis uns nicht trügt, lief der Abercrombie, ein großer Dreimaster, in die Bai. Das Schiff war nach Australien bestimmt und führte 400 Deportierte und 400 Soldaten. Plötzlich brach einer dieser heftigen Südostwinde los, die oft auf den stillsten, heitersten Tag folgen. Die Ankerketten brachen und das Schiff ward auf die Felsen so nahe am Strande geworfen, daß man jeden kleinsten Gegenstand am Bord deutlich wahrnehmen konnte. Dennoch war alle Kommunikation mit dem Schiff unmöglich. Alle Versuche, Boote auszuschicken, schlugen fehl, denn die See raste wilder als je. Ein Herr bot 100 Pf. St. für das Boot, welches das Schiff erreichen würde. Die Gefahr war groß, doch die Entfernung nur gering, und 8 Männer sprangen in ein Boot und arbeiteten sich durch die donnernde Brandung, doch nach wenigen Augenblicken verschwand das Boot, und 8 Leichname zerschmetterte die See an den Felsen. Taue wurden mit Raketen über das unglückliche Schiff geworfen, aber auch diese Verbindung zerstörte der rasende Sturm, und die dicht gedrängte Masse stand ratlos bei dem Untergange von mehr als 800 Menschen, die an den Raaen und Masten des brechenden Schiffes hängend mit verzweiflungsvoller Geberde um Hilfe flehten, und deren herzzerreißender Ruf selbst über das Toben des Sturmes das Ohr der entsetzten Zuschauer erreichte. Nicht minder ist selbst das Tafelgebirge, über welches dieser verderbliche Wind hinunterrast, das Grab gar vieler geworden, die das Gebirge erstiegen, aber nicht wieder heimkehrten. Von dicken Wolken umnachtet, die der Orkan auf das Gebirge niederdrückt und mit unwiderstehlicher Gewalt hinwegschleudert,

[1]) Dr. Emil Holub, Sieben Jahre in Süd-Afrika. Erlebnisse, Forschungen, Jagden auf meinen Reisen von den Diamantenfeldern zum Zambesi (1872–1879). Wien, Alfred Hölder, 1881, 1. Band, Seite 6.

hat der irrende Wanderer oft den Abgrund überschritten, unbewußt der entsetzlichen Tiefe von fast 4000 Fuß. Viele Tage hat man oft gesucht, ehe man die zerschmetterten Überreste solcher Unglücklichen auffinden konnte." [1]

So sehr kann sich die reizende Bai verändern, die jetzt, vom hellen Sonnenglanz überflutet, glatt und eben wie ein Spiegel vor uns liegt! Wir finden aber nicht Zeit, an ihre Schattenseiten zu denken, denn in raschem Wechsel folgt ein neuer Eindruck dem andern, und wenn der Anker niedergerollt ist und wir ans Land fahren, nimmt uns bald die fremdartige Szenerie noch mehr Anspruch. Ein buntes Treiben umtost uns, sobald wir den Fuß ans Land gesetzt haben. Dort stehen die mit Fässern beladenen Karren der Fischhändler, welche die gefangenen Meeresbewohner in die Stadt bringen sollen, und eine Reihe Cabs von der Form der Londoner Handsomes, deren Kutscher Eingeborene sind, erwarten die ankommenden Fremden. Die Pferde sind zwar nicht schön, man fährt aber mit ihnen zum mindesten ebenso schnell wie mit Droschken I. Klasse in Berlin. Nachdem wir einige hundert Schritte im Getümmel von Karren, Lastträgern, Hafenarbeitern, Fischern u. s. w. zurückgelegt haben, verkündet uns penetranter Geruch, daß wir uns dem Fischmarkt der Kapstadt nähern, der am Eingang in dieselbe gelegen ist. Da sind wir mit einem mal mitten hinein in das Gemisch von Völkerschaften versetzt, aus denen die Bevölkerung der Stadt besteht, und Malayen, Kaffern, Hottentotten, Inder, Europäer ziehen an uns vorüber und die verschiedenartigsten Sprachen klingen an unser Ohr.

In großen Haufen liegen da die Fische, namentlich Hummern, aufgestapelt. Die Fischer, welche sie feilbieten, sind Malayen. Dieselben sind seit vielen Jahrzehnten in der Kapstadt ansässig, haben aber immer noch ihre heimische Tracht beibehalten und sind auch ihren Sitten und Gebräuchen treu geblieben. Mit leinenen Hemden und weiten, bauschigen Leinenhosen bekleidet, den riesigen, kegelförmigen Hut aus Stroh, Schilf oder Bambusgeflecht auf dem Haupte, oder einen roten Tuchlappen um dasselbe geschlungen, so stehen die dunkelbraunen Gestalten da und bieten die Fische feil, welche sie soeben aus ihren Booten ans Land gebracht haben. Frauen und Kinder sind beschäftigt, die Beute des Fischzugs herbeizutragen und in die bereit stehenden Körbe zu schütten. Die Malayenfrauen tragen grellfarbige Kopftücher, weite, weiße Hemden wie die Männer und eine solche Menge Röcke, daß sie an Umfang den modernen Krinolinen gleichkommen, während die Mädchen in weißes Linnen gekleidet sind. Die Mehrzahl der Malayen lebt vom Fischfang, andere sind in der Kapstadt als Maurer oder Schneider thätig, und manche haben sich auch zu gewandten Rosselenkern ausgebildet.

Unter den farbigen Fremdlingen in der Kapstadt sind die Malayen die zahlreichsten. „Ihre Erscheinung verleiht der Kapstadt einen eigentümlichen orientalischen Anstrich. Hier sieht man einen Malayen auf prächtigem Pferde vorbeigallopieren, einen bunten Shawl über der Brust gekreuzt, ein rotes oder buntes Tuch turbanähnlich um den Kopf gebunden, oder den leichten, trichterförmigen Schilfhut tragend, den der Malaye die Gewohnheit hat ins Wasser zu tauchen und triefend aufzusetzen, um durch Verdunstung des Wassers eine größere Kühle auf dem Kopfe zu erzeugen. Dort gehen einige schöne Frauen mit dem edeln, römischen Profil in weiten, luftigen, weißen Musselinkleidern, ihre rabenschwarzen, glänzenden Haare in einen großen Knopf gewunden, durch den ein silberner Pfeil gesteckt ist. Andere sitzen unter Marquisen oder Balkonen hinter niedrigen Gestellen, auf denen die Pracht tropischer Früchte ausgelegt ist: die duftende Muskmelone, die gewaltige Wassermelone von rosigem, eiskaltem Fleische, die sammtene Pfirsiche, die goldene Orange, die aromatische Guave, der gewürzige Shaddock, die säuerliche Granate und Trauben, wie kein anderes Land sie erzeugt. Allenthalben begegnet man Männern, die, an schwanken Bambusstöcken Milcheimer oder lange Seefische einhertragend, mit eintönigem Rufe ihre Ware feilbieten. Vorbeifliegen sechsspännige Wagen mit lustiger bunter Gesellschaft von Malayen; Tirr — Katall — erschallt es, und Wagen und Gesellschaft sind in einer Staubwolke verschwunden. Alles ist reges Leben unter ihnen und ihre Industrie ist nicht genug zu preisen.

[1] Eduard Kretzschmar, Südafrikanische Skizzen, Seite 5.

Sie sind Muhammedaner, haben ihre eigenen Priester und Moschee, und sind, wie ihre anderen Glaubensgenossen sehr pünktlich in Beachtung religiöser Gebräuche. Ihre Sprache ist wohllautend, reich an Vokalen und dem Italienischen im Klange ähnlich. Der Malaye hat schlichtes, langes Har und selten starken Bart; seiner Religion gemäß pflegt er jedoch mit großer Sorgfalt die wenigen Hare und dressiert sie zu einem spitzen hakenförmigen Bart am Kinne. Die Kleidung ist ein Gemisch von europäischer, türkischer und malayischer Mode und ist dem Klima angemessener als die Tracht des Europäers, welcher in jedem Klima seine Tracht beibehält, wie unbequem sie ihm auch sei und wie sehr er sich auch von der Zweckmäßigkeit anderer Kleidung überzeugt halte. Vielweiberei ist natürlich unter ihnen erlaubt, doch machen sie keinen Gebrauch von dieser Erlaubnis. Die Malayen haben die Gewohnheit, Schnupftabak zu nehmen, den sie nicht nach gewöhnlicher Weise in die Nase, sondern zwischen Zahnfleisch und Wangen stecken, wahrscheinlich als einen Ersatz für die Bethelnuß. Es wird auf diese Weise eine erstaunliche Menge Mond-Snuif (Mundschnupftabak) konsumiert. Da der Tabak fein gemahlen ist, begreift man leicht, daß diese Gewohnheit bei weitem ekelhafter sein muß als das Tabakskauen, und um so größere Verwunderung erregt, da der Malaye in allen anderen Gewohnheiten die ausgezeichnetste Reinlichkeit beobachtet." [43])

Auf der Gouvernementsstraße, welche eine prächtige Eichenallee durchzieht, gelangen wir in die Stadt, in deren breiten Straßen uns sofort die Bauart der Häuser auffällt. Neben den mehrstöckigen englischen Häusern mit flachen Dächern stehen die hochgiebeligen holländischen Häuser mit dem reichverzierten Portal, zu welchem eine Treppe emporführt, und den großen Fenstern mit kleinen Scheiben. Bei keinem dieser Häuser fehlt die Veranda und der Garten, der meist von einer Euphorbienhecke umgeben ist und prächtige Blumenbeete enthält. „Aus dunklem Laub hängen tiefrote Blumen herab neben lilienweißen Glocken. Hier duften auf freier Terrasse Geranien, von Kaktus oder Zwergpalmen überragt, dort weht der ungeheuere Besen eines gigantischen Ginsters. Daneben breitet der Gummibaum seine schimmernden blaugrünen Blätter aus oder entfaltet ein Brotbaum seine langen Fächer und wetteifert an Schönheit mit der Dattelpalme, die ihre feingefiederten Blattwedel tief hineintaucht in die blaue Luft. Um die dickbelaubte Korkeiche winden sich die Blütenranken üppiger Schlingpflanzen, und wie ein ernster Gedanke steht daneben die düstere Zypresse und die schottische Fichte." In diesen Gärten kann man ein Stück echt holländischen Lebens und Treibens beobachten. Am Abend, wenn die drückende Hitze zu schwinden beginnt, sitzt die Familie in der weinumrankten Veranda bei der blanken Theekanne, der Vater sein Pfeifchen rauchend, Mutter und Töchter mit stricken beschäftigt, während die Knaben sich im Garten herumtummeln. Im Garten herrscht angenehme Kühle, und die Euphorbienhecke, die Akazien und Mimosen schützen gegen den Südostwind. Hierher dringt nur der Staub, der uns in den Straßen der Stadt auf Schritt und Tritt belästigt und der auch in die Zimmer eindringt, wo er alle Möbel überdeckt. Man wird diese Plage nur dann los, wenn es geregnet hat, tauscht sie jedoch dann gegen eine andere um, da nun das Regenwasser sich in den Straßen in großen Lachen sammelt. Während der heißen Tagesstunden sieht man überall verhängte Fenster, hinter denen verborgen die Bewohner abwarten, bis die Sonnenglut nachgelassen hat und sie sich wieder ins Freie hinauswagen können. Die Hausfrauen besorgen ihre Einkäufe in den frühen Morgenstunden, und gegen Mittag beginnt es in den Straßen still zu werden, da jeder, der sich solchen Comfort gestatten kann, sich in seine kühlen Wohnzimmer zurückzieht. Dieses Klima, welches die Menschen in das Innere ihrer Häuser bannt, paßt jedoch vortrefflich zum Charakter der Kapbevölkerung. Der Bürger der Kapstadt besucht keine öffentlichen Lokale; wenn die Arbeitszeit im Geschäft vorbei ist, zieht er sich in den Familienkreis zurück, liest die Lokalnachrichten und die Anzeigen, welche seine Zeitung enthält, schlürft dazu behaglich eine Tasse Thee nach der andern, und wenn er ja einmal das Haus verläßt, so führt ihn sein Weg wahrscheinlich zu einem Bethause, in welchem eine Betstunde abgehalten wird, denn er ist ein strenger Kalvinist und versäumt nie die gewissenhafteste Beobachtung der Glaubensvorschriften.

[43]) Kretschmar, l. c. Seite 201.

Von einem geſelligen Leben, wie man es in anderen Hafenſtädten findet, iſt daher in den Kreiſen der kapiſchen Bürgerſchaft keine Spur. Die einzige Erholung, welche der Holländer ſich außer ſeiner Familie gönnt, iſt ein Ritt durch die Stadt oder die Umgegend, wobei der unvermeidliche Regenſchirm, ohne welchen kein anſtändiger Menſch das Haus verläßt, nicht vergeſſen wird, und wenn am Sonnabend in den ſpäten Nachmittagsſtunden allmählich die Contore, Bureaux, Banken u. ſ. w. geſchloſſen werden, eilt alles aufs Land hinaus, aus der heißen, ſtaubigen Stadt in die friſche Luft der Villenſtädte. Bald ſind die Straßen der Kapſtadt ſtill und öd, und man begegnet in ihnen nur noch Farbigen. „Kapſtadt ſchlummert, der Tafelberg hält Wache darüber, und die bleiche Luna leiſtet ihm Geſellſchaft.“ Erſt am Sonntag-Abend beginnt die ausgewanderte Bevölkerung zu ihren Wohnungen zurückzukehren, und am Morgen des erſten Wochentages iſt alles wieder bei der gewohnten Arbeit.

Die Kapſtadt. (Nach Holub.)

Beſſer als für die Unterhaltung iſt in Kapſtadt für die Belehrung geſorgt. Die Stadt beſitzt eine gut ausgewählte Bibliothek, welche 40000 Bände enthalten ſoll, darunter Schätze, um welche manche europäiſche Großſtadt ſie beneiden kann, einen großen botaniſchen Garten und eine Sternwarte, deren Weltruf ihr Gründer John Herſchel begründete, und den ſie ſich bis auf den heutigen Tag gewahrt hat. Dagegen iſt das Natur- hiſtoriſche Muſeum ſehr vernachläſſigt und kaum der Beachtung wert. Von den gelehrten Geſellſchaften, welche in Kapſtadt thätig ſind, verdienen hervorgehoben zu werden: die Society for the advancement of literature and civilisation, die Society for the discovery of Central-Africa, die Agricultural Society und die Society for the advancement of christian knowledge.

An Sehenswürdigkeiten iſt die Stadt verhältnismäßig arm. Der liebliche Eindruck, den ſie, vom Meere aus geſehen, hervorbringt, ſchwindet raſch, wenn man in ihre Straßen gelangt. Die ganze Stadt macht den Eindruck des Unfertigen, ſieht aus, als ob ſie erſt geſtern entſtanden wäre. Die Bäume in den Straßen, deren Stämme durch Zementfäßchen, welche ihnen als Hülle dienen, gegen Beſchädigung geſchützt ſind, ſcheinen erſt vor wenigen Tagen gepflanzt zu ſein, die Straßen ſind ungepflaſtert und reich an Gruben

und Löchern, bei Nacht jedoch glücklicherweise sehr gut beleuchtet, da Capetown sich einer Einrichtung rühmen kann, welche noch manchen europäischen Großstädten fehlt: der elektrischen Straßenlampen.[44]) Neben den alten Häusern entstehen dabei prächtige Neubauten in immer größerer Zahl, unter denen namentlich das neue Parlamentsgebäude ein monumentaler Bau ist.

Die interessanteste Sehenswürdigkeit der Kapstadt wird aber stets jener steinerne Würfel bleiben, der sich über ihr erhebt. Wie ein Wache haltender Riese blickt der Tafelberg hinab auf das bunte Treiben in der Stadt. Schroff wie eine Mauer steigt der Fels empor, von unten gesehen völlig nackt und kahl erscheinend und von weißen, gelblichen oder aschgrauen Streifen überzogen, da Quarzsand-, Thonschiefer- und Gneisschichten übereinander lagern. Die gewaltige Südspitze Afrikas besteht aus drei Bergen, dem würfelförmigen Tafelberg, dem durch eine breite Schlucht von ihm getrennten zweigipfeligen Löwenkopf und dem Teufelsberg. Der Löwenkopf verdankt seinen Namen dem Umstande, daß er, von der Seite gesehen, einem ruhenden Löwen sehr ähnlich sein soll, der Teufelsberg aber hat seinen Namen wohl von den furchtbaren Stürmen erhalten, welche zuweilen von ihm herab durch die Stadt toben, wenn der Südostwind rasend die rotbraunen Sandwolken emporwirbelt und dann der Regen wie eine Hochwasserflut die Straßen überschwemmt.

Der bedeutendste unter diesen drei Bergen ist der 1082 Meter hohe Tafelberg (Table mountain). „Mehr als ein Drittel der ganzen Höhe des Massivs nimmt der teils mit angebauten Wiesen, teils mit Gras, Buschwerk und mannigfaltigen Haidekräutern bewachsene Riesensockel ein, aus dem fast perpendikulär die mächtige, zerklüftete, doch oben vollkommen abgeflachte Kuppe aufsteigt. Stunden vergehen, bevor man auf die mit Felsenblöcken bedeckte Hochfläche, die dem Berge den Namen gab, gelangt, und oben angekommen erheischt es die größte Vorsicht, um nicht irre zu gehen! Es ist daher angezeigt, sich der Führung eines Bewohners der Kapstadt anzuvertrauen, an solchen bereitwilligen Führern fehlt es aber nicht, denn die Bewohner der meisten Städte Süd-Afrikas zeichnen sich durch ihre Freundlichkeit, ihre Gastfreundschaft und ihr biederes Entgegenkommen aus. Namentlich ist für jene, welche schöne Felsen-Szenerien bewundern wollen, das Besteigen des Tafelberges von hohem Interesse; allein der Genuß, den diese hier und da durch die natürlichen, oft so grotesken Felsenformen und eine reiche tropische Vegetation fesselnden und die Mühe des Besteigens so reichlich entlohnenden Bergeslehnen bieten, wird noch von der schönen Aussicht überboten, die den Besucher erwartet, wenn er, müde von dem beschwerlichen Aufstieg an der flachen Kuppe angelangt, den Blick rund herum über den Horizont schweifen läßt. Vor uns dehnt sich scheinbar endlos nach Westen und Norden der Spiegel des Ozeans aus, die tief in das Land einschneidende Tafelbai verrät uns jetzt noch das durch Jahrtausende thätige Bestreben des Meeres, den schmalen Felsenriegel, der die Tafelbai von der Kalk- und Simonsbai im Süden trennt, zu durchbrechen. In der Tafelbai selbst aber erblicken wir die flache, durch einen Leuchtturm und Häuserkomplexe gekennzeichnete Robbeninsel, auf der sich gegenwärtig ein Asyl für Irrsinnige und ein Staatsgefängnis für angesehene politische, den dunklen Rassen angehörige Sträflinge befindet. Unter uns der im farbenreichen Grün strotzende Fuß des Tafelberges und zwischen ihm und der Bai, in der zahllose, teils im sichern Hafen, teils außerhalb auf der Rhede liegende Schiffe von regem Handel zeugen, die hellschimmernden Gebäude der Stadt, durch die sich kreuzenden geraden Straßen als ein Komplex von Rechtecken hervortretend, deren Monotonie hier und da oasenförmig durch das Grün der Gärten und Alleeen angenehm unterbrochen erscheint. Dort drüben am Abhange des Löwenberges die stillen Ruheorte der Malayen und der Farbigen überhaupt, weiter nach dem Green point-Leuchtturm zu die mit hohen Zypressen bewachsenen Friedhöfe der Bleichgesichter. Doch lassen wir das Bild des Vergehens und wenden wir unsere Blicke zur Rechten und zur Linken, wo sich die beiden Genossen des Tafelberges erheben! Da wo der Löwenkopf sein steiles Haupt erhebt, verbrüdert er sich mit einem der zwölf Apostel, die, an ihrem steilen Fuße von den Wogen des Ozeans bespült, stolz ihre zackigen spitzen Höhen in den blauen Äther erheben. Schweift der Blick zur

---

[44]) Wilhelm Joest, Um Afrika. Köln, Verlag der M. Dumont-Schaubergschen Buchhandlung, 1885, Seite 34 u. f.

Rechten und hat er sich an allen die Phantasie erregenden Formen, an den Felsenschluchten, Klüften, Felsenmauern, Terrassen und Riesenblöcken des Teufelsberges gesättigt, so blickt das Auge weiter hinaus auf eine mit Gebüschen, Wäldern und Haidekräutern bewachsene Ebene, auf grüne, glänzenden Teppichen gleichende Wiesen und angebaute Fluren, in denen sich Villen und Farmhäuser anmutig bemerkbar machen, und die der Wohlhabenheit und Emsigkeit der Ansiedler das beste Zeugnis geben. So bietet die Umgebung der Metropole Süd Afrikas, mögen wir sie von dem ehrwürdigen Haupte des Tafelberges, oder von den beiden anderen Höhen betrachten, mögen wir ihr von der See aus, von dem schaukelnden Boote unsere Aufmerksamkeit widmen, uns immer ein anziehendes, wechselndes Bild! Vom letztern Standpunkte aus betrachtet, wird das Bild ungleich interessanter, indem eine scharf nach oben abgegrenzte Wolkenschichte in der Regel die obere Hälfte der beiden höheren Berge so verhüllt, daß das spitze Haupt des einen und das flache des andern über die Wolkenbank hinausragen und dadurch einen effektvollen Anblick gewähren."[15]

Ein ungemein reicher Blütenschmuck bedeckt die Felsspalten und die Platte, doch nur wenn reichlicher Regen geflossen ist. Nach einem solchen sprossen überall wilde Lilien, Tulpen, Pelargonien u. s. w. zahllos aus dem Boden hervor und das kahle Gestein überkleidet sich mit einem vielfarbigen Blumenteppich, aber nach wenigen regenlosen Wochen ist alles verdorrt und mit Staub bedeckt. Den prächtigen Blumen, die man da bewundert, fehlt überdies eine Eigenschaft, welche uns ihre Schwestern in unserer Heimat erst recht lieb macht, der Duft. Grüne Rasenflächen findet man auf dem Tafelberge nicht. Die gewaltige Naturkraft, welche dort dem Boden die Vegetation entlockt, scheint es zu verschmähen, nur bescheidenen Graswuchs hervorzurufen, und wo sie nicht durch eine Überfülle von Blüten imponieren kann, dort läßt sie den Boden lieber völlig kahl. Der Botaniker findet in den Rissen des Berges und droben auf der Platte manche seltene Pflanze, und fremdartige Vögel schwirren über die Protaceensträucher, welche hier und da sich aus dem Blumenteppich erheben, hin. Da bemerkt man einen kleinen goldgrünen Kukuck und eine Menge winzig kleiner Honigsauger, die Kolibris Afrikas, welche die honigreichen Blüten der Protaceensträucher umflattern, aber wie die Blumen duftlos sind, so sind die kleinen Vögel mit dem prächtigen, bunten Gefieder stumm. Sehr selten läßt einer seine Stimme erschallen, und er verstummt stets rasch als wäre er erschrocken über seine Kühnheit, die heilige Ruhe des Berges zu stören.

Die Eingeborenen scheuen sich, den Tafelberg zu besteigen, und auch von den am Kap ansässigen Europäern hat lange keiner die Besteigung gewagt. Nachdem aber durch einige Reisende das Wagnis glücklich vollbracht war, wurde der Tafelberg bald von so vielen bestiegen, daß seine Besteigung nur noch als gewöhnlicher Ausflug betrachtet wurde und für kühne Bergsteiger allen Reiz verlor. Im Jahre 1800 ritt der am Kap ansässige Holländer van Reenen auf den Berg hinauf, aber das Wagnis war so groß, daß es nicht gleich Nachahmer fand. Erst im Jahre 1821 unternahm der Engländer Cathcart den gefährlichen Ritt, und nachdem er glücklich die Platte erreicht hatte, ritt er auch hinab, was ungleich schwieriger und gefährlicher ist. Wie jede Tollheit leicht Nachahmer findet, so haben seitdem auch Cathcart viele nachgeeifert, und sind auf den Berg hinauf und wieder herab geritten, um sich rühmen zu können, zu Pferde die höchste Spitze Süd-Afrikas erreicht zu haben.

Am Fuße des Löwenkopfes sehen wir längs des Seeufers zahlreiche hübsche Villen, deren weiße Mauern aus dem Grün der sie umgebenden prächtigen Gärten hervorblinken. Der dem Meere nächste Teil dieser Villenstadt heißt Sea-Point, der an die Stadt grenzende Green-Point, und in der Mitte zwischen beiden liegen die Friedhöfe der Eingeborenen, der Malayen und Europäer. Auf den Abhängen des Teufelsberges „reiht sich auf Meilen hin Dorf an Dorf, Garten an Garten, die einzelnen, nett und sauber gehaltenen Gehöfte oft durch dichte Nadel- oder Eichengehölze von einander getrennt und überschattet. Von hundert zu hundert Schritt taucht auch hier immer ein neues anziehendes Bild auf, das zuweilen ausnehmend schön ge-

[15] Fritsch. l. c. Seite 14.

nannt werden kann, wie z. B. die über diesem Punkte sich erhebende Partie des Teufelsberges hier als eine interessante Felsenformation, dort als Gehölze oder blühende Erikawiesen den Hintergrund bildet.“ All die Dörfer und Gehöfte, welche sich vom untersten Hang des Teufelsberges in langer Kette weit hinein ins Land ziehen, sind durch eine Eisenbahn mit der Kapstadt verbunden.

Wenn man heute auf der Höhe des Tafelberges Rundschau hält über das blühende Land, in dem so viele volkreiche Städte und Niederlassungen ohne Zahl entstanden sind, und über die herrliche Bai, welche durch ihre Lage wie geschaffen erscheint zu einem Handelsmittelpunkt zwischen allen Erdteilen, da kann man es kaum begreifen, wie es möglich war, daß mehr als anderthalb Jahrhunderte (1486 bis 1652) seit Entdeckung der Südspitze Afrikas vergingen, bevor Europäer sich dort ansiedelten. Man hatte stets nur den Seeweg nach Indien im Auge und übersah auf der Jagd nach den in der Ferne winkenden Schätzen das nahe Liegende. Der Jubel, mit dem die Entdeckung der Südspitze Afrikas begrüßt wurde, galt nicht ihr, sondern

Die Adderleystraße in der Kapstadt.

dem reichen Wunderland, das man nun zu Schiffe erreichen zu können hoffte, und niemand ahnte, welche Bedeutung die Küste, an der man Eingeborene große Rinderherden weiden sah, in der Zukunft gewinnen sollte. Seit jener sagenhaften Umschiffung Afrikas durch phönizische Seefahrer, welche längst schon von einem Hafen am roten Meer mit dem Goldland Ophir (am Sambesi?) verkehrten, hatte sich niemand mehr längs der afrikanischen Küste weiter nach Süden gewagt, und nach dem Fall Karthagos gingen bekanntlich auch die Niederlassungen ein, welche diese Stadt an der Westküste gegründet hatte. Im Mittelalter drangen zwar die Araber immer weiter an der Ostküste vor, besetzten Sansibar, Mosambik, Sofala, ließen sich auf Madagaskar nieder und gelangten bis zum Kap Corrientes, aber die Südspitze Afrikas erreichten sie nicht. Die seefahrenden Nationen Europas schreckten von Entdeckungsfahrten längs der afrikanischen Küste die Sagen ab, welche noch aus dem Altertum überliefert waren und nach denen das Meer jenseits der Säulen des Herkules an Schrecknissen aller Art reich sein sollte. Als aber die Ostküsten des Mittelmeeres und das Schwarze Meer unter die Herrschaft der Türken kamen, die Einfuhr indischer Waren auf den bisherigen Wegen über Ägypten, Syrien

Ochsenwagen in einem Hohlwege

oder Klein-Asien immer schwieriger wurde und gleichzeitig die Schiffbaukunst große Fortschritte machte, durch Erfindung des Kompasses den Seefahrern die Möglichkeit geboten war, die Küste zu verlassen und ins offene Meer hinauszusegeln, da regte sich der Wunsch, einen neuen Weg nach Indien zu erforschen, und man begann seine Aufmerksamkeit der Westküste Afrikas zuzuwenden, in der Hoffnung, längs derselben zu Schiffe Indien erreichen zu können. Es begann das Zeitalter jener großen Entdeckungsfahrten, zu denen der Anstoß von dem Infanten Heinrich ausging, dem man deshalb den Beinamen „der Seefahrer" gegeben hat. Schritt für Schritt rückten Portugiesen und Venetianer an der Küste weiter vor. Nachdem schon 1415 Kap Nun, das bisher als „Ende der Welt" galt, umsegelt worden, wurde Madeira entdeckt, und als dann Portugiesen Kap Bojador umsegelten, glaubte man allgemein, Indien bereits nahe zu sein. Ein Menschenalter verging aber seit dem Beginn der Entdeckungsfahrten, ohne daß man weiter als bis zur Mündung des Zaire (Kongo) kam.

Bis zum Jahre 1486 war auch kein Portugiese südlicher als bis zum Zaire gelangt. In diesem Jahre sandte König Johann einige Schiffe unter Führung eines tüchtigen Seemannes, des Bartolomaeo Diaz, auf Entdeckungen aus. Derselbe fuhr vom Zaire längs der geraden, einförmigen Küste nach Süden, kam aber nur sehr langsam vorwärts, da er der vom Kap längs der Küste nach Norden laufenden Meeresströmung entgegenfuhr. In den Calmen wurde die Flotille von einem furchtbaren Sturm überfallen und ins offene Meer hinausgetrieben. Vierzehn Tage tobte der Sturm, und die Kräfte der Schiffsmannschaft waren schon fast erschöpft, als er endlich nachlies. Die Schiffe waren jedoch weit weg von der afrikanischen Küste, in das südliche Eismeer verschlagen, und die Kälte hatte in den letzten Tagen einen so hohen Grad erreicht, daß die Matrosen mit ihren erstarrten Händen kaum noch die nötigen Arbeiten verrichten konnten. Ein schwerer Verlust hatte die Flotille während des Sturmes getroffen: das Proviantschiff, welches man bei längerer Fahrt nicht entbehren konnte, war verschwunden. In dieser schlimmen Lage suchte Diaz so schnell als möglich die afrikanische Küste wieder zu erreichen, welche nach seiner Meinung gegen Osten liegen mußte, da er keine Ahnung hatte, wohin ihn der Sturm getrieben. Als er aber mehrere Tage ostwärts gesegelt war und noch immer kein Land in Sicht kam, änderte er den Kurs und fuhr nach Norden, um wenigstens bekannte Gegenden zu erreichen. Wieder vergingen mehrere Tage, ohne daß man etwas anderes sah als Himmel und Wasser, aber endlich wurde am fernen Horizont ein dunkler Streifen sichtbar, und bergiges Land tauchte aus den Wellen empor. Die Schiffe fuhren in eine Bai ein, an deren Ufern man große Rinderherden bemerkte, welche jedoch von den Eingeborenen bei der Annäherung der Schiffe schleunigst fortgetrieben wurden. Nach diesen großen Herden nannte Diaz die Bai Angra dos Vaqueiros, Kuhbai. Zu seiner Überraschung bemerkte er aber hier, daß ihm die Küste zur Linken lag, während sie doch, da er nach Norden fuhr, ihm zur Rechten liegen mußte, und er zog daraus den richtigen Schluß, daß er, ohne es zu wissen, die Südspitze Afrikas umschifft habe und an die Ostseite des Erdteils gelangt sei. Als er nun seine Entdeckungsfahrt an der Ostküste nach Norden fortsetzen wollte, widersetzte sich seine Mannschaft, und durch Bitten und Drohungen erlangte er nicht mehr als das Zugeständnis, ihm noch einige Tage zu folgen. Bei der Mündung eines Flusses, welchen er nach dem Führer eines seiner Schiffe Rio do Infante, Infante-Fluß nannte, mußte er umkehren. Ohne Unfall umsegelte er das Kap und gab demselben zur Erinnerung an den furchtbaren Sturm, den er dort überstanden, den Namen Cabo tormentoso, stürmisches Kap, als er aber in Lissabon gegen Ende 1487 eintraf und dem König über seine wunderbare Fahrt Bericht erstattete, erklärte dieser, nicht Cabo tormentoso, sondern Cabo de boa esperanza, Kap der guten Hoffnung, müsse die Südspitze Afrikas heißen, denn nun könne man ja hoffen, doch noch auf dem Wege um Afrika nach Indien zu gelangen. Ein Versuch, diesen Seeweg zu entdecken, wurde trotzdem erst nach 10 Jahren unternommen, nachdem Columbus Amerika entdeckt hatte und dann jener Vertrag zwischen Portugal und Spanien zustande gekommen war, in welchem diese beiden Staaten im voraus die zu entdeckenden Länder unter einander teilten. Der König von Portugal sandte nun Vasco de Gama (1497) mit 3 Schiffen um das Kap der guten Hoffnung nach Indien. Stürmisches Wetter verzögerte die Fahrt, und die Schiffe litten sehr durch dasselbe, aber am 20. November war das Kap doch

erreicht, und jubelnd umsegelte man es unter Kanonenschüssen und Trompetengeschmetter. An der Muschel- und der falschen Bai vorbei wurde dann die Fahrt fortgesetzt. Die Eingeborenen kamen den Fremden freundlich entgegen, aber bald gab es Streit, und die Hottentotten kamen in großen Scharen bewaffnet angezogen, doch der Kanonendonner schüchterte sie so ein, daß sie die Waffen fortwarfen und flohen. Zu Weihnachten erreichte man, nachdem man durch eine Meeresströmung eine Zeitlang nach Süden getrieben worden, eine dicht bevölkerte schöne Küste, welche Vasco de Gama die Weihnachtsküste, Costa de Natal nannte. Die Eingeborenen, deren Häuptling er durch einen der Negersprache kundigen Matrosen eine rote Jacke und eine Hose und Mütze von gleicher Farbe überreichen ließ, sprachen eine andere Sprache als jene, welche man in der letzten Zeit kennen gelernt hatte: die Expedition hatte das Gebiet der Kaffern erreicht. Dieselben erwiesen sich als gutmütige Leute, welche die Portugiesen reich mit Lebensmitteln beschenkten und ihnen eifrig beistanden, als sie aus einem Flusse ihre Trinkwasservorräte ergänzten. Der Häuptling war über das ihm zuteil gewordene Geschenk so entzückt, daß er sich wie ein Wahnsinniger geberdete, sich überschlug und jauchzend herumtanzte. Auf der weitern Fahrt hatte Vasco de Gama an der Sambesiküste viel mit der Verräterei und Treulosigkeit der dort ansässigen Araber zu kämpfen, und vor der Insel Mosambik sah er sich sogar genötigt, die arabische Stadt zu bombardieren. In Malinda erhielt er endlich einen Lotsen, der seine Schiffe nach Indien führte. Nach 2 Jahren und 2 Monaten lief er glücklich in Lissabon ein, aber mehr als zwei Drittel seiner Gefährten hatten unterwegs den Tod gefunden.

Durch die von Vasco de Gama in Indien angeknüpften Handelsverbindungen war ein lebhafter Verkehr zwischen diesem Lande und Portugal ins Leben gerufen. Zur Sicherung desselben wurden an der afrikanischen Küste viele Festungen angelegt. Der Admiral Franz d'Almeida kämpfte glücklich gegen die Mauren, besetzte Kwiloa und eroberte das Reich Sofala an der Sambesimündung, das Eingangsthor zu den reichen Golddistrikten im Innern, von deren Reichtum man schon längst gehört hatte. Während sich so die portugiesische Herrschaft allmählich an der Westküste über Angola und Benguela, an der Ostküste über Sofala und Mosambik ausdehnte, blieb das Kapland unbeachtet. Es vermochte weder Gold noch Gewürze zu bieten, die beiden Dinge, nach denen die Portugiesen hauptsächlich fahndeten, und hatte daher für sie keinen Wert. Auch als Portugal später mit Spanien vereinigt wurde, dachte niemand daran, das Kapland auszunutzen. Der Freiheitskampf der Holländer kostete Spanien manche Kolonie, welche ihnen von den Holländern weggenommen wurde, und auch das Kapland wurde von denselben besetzt. Die holländisch-ostindische Kompagnie gründete an der Tafelbai im Jahre 1652 eine Niederlassung und legte bei ihr ein Fort an. Die Kolonisten kauften den Hottentotten Land ab, als aber ihre Zahl immer mehr anwuchs, fanden sie es vorteilhafter, Land sich gewaltsam anzueignen und die Hottentotten aus ihren Wohnsitzen zu vertreiben. Es begann ein Vernichtungskrieg mit den Hottentotten. Für getötete Hottentotten wurden Prämien gezahlt, 10 bis 20 Gulden für den Kopf, und wenn der Getötete ein Häuptling war, sogar 50 bis 100 Gulden. Gegen die Feuerwaffen der Kolonisten vermochten die Eingeborenen nicht aufzukommen, und sie wurden immer weiter zurückgedrängt. Wo durch ihr Zurückweichen Land frei wurde, dort fanden sich sofort die sogenannten Treckbauern Ziehbauern ein, welche das Land in Besitz nahmen und Ansiedlungen anlegten, stets im Kampfe mit den Eingeborenen auf welche Jagd gemacht wurde, um Sklaven zu erlangen. Unaufhaltsam drangen die Treckbauern vor, und bleichende Gebeine erschossener Hottentotten bezeichneten ebenso ihren Weg wie die freundlichen Gehöfte, welche in den von ihnen eroberten Gebieten entstanden. Da sie Viehzucht trieben und große Herden hielten, brauchten sie viel Land, und ein den Hottentotten abgenommener Landstrich war daher kaum besiedelt, als sich auch schon wieder eine Schar Treckbauern zu einem neuen Eroberungszuge rüstete. Anfangs kämpfte man nur gegen die Hottentotten, seit 1745 auch gegen die Kaffern, welche Elefantenjäger, die sich in ihr Gebiet gewagt hatten, dort nicht dulden wollten. Den Kämpfen Einzelner folgten bald wohlorganisierte Streifzüge größerer Scharen, die sogenannten Kommandos, im Kaffernland wurden steinerne Häuser errichtet, Zwingburgen, die mit Türmen und Schießscharten versehen waren und als Stützpunkte fernerer Operationen gegen die Kaffern dienten.

Als in den französischen Revolutionskriegen Holland von der französischen Republik erobert wurde, waren seine Kolonien eine willkommene Beute für die das Meer beherrschenden Engländer. Sie bemächtigten sich im Jahre 1795 dank der Feigheit des holländischen Statthalters ohne Schwertstreich des Kaplandes, gaben es 1803 zwar zurück, landeten aber schon 3 Jahre später 5000 Mann und unterwarfen es sich aufs Neue. Man versprach den Kolonisten Achtung ihrer Rechte, suchte aber doch ein Gegengewicht gegen das holländische Element zu schaffen, indem man in Port Elisabeth und Albany Schotten ansiedelte. Die holländischen Bauern der Kapkolonie waren ein biederes, fleißiges Volk, aber zu ihren Charaktereigenschaften gehörte auch eine zähe Ausdauer, wo es sich um Wahrung ihrer Rechte handelte, und die englische Regierung hatte bald Gelegenheit, diese kennen zu lernen. Sie wollte Verbrecher am Kap ansiedeln und ließ sich durch alle Bitten und Vorstellungen der Bauern von diesem Vorhaben nicht abbringen. Als aber das Verbrecherschiff im Hafen der Kapstadt erschien, veranstaltete die ganze Bevölkerung einen großartigen Strike. Die Behörden fanden nicht nur niemanden bereit, bei der Landung der Verbrecher Beistand zu leisten, sondern sie sahen auch sich selbst geächtet und von allem Verkehr mit der Bevölkerung ausgeschlossen. Kein Bauer wollte Beamten oder Soldaten Lebensmittel verkaufen, kein Handwerker oder Arbeiter ihnen Dienste leisten, und die Lieferanten, welche mit der Regierung Kontrakte geschlossen, verweigerten alle Lieferungen und zahlten lieber Strafe, als daß sie ihren Verpflichtungen nachkamen. Da man niemanden zum Verkauf seiner Waren oder zur Arbeit zwingen konnte, standen die Behörden dieser Opposition machtlos gegenüber. Man griff zwar aus der Masse einige Rädelsführer heraus und stellte sie vor Gericht, aber dieses sah in ihrer Handlungsweise keine Rebellion und sprach sie frei. Vier Monate lag das Verbrecherschiff im Hafen, und vier Monate dauerte der Kriegszustand zwischen Kolonisten und Behörden. Auf dem Schiff brach unter den zusammengepferchten Sträflingen der Skorbut aus, und da man nun aus der Stadt zwar Fleisch und Gemüse sandte, aber der Landung der Sträflinge sich noch immer widersetzte, mußte das Schiff im fünften Monat absegeln, ohne seine Ladung losgeworden zu sein. Die einmütige Haltung der Bevölkerung hatte dieser zum Siege verholfen, und das Kap blieb vor den üblen Folgen bewahrt, welche die Verbrecherkolonien für Australien hatten. Da während des Strikes viele Personen große Verluste dadurch erlitten hatten, daß sie sich an ihm beteiligten, wurden nun Sammlungen veranstaltet, um dieselben zu entschädigen, die englische Regierung aber versuchte nie wieder, Verbrecher am Kap zu landen.

Dieses Beispiel einer siegreichen Opposition ist charakteristisch für die Verhältnisse am Kap. Ein Erfolg eines derartigen Massen-Strikes war nur dadurch möglich, daß ein kleines Häuflein Engländer einer durch gleiche Abstammung und gleichen Glauben verbundenen Bevölkerung gegenüberstand. Heute noch ist das holländische Element am Kap vorherrschend und prägt, von einigen Städten abgesehen, dem ganzen Lande seinen Stempel auf. Zu den Nachkommen der holländischen Kolonisten haben sich auch viele unter Ludwig XIV. nach der Aufhebung des Edikts von Nantes ausgewanderte französische Protestanten gesellt, aber dieselben sind so sehr in die holländische Bevölkerung aufgegangen, daß heute nur noch ihre Namen ihre französische Abkunft verraten. Diese späteren Einwanderer führten den Weinbau im Kapland ein. Sie pflanzten Burgunder- und Muskateller-Reben, und da dieselben in dem Kalkboden vortrefflich gedeihen, fand der Weinbau rasch eine solche Verbreitung, daß Wein am Kap zum „Nationalgetränk" wurde und man mittlere Weinsorten überall zu mäßigen Preisen erhält. Die Weinberge tragen oft so reichlich, daß die Weinbergbesitzer nicht genug Fässer erlangen können, um die ganze Ernte zu verwerten, trotzdem man aus den Beeren unter Zusatz anderer Früchte auch Branntwein bereitet (den sogenannten Kaprauch) und viele Rosinen in den Handel bringt. Um den Wein, den man nicht in Fässer füllen kann, nicht wegschütten zu müssen, füllt man mit demselben große Gruben und gestattet jedem, der Lust hat, gegen geringen Preis aus denselben zu trinken solange und soviel er will.

Im Gegensatz zu den französischen Einwanderern war der holländische Bauer von Anfang an nur Viehzüchter und verschmähte den Ackerbau und alle anderen Beschäftigungen, welche ihm beiweitem nicht einen

so großen Gewinn abzuwerfen vermochten wie seine Schaf- und Rinderherden. In seiner einsamen Meierei lebt er abgeschlossen von der Welt, und jahraus jahrein verläuft sein Leben in derselben einförmigen Weise. Früh am Morgen verläßt er sein Lager, und da er in den Kleidern schläft, nimmt seine Toilette nicht viel Zeit in Anspruch. Nachdem Feuer gemacht worden und das zum Morgenkaffee nötige Wasser angesetzt worden ist, wäscht sich die ganze Familie in einem gemeinsamen Waschgefäß in ziemlich oberflächlicher Weise, indem sie mit einer Handvoll Wasser das Gesicht abspült und sich dann an einem gemeinsamen Handtuch abtrocknet. Indessen ist der Kaffee fertig geworden, und die ganze Familie nimmt die gewohnten Plätze um den Frühstückstisch ein. Die Hausfrau geht dann ihren Geschäften nach, während der Bauer sein Pfeifchen stopft und in Brand setzt, und gemütlich noch 2 oder 3 Pfeifen raucht, bevor er sich endlich auf den Hof hinaus begiebt, um nachzusehen, was seine Knechte machen. Bald hört man ihn draußen wettern und lärmen, und erst wenn alles zu seiner Zufriedenheit in Gang ist, kehrt er in die Wohnstube zurück. Die Hirten treiben die Herden auf die Weide, und auf dem kurz zuvor noch belebten Hofe wird es nun für viele Stunden still. Der Bauer sitzt am Tisch, raucht eine Pfeife nach der andern und blickt sinnend vor sich hin auf den Boden. Dazwischen stärkt er sich ab und zu durch ein Gläschen aus der Schnapsflasche und um 8 Uhr morgens durch ein reichliches Frühstück, das aus Hammelfleisch und Brot besteht. Bald findet sich seine Frau ein, um ihm Gesellschaft zu leisten, und setzt sich ans Fenster, wo sie der Kaffeekanne ebenso eifrig zuspricht wie ihr Gemahl der Schnapsflasche. Zu Mittag vereinigt die Kaffeekanne wieder alle auf dem Hofe Anwesenden in der Stube, und nach dieser Mahlzeit reitet der Bauer auf die Weide hinaus, um seine Herden zu besichtigen, oder er vertreibt sich die Zeit mit Holzschnitzen, wobei jedoch die Pfeife nicht ausgeht. So kommt der Abend heran und die Herden werden von der Weide heimgetrieben. Jetzt kommt der schwerste Teil der Tagesarbeit des Bauers: um sich zu überzeugen, daß kein Stück abhanden gekommen, zählt er die Tiere, wie sie in die Hürde getrieben werden, und läßt sich dann, wenn er alles in Ordnung befunden, von den Hirten über die Vorgänge des Tages Bericht erstatten. Die Arbeit hat ihn hungrig und durstig gemacht, aber die Hausfrau war inzwischen auch nicht müssig, und wenn der Bauer in die Stube tritt, steht bereits die Schüssel voll Hammelfleisch auf dem Tisch. Beim Schein einer qualmenden Talgkerze, welche auf dem Hofe selbst verfertigt ist, wird das Abendbrot verzehrt, noch ein Pfeifchen geraucht, und dann sucht jeder sein Lager auf, um morgen wieder frühzeitig bei der Arbeit zu sein.

So verläuft Tag für Tag im Leben des Bauers, und eine Abwechselung tritt nur dann ein, wenn einmal ein Besuch sich einfindet oder der Bauer auf die Jagd oder in die nächste Stadt fährt. Daß ein Fremder auf der einsamen Farm sich einfindet, ist eine große Seltenheit, aber er wird stets gastfreundlich empfangen und wie ein Familienangehöriger behandelt, wenn er dem Bauer nicht verdächtig erscheint und dieser infolge dessen glaubt, einen Landstreicher vor sich zu haben. Der Fremde hat eine Menge Fragen zu beantworten, und namentlich interessiert es den Bauer, ob er verheiratet ist oder nicht, da ein unverheirateter Mann ihm nicht sehr vertrauenswürdig erscheint. Es ist Sitte, den Bauer „Onkel“ und seine Frau „Tante“ zu titulieren, und sie selbst nennen den Fremden ausnahmslos „Neffe“. Über die Bewirtung auf einer Farm hat noch niemand zu klagen gehabt, denn dem Fremden wird reichlich vorgesetzt, was das Haus zu bieten vermag. Allerdings darf er sich nicht daran stoßen, daß es bei Tische recht altväterisch zugeht. Der Bauer und seine Familie sitzen mit ihren Knechten an demselben Tisch und essen aus derselben Schüssel, und von dem Braten, der in einem großen Stück aufgetragen wird, schneidet sich jeder mit seinem Taschenmesser ab, soviel er wünscht. Da im Kapland Wirtshäuser, in denen man übernachten kann, nur in den Städten oder bei Fähren oder in Engpässen vorhanden sind, ist die Gastfreundschaft des Bauers nicht hoch genug anzuschlagen. Was der Fremde und seine Begleiter verzehren, wird ihm unentgeltlich verabreicht, aber das Futter für seine Ochsen oder Pferde muß er bezahlen. Besonders willkommen ist dem Bauer ein Besucher, der sich auf der Farm in der Absicht einfindet, dort ein Geschäft zu machen: der Smaus, wie ihn verächtlich der Bauer nennt, der Hausierjude oder Tochtgänger.

Mit schwer beladenem Frachtwagen, der zuweilen gegen 20 Zugochsen erfordert, kommt der Smaus angezogen. Der rot angestrichene Wagen, der bis 200 Zentner zu tragen vermag, birgt unter dem Leinwanddach eine Unmasse Waren der verschiedensten Art, alles was der Bauer braucht und was er doch nur in der Stadt kaufen kann, die zuweilen Tagreisen entfernt ist. Der Smaus erspart dem Bauer die weite Reise und bringt ihm alles ins Haus. Selbstverständlich läßt er sich seine Mühe gut bezahlen, und die Waren, welche er feilbietet, haben Preise, die in Europa unerhört sind. Überdies ist ihre Qualität eine sehr geringe, denn der Smaus oder Tochtgänger nimmt seine Ware in der Kapstadt auf Kredit, und da viele Monate vergehen, bevor er von seiner Rundreise zurückkehrt, lassen sich mit ihm nur solche Geschäftsleute ein, welche schlechte Ware los sein wollen. Was in der Kapstadt niemand kaufen will, das ist immer noch gut für die Farmer tief im Innern des Landes, und der Smaus oder Tochtgänger findet für alles Käufer. Die Hauptartikel, welche jeder Smaus führen muß, sind Tabak (Rollentabak und Tabaksblätter) und Branntwein, denn beide sind dem Bauer, wie wir schon gesehen haben, unentbehrlich; dazu kommen Kleiderstoffe, Tücher, Spitzen, Hüte, Mützen, Uhren, Schmuckgegenstände aller Art, Messer, Nadeln, Knöpfe, Zwirn u. s. w. — kurz alles bis zu den geringsten Kleinigkeiten, die im Haushalt gebraucht werden. Der Smaus ist ein gewandter Mann, der den Bauer an seiner schwachen Seite zu fassen und seine Kauflust zu erwecken versteht. Er weiß über alles Bescheid, erzählt stundenlang von dem, was im letzten Jahre in der Welt sich ereignet hat, und befriedigt die Neugierde seines Wirtes gründlich. Dabei unterläßt er nicht, weidlich auf die Engländer zu schimpfen, denen der holländische Bauer nicht grün ist, und so bringt er ihn allmählich in die vergnügteste Stimmung. Der Smaus packt seine Schätze aus, und man sitzt bis tief in die Nacht beisammen und überlegt und beratet, was man von denselben brauchen könne. Es darf nichts vergessen werden, denn man weiß nicht, wann sich wieder eine Gelegenheit zu Einkäufen bieten wird. Ein Jahr vergeht vielleicht, bevor der Smaus sich wieder auf der Farm einfindet. Um nicht in Verlegenheit zu geraten, kauft der Bauer lieber mehr als er braucht, und da der Smaus sich durch seine Erzählungen und auch durch die Botschaft, welche er von entfernt wohnenden Verwandten des Bauers überbrachte, dessen besonderes Wohlwollen erworben hat, wird auch nicht lange um den Preis gefeilscht. Der Smaus erhält für seine Ware von dem Bauer Häute, Wolle, Leder, Hörner, Knochen und Vieh, und oft treibt er eine ganze Schafherde von der Farm fort. Er gewinnt beim Verkauf seiner Waren und beim Verkauf des Viehs, der Felle, Häute u. s. w., und es ist daher kein Wunder, wenn die Leute, welche auf die Tocht gehen, d. h. als Hausierer zu den fern wohnenden Farmern ziehen, wohlhabend und reich werden. Sie haben unterwegs große Mühen und Anstrengungen zu ertragen, denn der Transport des schweren Frachtwagens durch die Hohlwege ist ein schwieriges Stück Arbeit, und wochen- und monatelang muß der Tochtgänger im Freien kampieren, allen Unbilden der Witterung preisgegeben, aber das Geschäft ist lohnend, und in der Hoffnung auf großen Gewinn erträgt der Tochtgänger alles mit unerschütterlicher Geduld.

Die Jagdausflüge, welche außer den Besuchen von Reisenden und Tochtgängern Abwechselung in das einförmige Leben des Bauers bringen, unternimmt derselbe im Ochsenwagen. In demselben fährt er oft tageweit, bis er eine wildreiche Gegend erreicht, in welcher er Löwen, Elefanten, Nashörner, Giraffen, Antilopen und Springböcke jagen kann. Mit reicher Beute kehrt er heim. Das Löwenfell wird als Teppich in der Wohnstube ausgebreitet, die Haut des Nashorns schneidet er in Streifen und verfertigt aus ihr seine langen Ochsenpeitschen, die Elefantenzähne und die Hörner des Nashorns aber bewahrt er auf, um sie zu verkaufen, wenn ein Tochtgänger auf der Farm sich einfindet oder er selbst einmal in die Stadt fährt, wenn eine solche in der Nähe ist. Der Anlaß zum Besuch in der Stadt ist meist der Wunsch, die Kirche zu besuchen, und reiche Bauern besitzen in der Stadt ihr eigenes Haus, um dort nicht im Wirtshause übernachten zu müssen. Man darf sich jedoch unter solch einer Stadt nicht etwa das vorstellen, was wir mit diesem Namen bezeichnen: eine Stadt im Innern des Kaplandes und namentlich an der nördlichen Grenze desselben ist nach unseren Begriffen nur ein Dorf oder höchstens ein Marktflecken. Hier wurde zunächst für die im weitern Umkreis

wohnenden Farmer eine Kirche erbaut, meist ein schmuckloses Gebäude mit einem Ziegeldach, einer Scheune ähnlicher als einer Kirche. Ferner errichtete man das Schulhaus und ein Haus für den Prediger, welches gewöhnlich ziemlich groß ist, um viele Gäste beherbergen zu können. Neben der Kirche ließen sich bald Leute nieder, welche darauf rechneten, daß die Kirchenbesucher entweder ihre Dienste in Anspruch nehmen oder Verschiedenes ihnen abkaufen würden. So entstand ein Wirtshaus, eine Schmiede, ein Kramladen. Allmählich finden sich noch andere Ansiedler ein, die einzelnen Gehöfte mit den sie umgebenden Gärten bilden breite, schnurgerade Straßen, reiche Farmer der Umgegend erbauen sich Häuser, in denen sie nach dem Kirchbesuch übernachten können, und so wächst die Niederlassung nach und nach zur „Stadt" an. Nun findet sich auch eine neue Klasse von Kolonisten ein, der gelehrte Stand, Ärzte und Apotheker, Advokaten und Beamten, und mitten zwischen den einstöckigen kleinen Häusern mit flachen Dächern erhebt sich ein stattlicheres Gebäude, der Sitz der Behörden, und schließlich das schönste Haus der Stadt: das Gefängnis.

In solch eine Stadt kommt die Bauernbevölkerung der Umgegend am Sonnabend im Ochsenwagen angefahren. Vor dem Hause, welches dem Bauer gehört, hält der Wagen, und während der Hottentotte die Ochsen ausspannt, schließt sein Herr die Thür auf und begiebt sich mit seiner wohlbeleibten Ehehälfte und der ganzen Schar von Söhnen, Töchtern, Schwiegersöhnen und Enkeln, welche alle in dem riesigen Wagen untergebracht waren, in das Haus. Dasselbe ist zwar nur mit den notwendigsten Möbeln ausgestattet, aber was fehlt und während des kurzen Aufenthaltes gebraucht wird, hat man mitgebracht: Betten, Küchengerät, Eßgeschirr und auch die nötigen Lebensmittel. Bald ist die Frau mit den Töchtern in der Küche thätig, während der Bauer Besuche macht und seine Geschäfte erledigt. Um 10 Uhr morgens begiebt man sich am Sonntag zum Gottesdienst, der bis 1 Uhr währt; der Rest des Tages wird daheim zugebracht, mit Essen, Kaffeetrinken und Rauchen, wobei jedoch bei keiner Mahlzeit die üblichen Gebete vergessen werden. Nachdem am Montag Vormittag noch einige Einkäufe besorgt und die letzten Besuche bei Bekannten erledigt sind, wird alles was man nach Hause mitnehmen will auf den Wagen gepackt, und die ganze Gesellschaft tritt am Nachmittag in derselben Weise wie sie gekommen die Heimfahrt an.

Solche Fahrten in die Stadt sind jedoch nur jenen möglich, welche nicht durch tagelange Strecken von derselben getrennt sind. Bei den weit von einer Stadt entfernt Ansässigen ist ein Besuch in derselben ein großes Ereignis, und man entschließt sich zu demselben nur in den allerdringendsten Fällen. Ein solcher Fall tritt ein, wenn die Zeit der Konfirmation der Kinder heranrückt. In die Schule konnten dieselben nicht geschickt werden, denn auf viele Meilen in der Runde befindet sich keine. Der Bauer hat daher irgend einen beschäftigungslosen Handlungsgehilfen oder einen Schreiber, vielleicht auch nur einen vagabundierenden Musikanten in sein Haus genommen, und dieser hat sich ein Vierteljahr lang für einige Gulden Monatsgehalt bemüht, sein mehr oder minder großes Wissen zu verwerten, die Kinder im Lesen und Schreiben zu unterrichten und zur Konfirmation vorzubereiten. Wenn dann der für diese bestimmte Tag gekommen, fährt die ganze Familie in einem mit Vorräten und Betten reichlich ausgestatteten Ochsenwagen nach der nächsten Stadt, wo der Prediger sofort die Konfirmation vornimmt, worauf die Familie unverzüglich zu ihrer Farm zurückkehrt.

Nun können auf einsam gelegenen Farmen Jahre vergehen, bevor die Familie wieder Gelegenheit findet, die Stadt zu sehen, in der ihr so manches seltsam vorkam und die ihr trotz der prächtigen Wohnungen der Stadtleute, in deren Stuben aller erdenkliche Luxus, sogar Teppiche und Wandspiegel vorhanden waren, im Grunde genommen doch nicht so gut gefiel wie ihre Farm. Diese hätten sie trotz aller Pracht der Stadtwohnungen gegen eine solche nicht umgetauscht. Wie gemütlich war doch daheim die Wohnstube! Das Haus enthielt zwar nur diese eine Stube, und man nahm in derselben nicht nur die Mahlzeiten ein, sondern empfing dort Besuche und schlief auch in ihr, aber eben weil von der frühesten Kindheit an eine Menge Erinnerungen an sie sich knüpfte, war sie allen lieb und wert. Hier hatten schon die Großeltern gelebt, und die altertümlichen Möbel, welche die Stube enthielt, stammten von ihnen. Auf dem einen der aus geflochtenen Riemen verfertigten Stühle, dem Ehrensitz der Hausfrau, pflegte schon die Großmutter am Fenster zu sitzen, auf den

Hof hinauszusehen und dabei zu stricken und Kaffee oder Thee zu trinken. Der zweite Stuhl ist ein nicht minder ehrwürdiges Erbstück, denn er diente schon damals wie noch heute als Ehrensitz für etwa sich einfindende Gäste. Zuweilen findet man zwar inbezug auf die Einrichtung etwas größern Luxus, indem in der Wohnstube etwa ein Halbdutzend Stühle und einige Bänke mit Rückenlehnen vorhanden sind, aber das sind Ausnahmen. Der Hausherr läßt sich in der Regel auf die riesige, mit Blumen und Vögel darstellenden rohen Malereien verzierte Kiste nieder, in welcher sein Geld und alle wertvolleren Gegenstände, auch die Sonntagskleider, verwahrt sind. In keiner Stube fehlt aber der in ihrer Mitte stehende altertümliche Tisch, an welchem die Mahlzeiten eingenommen werden und auf dem den ganzen Tag der dampfende Theekessel steht, da man als Ersatz für das schlechte Trinkwasser verdünnten Thee zu trinken pflegt. An den Wänden hängen die Gewehre des Bauers, Pulverhörner und Kugelbeutel, und unter diesen stehen die Betten, auf welchen die Eltern mit den Kindern — auch den erwachsenen — in demselben Raum zu schlafen pflegen. Von dieser Sitte weichen auch die wohlhabenderen Bauern, welche in ihrem großen Gehöft neben dem Wohnzimmer noch eine Schlafstube besitzen, nicht ab. Auch sie schlafen mit den Kindern in demselben Raum, und es erscheint dies umso weniger anstößig, da sie, wie schon oben erwähnt, sich vor dem Schlafengehen nicht auskleiden, sondern nur die Schuhe ablegen und sich dann auf der harten Matratze ausstrecken, welche nebst einem mit Schafwolle gefüllten Kissen ihr Lager bildet. Nirgends ist in den Wohnzimmern auch nur der geringste Luxusartikel zu erblicken, die Wände sind schmucklos, Bilder nirgends vorhanden, und höchstens hängt an einer der Wände ein kleiner schmutziger Spiegel. Dieser hat aber hier seinen Beruf verfehlt, denn niemand verwendet auf die Toilette solche Sorgfalt, daß er einen Spiegel braucht, und auch die Frauen ersparen sich die Mühe des Haarkämmens und verbergen ihr wirres Haar unter einer weiten Haube. Dagegen birgt die große Truhe stets eine kleine Hausbibliothek, welche nur aus der Bibel und einigen uralten religiösen Schriften besteht, welche wohl schon die ersten Kolonisten nach dem Kap brachten, an denen aber die Bevölkerung so zähe festhält, daß speziell für ihre Bedürfnisse immer noch neue Auflagen dieser Bücher veranstaltet werden, während dieselben in Holland kein Mensch mehr liest.

So prägt sich sowohl im Äußern und in der ganzen Lebensweise des holländischen Bauers als auch in seiner Wohnung jener streng konservative Geist aus, der ihn beseelt und dem es zuzuschreiben ist, daß die Bauernbevölkerung Jahrhunderte lang die Sitten der Väter rein und unverfälscht zu bewahren vermochte. Wenn wir den Lebenslauf des Bauers von der Wiege bis zum Grabe verfolgen, so hat sich in demselben seit den Zeiten der Urgroßväter nichts geändert.

Die Kinder des Bauers wachsen allmählich heran, der Sohn wird heiratsfähig, und die Eltern beginnen sich nach einer Schwiegertochter umzusehen. Jedes Kind des Bauers besitzt seine eigene Herde, denn sowohl bei der Geburt, als bei der Konfirmation werden ihm einige Fohlen, Kälber und Lämmer geschenkt, und diese vermehren sich im Laufe der Zeit so, daß der heiratsfähige Sohn oder die heiratsfähige Tochter bereits genug besitzt, um einen eigenen Hausstand zu begründen. Nachdem man nun zunächst festgestellt, wie groß die Herde des Sohnes sei, fragt man bei den Eltern des Mädchens, welches man diesem zur Braut auserkoren, an, ob ihnen ihr Sohn als Brautwerber genehm sei. Wenn die Anfrage bejahend beantwortet worden, zieht der Bursch seine besten Kleider an, wichst seine Stiefel blank, kämmt sorgfältig das Haar und setzt einen Zylinderhut auf, den er sich zur Brautschau verschafft hat. Dann sattelt er das beste Roß, wirft eine mit Troddeln und Schnüren reich geschmückte, neue Satteldecke über dasselbe und reitet nach der Farm der Auserwählten. Dort wird er sehr freundlich empfangen und in die Stube geleitet, wo alsbald Hammelfleisch und Schnaps aufgetragen werden, und rauchend und plaudernd sitzt man beisammen, bis die Stunde kommt, in der die Familie sich in das Schlafgemach zurückzuziehen pflegt. Nun frägt der Bursch, ob er mit der „Base" noch beisammen bleiben (opzitten) dürfe, was ihm gern bewilligt wird. Man stellt eine neue Kerze auf den Tisch und läßt dann die beiden allein. Schweigend sitzen sie eine Weile am Tische, der Bursch stopft sich eine frische Pfeife, bläst den Qualm vor sich hin, spricht aber immer noch kein Wort. End-

Ochsenwagen in einer Furt.

lich rückt er den Stuhl näher an jenen der „Base", stopft die Pfeife zum drittenmal, scheint aber noch immer nicht Mut zu fassen, sein Anliegen vorzubringen. Er räuspert sich mehrmals, legt schließlich die Pfeife auf den Tisch und platzt plötzlich mit der Frage heraus: „Base, wollen wir unsere Schafe zusammen weiden?" Die Base errötet verlegen, zögert ein Weilchen mit der Antwort, sagt aber schließlich doch: Ja! Damit hat die seltsame Liebesszene ihr Ende erreicht. Die Braut nimmt die schon tief herabgebrannte Kerze vom Tische, wünscht dem „Vetter" eine gute Nacht und begiebt sich zu den Eltern in das gemeinsame Schlafzimmer, während der „Vetter" das für ihn im Vorsaal bereitete Lager aufsucht.[46]) Am Morgen wird dann beim Frühstück zwischen den Eltern des Mädchens und dem Bräutigam die geschäftliche Seite der Angelegenheit besprochen, die Zahl der Pferde, Ochsen und Schafe bestimmt, welche die Mitgift des Mädchens bilden, und schließlich der Hochzeitstag festgesetzt. Nachdem er sich durch ein kräftiges Mahl gestärkt, nimmt der Bursch Abschied und reitet heim, wo er den Sonntagsstaat ablegt und wieder ruhig wie gewöhnlich seiner Arbeit nachgeht. Weder er noch die Braut treffen besondere Vorbereitungen für den Hochzeitstag. Sie werden zwar beide festlich gekleidet erscheinen, aber sie wissen, daß sie die ganze Festkleidung in der Stadt leicht im letzten Augenblick erhalten werden, und machen sich ihretwegen keine Sorgen. In gewöhnlicher Kleidung geht es, wenn der große Tag endlich gekommen, im sechsspännigen Ochsenwagen, den der Bräutigam zu stellen hat, der Stadt zu, und dort fährt man zunächst zu einer Trödlerin, welche Trauungsanzüge stets auf Lager hat. Das von der Braut gewählte Kleid wird in aller Eile, falls es nicht zufällig paßt, so gut als möglich passend gemacht, sie schmückt sich mit dem von der Trödlerin gelieferten Schmuck, mit dem Brautkranz und Schleier, während der Bräutigam in einem andern Gemach durch Frack und Zylinder aus einem Bauernburschen in einen Städter verwandelt wird. Nachdem Braut und Bräutigam mit der nötigen Festkleidung versorgt und auch die Trauringe ausgewählt sind, erteilt die Trödlerin dem Paar noch in aller Eile Anstandsunterricht. Sie erklärt ihm, an welchem Arm der Bräutigam die Braut führen müsse, wie sie gehen und was sie in der Kirche thun sollen, und dergleichen mehr. Unter dem Klang der Kirchenglocken bricht man endlich auf, um sich zur Kirche zu begeben. Dort vollzieht sich die Trauung ohne viele Zeremonien: der Prediger stellt an das Paar in geschäftsmäßigem, trockenem Ton die vorgeschriebenen Fragen, und nachdem sie ihr Jawort gegeben, legt er die Hände der Beiden ineinander, steckt ihnen die Ringe an, und sie sind Mann und Frau. Der Hochzeitszug bewegt sich aus der Kirche, nicht etwa in ein Wirtshaus, wo eine gedeckte Tafel die Vermählten erwartet, sondern zur Trödlerin zurück, denn der ganze Hochzeitsstaat war nur geliehen und muß nun wieder abgeliefert werden. Nachdem Braut und Bräutigam die Hochzeitskleider mit ihren gewöhnlichen vertauscht, steigt alles in die bereit stehenden Wagen, und es geht wieder der Heimat zu. Spät abends kommt man bei der Farm des Vaters des Bräutigams an, und dort findet nun erst der Hochzeitsschmauß statt, der jedoch nur in einem Hammelbraten besteht. Nachdem die Männer noch einige Pfeifen geraucht, geht alles zur Ruhe, und die junge Frau schläft zum erstenmale unter dem Dache des Schwiegervaters, in der gemeinsamen Schlafstube.

Der älteste Sohn bleibt auf dem väterlichen Hofe, den er ja eines Tages erben soll. Jüngere Söhne dagegen gründen sich ihren eigenen Hausstand, indem sie mit den ihnen zugewiesenen Herden weiter ziehen und sich neue, noch freie Weideplätze suchen, auf denen sie eine Farm anlegen. Da kommen nun Tage schwerer Arbeit für den jungen Bauer, der sich tüchtig rühren muß, bevor sein neues Hauswesen in Ordnung ist. Zunächst muß, während er noch im Wagen kampiert, für das Unterkommen der Ochsen und Schafe gesorgt

[46]) Wenn ein junger Bauer auf die Brautschau geht, ohne daß ihm von seinen Eltern vorher eine Braut ausgesucht worden, wiederholt sich das „opzitten", jedoch ohne die entscheidende Schlußfrage, auf jeder Farm, auf der er einkehrt, bis er endlich sich klar darüber ist, welches Mädchen ihm am besten gefällt. Zu diesem reitet er nun zurück, bleibt wieder mit ihr opzitten und bringt dabei seinen Antrag vor. Der Freier kann, trotzdem das Mädchen während des opzittens kein Wort spricht, doch erraten, ob er ihm genehm ist oder nicht. Gefällt ihm der Freier nicht, dann nimmt es gewiß eine kleine Kerze, um das opzitten so kurz als möglich zu machen, denn sobald die Kerze herabgebrannt ist, müssen beide Teile zu Bett gehen; will es ihm aber zu verstehen geben, daß seine Werbung gut aufgenommen wird, dann ist die Kerze groß und dick.

werden. Es wird ein genügend großer Raum mit aufeinander gelegten Steinen umschlossen, zwischen welchen nur ein schmaler Eingang bleibt, und in diesen Raum, der hier den Stall vertreten muß treibt man die Herde am Abend, um zu verhindern, daß einzelne Tiere sich verlaufen. Nun erst wird der Bau des Wohnhauses begonnen, der ziemlich langsam fortschreitet, da die Bewachung der auf die Weide getriebenen Herden den Bauer und seine Knechte vollauf in Anspruch nimmt. Wenn der Boden dazu geeignet, legt der Bauer auch Saatfelder an, die er jedoch mit Steinen und Hecken umgeben muß, da namentlich in den trockenen Monaten von der Herde fortgelaufene Tiere dem Acker gern einen Besuch machen, weil er ihnen besseres Futter bietet, als die dürre Haide. Ist das Glück nun dem Bauer günstig, so vermehren sich seine Herden, und er wird mit der Zeit ein wohlhabender Mann, aber Krankheiten und trockene Jahre mit Futtermangel können sein Vieh dezimieren, und er sieht oft in wenigen Tagen die Früchte jahrelanger Arbeit dahinschwinden. Ihm selbst droht auf der einsamen Farm manche Gefahr. Räuberische Überfälle hat zwar der in den inneren Gebieten der Kolonie ansässige Farmer nicht zu befürchten, aber die vorgeschobensten Posten müssen gegen Buschmänner, Betschuanen und Kaffern stets auf der Hut sein. In einer trostlosen Lage befindet sich aber die überwiegende Mehrzahl der Bauern, wenn ein Familienglied erkrankt. Die nächste Stadt, in welcher ein Arzt ansässig ist, trennen mehrere Tagreisen von der Farm, und man denkt daher gar nicht daran, einen Arzt zu Rate zu ziehen. Hausmittel, welche seit der Urväter Zeiten in Gebrauch sind, müssen da helfen, und auch die Nachbaren beeilen sich, sobald sie von dem Krankheitsfall Kenntnis erhalten, nach Kräften beizustehen. Männer und Frauen kommen auf die Farm, um den Kranken zu besichtigen und Rat zu erteilen, und die Krankenstube wird oft von Besuchern, welche alle ihre Kenntnisse verwerten wollen, den ganzen Tag nicht leer. Krankheiten sind übrigens bei den Bauern sehr häufig, und so unverwüstlich sie auch aussehen, sind sie doch selten gesund. Namentlich die Frauen, unter denen man Fettkolosse von 300 Pfund trifft, leiden an den Folgen ihrer sitzenden Lebensweise und des Gebrauches des Kohlenbeckens, das sie an kalten Tagen unter ihren Sitz stellen.

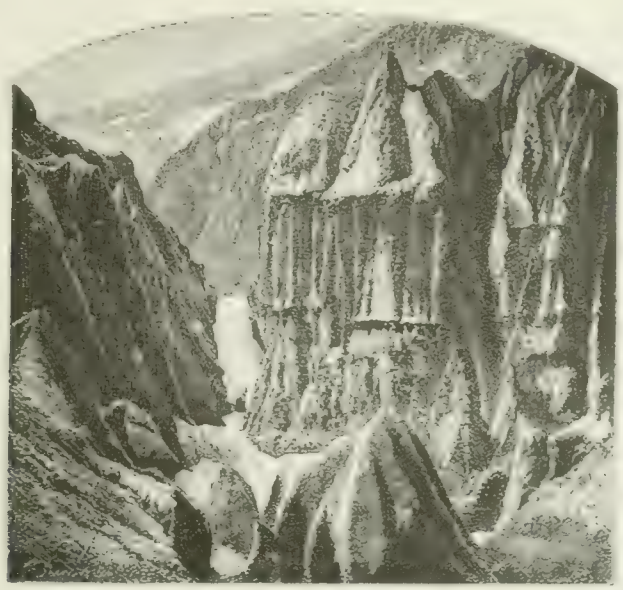
Schlicht und einfach, wie er gelebt, wird der gestorbene Bauer zur Erde bestattet. Ein Knecht überbringt zu Pferde nach der nächsten Farm die Nachricht von dem Todesfall, welche dem Nachbar auf einem Zettel mitgeteilt wird, den dieser weiter sendet. So macht die Todesanzeige rasch die Runde in der ganzen Nachbarschaft, und an dem zum Begräbnis bestimmten Tage kommen die Bauern von nah und fern mit ihren Ochsenwagen angefahren. Man begiebt sich zu dem Strohschuppen, unter den man die Leiche gebracht hat und wo sie in einem Sarge ruht, der rasch aus einigen Brettern verfertigt worden ist. Jeder Bauer versteht einen einfachen Sarg zu verfertigen, und manche halten einen solchen unter dem Strohschuppen stets in Bereitschaft, um im Bedarfsfalle nicht erst einen solchen in Eile anfertigen zu müssen. Die Begräbnisstätte, wo schon mehrere Vorfahren und Familienangehörige des Verstorbenen ruhen, ist nicht weit, ein Grab schon ausgeworfen. Der Sarg wird hinabgesenkt, und nachdem ein frommes Lied gesungen worden, rollen die Schollen auf denselben und man häuft die Erde zum Hügel, den man durch aufeinander gelegte Steine noch erhöht und befestigt, damit die Hyänen die Leiche nicht ausgraben können. Damit hat die Trauerfeierlichkeit ihr Ende erreicht, die Gäste begeben sich in den Hof, und nachdem sie sich durch ein tüchtiges Mahl gestärkt und einige Pfeifen geraucht, spannen sie ihre Ochsen ein und kehren heim.

So sind die Pioniere beschaffen, welche Süd-Afrika der Kultur erobert haben, ein kräftiges, biederes Volk, bei dem sich ein guter Kern unter der rauhen Außenseite verbirgt, welche es durch sein Nomadenleben und seine Abgeschlossenheit von der Welt erlangt hat. Wie der Hund seinem Herrn, so folgen seinen Spuren die ehemaligen Besitzer des Landes, die schier untrennbar von seinen Niederlassungen scheinen. Die Knechte des Bauers, welche seine Herde bewachen und auf die Weide treiben, sind Hottentotten, und wo sich um eine Kirche eine Niederlassung bildete, da tauchten auch alsbald unweit der Häuser der Kolonisten die schmutzigen Hütten der Hottentotten und Kaffern auf, und an die „Stadt“ schloß sich als eine Art Vorstadt ein Eingeborenendorf, dessen Bewohner als Arbeiter bei den Weißen Beschäftigung suchten.

Die fruchtbaren Ebenen, welche die Kapstadt umgeben, waren die alten Stammsitze der Hottentotten, aus denen diese durch die einwandernden Europäer allmählich immer weiter nach Norden zurückgedrängt wurden. Als im Jahre 1652 die ersten europäischen Niederlassungen am Kap gegründet wurden, fanden die Kolonisten dort ein Hirtenvolk, welches große Rinder- und Schafherden besaß. Die Kolonisten widmeten sich ebenfalls, den Ackerbau vernachlässigend, anfangs ausschließlich der Viehzucht und waren bald im Besitze nach Tausenden zählender Herden. Ein Betrieb der Viehzucht in so großem Maßstabe war nur möglich, wenn große Strecken Weideland und eine hinreichende Anzahl von Knechten oder Sklaven zur Verfügung stand, und Kämpfe zwischen den eingewanderten und den eingeborenen Nomaden, welche nur mit der Vernichtung des einen oder des andern enden konnten, waren unausbleiblich. Ein Stück Land nach dem andern wurde den Hottentotten genommen, hunderte derselben zu Knechten gemacht, und 150 Jahre nach der Ankunft der ersten Kolonisten gab es in der Kapkolonie keine freien Hottentotten mehr. Das 19. Jahrhundert traf zwar innerhalb der nach Nordwesten bereits bis zu ihrer heutigen Grenze ausgedehnten Kapkolonie noch einige Hottentottengemeinden, welche noch so wie ihre Vorfahren lebten, aber ihrem ungebundenen Nomadenleben wurde nun rasch ein Ende gemacht, da die Kapregierung alle solche Gemeinschaften aufhob, wenn sie nicht den Nachweis zu liefern vermochten, daß sie genügende Mittel zu ihrem Unterhalt besaßen. Die Zersplitterung der Hottentotten vollzog sich trotz der großen Zahl derselben ohne nennenswerten Widerstand, da der Mangel einheitlicher Führung auf ihrer Seite das Vordringen der Weißen begünstigte, und wo sie ihren Bedrängern hartnäckigen Widerstand entgegensetzten, dort war es ein Verzweiflungskampf kleiner Scharen, welche, in die Enge getrieben, keinen Ausweg mehr sahen. So waren denn am Anfang dieses Jahrhunderts die sieben großen Hottentottenstämme, welche noch 100 Jahre früher in der Kapkolonie vorhanden waren, vollständig vernichtet, ihre Angehörigen als Knechte der Europäer auf den Niederlassungen derselben zerstreut und südlich vom Oranje kein geschlossener Hottentottenstamm mehr vorhanden. Die letzte „Kapitänschaft" der südlich vom Oranje wohnenden Hottentotten, deren Häuptling David Stuurmann war, fand im Jahre 1810 ein Ende. Wohl erschien dann 18 Jahre später die »Ordinance« Sir Richard Bourkes, durch welche alle Hottentotten der Kolonie für frei erklärt wurden, aber die geschenkte Freiheit war kein Heil mehr für die Hottentotten, denen man alles Land genommen hatte, und sie beschleunigte nur noch den Zersetzungsprozeß. Man hat ihn durch eine den Reservationen der Indianer Nord-Amerikas ähnliche Einrichtung, durch die sogenannten Lokationen zu hindern gesucht, aber ohne großen Erfolg. Heute giebt es noch 17 Lokationen im Südosten und 7 im Südwesten der Kolonie. Als im Jahre 1829 um Philipton am Südabhange der Winterberge die ersten 12 Lokationen errichtet wurden, zählte man dort 6000 Hottentotten; seitdem hat sich ihre Zahl vermindert. Außer den beiden Gruppen der Lokationen trifft man heute Hottentotten als geschlossene Masse nur noch in dem Korps berittener Schützen, das als eine Art Grenzregiment aus ihnen gebildet wurde und etwa 6000 Mann stark ist. Vereinzelt trifft man die Hottentotten ferner, jedoch nur noch in geringer Zahl, als Dienstboten, Taglöhner und dergleichen über das ganze Land verbreitet, jetzt Diener der Fremden, welche über das Land herrschen, das ihnen einst gehörte. Von den früher im Norden und Nordwesten der Kolonie ansässigen Hottentottenstämmen sind die Udiqua und Kochoqua, welche am untern Oranje ansässig waren, vollständig vernichtet worden, die Nama sind nach ihren jetzigen Wohnsitzen nördlich vom Oranje ausgewandert, und die Griqua haben sich ebenfalls unter Führung unternehmender Bastarde eine neue Heimat gesucht, teils in den Karubergen am Zok- und Olifantfluß, teils in dem nach ihnen benannten Griqualand, welches nun ebenfalls der Kapkolonie einverleibt ist. Zwischen dieser und dem Oranjefreistaat eingekeilt, überdies stark mit Bastarden versetzt, haben diese Hottentotten einen viel höhern Grad von Zivilisation erreicht als ihre anderen Stammesgenossen. Sie sprechen nicht bloß kapholländisch, sondern haben auch viele Sitten und Gebräuche der Kolonisten angenommen. Sie verdanken diese Fortschritte der großen Zahl Bastarde, welche sie nach und nach aufgenommen haben. Diese geistig und körperlich hoch über den Hottentotten stehende Mischlingsrasse, welche, auf das in ihren Adern fließende europäische Blut stolz, in dem sonst so ver-

achteten Namen Baſtard eine Bevorzugung erblickte, erlangte einen ſo großen Einfluß, daß eine zeitlang der Name Griqua vollſtändig vor dem Namen „Baſtaards“ zurücktrat.

Die Rückwirkung der ſogenannten „Baſtaards“, d. h. der Sprößlinge aus weißem und hottentottiſchem Blute auf die neuere Geſchichte der Hottentotten, ſagt Prof. Ratzel, iſt nicht bloß einer der ethnographiſch intereſſanteſten Züge afrikaniſcher Völkergeſchichte, ſondern auch wohl der geſchichtlich zukunftsreichſte Zug in den ganzen Schickſalen des Hottentottenvolkes ſeit ſeiner Berührung mit Europäern. Es iſt zum allererſten mal durch das an die Spitze treten dieſer halbziviliſierten Elemente etwas Selbſtthätiges in die bis dahin leidende Geſchichte der Hottentotten gekommen, das freilich noch manchmal ſcheitern könnte, ehe es ſein Ziel erreicht. Indeſſen iſt doch in den beiden einzigen beträchtlichen Reſten der Hottentotten, den Griqua und Nama, unzweifelhaft Gutes durch dieſe Miſchung geſchehen, wenn auch die Miſchlinge ſelbſt in ihrer großen Mehrzahl zu abfälligen Urteilen der mit ihnen vielfach mit Recht unzufriedenen und öfters auf ſie mit Unrecht eiferſüchtigen Weißen herausgefordert haben. Auch hiervon abgeſehen, verdienen die Griqua einfach in ihrer



Ravinen am Tafelberge.

Qualität als ſelbſtändiges Miſchvolk, deſſen Entſtehung zu verfolgen iſt, eine ganz beſondere Beachtung, da ſie ein wertvolles Beiſpiel darſtellen für die Bildung eines eigenartigen Stammes durch mehrfältige Miſchung heterogenſter Elemente.[17] Hottentotten, Buſchmänner und Europäer haben zum Entſtehen der neuen Raſſe beigetragen, welche an die Stelle des ehemaligen Hottentottenſtammes getreten iſt, aber im großen ganzen kann man die Griqua einteilen: in echte Griqua oder Miſchlinge von Hottentotten und Buſchmännern, und in die eigentlichen Baſtaards. Letztere unterſcheiden ſich von den durchſchnittlich kleinen, gelblichbraunen Griqua mit wolligem Haar und vorſtehenden Backenknochen durch ihre Größe und ihren kräftigen Körperbau, dunkle Hautfarbe, ziemlich langes, gekräuſeltes Haar und einen Geſichtstypus, welcher mehr oder minder dem europäiſchen ähnlich iſt. Da die Erziehung des Miſchlings der höhern geiſtigen und körperlichen Veranlagung desſelben nicht entſpricht, iſt es ſelbſtverſtändlich, daß er von dieſer nicht immer den beſten Gebrauch macht. „An geiſtiger Begabung, Energie und oft ſelbſt an Körperkraft oder wenigſtens an Luſt und Trieb zur Ver-

[17] Prof. Dr. Friedrich Ratzel, Völkerkunde. Leipzig Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts 1885. 1. Band, Seite 115.

wendung derselben den Farbigen überlegen, entbehrt er der Gabe der Zufriedenheit mit der niedrigsten, gedrücktesten Lage und der phlegmatischen Unempfindlichkeit gegen Entbehrungen jeder Art, welche jene auszeichnet und welche so viel dazu beiträgt, ihre wilden Instinkte unschädlich zu machen. Sehr oft teilt er aber mit ihnen die Unlust zu anhaltender Arbeit. So werden diese „Bastaards" zwar die thätigsten und ausdauerndsten Wüstenwanderer, die besten Schützen, geschicktesten Jäger, verschlagensten Händler, aber zugleich die größten Spitzbuben, ärgsten Säufer und unter Umständen die gefährlichsten Verbrecher dieses Landes abgeben."

Einen viel bedeutendern Widerstand als die Hottentottenstämme, welche nun längst vom Schauplatze abgetreten sind, leistete den europäischen Einwanderern das zweite Volk, das sie im Lande antrafen: die dunklen Stämme an der Ost- und Südostküste Afrikas, denen man den Namen „Kaffern" beigelegt hat. Dieser Name ist eine Entstellung des arabischen Wortes Kaffir (Ungläubiger) und kann als Gesamtbezeichnung der von der Südostspitze Afrikas bis hinauf zum portugiesischen Gebiet am Sambesi ansässigen Eingeborenen gelten, da die einzelnen Stämme, die Swasi, Sulu, Pondo, Pondomisi, Baku, Tembu und Kosa zwar nahe mit einander verwandt sind, aber selbst sich keinen gemeinsamen Namen beilegen. Während dieselben einerseits sowohl linguistisch als ethnographisch nicht nur mit den nördlich vom Sambesi und am Nyassa ansässigen Stämmen, sondern auch mit den Stämmen des tropischen Afrika übereinstimmen, haben andererseits die Verhältnisse, unter denen sie leben, ihre ausschließliche Beschäftigung mit der Rinderzucht und ihre Berührungen mit den weißen Kolonisten Süd-Afrikas sie so beeinflußt, daß sie sich wesentlich von den äquatorialen Stämmen unterscheiden. Wir können sie heute in zwei große Gruppen teilen: die nördlicher wohnenden Sulu, welche ihre Unabhängigkeit bewahrt haben, und die längst der Kapkolonie unterworfenen Südostkaffern, welche rings von europäischen Kolonisten umschlossen sind. Diese letzteren, welche bei Schilderung der Kapkolonie ausschließlich in Betracht kommen, bezeichnen sich selbst als Amakosa oder Amaxosa. Der Präfix „Ama" entspricht etwa dem Wa in Waganda, Wakuafi u. s. w. der nördlicher wohnenden Stämme, und bedeutet „Leute", während Kosa oder Xosa der Name eines Häuptlings ist, so daß wir also in den Amakosa die Leute des Häuptlings Kosa vor uns haben. In diesem Namen erkennen wir leicht den Namen jener Kaffern wieder, mit denen die Europäer an der Südostküste zuerst in Berührung kamen, denn die schon im Jahre 1687 dort erwähnten Magosa waren zweifellos Amakosa.

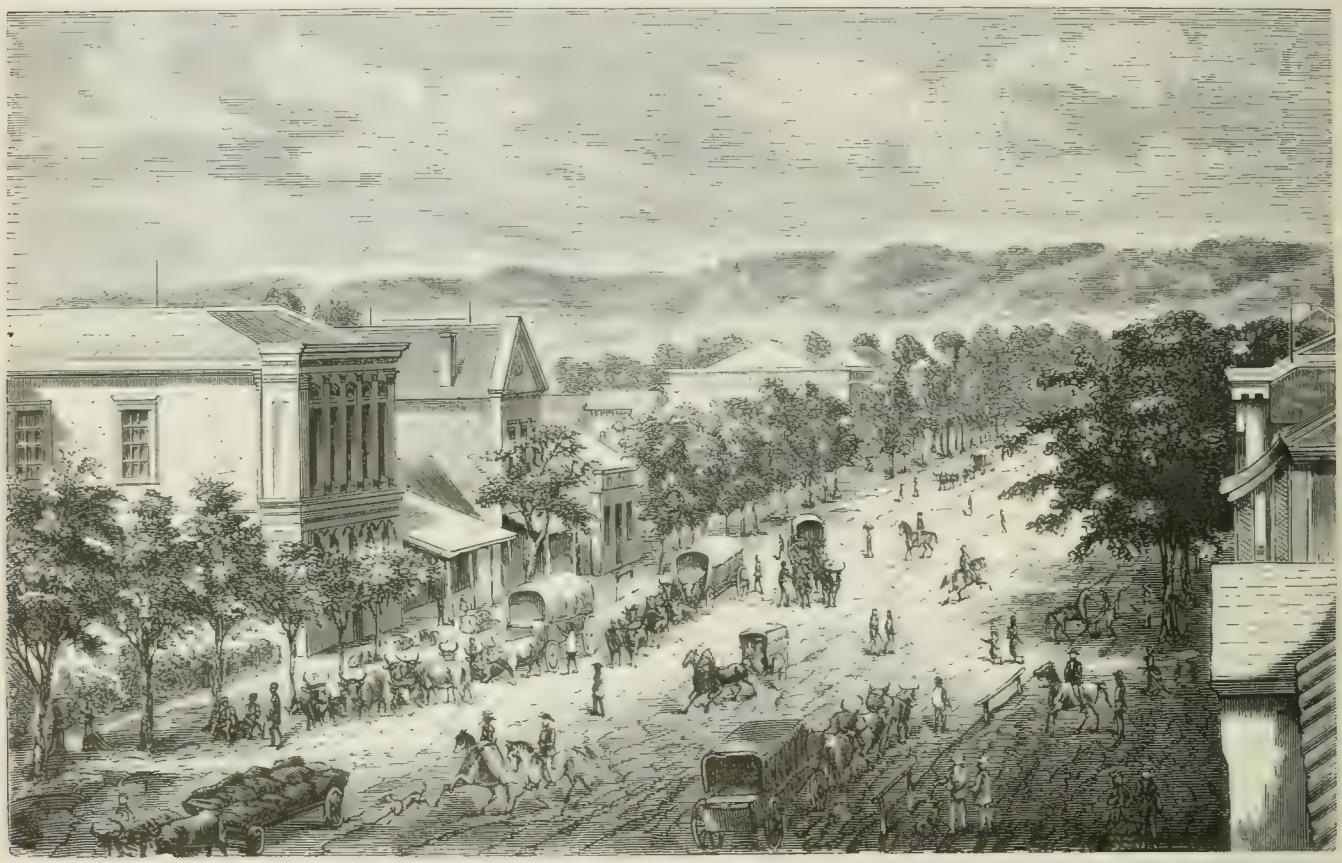
Da sowohl die Kaffern als die holländischen Bauern Viehzucht im Großen betrieben und bedeutende Landstrecken als Weiden für ihre Herden brauchten, war es unvermeidlich, daß zwischen beiden Streitigkeiten ausbrachen, sobald sie nur erst einmal Nachbaren geworden waren. Der Kaffernstrom wälzte sich von Norden und Osten nach Süden und Westen, während die weißen Einwanderer in umgekehrter Richtung vordrangen, und in dem heutigen Bezirk von Albany begegneten sich die beiden Ströme. Eine Zeitlang weideten Kaffern und Bauern ihre Herden friedlich nebeneinander, nachdem aber die Kapregierung das Gebiet der Kolonie einverleibt hatte, kam es bald zu Streitigkeiten, denn die Bauern betrachteten sich nun als Herren des Landes und wollten die Kaffern in demselben nicht länger dulden. Über die Kämpfe der Bauern mit den Kaffern wird so manches berichtet, was für dieselben nicht sehr ehrenvoll wäre, wenn man es für wahr halten müßte, aber die Berichte über die Grausamkeiten, die sie sich angeblich zu schulden kommen, sind zu wenig verbürgt, als daß man ihnen unbedingt Glauben schenken könnte. Erst 30 Jahre nach der Besitzergreifung des Gebietes, in welchem einst Kolonisten und Kaffern einträchtig nebeneinander gelebt hatten, fand die Kapregierung es für angezeigt, durch genaue Begrenzung des Kafferngebietes den endlosen Streitigkeiten ein Ende zu machen. Der Gouverneur von Plettenberg bereiste im Jahre 1778 das Grenzgebiet, lud die Kaffernhäuptlinge zu einer Besprechung ein und vereinbarte mit ihnen, daß fortan der Fischfluß die Grenze zwischen ihrem Gebiet und der Kolonie bilden solle.

Der erste Abschnitt in den Kämpfen mit den Kaffern schloß also mit deren endgiltiger Zurückdrängung aus einem großen Gebiet, da sie einst weit über diese Grenze hinaus bis an den Fuß der Schneeberge wohnten.

Der Vertrag, den sie mit dem Gouverneur schlossen, war jedoch nur ein Waffenstillstand, denn an einen dauernden Frieden war bei dem großen Ausdehnungsdrang der stetig wachsenden weißen Bevölkerung nicht zu denken, solange es noch gute Weidegründe gab, die im Besitz der Kaffern waren. Zwistigkeiten und Spaltungen unter den Amakosa erleichterten das Vordringen der Weißen. Noch bei Lebzeiten des greisen Häuptlings Palo, der über alle Amakosa gebot, bildeten sich zwei Parteien, an deren Spitze die beiden Söhne des Häuptlings, Galeka und Hahabe (Rababe) standen. Der Erstere war der Sohn des Hauptweibes, also der rechtmäßige Nachfolger seines Vaters in der Häuptlingswürde, aber Hahabe übertraf ihn bedeutend an Fähigkeiten und wollte sich ihm nicht unterordnen. Ein Teil des Volkes schloß sich ihm an und zog mit ihm über den Kei, wo die dort ansässigen Hottentotten unterworfen wurden und in den Siegern aufgingen. Der Zweiteilung des Volkes, welche dadurch geschaffen wurde, folgte eine weitere Zersplitterung, als Hahabe, dessen Anhänger sich Ama-Hahabe nannten, in einer Schlacht fiel. Da sein ältester Sohn Ulan schon vor ihm gestorben und von demselben jetzt nur ein 10 Jahre alter Sohn namens Gaika vorhanden war, wollte für den Unmündigen Ulans jüngerer Bruder Ndlambe die Regierung führen, fand aber nicht allgemeine Anerkennung, und diejenigen, die sich ihm nicht fügen wollten, wanderten aus. Sie verbanden sich mit den westlich vom Großen Fischfluß ansässigen Gonaqua, einem Mischlingsvolk, das aus Vermengung von Kaffern und Hottentotten hervorgegangen war, und unternahmen häufige Raubzüge in das Gebiet der Kolonie. Ndlambe herrschte über den Rest der Ama Hahabe, bis Gaika das mannbare Alter erreicht hatte und nun selbst die Regierung übernehmen wollte. Da Ndlambe nicht zurücktreten wollte, kam es zum Kampf, Ndlambe wurde vertrieben und floh 1796 in das Gebiet der Kolonie, wo er sich zwischen dem Fischfluß und der Algoa-Bai mit seinen Anhängern niederließ, da die überraschten Kolonisten ihm keinen Widerstand entgegenzusetzen wagten. Indessen hatten aber die Engländer (1795) das Kapland besetzt, und auf die Nachricht von den Vorgängen an der Ostgrenze sandten sie einen Kommissär dorthin, der die Ruhe wiederherstellen sollte. Dieser hielt auf Grund der eingezogenen Erkundigungen Gaika für das rechtmäßige Oberhaupt aller Kaffern, Ndlambe also für einen Rebellen, da ihm nicht bekannt war, daß bei den Kaffern mit der Herrschaft eines Häuptlings Unzufriedene sich häufig von dem Stamm abzusondern pflegten, indem sie auswanderten, worauf ihr Führer ebenso als unabhängig galt, wie der Häuptling, dem sie sich nicht fügen wollten. Die Engländer erkannten infolge dessen Gaika als König der Kaffern an, aber dieser hatte davon ebensowenig Gewinn wie sie selbst. Während er wegen eines Ehebruchs, den er sich zu schulden kommen ließ, einen großen Teil seiner Anhänger verlor, wuchs die Macht Ndlambes so an, daß er im Jahre 1799 sogar die Engländer in einem Treffen besiegte. Da bald darauf England die Kapkolonie an Holland, beziehungsweise Frankreich zurückgab und man nach der abermaligen Besetzung derselben (1803) zunächst anderweitig vollauf beschäftigt war, blieb die Niederlage der englischen Truppen ungerächt, und erst im Jahre 1811 rüstete die Kapkolonie eine Expedition zur Vertreibung der in ihr Gebiet eingedrungenen Kaffern aus. Ndlambe wurde über den Fluß zurückgetrieben, zur Abwehr künftiger Einfälle Grahamstown gegründet, und da man überdies mit „König" Gaika einen Vertrag schloß, glaubte man die Ostgrenze hinreichend gesichert zu haben. Der Wahn, daß Gaika ein mächtiger Fürst sei, sollte sich bald schwer rächen. Ndlambe, der mit 20000 Flüchtlingen über den Fischfluß gegangen war, gewann nach und nach von Gaikas Unterhäuptlingen einen nach dem andern, und nach einer schweren Niederlage, welche Gaika 1818 am Chumiefluſſe erlitt, mußte derselbe bei der Kolonie Schutz suchen. Die Engländer nahmen sich seiner an und sandten Truppen über den Fischfluß, welche das Land verwüsteten und tausende von Rindern forttrieben, aber die Kaffern rächten sich durch einen Einfall in das Kolonialgebiet, wobei Grahamstown sich mit Mühe ihres Angriffs erwehrte. Die Kämpfe, bei denen es sich auf beiden Seiten hauptsächlich um Verwüstung des Landes und Herdenraub handelte, hätten wohl noch lange gedauert, wenn man nicht endlich auf englischer Seite durch Missionäre auf den großen politischen Fehler, den man durch Gaikas Unterstützung begangen hatte, wäre aufmerksam gemacht worden. Nachdem man einmal erkannt hatte, wie unbedeutend Gaika im Vergleich mit Ndlambe sei, ließ man diesen fallen, und nun kam bald ein Friede mit den Kaffern

zustande, der ein dauernder zu werden versprach, da die Missionäre die Friedenszeit vortrefflich benutzten und Christentum und Kultur unter den Kaffern rasche Fortschritte machten.

Als nach Ndlambes Tode auch Gaika starb (1829), änderte sich mit einmal die Sachlage. Die Führer der beiden Hauptparteien waren tot, und einer von Gaikas Söhnen, Makoma, ein kühner und schlauer Mann, schwang sich zum Häuptling auf. Nach langer Zeit der Trennung war wieder der größere Teil der Kaffern unter einem Führer vereint, und das Bewußtsein ihrer vermehrten Macht äußerte sich bei ihnen bald durch neue Raubeinfälle in englisches Gebiet. Die Kaffernkriege begannen wieder, und die Jahre 1835 und 1846[48]) waren reich an blutigen Szenen, welche auf beiden Seiten die Erbitterung immer mehr steigerten.



Straße in Durban.

Die Verluste, welche die Kolonisten erlitten, bezifferten sich nach Millionen, aber noch größer und empfindlicher waren die Verluste der Kaffern, die es nicht nur mit den Engländern allein zu thun hatten, sondern sich auch der Pondo, der Tembu und der Fingu erwehren mußten, mit denen die Engländer sich gegen sie verbündeten. Die Amamfingu (d. i. Wanderer), der Rest eines einst mächtigen Kaffernstammes, der durch einen

[48]) Der Krieg des Jahres 1845 wird der „Beilkrieg" genannt aus folgender Veranlassung: Ein Kaffer, der beim Stehlen von Rindern ertappt und gefangen genommen worden, sollte nach Grahamstown ins Gefängnis abgeliefert werden. Man hatte ihn mit einem Hottentotten, der gleichfalls ein Vergehen in Grahamstown büßen sollte, zusammengekettet und einer kleinen Wache übergeben. Unterwegs wurde diese von Kaffern überfallen, welche den Dieb befreien wollten. Da sie seine Ketten nicht so schnell als nötig war zu lösen vermochten, hieben sie den Arm des mit ihm zusammengefesselten Hottentotten ab und waren mit ihrem Gefährten, an dessen Hand der Arm des Hottentotten hängen blieb, im Walde verschwunden, bevor die Wache sich noch von ihrer Überraschung erholt hatte.

Dutoitspan.

andern nach Süden gedrängt worden, lebten bis zum Jahre 1835 als geringgeschätzte Sklaven im Gebiet der Amakosa. Während des Kaffernkrieges dieses Jahres flüchteten 16000 Fingu auf englisches Gebiet und wurden östlich vom Großen Fischfluß angesiedelt, wo sie den Engländern vortreffliche Dienste leisteten. So wurde endlich der hartnäckige Widerstand der nun auch mit Feuerwaffen ausgerüsteten Amakosa bezwungen, und sie wurden Schritt für Schritt bis über den Keiskama zurückgedrängt. Aus dem Land zwischen diesem und dem Kei bildete man eine neue Kolonie, Britisch-Kaffraria, aber die Amakosa waren zwar besiegt, doch ihre Macht nicht gebrochen, und noch einmal flammte der Haß gegen die Fremden auf, als ein Zauberer sie durch die Zusage höhern Beistandes (1850) zum Kampf begeisterte. Der Häuptling Sandili, dem man nebst anderen die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung in Britisch-Kaffraria anvertraut hatte, wurde selbst einer der Führer der Massenerhebung aller Eingeborenen Süd-Afrikas, durch welche die Kolonie sich plötzlich von allen Seiten bedroht sah. Nun begann erst der langwierigste und blutigste aller Kaffernkriege, und außer den Amakosa hatten die Engländer auch noch einen Teil der Tembu, der sich ihnen angeschlossen hatte, und die zum letzten Verzweiflungskampf sich erhebenden Hottentotten zu bekämpfen. Es bedurfte der größten Anstrengungen und eines Aufgebotes von 10000 Mann regulärer Truppen,[49]) um diesmal der Kaffern Herr zu werden, welche unter Führung der Häuptlinge Makoma, Sandili, Anta und anderer in den schwer zugänglichen Schluchten der Kroome- und Amatolaberge fast 2 Jahre den englischen Truppen zähen Widerstand entgegensetzten. Die Engländer gingen zwar schließlich als Sieger aus dem Kampfe hervor, aber 40 Millionen Mark und hunderte von Menschenleben hatte sie der Sieg gekostet.

In diesem Kriege wurden die Tembu fast vernichtet, die Widerstandskraft der Hottentotten für immer gebrochen, die Amakosa stark dezimiert, aber trotzdem war die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß diese „unverbesserlichen Wilden", wie sie Sir Benjamin d'Urban nannte, eines Tages nochmals zu den Waffen greifen würden. Es gab, um die drohende Gefahr zu beseitigen, nur zwei Wege: entweder mußte man die Kaffern zivilisieren oder man mußte sie ausrotten. Der Gouverneur Sir Harry Smith hatte im Kriege des Jahres 1850 das Letztere versucht. Der Krieg war ein Vertilgungskrieg, die Kaffern sollten ebenso vom Erdboden verschwinden wie die Indianer Amerikas. Diese barbarische, einer zivilisierten Nation unwürdige Politik wurde jedoch glücklicher Weise bald aufgegeben, und Sir John Grey, der im Jahre 1854 zum Gouverneur der Kapkolonie ernannt wurde, versuchte die Lösung der Kaffernfrage auf dem andern, dem friedlichen Wege. Die konsequente Durchführung der von ihm vertretenen Prinzipien würde wohl auch dann zum erwünschten Ziele geführt haben, wenn nicht ein unerwartetes Ereignis den Engländern zu Hilfe kam und sie ohne das geringste Eingreifen von ihrer Seite von dem gefürchteten Feinde befreite.

Was ein englisches Heer von 10000 Mann nicht zu erreichen vermocht, die Macht der Amakosa vollständig zu brechen, das bewirkte der Fanatismus blinden Aberglaubens. Ein Mädchen verkündete ihnen, daß die Geister sie beim Kampf gegen die Weißen unterstützen und ihnen zum Siege verhelfen würden, wenn sie vorher ihre Rinder schlachteten und verzehrten. Die Prophetin wurde durch die Häuptlinge unterstützt, welche wahrscheinlich beabsichtigten, das Volk durch Not zur Verzweiflung zu bringen, damit es sich dann umso unge-

[49]) Damals schrieb Cole über die Zustände in der Kolonie: Selten bietet eine Kolonie ein traurigeres Bild dar, als es gegenwärtig das Kap wirklich thut; jedes Schiff bringt Nachrichten von neuem Unglück, ich hätte beinahe geschrieben: von neuer Schande, denn ist es nicht eine Schande für die Blüte der britischen Armee, von elenden südafrikanischen Wilden in Schach gehalten zu werden? Zehntausend Soldaten — englische Soldaten — ausgesuchte Regimenter! Würde nicht jeder Landsmann denken, daß sie Mannes genug wären für jede 15, ja sogar 20 000 irgend welcher anderer Truppen in der Welt?(!) Würde man sie nicht gegen eine solche Zahl Franzosen ins Feld senden und seinen ganzen Kredit, Eigentum, ja sein Leben verwetten, daß sie Sieger blieben? Wie viel Sikhs und Afghanen würde man wert halten, es mit ihnen aufzunehmen? Wie viele Kosaken, Türken, Perser, Hindus oder Chinesen? Und wie viele Kaffern? – Belästige dich nicht, mein Freund, mit arithmetischer Berechnung; etwa 20 000 der Letzteren sind Alles, was gegenwärtig gegen unsere tapferen Landsleute im Felde steht, und wenn sie auch noch nicht dieselben tüchtig geschlagen haben, so haben doch auch gewiß die Rotröcke noch nicht die Ohnerröcke zusammengehauen. — Alfred W. Cole, Das Kap und die Kaffern oder Mitteilungen über meinen fünfjährigen Aufenthalt in Süd-Afrika. Aus dem Englischen. Leipzig, Arnoldische Buchhandlung, 1852, Seite 268.

stümer auf die Europäer werfe. Der erste Teil dieses Planes wurde auch wirklich erzielt, aber der zweite blieb aus. Nachdem die Kaffern fast alle ihre Rinder, etwa 20000 an der Zahl, geschlachtet und verzehrt hatten, brach bald eine Hungersnot aus, die furchtbar unter ihnen aufräumte. Nach dem letzten Kriege waren noch über 100000 Seelen im Kaffernland vorhanden — das Hungerjahr 1857 verminderte sie auf 58000. Ohne die Hilfe, welche Missionäre und Kolonisten ihnen leisteten, wären die Amakosa damals völlig vom Erdboden verschwunden, aber ihre Selbständigkeit ging dabei unter. Der Hunger unterwarf England den Rest des Kaffernvolkes. Von einigen unbedeutenden Häuptlingen abgesehen, die sich nicht fügen wollten und in die Berge flüchteten, wo sie ein Räuberleben führten, brachten die Engländer alle Führer der Kaffern zur Unterwerfung. Gaikas Sohn Makoma, ihr gefürchteter Gegner, der ihnen in den letzten Kriegen so viel zu schaffen gemacht, starb als Staatsgefangener auf der Robbeninsel, wo auch die gefangenen Hottentotten häuptlinge in der Verbannung ihr Leben beschlossen; anderen Häuptlingen wurden, ebenso wie den Hottentotten, Reservationen angewiesen, und die Kapregierung setzte ihnen überdies je nach ihrer Bedeutung einen größern oder kleinern Jahrgehalt aus.

Ein einziger Kaffernstamm hatte sich noch nicht unterworfen: die Galeka, jener Teil des Volkes, der seiner Zeit zu Galeka, dem erbberechtigten Sohne Palos hielt, als Hahabe sich auflehnte (siehe Seite 107). Sie waren jedoch bereits zu schwach, um erfolgreichen Widerstand leisten zu können, und Ende 1858 waren sie an die Meeresküste gedrängt, wo sie jetzt noch einen schmalen Landstreifen inne haben. Ihre Macht war für immer gebrochen, und auch die Tembu, mit welchen die Engländer noch schwere Kämpfe zu bestehen hatten, erlagen schließlich, sodaß die Südostkaffern im Gebiet der Kolonie aufgehört haben, eine Gefahr für dieselbe zu sein. Das Land, aus dem die Galeka verdrängt worden, überwies man den Fingu und Tembu, welche letzteren seit 1874 britische Unterthanen sind, und zwischen ihren Wohnsitzen siedelten sich, da noch viel freier Boden vorhanden, weiße Kolonisten an. Die Pondo, welche auch an den Kämpfen gegen die Engländer teilgenommen hatten, sind nun auch unter englischer Oberhoheit und gleich den Tembu und Fingu Regierungsbeamten unterstellt. Im südöstlichen Teil der Kapkolonie dürften jetzt noch etwa 60000 Pondo und 73500 Fingu (Zählung vom Jahre 1875) vorhanden sein.

Die anderen Kaffernstämme, mit denen die Engländer noch in jüngster Zeit blutige Kriege führten, ohne daß das Kriegsglück ihnen stets hold war, werden wir später kennen lernen, und werfen jetzt nur noch einen Blick auf die heutige Lage der Südostkaffern. Dieselbe kann als eine ziemlich erfreuliche bezeichnet werden. Die unermüdlichen Missionäre haben dem Christentum und der Zivilisation in immer weiteren Kreisen Eingang verschafft. Als ein vorzügliches Kulturelement haben sich die Fingu erwiesen, welche sich in dem ihnen überwiesenen Gebiet rasch vermehrten und durch gute Ausnutzung des Bodens wohlhabende Leute wurden. Sie können allen anderen Stämmen als Muster und Vorbild dienen, und ihre Erfolge sind auch nicht ohne Einfluß auf ihre Nachbaren geblieben. Sie besitzen große Herden, treiben aber neben der Viehzucht auch Ackerbau, wobei sie sich zum Bestellen der Äcker des Pfluges bedienen. Die alte Kaffertracht haben sie längst mit europäischer Kleidung vertauscht. Im Jahre 1874 befanden sich in ihrem Gebiet nicht weniger als 46 Schulen, und es waren damals durch dreijährige Sammlungen etwa 60000 Mark zur Errichtung einer Industrieschule zusammengebracht worden. Die Bevölkerung findet immer mehr Gefallen am Betrieb von Handwerken, und die Zahl der jungen Leute, welche bei weißen Handwerkern als Lehrlinge untergebracht worden, ist in stetem Steigen begriffen. Die Fingu sind zwar noch nicht alle zum Christentum bekehrt, aber neben den Schulen sind auch schon zahlreiche Kirchen vorhanden, um welche sich die von Missionären geleiteten Christengemeinden sammeln. Solchen Fortschritten der Bevölkerung entsprechend, ist auch das ganze Aussehen des Landes ein erfreuliches. Gute Straßen durchziehen dasselbe, welche die Fingu selbst gebaut haben, und auf denen sie auf guten, von Ochsen gezogenen Wagen die Erzeugnisse ihres Feldbaues nach den Marktplätzen bringen. Da die Fingu sehr sparsam sind — ihre Sparsamkeit grenzt fast an Geiz — erwerben manche recht beträchtliche Geldsummen, welche sie entweder vergraben oder in einem Beutel, der mit einer Stahlkette an den Gürtel

befestigt ist, mit sich herumtragen. Mit ihren schwarzen Nachbaren treiben sie nicht unbedeutenden Handel und machen den weißen Händlern erfolgreich Konkurrenz, aber obwohl die Kaffern mit ihnen Geschäfte abschließen, so meiden sie doch sorgfältig jeden nähern Verkehr mit den Leuten, welche in ihren Augen nichts sind als entlaufene Sklaven, doppelt verabscheuenswert, weil sie den Weißen ihre Freiheit verdanken.

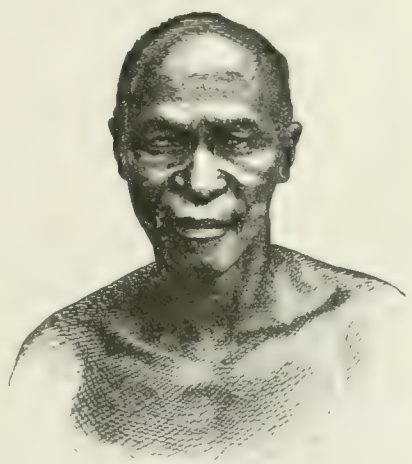
An die Amakosa haben Kapregierung und Missionäre viele Liebesmüh verschwendet, um der Zivilisation bei ihnen Eingang zu verschaffen, aber das Errungene war nie von langer Dauer. Man sandte einen Gaika-Häuptling nach England, wo ihm eine sorgfältige Erziehung zuteil wurde, und er machte die erfreulichsten Fortschritte, erlangte namentlich große Fertigkeit im Sprechen fremder Sprachen, aber kaum befand er sich inmitten seines Stammes, so legte er mit der europäischen Kleidung auch alle europäischen Sitten ab und war, nachdem er den Karoß über die Schultern geworfen, wieder der wilde Kaffernhäuptling, der er früher war. Ein glänzes Fiasko erzielte die Kapregierung mit den Geschenken, welche sie den Häuptlingen alljährlich zu senden pflegte, um sie bei guter Laune zu erhalten. Der Trödel und Flitterkram, der nördlich vom Äquator bei den Negern reißenden Absatz fand, entlockte den Kaffern nur ein spöttisches Lächeln. Man hatte ihnen kostbare Seidenkleider für ihre Frauen gesandt, in der Hoffnung, dieselben würden sich nach und nach ihr Evakostüm abgewöhnen, wenn sie an der prächtigen Kleidung Gefallen fänden, jedoch die Kafferfrauen schleppten die kostbaren Kleider nur lachend und spottend hin und her, und nicht einer fiel es ein, solch ein Kleid anzulegen. Ein englischer Beamte in Kaffraria lud zwei Kaffernhäuptlinge zu Tisch und ließ ihnen nach der Mahlzeit, während welcher sie sich wie gesittete Europäer benahmen und auch nach europäischer Art aßen, zwei Fräcke mit goldgestickten Krägen als Geschenk überreichen. Sie verbeugten sich mit vornehmer Grandezza dankend vor dem Beamten, aber für das ihnen zugedachte Geschenk hatten sie nur einen verächtlichen Blick und ließen es, als sie sich verabschiedeten, zurück.

Die durch die Missionäre bekehrten Amakosa kleiden sich vollkommen nach europäischer Art, ihre heidnischen Stammesgenossen aber gehen noch wie früher fast völlig nackt. Ein kleiner Lendenschurz, ein Streifen Fell oder ein rotes Band, welche diademartig um die Stirn geschlungen werden, und bei schlechtem Wetter eine als Mantel dienende Ochsenhaut oder das Fell irgend eines wilden Tieres, häufiger jedoch eine am Halse durch eine Agraffe zusammengehaltene Wolldecke, und aus Fellen verfertigte Sandalen — das ist ihre ganze Kleidung. In den Städten wohnende Kaffern haben sich jedoch schon bequemt, ein Baumwollhemd zu tragen und nicht mehr völlig nackt zu gehen. Die Mädchen tragen nur einen kurzen Lendenschurz, die Frauen dagegen widmen ihrer Kleidung schon mehr Sorgfalt: außer einem langen Lendenschurz gehört zu derselben eine um die Taille befestigte Ochsenhaut, welche sie über Schultern und Brust zusammenziehen, zuweilen auch noch ein Brusttuch, ein um den Kopf geschlungenes Tuch und ein über den Rücken herabhängender Sack, in welchem sie ihre kleinen Kinder mit sich herumtragen. Sie schmücken sich gern mit Glaskorallen, tragen zu Ketten aneinander gereihte Zähne wilder Tiere, selbstverfertigte Elfenbeinringe an den Armen und den Füßen, Ohr- und Fingerringe, Streifen von buntem Fell um Waden und Knöchel, und Federn im Haar. Daneben tragen sie um den Hals gehängt allerlei Amulete, durch welche sie sich teils gegen Zauberei, teils gegen den Biß giftiger Schlangen zu schützen gedenken, und am Halse hängt noch gar mancherlei, die unvermeidliche Schnupftabaksdose, die Pfeife, ein Lederfutteral, in dem sich einige Pfriemen befinden u. s. w.

Die vielen Amulete, welche die Kaffern am Halse tragen, hängen mit dem unter ihnen stark verbreiteten Glauben an Zauberer zusammen. Eine Menge „Regenmacher" und andere Zauberkünstler mißbrauchen seine Leichtgläubigkeit. Wenn bei anhaltender Dürre Futtermangel sich fühlbar zu machen beginnt, wendet der Kaffer sich an einen „Regenmacher", der nach allerlei Zeremonien ihm mitteilt, wann es wieder regnen werde. Wenn der Regen zur bestimmten Zeit sich einstellt, erhöht dies selbstverständlich das Ansehen des Charlatans bedeutend, wenn er aber ausbleibt, ist jener um eine Ausrede nie verlegen, und weiß den Fall stets so darzustellen, daß der seinen Rat und Beistand in Anspruch Nehmende als der schuldige Teil erscheint, da er die ihm erteilten Weisungen nicht genau befolgt und das Eine oder das Andere versäumt oder falsch aus-

geführt hat. Bei Krankheiten, die unter den Herden ausbrechen, zieht man den „Doktor" zu Rate, der in ähnlicher Weise manipuliert wie der „Regenmacher". An ihn wendet man sich auch, wenn irgend ein Stück der Herde verloren geht. Er soll dann angeben, wer es gestohlen hat, und obwohl er dies kaum jemals weiß, so gilt doch sein Ausspruch als unumstößliches Urteil, und der von ihm als Dieb Bezeichnete muß den Bestohlenen entschädigen. Dieser Glaube an die unbezweifelbare Richtigkeit der Angabe des „Doktors" hat manchen Kaffer um sein ganzes Besitztum gebracht, da die „Doktoren" gegen Bestechung nicht unempfindlich waren. Wer imstande war, den „Doktor" zu bestechen, der konnte mit seiner Hilfe leicht einen reichen Stammesgenossen zwingen, ihm als Entschädigung für angeblich erlittene Verluste nach und nach seine ganze Herde zu überliefern.

Zuweilen traten unter den Kaffern auch Propheten auf. Wir erwähnten bereits ein Kaffernmädchen, das im Jahre 1856 ihren Landsleuten verkündete, auf welche Weise sie die Weißen besiegen könnten (siehe Seite 107). Auch nach dem Kaffernkrieg des Jahres 1846 durchzog ein Zauberer das Land, welcher prophezeite, die Engländer würden beim Ausbruch eines neuen Krieges sämtlich in Tiere und Pflanzen verwandelt werden und ihr Land dann den Kaffern zufallen. Als nun ein neuer Krieg ausbrach und die Engländer, anstatt sich in Vierfüßler zu verwandeln, die Kaffern überall zurücktrieben, da wußte der Prophet auch sofort anzugeben, weshalb seine Prophezeiung nicht eingetroffen sei: die Kaffern hatten sie dadurch zunichte gemacht, daß sie den ersten Schuß abfeuerten und dies nicht den Engländern überließen.



Kaffer.

Für unternehmungslustige Häuptlinge waren die Zauberer stets willkommene Werkzeuge bei Durchführung ihrer Pläne. Sandili, der im Jahre 1850 den Krieg begann, welcher nach Versicherung des Propheten so unheilvoll für die Engländer werden sollte, glaubte kaum selbst an die Prophezeiung, aber er bediente sich des Propheten, um sein Volk nochmals gegen die Engländer unter die Waffen zu bringen.

Für die Masse des Volkes sind die „Doktoren" und die Zauberer, welche eine höhere Klasse der ersteren bilden, die Besitzer aller Kenntnisse, welche ein Mensch überhaupt erlangen kann. Ihr Wissen ist trotzdem ein verhältnismäßig sehr geringes. Einzelne verstehen allerdings gewisse Krankheiten zu behandeln und kennen für dieselben angezeigte Heilmittel; auch Europäer haben Gelegenheit gehabt, die Wirksamkeit der von Kaffernärzten aus Kräutern oder Wurzeln bereiteten Arzneien kennen zu lernen, und Bleek behauptet sogar, daß die „Doktoren" der Natalkaffern im Kriege erschlagene Menschen insgeheim zu sezieren pflegten, aber die meisten suchen nur durch übernatürliche Mittel zu wirken. Den Kern ihrer Kunst bildet der Verkehr mit den Geistern der Abgeschiedenen, welche nach dem Glauben der Kaffern auf die Schicksale der Lebenden einen großen Einfluß ausüben können.

Einen Einfluß auf die Regierungsgewalt scheinen die Zauberer nicht ausgeübt zu haben. Der Häuptling, der an der Spitze des Stammes stand, verdankte seine Würde dem Erbrecht, war aber in seiner Macht beschränkt durch den Rat der Amapahati, welchem unter anderem auch die wichtige Aufgabe oblag, dem Häuptling die letzte Gattin auszuwählen, welche die „große Frau" genannt wurde. Mochte der Häuptling mit anderen Frauen noch so viel Söhne erzeugt haben, die Häuptlingswürde ging auf jenen Sohn über, den ihm die „große Frau" zuerst gebar und der den Titel „großer Sohn" führte. Da die letzte Gattin stets erst gewählt wurde, wenn der Häuptling sich bereits in vorgerücktem Lebensalter befand, mußte der „große Sohn" beim Tode seines Vaters noch unmündig sein, und die Amapahati hatten dann die Gewalt in den Händen.

Unter dem Volke gab es keine Standesunterschiede, und auch in ihrem Äußern unterschieden sich reiche Kaffern wenig von den armen. Der Reichtum bestand nur in Herden, und die Hütte des Besitzers von tausend Rindern sah nicht besser aus und war nicht besser eingerichtet als jene des ärmsten Mannes. Die Wände der bienenkorbähnlichen Hütte waren mit Lehm bedeckt, den man mit Kuhmist überstrich, wodurch er hart und glatt wurde. Der Eingang in die Hütte war gerade nur so groß, daß ein Mensch auf Händen und Füßen hindurchkriechen konnte. Ein Rauchfang war in der Hütte nicht vorhanden, da man der Kälte wegen kein Feuer anzumachen brauchte und die Speisen außerhalb der Hütte zubereitete. Seine Vorräte, auch sein Pulver, verwahrt der Kaffer in kellerartigen Gruben, welche mit einer dicken Schicht Lehm verschlossen sind. Die Lebensmittelvorräte bestehen hauptsächlich aus Kafferkorn und Milch. Letztere wird in Körben aufbewahrt, welche aus Grashalmen oder dünnen Zweigen geflochten und so dicht sind, daß keine Flüssigkeit durchzudringen vermag. Diese Gefäße haben vor irdenen den Vorzug, daß die Milch in ihnen nicht so leicht sauer wird. Saure Milch genießt der Kaffer nur in Zeiten der Not, da dieselbe mehr sättigt. Seine gewöhnliche Nahrung ist außer reiner Milch ein Brei, der aus Kaffernkorn und Milch bereitet wird, ferner aus Kaffernkorn, das in einem hölzernen Mörser zerstampft wurde, bereitetes schwarzes Brot. Neben dem durch Zerstampfen des Kornes gewonnenen groben Mehl verwenden sie zum Backen des Brotes noch ein feineres, das sie dadurch gewinnen, daß sie das Korn zwischen zwei Steinen zerreiben. Außer von Milch und Kafferkorn lebt der Kaffer noch von verschiedenen Baumfrüchten, welche wild wachsen, und von selbst gezogenen Kürbissen und Wassermelonen. Fleisch wird nur dann gegessen, wenn irgend ein Wild erlegt worden oder Vieh geraubt worden ist. Nur die größte Not kann den Kaffer veranlassen, ein Stück Vieh aus seiner eigenen Herde zu schlachten, um es zu verzehren, wenn er aber irgendwo Rinder rauben konnte, ergiebt er sich dem Fleischgenuß mit zügelloser Gier und verschlingt unglaubliche Mengen Fleisch, häufig noch in fast rohem Zustand.

Als die ersten Europäer mit den Kaffern zusammentrafen, waren diese nur Rinderhirten, und recht viel Ochsen zu besitzen, war der sehnlichste Wunsch eines jeden. Die Kriegszüge in das Gebiet der Nachbarstämme wurden stets nur unternommen, um Ochsen zu erbeuten, und ein angegriffener Kaffernstamm suchte stets zunächst seine Herden in Sicherheit zu bringen, indem er sie ins Gebirge trieb. Wie die holländischen Bauern jedem Kinde bei der Geburt einige Tiere aus ihrer Herde schenkten, so schenkte auch der Kaffer seinen Kindern bei der Geburt Ochsen, und für solche war ihm alles feil. Auch der Kaufpreis der Frauen bestand in Ochsen, welche der junge Mann dem Vater des Mädchens in Tausch für dasselbe zu geben hatte. Sorgsam hütete der Kaffer sein Vieh, um es sowohl vor Feinden als vor wilden Tieren zu bewahren, und er legte zum Schutze gegen letztere große, mit Steinen und Dorngebüsch umgebene Hürden an, welche als Ställe dienten. Er liebte es, sein Vieh durch allerlei Verzierungen herauszuputzen, seine Hörner zu verdrehen, daß sie seltsame Figuren bildeten, oder auch Lappen aus der Haut zu schneiden, die wie Franzen von dem Körper des Tieres herabhingen.

Bei ihrer Lebensweise werden die Kaffern groß und stark. Sie sind ein schöngebauter Menschenschlag, schlank und hoch gewachsen, dabei muskulös, und auch ihre Gesichtszüge sind meist nicht unangenehm. Sie haben zwar hervortretende Backenknochen und wolliges Har, ähneln aber durchaus nicht den Negern. Nur vereinzelt trifft man unter ihnen den Negertypus. Charakteristisch ist der stark hervortretende Unterleib, den man nicht bloß bei den Amakosa, sondern bei allen Kaffernstämmen bemerkt. Ihre Nase gleicht mehr der kaukasischen als der abgeflachten der Neger, und der lebhafte Blick ihrer braunen Augen verratet ein starkes Selbstgefühl und Mut.

Die geistigen Anlagen des Kaffers dürfen nicht unterschätzt werden; er ist nichts weniger als blöde oder dumm, und namentlich im Handel zeigt er sich dem schlauesten Händler gewachsen. Man muß allerdings einen Unterschied zwischen dem unter Weißen lebenden und im Dienste eines solchen stehenden Kaffers und einem solchen machen, der in seinem Lande inmitten seiner Stammesgenossen als freier Mann lebt. Der letztere entwickelt oft einen Grad von Verschlagenheit, dessen man ihn nicht für fähig halten möchte. Die Händler,

welche mit Kaffern verkehren, wissen davon zu erzählen, denn sie haben oft den schlauen Eingeborenen gegenüber einen schweren Stand, und müssen mit allen Eigenheiten derselben vertraut sein, wenn sie sich vor Schaden bewahren wollen. Die größten Schwierigkeiten verursachen die Preisschwankungen der Waren, da der Kaffer für solche kein Verständnis hat. Er begreift zwar sehr rasch, daß z. B. der Preis der Straußenfedern, welche er dem Händler anbietet, steigen kann, aber ein Fallen des Preises hält er für unmöglich. Wenn der Händler ihm weniger bietet, als er bisher erhielt, wird er sofort mißtrauisch und glaubt, man wolle ihn übervorteilen. Er läßt sich auch nicht gleich merken, daß ihm dies oder jenes unter den Waren des Händlers besonders gefällt, damit dieser nicht etwa einen höhern Preis verlange, wenn er sieht, daß dem Käufer an Erwerbung des Gegenstandes viel gelegen ist. Obwohl er vollständig mit sich über seine Einkäufe im klaren ist, frägt er doch zunächst stets nach dem Preise verschiedener Sachen, die er nicht zu kaufen beabsichtigt, und erst nach vielen Fragen kommt er auf den Gegenstand, um den es ihm zu thun ist.

Geduld ist ein Haupterfordernis für den Händler, der mit Kaffern ein Geschäft abschließen will, und außerdem ist eine tüchtige Dosis Grobheit ihm unentbehrlich. Der Kaffer bietet stets bedeutend weniger als der Händler verlangt. Wird sein Gebot nicht angenommen, so klagt er über seine Armut, beteuert nicht mehr geben zu können, weil er nicht mehr besitzt, und appelliert an die Großmut des reichen weißen Mannes. Wehe dem Händler, der sich durch solche Reden betören läßt und sich mit weniger zufrieden giebt als er ursprünglich verlangt. Sein Geschäft ist für immer verdorben, denn er mag sich wo immer hinwenden, überall fliegt ihm die Kunde voran, daß man ihm etwas abzuhandeln vermag, und er wird nie mehr imstande sein, den verlangten Preis zu erlangen. Wenn er dagegen fest bleibt und den Käufer ziehen läßt, kommt dieser sicher bald wieder und teilt ihm mit, daß ein Freund ihm etwas borgen wolle, sodaß er ein höheres Angebot stellen könne. Da dieses aber immer noch die Forderung des Händlers nicht erreicht, kann derselbe nichts Besseres thun, als den Käufer grob anzufahren und ihm zu bedeuten, er möge ihn mit seinen Besuchen verschonen, wenn er zu arm sei, um seine Waren zu bezahlen. Der Kaffer geht, um vielleicht schon nach einigen Stunden freudestrahlend zurückzukehren. Es hat sich noch ein Freund gefunden, der ihm den Ankauf der Ware ermöglichen will, und er besitzt nun soviel Ochsen, als der Händler für dieselbe verlangt. Die Herde wird vorgetrieben, aber nun zeigt es sich, daß zwar die verlangte Anzahl Tiere vorhanden, aber das gutgenährte Vieh, welches der Kaffer zuerst anbot, durch mageres ersetzt ist. Das Geschäft kommt also wieder nicht zustande, aber der Kaffer beginnt nun allmählich einzusehen, daß der Händler ein fester Mann ist, dem man nichts abhandeln kann, und im letzten Augenblick, wenn derselbe sich vielleicht schon zur Weiterreise rüstet, wird eine Herde herbeigetrieben, welche allen Anforderungen entspricht.

Der Händler muß sich auch hüten, dem Kaffer etwas anzubieten. Er muß ihn vollständig sich selbst überlassen und seine Wahl nicht zu beeinflussen suchen, denn eine Ware, die er ihm empfiehlt, kauft der mißtrauische Käufer sicher nicht, da er hinter der Anempfehlung einen Betrug wittert. Wenn dagegen ein Kaffer schon das halbe Warenlager durchstöbert und noch immer nichts gefunden hat, was ihm zusagt, pflegt der Händler zu einer List seine Zuflucht zu nehmen, welche stets rasch zum Ziele führt. Er nimmt den Kaffer beiseite und zeigt ihm z. B. eine Decke, welche 15 Mark wert ist, sagt aber zu ihm: „Hier habe ich Decken, welche 25 Mark kosten, ich will sie dir aber zu 20 Mark verkaufen, wenn du niemandem sagst, daß du sie so billig bekommen hast.“ Der Kaffer freut sich, ein so vorteilhaftes Geschäft abschließen zu können, und geht in die Falle.

Der Handel mit den Kaffernstämmen im Innern ruht in den Händen einer eigenen Gattung Händler, der sogenannten Traders. Wie der Smaus oder Tochtgänger von Farm zu Farm wandert, so zieht der Trader von einem Kaffernkraal zum andern. Auch er reist im Planwagen, der von Ochsen gezogen wird, aber sein Wagen muß viel dauerhafter sein, als jener des Tochtgängers, denn er hat auf seinen Fahrten größere Schwierigkeiten zu überwinden, ist viele Monate, oft ein ganzes Jahr in Gegenden unterwegs, in denen es weder Weg noch Steg giebt und wo man sich oft eine Straße durch die Wildnis erst selbst bahnen muß. Solch ein Wagen, der aus eisenhartem Holz verfertigt und mit einer doppelten, aus dem besten

Segeltuch hergestellten Plane bedeckt ist, repräsentiert daher schon ohne die Waren, welche er enthält, ein kleines Kapital. Mit den 14 bis 16 Ochsen, welche als Gespann erforderlich sind, kostet ein Wagen in den Diamantenfeldern etwa 4000 Mark, und es gab Zeiten, in denen der Preis desselben sich noch viel höher stellte.

Für die Trader, die nach dem Innern ziehen, ist Kimberley ein Hauptsammelplatz. Dort befinden sich bereits mehrere große Firmen, von welchen der Trader seine Waren bezieht, sodaß er nicht mehr nötig hat, nach der Kapstadt zu wandern, um sich für seine Reise auszurüsten, und dorthin kommen auch mindestens einmal jährlich alle Trader, teils um die von ihnen bezogenen Waren zu bezahlen, teils um die Herden, welche sie gegen dieselben eingetauscht haben, zu verkaufen, da sich für Vieh in Kimberley stets am ehesten Käufer

Diamantengräber in Kimberley.

finden lassen. Einzelne Firmen, welche das Geschäft bereits im großen betreiben, haben noch 200 Meilen nördlich von Kimberley Stationen angelegt, in denen die Traders sich mit Waren versorgen können, und dorthin kommen hauptsächlich die kleineren Händler, die Anfänger, während die Veteranen des Geschäftes, deren mancher 4 bis 5 Wagen besitzt, vorziehen, ihre Ein- und Verkäufe in Kimberley zu besorgen. Das Lager, in dem der Trader seine Einkäufe macht, muß die verschiedenartigsten Gegenstände enthalten, denn der Kaffer ist für alles, was er beim Europäer sieht, Käufer, auch wenn er von dem betreffenden Gegenstand keinen Gebrauch zu machen versteht. Seine Nachahmungssucht treibt ihn z. B. zum Ankauf einer Uhr, obwohl er keine Ahnung von einer Stundeneinteilung hat und auch nicht weiß, was die Zahlen auf dem Zifferblatte bedeuten. Das

Die Diamantengruben zu Kimberley.

Innere eines Traderwagens enthält eine wunderbare Kollektion, und man sieht darin so manches, wovon man nicht begreift, daß es unter Wilden verkäuflich sein kann. Auch hier muß jedoch der Händler, wie überall in Afrika, mit dem Geschmack seiner Leute — oder sagen wir richtiger: der Mode? — vertraut sein, denn die schönsten Stoffe, Tücher oder Decken sind oft unverkäuflich, ja der Kaffer nimmt sie nicht einmal als Geschenk an, weil Kleidungsstücke dieser Farbe von seinem Stamm nicht getragen werden.

Wenn das schwierige Geschäft der Auswahl der Waren beendet und der Wagen mit Waren im Werte von vielen tausend Mark gefüllt ist, rüsten sich der Händler und seine Leute zum Aufbruch. Das Geleite des wertvollen Wagens bilden gewöhnlich 2 bis 3 Weiße und etwa ein Dutzend Kaffern. Die letzteren werden als Treiber, Packer u. s. w. für die ganze Fahrt angeworben, und müssen kräftige und geschickte Leute sein, da die Anforderungen, welche unterwegs an sie gestellt werden, nicht geringe sind. Wege giebt es, wie schon oben gesagt, im Innern nicht, Brücken auch nicht. Über Stock und Stein ziehen die Ochsen den Wagen, und kommt man an einen Fluß, so sucht man eine Furt, deren auch in den größeren Flüssen viele vorhanden sind. Die schwierigste Aufgabe ist nicht, die Furt zu finden, sondern von dem oft hohen und steilen Ufer mit dem Wagen zu ihr hinab und auf der andern Seite wieder hinauf zu gelangen." Man nehme einen Fluß an so breit wie die Elbe, mit 20 bis 30 Fuß hohen Böschungen, durch die Fluten ziemlich steil ausgewaschen und zerklüftet. In der Regel bildet irgend eine frühere Wasserrinne oder der alte Pfad des Wildes die Abfahrt für die oft schwer beladenen Wagen. Die Bremse wird mit großer Kraft angezogen, die stärksten Ochsen werden an die Stange genommen, die Joche doppelt und dreifach befestigt, und herunter gehts wie die wilde Jagd. Unten wird doppeltes Gespann angelegt, und dann beginnt oftmals erst die schwierigste Arbeit für den Händler, denn auf die Kaffern ist in solchen Fällen wenig Verlaß. Ist die Furt dem Händler unbekannt, so muß er sie erst zu Pferde untersuchen, ehe er sich mit dem Gefährt hineinwagen darf. Der Wagen schwankt hin und her, als wollte er jeden Augenblick umstürzen, es kommt auch vor, daß durch den Anprall an ein größeres Felsstück die Kette reißt, doch ist dieses von zwei Übeln immer noch das kleinste zu nennen, denn giebt die Kette nicht nach, so würde der Wagen entweder zerbrechen oder umstürzen und sämtliche darin befindlichen Güter durchnäßt oder unbrauchbar werden, wenn nicht vollständig verloren gehen."[50]) Zuweilen geht es auch über Felswände dahin, wo zur Seite ein schwarzer Abgrund gähnt, während nur knapp so viel Raum vorhanden ist als die Wagenräder erfordern. Da muß der Wagen, um sein Hinabstürzen zu verhindern, von der Begleitmannschaft an Seilen gehalten werden. Trotz aller Vorsicht kommen immer noch Unglücksfälle vor. Das lockere Erdreich giebt vielleicht plötzlich nach, der Wagen senkt sich an einer Seite und schwebt schon halb über dem Abgrund, in dem er auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden droht. Die Kaffern erheben ein höllisches Geschrei, denken aber nicht an ein rasches Eingreifen, und wenn der Trader nicht die nötige Ruhe und Geistesgegenwart besitzt, ist er in der nächsten Minute um viele tausend Mark ärmer, und der Wagen, der vielleicht auch noch die Ochsen mit fortreißt, liegt zerschmettert am Grunde einer tiefen Schlucht, in welche hinabzusteigen völlig unmöglich ist.

Er bedarf also während der Fahrt der größten Aufmerksamkeit seitens des Traders, um einen Unfall zu verhüten. Wenn er aber tagsüber den Wagen ohne Unfall durch die Wildnis geführt und endlich erschöpft von den Anstrengungen des Tages einer Wasserstelle sich nähert, muß er oft noch alle Kraft aufbieten, um zu verhindern, daß der Wagen umgeworfen wird. Die Zugochsen, welche unterwegs nicht viel zu trinken bekommen, sind stets kaum zu halten, wenn man eine Wasserstelle erreicht. Blindlings wollen sie auf dieselbe zustürzen, und wenn es den Treibern nicht gelingt, sie durch Geschrei und ausgeteilte Schläge von dem Wasserloch oder dem Fluß zurückzutreiben, dann reißen sie den Wagen hinab, daß er in Stücke zerschmettert wird. Dem Trader und seinen Leuten bleibt oft, wenn die beim Anblick des Wassers wild gewordenen Tiere nicht mehr zu halten sind und durch ihre wütenden Bewegungen ein Ausspannen unmöglich machen, nichts

[50]) A. Diesterweg, Aus meinem Traderleben in Süd-Afrika. — Deutsche Kolonial Zeitung, 1885, 9. Heft, Seite 296.

anderes übrig, als die Stränge zu zerschneiden und die Ochsen ohne Wagen vorwärts stürmen zu lassen. Wo nicht viel Wasser vorhanden ist, darf man auch die zuerst zur Tränke zugelassenen Tiere nicht zuviel trinken lassen, damit die später ankommenden auch noch Wasser finden. Da kommen zuweilen stürmische Szenen vor, wenn die Kaffern, mit der Peitsche aus Rhinozeroshaut auf die Ochsen einhauend, diese vom Wasser fortzutreiben versuchen, und die Tiere brüllend dasselbe immer wieder aufs Neue zu erreichen streben. Und dabei kann der Trader vielleicht noch froh sein, daß er überhaupt Wasser in genügender Menge gefunden hat denn in manchen Gegenden ist unter den Gefahren, die ihm unterwegs drohen, der Wassermangel keiner der geringsten.

Endlich bei einer Eingeborenen „Stadt" angekommen, muß der Trader zunächst vom Häuptling die Erlaubnis erlangen, dort sein Lager aufzuschlagen, sein Vieh zu tränken und zu weiden und seine Waren zu verkaufen. Das Letztere wird zuweilen verweigert, wenn ein Trader sich die besondere Gunst des Häuptlings nicht zu erwerben wußte und von diesem ein Monopol erlangt hat. Der Trader bleibt an dem Orte so lange als sich Käufer einfinden. Vielleicht verkauft er hier seine ganzen Vorräte und zieht statt mit einem Wagen mit einer Ochsenherde weiter, da er schließlich seinen Wagen auch noch feilbietet, um ihn nicht leer zurückführen zu müssen. Die Kaffern kaufen die starken Wagen der Händler sehr gern und zahlen hohe Preise für dieselben. Die Erwerbung eines Wagens gilt als ein so wichtiges Geschäft, daß der Kaffer stets seinen Häuptling hinzuzieht und nur in dessen Gegenwart den Kauf abschließt, was freilich zur Abkürzung der Verhandlungen nicht beiträgt, sie vielmehr vielleicht noch um einige Stunden verlängert.

Je weiter die Grenzen der Kapkolonie nach dem Innern vorgeschoben werden, desto tiefer dringen die Trader in dasselbe ein. Sie sind so recht die Pioniere der Kultur, und sie sind in manche Gegenden gelangt, bevor diese von Reisenden besucht wurden. Erst die englischen Waren, dann der englische Missionär, der englische Reisende und schließlich die englische Herrschaft — das ist die Stufenleiter, auf welcher die südafrikanischen Gebiete allmählich immer fester an die Kolonie gekettet werden, bis sie endlich völlig in derselben aufgehen. Immer weiter schiebt sich die englische Grenze vor, und wenn auch hinter ihr noch riesige Strecken der Kultur fähigen, aber unbebauten Landes zurückbleiben, so denkt das unersättliche Albion doch unablässig an neue Erwerbungen, denn ihm handelt es sich zunächst nur um Eröffnung und Sicherung neuer Handelsgebiete. So schließen sich denn an den mehr oder minder dicht von Europäern bevölkerten Kern der englischen Besitzungen in Süd-Afrika große Gebiete an, die an Kultur noch weit hinter jenen zurückstehen, und in denen es noch der Arbeit vieler Jahrzehnte bedürfen wird, bevor sie auch nur annähernd eine solche Entwickelungsstufe erreicht haben werden, wie die älteren englischen Besitzungen.

Der englische Kolonialbesitz in Süd-Afrika zerfällt jetzt in zwei Teile von sehr ungleicher Größe, welche seit dem Jahre 1856 administrativ vollständig von einander getrennt sind und sich wesentlich einer vom andern unterscheiden: die eigentliche Kapkolonie und die Kolonie Natal. Da beide durch das Kaffern- und Basutoland und den Oranje-Freistaat von einander getrennt waren und man befürchtete, es könne sich dort eine fremde Macht als Keil zwischen die beiden Teile hineintreiben und ihre Trennung zu einer dauernden machen, beeilte man sich, das Basutoland 1868 wenigstens nominell unter britische Herrschaft zu bringen, und 3 Jahre später folgte dann die thatsächliche Einverleibung des reichen Landes. Das unabhängige Kaffernland aber wurde Stück für Stück der Kolonie einverleibt. Nachdem 1877 der letzte Rest des Galekagebietes konfisziert, bald darauf der von den Fingu besetzte Teil von „Britisch Kaffraria" mit der Kapkolonie vereinigt, 1878 der Pondohäuptling Umkikela seines Landes beraubt und in demselben Jahre das Land an der Mündung des St. Johnsflusses, das sogenannte St. Johns-Territorium, für englischen Besitz erklärt worden, war die Lücke zwischen der Kapkolonie und Natal ausgefüllt, obwohl die formelle Einverleibung des St. Johns-Territoriums in die Kapkolonie erst 1885 stattfand. Indessen hatte sich das Kolonialgebiet auch nach Norden erweitert. Die holländischen Bauern in Natal, welche nach der Annexion dieses Landes auswanderten, hatten den Oranje-Freistaat gegründet, aber auch dort waren sie vor der englischen Ländergier nicht sicher, und 1845

wurde ihr Gebiet kurzweg für einen Bestandteil der Kolonie erklärt. Der Bauernstaat erhielt zwar nach zehn Jahren seine Selbständigkeit wieder, da man fand, daß er für die Kolonie nur eine Last war und ihr mehr Kosten verursachte, als er Nutzen brachte, aber später raubte man ihm nochmals einen Teil seines Gebietes. Die Veranlassung zu diesem Gewaltstreich war die Entdeckung der Diamantenfelder im nördlichen Grenzgebiet der Kolonie (1869). Im folgenden Jahre bewog England die Häuptlinge der mit Bastarden vermischten Griqua, welche am Vaal und Oranje rasch aufblühende kleine Staaten gegründet hatten, zur Unterwerfung und erklärte gleichzeitig den angrenzenden Teil des Oranje-Freistaates, der noch zum Gebiet der Diamantenfelder gehörte, für annektiert. Der kleine Freistaat fügte sich in das Unvermeidliche, und ließ sich noch eine zweite „Grenzregulierung", durch welche im Jahre 1881 das Basutoland vergrößert wurde, ruhig gefallen. Das den Bastarden und dem Oranje-Freistaat abgenommene Land wurde 1877 als West-Griqualand der Kolonie einverleibt. Im Jahre 1885 kam hierzu das Betschuanenland zwischen 20° östl. L. und der Transvaal-Republik bis 22° südl. Br., und unter britischem Schutz steht das 5900 □ Kilometer große Zulu Reserve Territory.

So besaß England bei Beginn dieses Jahrzehntes bereits den ganzen Süden Afrikas, der vom Ozean, dem Oranjefluß und dem Tugela begrenzt war. Ein gewaltiges Kolonialreich war dort entstanden. Schon allein die eigentliche Kapkolonie war mit ihren 517800 □Kilometer Flächeninhalt (in runder Zahl) ziemlich so groß wie das Deutsche Reich. Durch die verschiedenen Annexe, das Transkeigebiet (Kaffraria), Basuto- und West-Griqualand und durch Natal wurde der englische Kolonialbesitz noch um etwa 160000 □ Kilometer vermehrt, so daß er heute Deutschland, Dänemark, Holland, Belgien, Luxemburg und der Schweiz an Flächeninhalt gleichkommt. Die Bevölkerung ist in dem Kolonialgebiet allerdings noch sehr dünn gesäet und steht weit hinter jener der genannten europäischen Länder zurück. Während diese in runder Zahl 58 Millionen beträgt, wohnen in den bis zum Jahre 1880 unter englische Oberhoheit gelangten Gebieten Süd-Afrikas nur etwa 1728000 Menschen. Die Bevölkerung des ganzen großen Gebietes entspricht also beiläufig nur jener der Provinz Posen, und überdies besteht sie noch überwiegend aus Eingeborenen. Gerade in den am dichtesten bevölkerten Gebieten, im Transkeigebiet, wo 10, und im Basutoland, wo 5 Einwohner auf den □Kilometer entfallen, sind die Eingeborenen vorherrschend, und auch in Natal ($7^1/_2$ Einwohner auf den Quadratkilometer) bilden sie einen bedeutenden Bruchteil der Bevölkerung. Wo die Weißen vorherrschen und die Eingeborenen fast ausgerottet sind, wie in der eigentlichen Kapkolonie, dort sind die ersteren in kleinen Niederlassungen oder einzelnen Gehöften über das ganze Land zerstreut. Auf einem Gebiet, welches dem Deutschen Reiche an Flächeninhalt gleichkommt, wohnen dort nur etwa 780000 Menschen, also etwa soviel wie in der sächsischen Kreishauptmannschaft Zwickau.

Die eigentliche Kapkolonie zerfällt in einen westlichen und einen östlichen Teil, die westlichen und östlichen „Divisionen", welche ihrerseits sich wieder in Distrikte gliedern. Zu den westlichen Divisionen gehören Capetown, Green-Point, Robben-Island, Cap-Division, Stellenbosch, Pearl, Malmesbury, Piquetburg, Tulbagh, Clanwilliam, Klein-Namaqualand, Calvinia, Fraserburg, Victoria West, Beaufort, Worcester, Robertson, Caledon, Bredasdorp, Swellendam, Riversdale, Mossel-Bai, George, Knysna, Oudtshoorn und Prince Albert; die östlichen Divisionen sind Humansdorp, Uitenhage, Port Elizabeth, Alexandria, Backhurst, Peddie, Victoria Est, Albany, Fort Beaufort, Stockenstrom, Queenstown, Alival North, Albert, Cradock, Bedfort, Somerset, Graaff-Reynet, Murrayburg, Middelburg, Richmond, Colesberg, Hope Town. Die östlichen Divisionen umfassen den beiweitem kleinern Teil des Landes, sind aber verhältnismäßig besser bevölkert. Zu diesen gesellen sich nun noch die Transkeigebiete mit etwa 410000 Einwohnern auf einer Fläche von 40300 □ Kilometer, das in die Divisionen Hay, Barkeley und Kimberley eingeteilte West-Griqualand mit etwa 49000 Einwohnern auf rund 45300 □Kilometern, Basutoland mit auf etwa 25200 □Kilometer verteilten 128000 Einwohnern, und die Kolonie Natal mit (rund) 364000 Einwohnern und einem Flächeninhalt von 48600 □Kilometer. Die letztere, deren Hauptort das im Innern des Landes gelegene Pietermaritzburg ist, war früher in 11 Divisionen geteilt, seit 1882 ist aber eine Einteilung in Countys durchgeführt.

Der westliche Teil des Kaplandes unterscheidet sich auffallend von dem östlichen. Dicht bevölkert ist zwar weder der eine, noch der andere, aber im Westen ist doch die Bevölkerung dünner gesäet.[34] Die weiße Bevölkerung, welche hier, nachdem man die Hottentotten fast ausgerottet hat, die Hauptrolle spielt, sitzt nur an wenigen Stellen dicht beisammen, und die Eingeborenenbevölkerung bleibt an Zahl weit hinter jener der östlichen Gegenden zurück. Im Distrikt Worcester zählt man auf 20000 englischen □Meilen nur 2500 weiße Einwohner, und auf den 24000 □Meilen des Distriktes Clanwilliam gar nur etwa 2000. Ansiedlungen sind nur dort möglich, wo Wasser vorhanden ist, und da dieses ziemlich spärlich vorkommt, sind die Niederlassungen über das Land wie Oasen in einer Wüste zerstreut. Städte sind in der westlichen Hälfte des Kaplandes eine Seltenheit. Wir finden zwar auf der Karte eine Menge Ortschaften verzeichnet, welche uns als Towns oder Städte vorgeführt werden, aber auf den Namen „Stadt" können im allergünstigsten Falle thatsächlich nur 5 einen Anspruch erheben: Malmesbury, Worcester, Tuldagh, Beaufort und Clanwilliam. Von diesen Städten bestehen jedoch die 3 zuletzt genannten nur aus einer einzigen Straße, während Malmesbury und Worcester mit ihren inmitten von Gärten gelegenen, weißgetünchten Häusern mit platten Dächern freundlichen Marktflecken ähnlich sehen. Außer diesen 5 Städten befinden sich im westlichen Teil des Kaplandes noch eine Menge Ortschaften, welche als „Städte" bezeichnet werden, aber nichts anderes sind, als Kirchdörfer mit zum Teil leerstehenden Häusern, welche den Farmern der Umgegend als Absteigequartier dienen, wenn sie Sonntags sich zum Kirchenbesuch einfinden. Solche Städte schießen noch immer wie die Pilze empor, aber viele gewähren an Wochentagen einen trostlos öden Anblick, da dann fast alle Häuser verschlossen sind und man kaum hier und da einen Menschen gewahr wird. Etwas Besseres vermochte dieser Teil des Kaplandes bisher auch nicht zu bieten, denn seine Hilfsquellen sind nicht derartige, daß er viel mehr Menschen ernähren kann, als jetzt dort leben. Man spricht zwar am Kap viel von den Hulfsquellen des Landes und der Erschließung derselben, aber niemand ist sich recht darüber im Klaren, welcher Art diese Hilfsquellen sind. Die hier überwiegend holländische Bevölkerung treibt hauptsächlich Viehzucht, daneben nur wenig Ackerbau.

Am besten besiedelt und bebaut ist der schmale Landstreifen, welcher die Kapstadt umgiebt, der Kapdistrikt. Dort reiht sich Dorf an Dorf, untermischt mit prächtigen Villen der reichen Bewohner der Kapstadt. Um Groß- und Klein-Constantia, im Süden der Kapstadt, gedeiht der beste Kapwein, sowohl weißer als roter. Die dichten Waldungen gewähren dort Schutz vor den Seewinden und machen den Aufenthalt in Groß- und Klein-Constantia zu einem sehr angenehmen. Wegen ihrer gesunden Lage sind die Ortschaften Rondebosch und Wijnberg berühmt und dienen als Sanatarien, zu denen sogar aus Indien Kranke kommen. An den schmalen Kapdistrikt reihen sich die Divisionen Stellenbosch und Paarl mit kultiviertem Land, das fruchtbarste Gebiet der westlichen Divisionen, und an der Simons-Bai liegt das überwiegend von Malayen bewohnte Städtchen Simonstown, bei dem sich eine Flottenstation und große Schiffswerfte befinden. Diese Distrikte sind der Kern der westlichen Kapkolonie, um den sich die weiten Gebiete lagern, in denen, je mehr nach dem Innern zu, desto mehr die Viehzucht über den Ackerbau überwiegt.

Ungleich günstiger ist der östliche Teil des Kaplandes gestellt. Hier ist die Kornkammer der Kolonie, hier wird viel Getreide gebaut, denn das feuchte Klima begünstigt das Gedeihen der Getreidesaat überall. Eine ackerbauende Bevölkerung wohnt selbstverständlich dichter als eine Viehzucht treibende, und so finden wir denn im Osten auch günstigere Bevölkerungsverhältnisse als im Westen. Dieselben beginnen schon in den Distrikten östlich von der Kapstadt, welche gleichsam eine Übergangsstufe bilden: auf 3050 englischen □Meilen im Distrikt Swellendam wohnen über 20000 Menschen, auf 48000 □Meilen des Distriktes George 11600, sodaß etwa 2 bis 2½ Einwohner auf die □Meile entfallen. Diese Bevölkerung ist überwiegend englisch und

[34] Die Einwohnerzahl der größten Ortschaften des englischen Süd Afrika betrug nach der Zählung im Jahre 1875: Kapstadt 33250, Vorstädte derselben 12001, Port Elizabeth 15049, Vorstädte 5695, Grahamstown 6905, Paarl 5760, King Williams-Town 5169, Worcester 3788, Simonstown 2447, East London 2154, Mossel Bay 1751, Durban 11198, Pietermaritzburg 8057.

unterscheidet sich von der holländischen des westlichen Kaplandes durch eine höhere Bildung, deren die seit Generationen auf sich selbst angewiesenen, von aller Welt abgeschlossenen holländischen Bauern nicht teilhaftig werden können, und während diese starr am Alten festhalten und allen Neuerungen abhold sind, findet man im Osten Sinn für den Fortschritt in jeder Beziehung, für Verbesserungen im Betrieb der Landwirtschaft ebensowohl wie für kaufmännische und industrielle Unternehmungen. Die „Stadt" Swellendam, der Hauptort des einen Distriktes, besteht nur aus einer sehr langen Straße. Der Hauptort von George ist Georgetown, auch erst der Embryo einer Stadt.

Den Distrikt George durchfließt die Knysna, ein kleiner Fluß, mit dessen Ufern keine andere Gegend des Kaplandes an landschaftlicher Schönheit wetteifern kann. „Es ist ein unbedeutender Fluß von nur wenigen Meilen Länge, der sich jedoch in ziemlicher Entfernung von der See plötzlich zu einer breiten Bucht erweitert, an deren Ufern solch tausendfältige, romantische Pracht von Thal und Hügel, schroffem Felsvorsprung und seichtem Blumenufer, grünem, sonnigen Waldweg und düsteren Baumgruppen zusammengedrängt ist, daß der Landschaftsmaler ein unerschöpfliches Material zu den interessantesten Studien vor sich hat. Man hat versucht, diese Bucht zu merkantilischer Bedeutung zu erheben, allein sie ist durch eine Felsenbank geschlossen, und überdem ist der Handel nach dem Binnenlande zu sehr durch Port Elisabeth bereits absorbiert."

Der wertvollste Teil der Kapkolonie ist die Küste zwischen dem 25. und 27. Längengrad, deren Hinterland die östlichen Divisionen bilden. Dort liegt inmitten des schönen Distriktes Albany die Hauptstadt des Ostens, Grahamstown, eine wohlgebaute Stadt mit etwa 8000 Einwohnern, in welcher sowohl die eigentümliche Architektur der Häuser, als auch die eleganten Kaufläden und noch vieles Andere sofort verraten, daß die Einwohner Engländer sind. In den dreißiger Jahren standen an der Stelle, welche Grahamstown heute einnimmt, nur einige von Erdwällen umgebene Hütten, welche ein Fort darstellten, das die Kaffern im Zaum halten sollte. Um das Fort ist allmählich die Stadt entstanden, und daher kommt es, daß die Lage derselben keine günstige ist: die Gegend, welche für die Anlage eines Forts günstig war, weil die kahle Ebene plötzliche feindliche Überfälle unmöglich machte, ist nicht günstig für die Entwickelung einer Stadt, umsoweniger, da Trinkwasser nicht sehr reichlich vorhanden ist. Grahamstown ist heute noch das Hauptquartier der Truppen in der östlichen Kapkolonie, und da von hier aus während der Kaffernkriege Truppenmassen nach allen Richtungen dirigiert werden mußten, hat man auch für gute Landstraßen gesorgt. Die Bevölkerung des Distriktes ist heute sehr wohlhabend, aber während der Kaffernkriege hat sie böse Zeiten überstanden, da hunderte von Farmen niedergebrannt, hunderttausende von Rindern, Schafen und Ziegen weggetrieben und allein in dem Kaffernkriege des Jahres 1834 an 7000 Menschen an den Bettelstab gebracht wurden. Die Ortschaften in den nach dem Innern zu gelegenen Distrikten sind mehr oder minder unbedeutend. Graaf Reynett, der Hauptort des gleichnamigen Distriktes, zählt etwa 3800 Einwohner, Uitenhage etwa 3400. Alle diese Distrikte sind verhältnismäßig neue Erwerbungen, und obwohl sie in raschem Aufblühen begriffen sind, so merkt man doch, daß der Werdeprozeß sich noch in seinen ersten Stadien befindet. Eine Ausnahme bildet nur das an der Algoa-Bai ungemein günstig gelegene Port Elizabeth, welches wohl berufen sein dürfte, eines Tages der größte Handelsplatz Süd-Afrikas zu werden.

Was die Kapstadt im Westen, das ist Port Elizabeth im Osten der Kolonie. Diese Stadt, welche ihren Namen der Lady Elizabeth Donkin verdankt, deren Gemahl Sir R. S. Donkin sie im Jahre 1820 gründete, entwickelt sich immer mehr zu einer gefährlichen Rivalin der Kapstadt, aber landschaftlich kann sie sich mit derselben nicht messen. „Vom Dampfer aus gesehen, machen im Gegenteil die langen, breiten Straßen, die regelmäßigen Häuserblocks, sowie das Grau der Gebäude im Grau des Seestrandes und einer niederen Hügelreihe, auf welcher der größte Teil der Stadt erbaut ist, bei der Abwesenheit zierlichen Grüns einen recht wenig einladenden, echt afrikanisch staubig-heißen Eindruck. Sobald man indessen von einer der über 240 Meter langen Landungsbrücken die Stadt betreten hat und durch die von stattlichen Gebäuden eingefaßte Jetty-Straße den durch einen Brunnen und Obelisken geschmückten Marktplatz erreicht, wo zur Linken das groß-

artige Rathaus sich erhebt, während zur Rechten die breite, mit Pferdebahn und Dampfwalze vollkommen europäisch aussehende Hauptstraße sich beinahe zwei Meilen lang erstreckt, dann vergißt man Afrika und kann sich in eine belebte, reiche Handelsstadt versetzt glauben. Der überraschend angenehme Eindruck wird noch verstärkt, wenn man in die obere Stadt gelangt, wo die villenartigen Privatwohnungen der Kaufleute, die Klubbs und Schulen, nicht zum wenigsten eine Menge Kirchen in malerischen Gruppen durcheinanderstehen.“ [1] Die obere Stadt besitzt schöne, breite Straßen, welche mit Bäumen bepflanzt sind, und hübsche Gärten, von immergrünen Hecken eingefaßt, umgeben die villenartigen Häuser. Hier ist der vornehme Stadtteil, dessen ländliche Stille lebhaft an unsere Badeorte erinnert.

Die Stadt genießt den Ruf, die gastlichste und freigebigste von ganz Afrika zu sein, und die Bevölkerung bestrebt sich, durch die größte Zuvorkommenheit gegenüber den Fremden diesem Rufe gerecht zu werden. Der Aufenthalt daselbst wird als ein sehr angenehmer geschildert. An Unterhaltung fehlt es nicht, da zahlreiche Klubbs bestehen, unter denen der englische der vornehmste ist und die Elite der deutschen und englischen Gesellschaft vereint. Auch eine „Deutsche Liedertafel“ besteht in Port Elizabeth, deren Gebäude sich durch Schönheit auszeichnet. Zu Spaziergängen laden zwei an die Stadt grenzende Parks ein, die gut gehalten sind. Trotz alledem ist aber Port Elizabeth eine Stätte ernster Arbeit, und auf Schritt und Tritt wird man daran erinnert, daß man sich in einer rasch aufstrebenden Handelsstadt mit unternehmender kaufmännischer Bevölkerung befindet, welche den Wert der Zeit wohl zu schätzen weiß.

„Einen anziehenden Anblick bietet auf der Düne das Landen der Kutter, welche die Waren von den Schiffen bringen, das Ausladen derselben durch hunderte von schwarzen, nackten Hünengestalten. Die Seefahrzeuge, deren oft mehr denn 30 in der Bucht liegen (die Dampfschiffe etwa der Mündung des Baker-River gegenüber) können nicht bis zum Ufer gelangen, die riesigen Stein- und Pallisadenbrücken (Piers), die man ins Meer hinausgebaut, um das Anlegen der Schiffe zu ermöglichen, erweisen sich als nutzlos, da sie einesteils nicht den hinreichenden Schutz bieten, teils zur Versandung führten, sodaß noch immer jene überseeischen Fahrzeuge weit auf offener Rhede ankern müssen. Namentlich von der Höhe aus gesehen bieten die Fahrzeuge, wie sie sich auf der dunkeln Flut hin und herwiegen, einen interessanten Anblick; oft kann man die mit vollen Segeln auslaufenden Segelschiffe, die großen ozeanischen Dampfer aus- und einlaufen sehen, ein Anblick, der den Beobachter unwillkürlich mehr denn als Viertelstunden zu bannen vermag. Von den Schiffen werden die Waren in unbeholfen aussehende, einmastige Kutter geladen und in den letzteren nach der sandigen Uferstelle, den Lagerhäusern gegenüber, gebracht. In einem „Nu“ ist der Kutter von einem Schwarm Schwarzen umringt, die an ihm emporkletternd sich die Waren reichen; es währt nicht lange, und die Ladung ist gelöscht, das heißt in die Lagerhäuser getragen.“

In Port Elizabeth finden wir eine starke deutsche Kolonie, in deren Händen sich ein großer Teil des Handels der Stadt befindet. Einen nicht unbeträchtlichen Teil der deutsch redenden Bevölkerung bilden Juden, welche teils aus Deutschland, teils aus Polen eingewandert sind. Einige besitzen angesehene, große Handelsfirmen in Port Elizabeth, aber die Mehrzahl führt die Absicht hierher, sich dem sehr lohnenden Hausierhandel mit dem Innern zu widmen. Der Jude, der als Tochtgänger das Land durchziehen will, braucht kein Kapital und wenig Intelligenz, wird aber doch in wenigen Jahren ein wohlhabender Mann. So kommt es, daß auch heute noch fast jeder Dampfer einige Juden nach Port Elizabeth bringt, die sich dort dem Hausiergeschäft widmen wollen, außer welchem auch noch der Diamantenhandel viele anzieht. Die jüdische Gemeinde in Port Elizabeth besitzt auch bereits eine Synagoge.

Die Deutschen bilden heute einen wichtigen Bestandteil der Bevölkerung des Kaplandes. Etwa der vierte Teil der weißen Einwohner, an 60 000 Seelen [?], ist deutscher Abstammung. Ihre Einwanderung begann erst unter englischer Herrschaft, als die unaufhörlichen Kämpfe mit den Kaffern es wünschenswert erscheinen

[1] W. Joest, Um Afrika etc., Seite 40.

ließen, das Kolonialgebiet durch eine Art Militärgrenze gegen die Einfälle derselben zu sichern. Eine aus Deutschen bestehende Fremdenlegion, welche während des Krimkrieges angeworben wurde, jedoch auf dem Kriegsschauplatze nicht zur Verwendung kam, wurde nach dem Kap gesandt und in den grasreichen Ebenen am Kei und Buffalo angesiedelt, aber die deutschen Legionäre kamen nie in die Lage, gegen die Kaffern kämpfen zu müssen. Es blieb übrigens nur ein Teil derselben in der Kapkolonie, über welche sie jetzt zerstreut sind, während viele bald fortzogen und sich in Ostindien und an anderen Orten niederließen. Man mochte jedoch erkannt haben, daß deutsche Ansiedler ein wertvoller Zuwachs für die weiße Bevölkerung des Kaplandes waren, denn im Jahre 1858 ließ die englische Regierung an 2000 Bauern aus Norddeutschland, welche auswandern wollten, auf ihre Kosten nach dem Kap überführen, wo sich die meisten in Britisch Kaffraria, in der Umgegend von King Williamstown und East London niederließen. Eine Menge Ortschaften mit deutschen Namen — Berlin, Hamburg, Braunschweig, Potsdam, Breitbach, Wartburg, Petersburg u. s. w.

Sycomorus capensis. Aus Fritsch, „Süd-Afrika".

— ist dort entstanden, und die Bewohner dieser hübschen Dörfer erfreuen sich eines beneidenswerten Wohlstandes.

Eine dritte Masseneinwanderung Deutscher in das Kapland fand erst 20 Jahre später statt, obwohl in der Zwischenzeit der Zuzug Einzelner nie aufhörte. Damals wurden von Hamburg aus auf deutschen Schiffen etwa 1000 Einwanderer nach Afrika befördert, welche teils am Kap, teils an der Ostküste gelandet wurden. Die deutsche Einwanderung in das Kapland bewegt sich seitdem in gleichen Bahnen, ohne jemals wieder eine große Ziffer erreicht zu haben, aber trotzdem sind unsere Landsleute, sowohl was ihre Zahl anbetrifft, als — und dies ganz besonders — inbezug auf wirtschaftliche Bedeutung nächst den Holländern das wichtigste Element der Koloniebevölkerung, und im Handel haben sie sich sogar die erste Stelle erobert.

Bei einem Teil der älteren Einwanderer hat die Entdeutschung große Fortschritte gemacht. Man begegnet hier derselben Erscheinung wie in Nord-Amerika, daß das Deutsch der Kolonisten allmählich durch

Auf dem Wege nach den Diamantenfeldern: Bains Kloof in den Drakensteenbergen.

Aufnahme einer Menge englischer oder holländischer Wörter so entstellt wurde, daß es für uns kaum mehr verständlich ist. So hört man z. B. von älteren Deutschen Sätze wie die folgenden: „Man muß immer tryon seine customers zu pleasch. Es ist kein use darüber zu talken. Das roof unseres Hauses hat gelitten." Solche Durchspickung der deutschen Sprache mit Fremdwörtern ist der erste Schritt zur Entnationalisierung, und die nächste Generation geht bereits dem Deutschtum vollständig verloren und spricht nur englisch oder holländisch. Seit 1870 ist jedoch auch hier ein erfreulicher Umschwung eingetreten. Die deutschen Siege haben auch am Kap das Nationalgefühl erweckt, und es ist mächtig aufgelodert.[53]) Den neueren Einwanderern aber kann man nachrühmen, daß sie unerschütterlich an deutscher Sprache und Sitte festhalten, was den Engländern nichts weniger als angenehm ist, da sie es lieber sehen würden, wenn durch Anglisierung der deutschen Kolonisten das gegenüber den Holländern sehr in der Minderheit befindliche englische Element in der Kapkolonie gestärkt würde. Der Vorsitzende des wandernden Gerichtshofes im Distrikt King-Williamstown, wo die meisten deutschen Kolonisten ansässig sind, hat schon darüber geklagt, daß jetzt bei den Gerichtsverhandlungen fortwährend aus dem Englischen ins Deutsche, Holländische und die Kaffernsprache übersetzt werden müsse. Er hat die Hoffnung ausgedrückt, daß demnächst wenigstens die Übersetzungen ins Deutsche werden überflüssig werden, denn wenn die Deutschen in Nord-Amerika sich rasch die Kenntnis der englischen Sprache aneignen, so könne man dies auch von den deutschen Kolonisten am Kap verlangen.[54]) Der Wunsch des guten Richters wird jedoch kaum in Erfüllung gehen, denn das Selbstbewußtsein der Deutschen im Kapland ist im Steigen begriffen, und die Stellung, welche sie sich errungen haben, erfordert, daß man ihnen mehr Beachtung schenke als bisher.

Um die Wahrung des Deutschtums hat sich die seit etwa 2 Jahren in der Kapstadt erscheinende deutsche Zeitung „Das Kapland" bereits große Verdienste erworben, und es ist lebhaft zu wünschen, daß das aus bescheidenen Anfängen rasch zu einer geachteten Stellung emporgestiegene Blatt bald in die Lage komme, sich aus einem Wochenblatt in ein täglich erscheinendes zu verwandeln. Während der Verhandlungen wegen der deutschen Erwerbungen nördlich vom Oranje hat „Das Kapland" wiederholt Gelegenheit gehabt, die deutschen Kolonisten gegen ungerechtfertigte Vorwürfe der englischen Presse in Schutz zu nehmen, zugleich aber auch dem übertriebenen Chauvinismus gewisser Kreise, die nichts weniger als das wahre Interesse des Kaplandes im Auge hatten, entschieden entgegenzutreten.

Nächst der Presse wirkt die Errichtung zahlreicher Schulen für die Erhaltung und Pflege deutscher Gesinnung. Wo eine größere Anzahl deutscher Kolonisten sich zusammengefunden hat, dort fehlt sicher die Schule nicht, in welcher die Kinder in ihrer Muttersprache unterrichtet werden, und was auf diesem Gebiete von den Kolonisten bisher geleistet worden, ist umso anerkennenswerter, als sie die Kosten der Schule, den Gehalt des Lehrers, die Miete des Schullokals fast vollständig aus eigenen Mitteln bestreiten müssen. Die St. Martini-Schule in Kapstadt war vom Juli 1884 bis Juli 1885 von 169 Kindern besucht. Bei Beginn des neuen Jahrganges zählte man in den 5 Klassen der Schule 146 Kinder, darunter nur ein nichtdeutsches. Die Gehalte für 2 Lehrer und 2 Lehrerinnen betrugen 6700 Mark, und außerdem wurden im Vorjahre noch etwa 8560 Mark für Lehrmittel und für Vergrößerung der Schule ausgegeben. Diesen bedeutenden Ausgaben standen als Einnahmen an Schulgeldern nur 2900 Mark gegenüber, der Rest wurde aus der Kirchen-

[53]) Der infolge der deutschen Siege erwachte Patriotismus hat unter der Kapbevölkerung schon gar manche seltsame Erscheinung hervorgerufen. „Ja die Besserung ist bei zwei kindlichen Gemütern in der Kapstadt bereits soweit gediehen, daß sie eine Bittschrift an den Fürsten Bismark bei den Deutschen in Umlauf setzten, in welcher nichts Geringeres verlangt wurde, als die Annexion der Kapkolonie an Deutschland! Welch herzerquickende Unverschämtheit! Und so etwas ist jetzt schon möglich bei Deutschen, bei Leuten desselben Stammes, der heute noch in Österreich gegen Czechen, Ungarn, Slovenen u. s. w. im Zurückweichen ist. Leider berichten die Zeitungen nicht, wie viele jene famose Bittschrift unterzeichnet haben." Derartige Schritte sind nicht minder lächerlich, als die infolge der Erwerbungen des Herrn Lüderitz unter der Kapbevölkerung plötzlich erwachte Furcht, daß England durch Deutschland aus seiner Stellung in Süd-Afrika verdrängt werden könnte.

[54]) Dr. A. Fick, Die Deutschen in Süd-Afrika. Bericht aus Richmond, Kapkolonie, im „Export", 1885, Nr. 3, Seite 84.

kasse der St. Martinikirche, durch einen Unterstützungsbeitrag des Gouvernements in Höhe von 1500 Mark und durch freiwillige Beiträge gedeckt. Die Gemeinde Wijberg bei Kapstadt hatte bisher noch kein eigenes Schulhaus, obwohl auch dort bereits eine mit einem Aufwand von 2200 Mark erhaltene deutsche Schule bestand, welche im vorigen Jahre von 50 Knaben und 25 Mädchen besucht wurde. Eine von Pastor G. W. Wagner einberufene Versammlung der Deutschen vlakte Bewohner hat nun vor kurzem beschlossen, in der Mitte der vlakte ein deutsches Schulhaus zu bauen, und es ist sofort ein größerer Betrag für dasselbe gezeichnet worden, der die Baukosten decken dürfte, da Baumaterial, Steine, Lehm, Dachdeckung u. s. w. von den Gemeindemitgliedern geliefert und auch die nötigen Baufuhren unentgeltlich geleistet werden.[*]) In ähnlicher Weise sind auch in den anderen deutschen Ansiedlungen Schulen gegründet worden, welche teils durch den Ertrag des Schulgeldes, teils durch freiwillige Beiträge erhalten werden. Die Schule ist das beste Mittel, der Entdeutschung entgegenzuarbeiten und zu verhindern, daß, wie dies früher geschah, die Nachkommen von Kolonisten, welche selbst kein Wort englisch oder holländisch verstanden, sich nur englisch oder holländisch auszudrücken verstehen und die Sprache ihrer Eltern nur radebrechen. Solche Fälle werden hoffentlich immer seltener werden und endlich gar nicht mehr vorkommen.

Leider besucht immer noch ein gar nicht unbedeutender Prozentsatz deutscher Kinder weder die vorhandenen deutschen Schulen, noch überhaupt eine Schule, wie denn im allgemeinen die Bildungsverhältnisse am Kap noch sehr im Argen liegen. Die Zahl der Schulen hat sich zwar im Kapland in einem Zeitraum von 20 Jahren (1860 bis 1880) vervierfacht (von 225 auf 908), und die Zahl der sie besuchenden Schüler ist im gleichen Verhältnis (18757 auf 73338) gestiegen, man hat ferner 1874 in der Kapstadt eine Universität errichtet, aber der des Lesens und Schreibens Unkundigen sind noch immer mehr als eine halbe Million, und darunter mehr als 70000 Weiße. Allerdings stellen zu den letzteren die holländischen Bauern, deren einsames Farmerleben den Schulbesuch der Kinder erschwert und die auch kein Verständnis für die Vorteile der Schulbildung besitzen, das Hauptkontingent, aber sie sind ja auch das zahlreichste Element der Bevölkerung. Jedenfalls ist das Bildungsbedürfnis im Kapland noch kein so großes, daß es durch die vorhandenen Mittel und Kräfte nicht vollauf befriedigt und etwa einwandernden Deutschen eine günstige Aussicht für ihr Fortkommen eröffnet würde. Von den „Studierten" wird wohl noch lange Zeit nur der Arzt günstige Existenzbedingungen vorfinden, und auch dieser nur dann, wenn er sich nicht scheut, sein Glück in der Wildnis und Einöde, in den von der Kultur noch unbeleckten Gegenden im Innern zu suchen. Günstiger waren früher die Aussichten des Kaufmanns, und deutsche Kaufleute haben am Kap so festen Fuß gefaßt, daß auch die schlechten Jahre, welche sie in letzter Zeit zu überstehen hatten, ihre Stellung nicht zu erschüttern vermochten. In Port Elizabeth, welches von Jahr zu Jahr der Kapstadt ihre bisherige Stellung als Haupthandelsplatz der Kolonie entschiedener streitig macht, finden wir eine lange Reihe der angesehensten Handelsfirmen, darunter auch englische, in den Händen von Deutschen, so z. B. Bracht & Lehmann, Hansen & Schrader, Hirsch, Loubser & Ko., Mosenthal & Ko., von Rönne, Schunhoff & Gutthery u. s. w. Jetzt haben sich allerdings infolge lang anhaltenden schlechten Geschäftsganges und infolge der Nachwehen des Gründerschwindels, der auch am Kap schöne Blüten trieb, die Verhältnisse so verschlimmert, daß man einem Kaufmann, der nicht über große Mittel verfügt, entschieden abraten muß, ein Geschäft irgend welcher Art in der Kapstadt anzufangen. In den kleineren Orten im Innern wird es ihm noch leichter glücken, sich eine Existenz zu gründen. Auf den Hausierhandel, der noch großen Gewinn abwirft, darf der deutsche Einwanderer nicht spekulieren, denn derselbe ist ausschließlich in den Händen von deutschen und holländischen Juden, von denen manche mit der Zeit zur reformierten Kirche übertreten und dadurch ihre dominierende Stellung in ihrem Geschäftszweig noch befestigen.

Bessere Aussichten eröffnen sich dem Bauer und dem Viehzüchter. Anbaufähiger Boden, auch in guten Gegenden, ist noch zur Genüge vorhanden, aber an Kalamitäten, welche dafür sorgen, daß das Bild

*) Nach Mitteilungen im „Kapland" vom 4. Juli 1885.

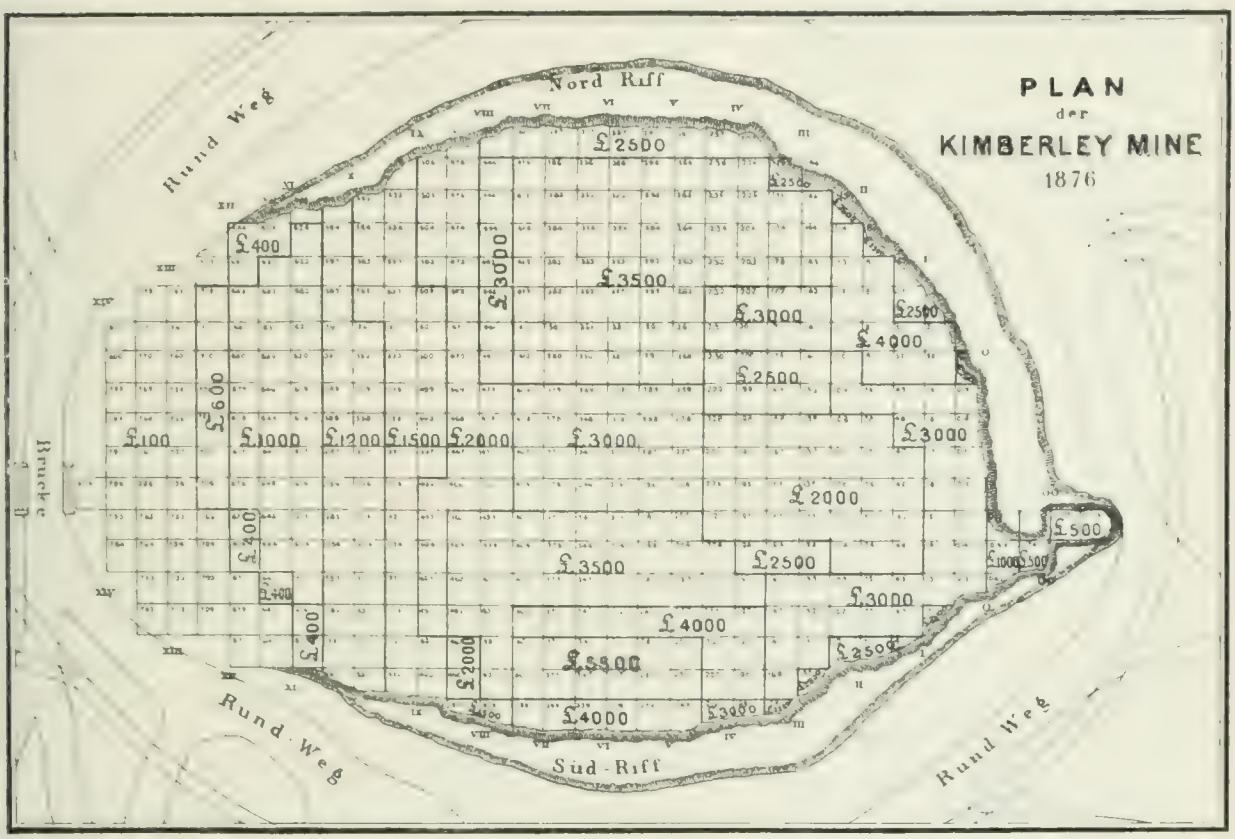
nicht in zu rosigem Lichte erscheint, fehlt es auch hier nicht. Heuschreckenfraß kann die Ernte vernichten, monatelange Dürre Futtermangel erzeugen und den reichsten Viehstand dem Verderben preisgeben. Die Farmer haben einmal schon 3 bis 4 schlechte Jahre hintereinander überstehen müssen, bevor ein gutes Erntejahr sie in den Stand setzte, ihre inzwischen bedeutend angewachsenen Schulden abzubezahlen. So schlechte Jahre wie am Anfang dieses Jahrzehntes sind jedoch seit Menschengedenken am Kap nicht vorgekommen, und unter normalen Verhältnissen, wenn gute, mittelmäßige und schlechte Jahre in regelmäßigerem Wechsel aufeinander folgen, ist der fleißige Farmer leicht imstande, dem Boden soviel abzugewinnen, daß er bald ein wohlhabender Mann wird. Ein Übelstand, der auch nicht unerwähnt bleiben darf, die schlechten Verbindungswege, welche dem Landmann die Verwertung seiner Erzeugnisse durch Transport derselben nach größeren Ortschaften erschweren, schwindet von Jahr zu Jahr mehr, da überall Straßen gebaut werden und auch schon Eisenbahnen das Land durchziehen.

Sehr häufig trifft man im Innern des Landes Deutsche als Storekeepers, Krämer. Das ist ein sehr einträgliches Geschäft, das recht wohl seinen Mann nährt und vor anderen den großen Vorzug hat, daß es auch dann geht, wenn in allen anderen Geschäftszweigen sich ein Rückgang oder Stillstand bemerkbar macht. Geld für Branntwein und andere geistige Getränke ist immer vorhanden, und leider müssen wir erwähnen, daß es auch unter den Deutschen, namentlich in der Kapstadt, viele giebt, welche sich dem Trunk in einer Weise ergeben, die bei dem kapischen Klima selten ohne Folgen bleibt. Solche verkommene Subjekte sind gute Kunden für den Storekeeper, aber es fehlt ihm auch an anderen nicht, denn auch der Holländer und noch mehr der Hottentotte und Kaffer liebt ein Gläschen Branntwein, und trotzdem die Kapregierung jede Bar (Schanktisch) hoch besteuert, wirft dieselbe doch soviel ab, daß selten ein Storekeeper es unterläßt, mit seinem Krämergeschäft eine solche zu verbinden. Er hat dann zwei Goldgruben nebeneinander, denn was er in seinem Krämerladen feilbietet ist der Bevölkerung unentbehrlich, und er läßt sich alles gut bezahlen. Das Land erzeugt fast gar nichts als Rohprodukte, und Kleidungsstücke, Möbel, Hausgeräte u. s. w. müssen, abgesehen von den allerprimitivsten Erzeugnissen, über das Meer eingeführt werden. Dasselbe gilt von allen Lebensmitteln, welche ein verfeinerter Geschmack beansprucht und die nicht zu den gewöhnlichen Erzeugnissen der Farm gehören. Alles dies aber hält der Storekeeper auf Lager, und der große Gewinn, den er beim Verkauf erzielt, macht ihn zum reichen Mann. Während die ackerbautreibende Bevölkerung ihn nicht zu entbehren vermag und unweigerlich die von ihm verlangten hohen Preise zahlen muß, schützt er sich gegen etwaige Repressalien dadurch, daß er selbst etwas Garten- und Ackerbau treibt, Vieh hält, und daher nicht gezwungen ist, die zum eigenen Unterhalt nötigen Lebensmittel zu kaufen.

In ihrem Fach tüchtige Handwerker werden am Kap leicht lohnende Beschäftigung finden, aber sie müssen, wenn sie nicht über ausreichende Mittel verfügen, darauf gefaßt sein, unter Umständen auch einen andern Beruf zu ergreifen, den ersten besten, der ihnen gute Bezahlung in Aussicht stellt. Da ist, schreibt ein Berichterstatter aus dem Distrikt Clanwilliam, ein früherer „Buchhalter", welcher nun bei wohlhabenden Farmern als Stubenmaler wirksam ist. Ein umherziehender Photograph hat dieses Gewerbe erst später gelernt, und nun ist er nebenbei auch noch Uhrmacher. Es heißt eben im Kapland, ebensogut wie in Amerika, keine Arbeit zu scheuen, und wer sich dort niederlassen will, muß mit dem Entschluß kommen, das Glück, das seiner vielleicht dort harrt, sich zu erarbeiten und zu erkämpfen. Die Zeit ist vorbei, in welcher das Kapland, wie weiland Kalifornien, das Eldorado von allerlei Glücksrittern und Abenteurern war, und nur Arbeit macht heute dort Einwanderer reich. Rasch soviel Geld zu verdienen, daß er bald in die Heimat, deren kultivierte Zustände er schwer entbehrt, zurückkehren und von seinen Ersparnissen dort leben kann, gelingt nicht vielen von denen, welche nach dem Kap kommen. Viele geben auch früher oder später den Gedanken an Rückkehr in die Heimat auf und assimilieren sich mit der Kapbevölkerung. Nachdem sie einige Jahre bei einem Farmer gearbeitet, holländisch gelernt, mit der Bodenkultur, Viehzucht und den Landesverhältnissen vertraut geworden, bauen sie sich selbst ein einfaches Haus, heiraten irgend eine Farmerstochter und gehen damit vollständig in die

afrikanische Bevölkerung auf. Daher stammt im Kapland die Masse Mynheers mit Namen, welche unbestreitbar auf deutsche Abstammung hindeuten.

Wie die Verhältnisse heute liegen, ist der Süden Afrikas noch der einzige Teil des dunkeln Erdteils, welcher für eine deutsche Bauerneinwanderung geeignet ist. Die Kapkolonie, Natal, die Burenrepubliken und der größere Teil der unter deutschen Schutz gestellten Gebiete liegen außerhalb der Tropen und besitzen ein Klima, in welchem der Deutsche ohne Nachteil für seine Gesundheit leben kann. Im deutschen südafrikanischen Schutzgebiet sind augenblicklich die Verhältnisse noch nicht derart, daß die Einwanderung dorthin geleitet werden könnte, aber in den anderen südafrikanischen Gebieten hat bereits das Gedeihen der dort entstandenen deutschen Kolonien gezeigt, daß dieselben für deutsche Ansiedler sehr gut geeignet sind. Millionen Deutsche können dort



Nach den „Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg".

noch ein Unterkommen finden, ohne einem so schwierigen Kampf ums Dasein entgegenzugehen wie in Nord Amerika. Hier bietet sich unseren Kolonialvereinen ein weites Feld für segensreiche Thätigkeit. Durch Aussendung von Sachverständigen müßten jene noch freien Gegenden des englischen und Buren-Gebietes erforscht werden, welche für unsere Auswanderer besonders geeignet sind, und dann müßte man trachten, wenigstens einen Teil unseres Auswandererstromes dorthin zu lenken. Die großen Vorteile, welche Deutschland daraus erwachsen würden, liegen auf der Hand. Von den Auswanderern, welche alljährlich Deutschland verließen, um in den Vereinigten Staaten sich eine neue Heimat zu suchen, ist ein großer Teil dem Vaterlande verloren gegangen, und mit ihnen ihr ganzes Eigentum, ihre ganze Produktions- und Konsumtionskraft. Zu der heutigen Größe und Bedeutung der Vereinigten Staaten hat Deutschland einen ungeheuren Beitrag sowohl an Nationalvermögen als an volkswirtschaftlichen Kräften geliefert. Ein großer Teil dieser Einwanderer ist

schon in der zweiten Generation vollständig entdeutscht, denn während das deutsche Element in romanischen und slavischen Ländern, deren Bevölkerung weniger fortgeschritten ist, eine ziemliche Widerstandskraft entwickelt, erweist es sich dem kräftigen englischen Wesen gegenüber nicht gewachsen. Die starke Vermehrung unseres Volkes, das sich durchschnittlich in 75 Jahren verdoppelt, kann daher nie zu einer dauernden Vermehrung seiner Kraft und zur Festigung seiner Weltmachtstellung führen, wenn nicht verhindert wird, daß Millionen Deutsche als fruchtbarer Völkerdünger für die den ganzen Erdkreis umspannende anglikanische Rasse dienen. Nur durch für Einwanderung geeignete eigene Kolonien oder durch Ableitung des Auswandererstromes nach Ländern, in welchen keine Entnationalisierung zu befürchten ist, kann dem abgeholfen werden.

Das deutsche Volk in seinen heutigen, engen Grenzen, sagt Ernst von Weber, gleicht eben einem jungen Strauße, der etwa fortdauernd in einem Hühnerkäfig gehalten werden sollte. Sein Wachstum wird durch die engen Käfigstangen gewaltsam unterdrückt, während seine Nachbaren, die im Freien gehaltenen Strauße (i. e. der russische und die englischen Volksstämme) den vollsten Spielraum haben, um sich zu kräftigen Riesenvögeln zu entwickeln. Ebenso passend ließe sich die heutige Ausdehnung des Deutschen Reiches einem eng ummauerten Teiche vergleichen, aus dem fortwährend alles Wasser, das auf der einen Seite einströmt, auf der andern wieder abfließt und überläuft, während die angelsächsigen und russischen Volksstämme für die fortwährend aus dem Boden quellenden Ströme ihres Volkszuwachses jeder ein weites und ungeheuer ausgedehntes Seebecken offen haben, in dem ihre kontinuierlich neu zuströmenden Menschenfluten unbehindert Platz zur Ausbreitung und Ansammlung haben und daher mit der Zeit riesig anschwellen und große Meere ausfüllen werden, neben denen das in seiner Räumlichkeit konstant engbegrenzte Wohnbassin des deutschen Volkes mit jedem Jahrzehnt kleiner und unbedeutender erscheinen wird. Es würde also höchst wahrscheinlich, infolge notgedrungenen kontinuellen Abflusses der überzähligen Millionen durch Massenauswanderung, die deutsch redende Bevölkerung in Europa selbst nach 100 Jahren schließlich wohl schwerlich mehr als höchstens 80 bis 90 Millionen betragen, und diejenige des eigentlichen heutigen Deutschen Reiches, wenn dasselbe bis dahin noch nicht durch friedliche Konföderation Deutsch-Österreich, die deutsche Schweiz, Holland und Vlämisch-Belgien an sich gezogen haben sollte, infolge des so engbegrenzten Nahrungsspielraums vielleicht nur 60, allerhöchstens 70 Millionen! Nimmt man nun hiergegen die mutmaßliche Zahl der englisch redenden Bevölkerungen auf dem ganzen Erdballe nach der oben aufgeführten und in keiner Weise übertriebenen Berechnung im Jahre 1975 auf 900 Millionen an, die außerdem wohl auch noch um einen großen Teil der späteren deutschen Massenauswanderung sich vermehren würden, so ist allerdings nach aller Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht nur der künftige Sieg der englischen Sprache als Weltsprache über die deutsche und über alle anderen europäischen Sprachen (mit Ausnahme der russischen) entschieden, sondern auch das allmähliche Herabsteigen der deutschen Nation von dem hohen, politischen Standpunkte, den sie heute einnimmt, eine unvermeidliche Notwendigkeit der Zukunft! Nur ein vollständiges Aufgeben ihrer traditionellen, friedlichen Politik und das Einlenken in die Pfade einer erobernden Nation könnten dieses leidige Zukunftsprognostikon ändern und dem deutschen Volke durch Zuführung neuer Territorien, sei es in den dünner bevölkerten Teilen von Südost-Europa oder West-Asien, oder in Süd-Amerika und Süd-Afrika die nötige Erweiterung des Nahrungsspielraums geben, welche es ermöglichen würde, daß sein alljährlicher, so reicher Bevölkerungszuwachs innerhalb der Grenzen des deutschen Reichsverbandes, respektive einer zukünftigen deutsch-nationalen Staatenkonföderation verbleiben könnte.[56])

Fernliegen muß uns aber dabei der Gedanke, durch eine stärkere deutsche Einwanderung allmählich auf eine Lostrennung der betreffenden Länder aus ihrem jetzigen Verbande und ihren politischen Anschluß an Deutschland hinzuarbeiten. Ein Großdeutschland in diesem Sinne kann nicht das Ziel unseres Strebens sein. Durch ein so illoyales Vorgehen würden wir nur einen Widerstand gegen deutsche Einwanderung hervorrufen,

[56] Ernst von Weber, Vier Jahre in Afrika, 1871—1875. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1878, zweiter Teil, Seite 253.

nie aber einen Boden gewinnen, auf welchem der Deutsche Garantien für Erhaltung seines Volkstums findet. Eine nach dem mittdeutschen Süden Afrikas geleitete Auswanderung würde daher auch die Bevölkerungszahl eines fremden Staates vermehren, aber es würde durch dieselbe doch mit der Zeit eine neue Stätte jenseits des Ozeans geschaffen werden, an welcher der Deutsche eine zweite Heimat fände. Das Kapland gehörte zwar früher auch zu jenen Ländern, welche die deutsche Auswanderung auffaugten und in denen der Deutsche seine Nationalität verlor, aber seit der Gründung des Deutschen Reiches haben sich dort die Verhältnisse wesentlich geändert.

Die Deutschen stehen dabei im Kapland in gutem Ansehen, wenigstens bei der englischen Bevölkerung, denn die holländischen Bauern sind ihnen nicht grün, da sie durch die deutsche Konkurrenz in ihrer bequemen Lebensweise gestört werden. Die deutschen Niederlassungen können in vieler Beziehung den anderen Kolonisten als Muster dienen, und man trifft im Kapland von Deutschen bewohnte Ortschaften, welche sich des trefflichsten Gedeihens erfreuen und zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Der Leser folge uns in einige dieser Ortschaften, und er wird sich überzeugen, daß die Lage der Kolonisten eine gute ist und das, was sie durch Fleiß und Ausdauer geschaffen haben, hohes Lob verdient.

Das von Deutschen bewohnte King Williams Town ist unstreitig die schönste unter den kleinen südafrikanischen Städten, und der ganze Distrikt, in dem es liegt, ist der blühendste der Kolonie. In den deutschen Gemeinden Berlin, Frankfurt, Hannover, Breitbach und Stutterheim wohnen teils die nach dem Krimkriege ans Kap gesandten deutschen Legionäre, teils die 1858 auf Kosten der englischen Regierung übergeführten norddeutschen Bauern und die Nachkommen derselben, und alle sind wohlhabend, einzelne reich. Die Landwirtschaft wird hier zwar nur in kleinem Stile betrieben, der Einzelne besitzt nur 20 bis 50 Acres, aber von diesem Land ist jedes Stückchen unter Kultur. Kein englischer Kolonist vermöchte mit einem so kleinen Grundstück auszukommen, aber dem deutschen Bauer genügt es und macht ihn sogar wohlhabend, obwohl er wenig Maschinen auf seiner Farm verwendet und seine Felder so bestellt wie daheim. Daß er eine so hohe Ertragsfähigkeit seines Bodens erzielt, verdankt er dem Umstand, daß alle Familienangehörigen vom achtjährigen Buben bis zum grauhaarigen Großvater tüchtig zugreifen und fleißig arbeiten. King Williams Town ist der Markt für diese deutschen Kolonien, und es erfreut sich nicht nur eines lebhaften Kleinhandels, sondern besitzt auch bedeutende Großhandelsfirmen, deren Inhaber Deutsche sind.*)

Einer der Hauptübelstände, mit denen die Kolonisten hier zu kämpfen haben, ist der leidige Wassermangel. Bei reichlichem Regen ist die Ertragsfähigkeit des Bodens eine große, aber die trockene Zeit hat auch schon eine Dauer erlangt, daß alle Hoffnungen der Farmer vernichtet wurden. Eine erfreuliche Erscheinung ist es, daß es ihnen nicht an Unternehmungsgeist gebricht um diesem Übelstand abzuhelfen. Der Sunday River ermöglicht die künstliche Bewässerung des angrenzenden Landes, und es hat sich auch bereits ein unternehmender Kolonist gefunden, der die Wassermenge desselben verwerten will. Er hat nach und nach alles Land am Flusse in einer Länge von etwa 10 Meilen käuflich erworben und will nun große Bewässerungsanlagen herstellen. Nachdem er alle Farmen am Flusse im Werte von etwa 1 Million Mark angekauft und die umliegenden Berge von der Regierung zur Viehweide erworben, ging er an die Bildung einer großen Farming Company, wobei er jedoch auffälliger Weise bei der Regierung nicht im geringsten jene Unterstützung fand, welche sein Unternehmen verdiente. Der Plan geht dahin, wird darüber berichtet, den Fluß dort, wo er mit ziemlich starkem Gefäll aus den Bergen tritt, durch einen Damm aufzustauen und das Wasser zu einem Kanal das ganze Thal entlang zu leiten, welches in eine Anzahl Parzellfarmen geteilt wird, deren jede durch einen Seitenast des Hauptkanals mit Wasser versorgt werden kann. Zur Besiedelung der Farmen waren vor 2 Jahren deutsche Ansiedler ausersehen. Es wird dieses Projekt nunmehr ohne Zweifel zur Ausführung kommen und nicht nur die großartigste künstliche Bewässerungsanlage in Süd-Afrika sein, sondern

*) Bericht aus Queenstown im „Export", 1884, Nr. 12, Seite 195.

auch bei der Nähe der Bahn nach der großen Handelsmetropole Port Elizabeth sich als sehr rentabel erweisen.

Ernst von Weber besuchte die Kolonie Pinetown bei Durban, auch Christiansburg oder Neudeutschland genannt, wo mehrere Hundert Kolonisten aus Norddeutschland, namentlich Hannoveraner, ansässig sind. Er entwirft eine begeisterte Schilderung der Gegend, in der die Kolonie angelegt ist. Von Pietermaritzburg kommend, durchfuhr er eine im höchsten Grade malerische Landschaft. „Herrliche Felsenpartieen," erzählt er, „und hohe, in vielfachen Zickzackwindungen hinanzukletternde Berge wechseln fortwährend mit weiten, prächtigen Aussichten, buschbewachsenen Klüften und breiten Prärien. Am zweiten Tage bereitete mir die jede Stunde tropischer werdende Vegetation eine außerordentliche Augenweide. Die Landschaft wurde bedeutend bevölkerter, und die Häuser, woran ich vorbeifuhr, waren von den prächtigsten Gärten umgeben. Ganze Wäldchen von

Wartturmähnlicher Termitenbau. Aus Fritsch, „Süd-Afrika".

riesenblätterigen Pisang und die regelmäßigen Reihen schmucker Kaffeeplantagen erschienen, und üppig wogende Zuckerfelder erfreuten das Auge mit ihrem glänzenden und sonnenschimmernden Grün. Ich fühlte mich ganz glücklich, daß sich mir nun wieder die Thore der paradiesischen Tropenwelt öffneten, deren glühendster Verehrer ich mein Leben lang gewesen bin. Am Mittag — es war ein Sonntag — kam ich nach Pinetown, einer weitzerstreuten Ortschaft von großer Ausdehnung, bestehend aus lauter einzelnen, von Gärten umschatteten und in elegantem Baustile errichteten Villen. Ein wunderbar schöner Baum, der in allen Gärten eine Hauptfigur spielte, fesselte meine Augen; er erschien in seiner ganzen Laubobersläche vollkommen scharlachrot, was von den sehr großen, feuerroten Blumen herkommt, womit er sehr zahlreich überdeckt ist. Es ist dies die sogenannte Mauritius- oder Madagaskarpflanze, die in Form eines hohen, baumähnlichen Strauches wächst und einen unvergleichlichen Schmuck für Gärten abgiebt. Ich ließ bei dem schmucken Hotel Murray

ausspannen, welches das beste von Pinetown ist, und war hier freudig überrascht von der herrlichen Lage und Aussicht, dem schönen Garten und einer reich mit bunten, tropischen Vögeln angefüllten Volière. Die kleine, freundliche Kirche des Ortes liegt etwa dreiviertel Stunde von dem Hotel entfernt, umgeben von schattigen Bäumen. Orgel und Glocken für dieselbe sind aus Deutschland gebracht worden, und der Pastor ist nicht bloß der Seelenhirt der deutschen Gemeinde, sondern auch als Missionär unter den Kaffern thätig. Manche Kolonisten haben einen weiten Weg zurückzulegen, um zur Kirche zu gelangen, denn die Ansiedlungen sind über einen so großen Raum zerstreut, daß Pinetown streng genommen kein Dorf, sondern ein mit Villen, Gärten und Plantagen bedeckter Distrikt ist. Den Baumwollbau, der von anderen Kolonisten immer noch betrieben wird, haben die Deutschen in Pinetown aufgegeben und pflanzen vorzüglich Kaffee, Zuckerrohr und Mais.

Euphorbia grandidens. Aus Fritsch, „Süd Afrika".

So bilden die Deutschen ein in jeder Beziehung schätzenswertes Element der Kapbevölkerung, dessen Wert jetzt, nachdem die Zeit des fieberhaften Jagens nach Reichtum auch am Kap ein in seinen Nachwehen heute noch nicht überwundener „Krach" beendet hat, immer mehr zu Tage tritt. Nachdem die im Innern des Kaplandes entdeckten Schätze dasselbe in wenigen Jahren in seiner Entwickelung um ein Jahrhundert gefördert, muß das rasch Gewonnene durch ruhige, solide Arbeit gewahrt und weiter ausgebildet werden, und dabei werden sich die deutschen Kolonisten des Kaplandes gewiß als sehr brauchbare Mitarbeiter an einem Werke erweisen, welches drei germanische Stämme in regem Wetteifer vereint. Sie verbleiben dem Lande, während der kolossale Einwandererstrom, welcher infolge der Entdeckung der Diamantenfelder das Land überschwemmte, längst wieder zurückgerollt ist. Diese Augenblicksbevölkerung hat jedoch in der neuern Geschichte der Kolonie eine so wichtige Rolle gespielt, daß wir bei ihr und ihren Schöpfungen länger verweilen müssen. Die Geschichte der Diamantenfelder ist das interessanteste und lehrreichste Kapitel in der Geschichte Süd Afrikas.

Der Zufall, der bei Entdeckung der Goldlager Kaliforniens eine so wichtige Rolle gespielt, führte auch zur Erschließung der Diamantenfelder Süd-Afrikas. Ein Trader namens O'Reilly sah 1867 auf der 17 Stunden westlich von Hopetown in Albany am Oranjestrom gelegenen Farm des Bauers Jacobs, wie die Kinder desselben mit einem glänzenden Steinchen spielten. O'Reilly meinte, der Stein erinnere ihn an die weißen scheinenden Steine, von denen in der Bibel zu lesen sei, und bat den Bauer, ihm denselben zu schenken, was dieser auch lachend ohne Bedenken that. O'Reilly hielt den Stein für wertvoll, und als er nach Colesberg kam, zeigte er ihn im dortigen Hotel den Gästen und sprach die Vermutung aus, daß es ein Diamant sei. Man lachte ihn aber aus und einer der Anwesenden warf den Stein durchs Fenster auf die Straße. Es gelang O'Reilly, ihn wiederzufinden, und er begab sich mit ihm nach Grahamstown, wo Sachverständige seine Vermutung bestätigten. Der Stein war in der That ein Diamant, $22^1/_2$ Karat schwer, und der Generalgouverneur der Kapkolonie, Sir Philipp Woodhouse, kaufte ihn für 10000 Mark. Bald darauf brachte O'Reilly, der sofort zu dem Bauer Jacobs zurückgekehrt war, dem Gouverneur einen zweiten, $8^7/_8$ Karat schweren Stein, für den er 4000 Mark erhielt.[58])

Die nächste Folge der Entdeckung O'Reillys war, daß die Eingeborenen die Kieselablagerungen am Ufer des Oranje zu durchsuchen begannen, weil sie glaubten, daß die Weißen die glänzenden Steine als Talismane gebrauchten. Nachdem in kurzer Zeit noch zehn wertvolle Steine gefunden worden, fanden sich immer mehr Diamantensucher ein, aber erst ein großartiger Diamantenfund am Anfang des Jahres 1869 bewirkte jenen Massenzufluß von Glücksjägern und Abenteurern aller Art, welcher die Ufer des Oranje und des Vaal, an welchem ebenfalls noch im Jahre 1868 Diamanten gefunden wurden, ebenso überschwemmte, wie seiner Zeit die Gebirge Kaliforniens. Ein Kaffer namens Swartsboy hatte am Oranje einen großen Stein gefunden und brachte ihn nach Hopetown, wo er ihn im Geschäft eines Herrn Gers zum Verkauf anbot. Der Chef war nicht zugegen, und der junge Commis wollte nicht auf eigene Verantwortung den von Swartsboy verlangten Preis von 4000 Mark in Waren zahlen, weshalb der Kaffer sich auf die Farm des Herrn Niekirk begab und diesem den Stein anbot. Obwohl er hier das Doppelte, 8000 Mark, verlangte, gab ihm dieser doch sofort 500 Schafe, einige Pferde und einen Posten Waren, welche dem verlangten Preise entsprachen, da er erkannt hatte, daß der Stein von großem Wert sein müsse. Er hatte sich nicht getäuscht, denn noch an demselben Tage kaufte ihm die Firma Lilienfeld & Brüder den außergewöhnlich großen und prächtigen weißen Diamanten für 224000 Mark ab! Dieser so rasch im Preise gestiegene Stein, der $83^1/_2$ Karat schwer und dabei vom reinsten Wasser war, ist derselbe, der unter dem Namen „der Stern von Süd-Afrika" weltberühmt geworden ist. Die Kronjuweliere Hunt & Ko. in London kauften ihn für 230000 Mark, ließen ihn in Amsterdam schleifen, und der geschliffene Stein ging für eine halbe Million Mark in den Besitz des Earl of Dudley über, der ihn einer der schönsten Frauen Englands, seiner jungen Gattin schenkte.

Das ungeheure Aufsehen, welches dieser Fund erregte, bewog den Londoner Diamantenhändler Emanuel, einen bekannten Geologen an den Oranje zu senden, der das Land untersuchen und ihm über den angeblichen Diamantenreichtum genauen Bericht erstatten sollte. Der gelehrte Herr sprach sich zwar nach seiner Rückkehr sehr abfällig über das Diamantenland aus, erklärte alles für Schwindel, das Vorhandensein von Diamanten in Süd-Afrika für ganz undenkbar, und behauptete, die dort gefundenen seien hingebracht worden, um in das dünn bevölkerte Land Menschen zu locken, aber die Thatsachen widerlegten ihn fast so rasch als er sein Urteil ausgesprochen hatte. Die Diamantenfunde mehrten sich in so großer Zahl, daß der Einwand einer absichtlichen Täuschung nicht mehr stichhaltig sein konnte. Man hatte angefangen, anstatt wie bisher bloß an der Oberfläche Diamanten zu suchen, nach solchen zu graben, und die Ausbeute war so groß, daß bald tausende mit Diamantengraben beschäftigt waren, und immer neue Diamantenfelder entdeckt wurden. Im Jahre 1870 waren um Pniel und Klipdrift bereits gegen 9000 Diamantengräber thätig, die dort einen kleinen Staat

[58]) Siehe Näheres in Weber, Vier Jahre in Afrika. — Anthony Trollope, South-Africa, Leipzig, L. Tauchnitz, 1878. — Madame P., Voyage aux Mines de diamants dans le sud de l'Afrique, 1872—1877. Le Tour du Monde, XXXVI, 1878.

organisiert hatten, an dessen Spitze als „Präsident" der Seemann Parker gestellt wurde der für Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen hatte. Das that er auch mit solcher Entschiedenheit daß in der ersten Zeit die größte Ruhe und Ordnung auf den Diamantenfeldern herrschte, aber er wahrte auch nach auswärts sein Recht als Präsident der neuen Diggerrepublik. Als Pretorius der Präsident der Buren Republik, die Oberhoheit derselben über das Diamantengebiet geltend machen wollte und mit 600 bis 800 bewaffneten Bauern am Vaal erschien, überzeugte er sich bald, daß es nicht klug wäre, mit den 9000 Diggers, welche Parker befehligte, sich in einen Kampf einzulassen, und er zog vor sich mit ihnen auf freundschaftlichen Fuß zu stellen und gemeinsam mit ihnen nach Diamanten zu graben. Unter den Diggers wurde indessen für Unterzeichnung einer Petition agitiert, durch welche die englische Regierung ersucht werden sollte, das Diamantengebiet zu annektieren. Obwohl sich unter 10000 Diggers nur 1756 bereit finden ließen, ihre Unterschrift unter die Petition zu setzen, leistete die englische Regierung derselben doch sofort Folge, sandte berittene Polizisten nach Klipdrift und ließ dort am 7. November 1871[20] die englische Flagge aufziehen. Der Präsident Parker legte ohne Widerspruch seine Würde nieder, und die Annexion war vollzogen.

Inmitten der Diamantenfelder wuchsen nun rasch mehrere Städte empor, Pniel am linken Ufer, ihm gegenüber Klipdrift Barkly, weiter flußaufwärts am rechten Ufer Hebron. Im Dezember 1870 wurden auf der 11 Stunden südöstlich von Pniel gelegenen Farm Dutoitspan Diamanten entdeckt. Die Frau des Farmers Wyk zeigte dem Digger Robinson eine Flasche, in welcher sich verschiedene von ihren Kindern gesammelte Steinchen befanden, und er fand unter diesen 22 kleine Diamanten. Durch weitere Nachforschungen wurde festgestellt, daß in dem Lehm und Sand, der zum Bau der Farm verwendet worden, eine Menge kleiner Diamanten enthalten war, und bald darauf fand ein Engländer, der eine hübsche Zwiebelblume aus dem Boden zog, um sie mit nach Hause zu nehmen, zwischen ihren Wurzeln einen 40 Karat schweren Diamanten, den er für 16000 Mark verkaufte. Sofort strömten nun tausende von Diggers zu der Farm, und binnen kurzem war rings um dieselbe eine Zeltstadt entstanden. Der Besitzer der Farm glaubte ein gutes Geschäft gemacht zu haben, als er seine Farm englischen Spekulanten für 100000 Mark verkaufte, denn er ahnte nicht, welche Schätze sein Boden barg, und war froh, aus einer Gegend fortziehen zu können, deren bisherige Ruhe durch den Lärm der in endlosen Wagenzügen ankommenden Diggers gestört wurde. Die Zeltstadt vergrößerte sich immer mehr, und wenige Monate später besaß sie auch schon einen Marktplatz, der von hölzernen und eisernen Häusern eingefaßt war, mehrere Kirchen und Hotels (siehe Seite 100). Das rasche Wachstum der Stadt lockte Handwerker und Gewerbetreibende aller Art herbei, Fleischer, Bäcker, Zimmerleute, Schmiede, Kaufleute und Schankwirte, die alle vortreffliche Geschäfte machten, denn die Diamantengruben waren ungemein ergiebig, und das Geld lag förmlich auf der Straße.

Immer weiter dehnte sich das Diamantengebiet aus. Auch auf der an die ehemalige Farm Dutoitspan grenzenden Farm Bultfontein und der Farm Old de Beers wurden Diamanten entdeckt, und der Bauer Du Plooy, der sich schon seit Jahren vergebens bemühte, seinen Besitz zu veräußern, sah sich plötzlich von Kauflustigen bestürmt. Seine 9000 Acker gingen in den Besitz der durch die Firma Webb & Lilienfeld gegründeten Hopetown Diamand Company über. Das war im März 1871, und im Juli wurde schon wieder ein neues Diamantenfeld entdeckt, bei der Farm Voornitzicht, ebenfalls auf dem Gebiete des Bauers de Beers, 5 Meilen südöstlich von Pniel. Auch dieses Gebiet wurde für einen geringen Preis, 150000 Mark, von englischen Kapitalisten angekauft, und sofort strömte die Hauptmasse der Diggers dorthin. Zum Unterschied von den Diggings de Beers wurden diese neuen Gruben de Beers New Rush genannt und jene hießen fortan Old de Beers.

De Beers New Rush — oder wie die dort entstehende Stadt seit 1873 nach dem damaligen englischen Kolonialminister genannt wurde: Kimberley — war der reichste aller Diamantenfundorte, mit dem keiner der

[20] Dieses Datum giebt Weber an, Trollope nennt als Tag der Flaggenhissung den 27. Oktober.

anderen sich vergleichen konnte, und es wurde bald der Hauptort des Diamantengebietes. „Sechs Kirchen," schrieb E. v. Weber schon im Mai 1873, „drei große, für Konzerte, Theatervorstellungen und Bälle bestimmte Gebäude, ein Kunstreiterzirkus, eine Anzahl von massiven Gebäuden für die Regierungsbehörden, den Magistrat, die Gefängnisse und das Postamt, ein sehr großer Marktplatz und breite, von zahlreichen Droschken belebte Straßen lassen ganz vergessen, daß hier noch vor 2 Jahren eine menschenleere Wüste war, wo nur Herden von Springböcken und Straußen sich tummelten. In der römisch-katholischen und der anglikanischen Kathedrale — beide sehr geschmackvoll aus Eisen gebaut — hört man Sonntags harmonische Gesangsaufführungen von Sängerchören, und in der letztern wurden sogar schon (an bedeutenden Feiertagen) große Oratorien, wie Händels „Messias", unter der Leitung des Musikdirektors Barrat aufgeführt." Unter den Wohnhäusern gab es fünferlei Sorten. Die einfachsten und billigsten waren die Canvass Houses, welche aus einem mit Segeltuch überspannten Holzgerippe bestanden, kein angenehmer Aufenthaltsort, da man darin bei Tage fast erstickte und bei Nacht fror, überdies beständig der Gefahr ausgesetzt war, daß das leichte Gebäude in Flammen aufging. Gegen Einbrecher bot solch ein Segeltuchhaus gar keinen Schutz, denn diese brauchten bloß, wie es Holub gleich in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in den Minen passierte, mit einem Messer ein Loch in die Hauswand zu schneiden, und das Innere lag offen vor ihnen. Die große Billigkeit, nicht minder die Leichtigkeit des Weitertransportes machten diese Häuser trotzdem sehr beliebt, und man sah in Kimberley Hotels aus Segeltuch, welche mehrere hundert Fuß Front hatten, und auch Kirchen. Etwas besser war das Galvanized iron House, das aus einem Holzgeripp bestand, an welches lange, meist gewellte Eisentafeln festgenagelt wurden. Ein solches Haus bot allerdings Sicherheit gegen Diebe, aber bei Tage war es in ihm nicht minder heiß, bei Nacht nicht minder kalt als in den Zelthäusern. Wenn die Sonne auf die Eisenplatten schien und die an Orgelpfeifen erinnernden Wände hell funkelten, bot das Haus einen prächtigen Anblick. Es wurde stets soweit fertig nebst allen Bestandteilen, Thüren, Fenstern u. s. w. gekauft, daß man die Eisenteile bloß an das Holzgerippe zu nageln brauchte, aber das letztere war nicht billig, und ein Eisenhaus kostete daher immerhin einige tausend, manche sogar 10000 Mark und darüber. Der hohe Preis dieser Häuser wurde dadurch bewirkt, daß man zu ihrer Errichtung den Beistand eines Zimmermannes brauchte, der sich wie alle Handwerker in den Minen sehr gut bezahlen ließ, und daß Bretter ein sehr kostbarer Artikel waren. Deshalb waren auch die ganz aus Holz bestehenden Häuser nicht billig. Man importierte die zerlegbaren Bestandteile in großen Kisten aus Norwegen und Nord-Amerika und setzte sie in Kimberley zusammen. Die dortigen Kaufleute hatten stets solche Häuser auf Lager, welche je nach ihrer Größe 1000 bis 4000 Mark kosteten. Vor den anderen bisher genannten hatten sie den Vorzug, daß es in ihnen bei Tag kühl, bei Nacht warm war. Eine vierte Sorte Häuser, die aus Lehm erbauten, war zwar billiger, der Aufenthalt in solchen Häusern auch sehr angenehm, aber die Diggers fanden doch wenig Gefallen an ihnen, weil sie nicht transportierbar waren und ihr Bau sehr viel Zeit erforderte. Aus Baumstämmen wurde auch in diesem Falle das rohe Gerippe eines Hauses hergestellt, die Wände mit Rohr bedeckt und dieses dann mit Lehm beworfen, der überall vorhanden war. Das Dach bestand aus zusammengebundenen Grasbüscheln. Von außen gesehen glich solch ein Lehmhaus den Hütten, die man auf ungarischen Pußten findet, im Innern aber herrschte häufig die größte Eleganz. Da gab es einen Drawing Room, der mit den feinsten, aus Europa eingeführten Möbeln ausgestattet war und in dem Fauteuils, Sophas und Spiegel mit Goldrahmen ebensowenig fehlten wie ein Pianino, und an den Drawing-Room schlossen sich mehrere kleinere Gemächer mit nicht minder luxuriöser Ausstattung. Es ging aber auch zuweilen, wenn die Diamantenausbeute groß war, in solchen Häusern hoch her, und der Champagner floß dann dort in Strömen. Außerdem gab es endlich noch Häuser, welche ausschließlich aus an der Sonne getrockneten Backsteinen hergestellt waren, aber solche Häuser eigneten sich nur für schönes Wetter, der erste große Regen konnte die Lehmwände so erweichen, daß das Dach sich senkte, und der Bewohner des Hauses schleunigst sein Heil in der Flucht suchen mußte, wenn er nicht unter den Trümmern seines Besitztums begraben werden wollte.

In den Straßen einer Diamantenfelder Stadt herrscht ein interessantes Leben und Treiben. „Es ist Mittag, die belebteste Stunde, von allen Seiten strömen die durch den grauen Staub der Diamantengruben fast zur Unkenntlichkeit entstellten Digger von der Arbeitsstätte nach ihren Wohnungen um hier nur kurze Zeit Ruhe und Erholung zu suchen. Diese Digger Diamantengräber sind — dies verrät ihr ganzes Benehmen und Auftreten — teils selbständige Besitzer kleiner Claims Gruben, welche die Arbeit in diesen selbst beaufsichtigen, oder Aufseher Overseer, welche im Dienste einer Gesellschaft oder eines reichen Claimbesitzers stehen. Ein Troß von Eingeborenen aller Farben-Nüancen, bald schreiend und lärmend oder sogar tanzend, bald stille wie eine gedrillte Truppe, folgt den Diggern, ihren Herren, die verschiedenen Hautschattierungen verschwinden für den flüchtigen Blick unter der monotonen grauen Staubkruste, die alle gleichmäßig bedeckt, nur das äußere Kostüm läßt hier und da auf die inneren Neigungen des Einzelnen schließen. In das Gewühl der bunten Menge von Passanten mischt sich ein Troß von Fuhrwerken aller Art, hier zwei

Farm eines holländischen Bauers.

und mehrspännige, zweirädrige Scotchkarren mit der diamantenhältigen Grubenerde beladen, dort die von 8—10 Ochsenpaaren gezogenen Ungeheuer von Cabwägen — alle diese Vehikel, zwischen welchen sich die leichten zweirädrigen Kaleschkarren mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit durchwinden, bilden oft einen dichten Knäuel, dessen Entwirrung kaum möglich scheint. In das Gejohle der Grubenarbeiter mischen sich dann die gegenseitigen höflichen Komplimente der Fuhrleute in allen europäischen und südafrikanischen Sprachen. Dieses rege Leben erklärt sich aber nicht nur aus der Natur und dem leitenden Motiv der Beschäftigung in den Diamantenfeldern, sondern auch aus der Zahl der Beschäftigten. In den auf einer verhältnismäßig engbegrenzten Fläche sich ausbreitenden vier wichtigsten Fundorten Kimberley, Old de Beers, Dutoitspan und Bultfontein finden außer den häuslich und in den Warengeschäften bediensteten Eingeborenen sechs bis zwanzigtausend Schwarze, Hottentotten, Griqua, Koranna, Betschuana und Sulu lohnende und dauernde Beschäftigung." Ein besonders interessantes Schauspiel bieten die öffentlichen Auktionen, Morning-markets, welche täglich mit Ausnahme der Sonntage auf dem Marktplatze abgehalten werden. „Der ganze, von eisernen und leinenen

Häusern umgebene, ungepflasterte Marktplatz ist in den Morgenstunden von 6—8 Uhr mit einer fast unabsehbaren Masse der bekannten Ochsenwagen förmlich bedeckt, die Mehl, Früchte, Gemüse, Kartoffeln, Mais, Schlacht- und Federvieh aller Art, aber auch Brennholz, Fourage, Schilfrohr zur Bedachung u. s. w. zuführen. Der Verkauf geschieht ausschließlich durch Auktion. Von dem Markterlös erhält der Staat 5 Prozent, der Marktmeister 2 Prozent. Die Preise der Waren sind ungemein schwankend und hängen ganz von der Größe der Zufuhr ab, der Preis eines Sackes Kartoffeln schwankte auf dem Markte in Kimberley zwischen 15 Schillingen und 3 bis 4 Pfd. St. Außer diesen Morning-markets werden noch an allen Orten und Ecken mit Ausnahme der Feiertage in dazu errichteten Hallen, sowie Abends in den Kantinen öffentliche Versteigerungen von Privatsachen sowie anderer sonst unverkäuflicher Geschäftsartikel abgehalten. Um die Kauflust anzufachen, wird auf riesigen Plakaten nebst den zur Veräußerung gelangenden Artikeln hervorgehoben, daß während der Versteigerung liquors gratis an das kauflustige Publikum abgegeben werden. Die Mehrzahl der Kantinen waren die ersten Jahre hindurch zumeist nur wahre Lasterhöhlen und bildeten eine der traurigsten Schattenseiten der Diamantenfelder; in letzterer Zeit macht sich indessen eine starke Abnahme dieser Lokale bemerkbar. Die hier und da in den Straßen oder am Rande der Niederlassung errichteten hohen Ziehbrunnen mit dem sie umkreisenden bunten Gewirre sind eine andere Spezialität. Das Heraufziehen der Wasserkübel wird von Kaffern oder Pferden besorgt, das Wasser aber verkauft. Hunderttausende von Gulden werden jährlich in den Zentral-Diggings für dieses so notwendige, namentlich auf den Sortierplätzen unentbehrliche Element verausgabt."

Morgens bei Sonnenaufgang, erzählt W. Joest, ruft eine Glocke die Schwarzen zur Grubenarbeit. Im Gänsemarsch klettern die Leute — es werden heute wohl noch 8000 Kaffern in den Minen beschäftigt — die steil abfallenden Wände hinab, nachdem sie vorher ihre eigenen Kleider ausgezogen und dafür einen Arbeitsanzug angelegt haben; wie Eidechsen scheinen sie sich an die schwindelnden Pfade zu heften. Unten angekommen, graben sie mit Picke und Schaufel den blauen Grund an den Stellen aus, wo am Abend vorher mit Dynamit gesprengt worden ist, und laden denselben in runde eiserne Behälter von 16 bis 32 Kubikfuß Inhalt, die an Drahtseilen nach dem Rande der Mine hinaufgezogen worden. Diese Behälter schweben an einem Gestell von vier Rädern, die ihrerseits wiederum auf zwei parallel gespannten Drahtseilen ruhen. Oben am Rande der Mine sind Maschinen errichtet, durch welche vermittelst einer Trommel der geladene Behälter hinaufgezogen wird, während ein leerer auf einem zweiten Drahtseilpaar herabrollt. In halber Höhe sind sogenannte „Springer" angebracht, auf denen die Drahtseile ruhen, weil sie ihrer eigenen Schwere wegen nicht vollkommen straff gezogen werden können. Auf dem Grunde der Mine sind diese Drähte mit äußerster Vorsicht verankert und vermauert. Natürlich unterließ ich nicht, in die Minen hinabzufahren, wobei ich von mehreren Landsleuten, die nicht nur die Elite der Kaufmannschaft, sondern auch der Gesellschaft Kimberleys darstellen, in freundlichster Weise begleitet wurde. Das Gefühl, in einem schmutzigen, schwankenden eisernen Bottich einige hundert Fuß über Felsen zu schweben und seine Existenz nur von der Haltbarkeit eines viertelzölligen Eisendrahts oder einiger Schrauben abhängig zu wissen, ist kein angenehmes, für Leute, die an Schwindel leiden, aber ein wahrhaft grausiges. Man denke sich die Kreuzblume des Kölner Domes durch zwei Drahtseile mit einem Pfeiler der Rheinbrücke verbunden. Oben auf der Turmspitze klettern wir in den eisernen Kasten und sehen unter uns die scheinbar bodenlose Tiefe. Scheinbar bodenlos kam mir aber auch der Bottich selbst vor, weil der Boden desselben siebartig durchlöchert war. Nun gehts los, der Bottich rasselt und wackelt und stößt wie eine alte Postkutsche, eine halbe Minute gebrauchen wir von der Kreuzblume bis zur Spitze des Dachreiters, wo ein „Springer" angebracht ist — dem wir denn auch einen ganz bedenklichen Sprung verdanken — eine weitere halbe Minute, und wir landen am Ufer des Rheins. Die Erlaubnis, die Gruben zu besuchen, wird selbstverständlich nur sehr wenigen erteilt; ich glaube sogar, das Benutzen der Fahrkörbe ist gesetzlich verboten; ich selbst bekam einen Erlaubnisschein, auf dem vermerkt stand: „Diese Erlaubnis schließt den Betreffenden nicht von der Verbindlichkeit aus, jederzeit untersucht zu werden." Auch der

Aufenthalt unten in der Grube ist durchaus nicht gemütlich: da rasseln hunderte solcher riesiger Eimer auf und ab; stets glaubt man, einer derselben müsse einem ohne Fehl auf das werte Haupt fallen, Dynamit liegt in unheimlichen Mengen zum Schuß bereit, bei jedem Tritt stolpert oder tritt man in einige Kubikmeter Schlamm und Wasser, dabei hatte ich stets ein Gefühl, ich kann es nicht anders als mit Furcht bezeichnen, das in dem Wunsche seinen Ausdruck fand: „Wenn Du erst einmal wieder glücklich oben wärest!", aber dennoch muß ich wiederholen, daß der Anblick, den man hier unten genoß, ein so großartiger, dermaßen überwältigender war, daß ich überzeugt bin, jedermann, der einmal die Kimberley Mine besucht hat, wird diesen Augenblick in seinem Leben nie wieder vergessen. Ich habe auf meinen Reisen neun thätige Vulkane bestiegen und in die tiefsten Krater der Erde geschaut, aber die Löcher in Kimberley haben mir mehr imponiert als selbst die mächtigsten Ventile unseres Erdinnern, gerade weil ich wußte, daß sie in so wenigen Jahren von Menschenhand gegraben sind.

Inbezug auf die Ausbeutung der Gruben wurde gesetzlich festgesetzt, daß an jeder Seite eines Claims ein 7½ Fuß breites Stück Boden unbearbeitet bleiben müsse, um Raum für Wege zwischen den einzelnen Claims zu behalten, aber dieses Gesetz wurde bald nicht mehr beachtet. Mancher hatte einen schlechten Claim erworben, der diamantenhaltige Grund desselben war bald erschöpft, und er mußte die Arbeit einstellen, während er rechts und links in den Zwischenwänden noch Diamanten finden konnte, und andere gruben so tief, daß die Zwischenwände einstürzten. Spekulanten kauften nun mehrere an einander grenzende Claims auf und rissen die Scheidewände nieder, sodaß aus einem Dutzend und mehr Gruben eine einzige entstand und nur die Außenwände stehen blieben. In solchen erweiterten Gruben konnte man auch tiefer graben, ohne einen Einsturz befürchten zu müssen, aber nun wurden auch, da die Ausbeutung der Gruben immer mehr in die Hände der Kapitalisten überging, die weißen Arbeiter fast völlig durch Schwarze verdrängt, und da das Herausschaffen der ausgegrabenen Erde in Körben, welche an langen Seilen hingen, mit Hilfe der Kaffern zu langsam ging, bediente man sich dazu anfangs der Pferdekraft und ließ schließlich Maschinen aus Europa kommen. So gewann die Mine allmählich ihr heutiges Aussehen. Sie glich wegen der ungleichmäßigen Bearbeitung der einzelnen Claims einer tausendfach zerklüfteten Felspartie, auf deren Grund man, da nach und nach alle Karrenwege abgegraben wurden, nur auf aus Stricken oder Riemen verfertigten Leitern hinabsteigen konnte. Um den ausgehobenen Grund an den Rand der Kopje zu befördern, spannte man lange Drahtseile vom Grubenrande bis hinab zum Boden und zog an diesen mit Hanfseilen die in Eimer oder Körbe gefüllte Erde empor. An der Westseite der Kopje hatte ein Unternehmer auf einer geneigten Fläche eine Drahtseilbahn mit Dampfbetrieb angelegt, deren sich auch die benachbarten Grubenbesitzer bedienten. Der Betrieb wurde, je tiefer man grub, desto teuerer, sodaß der „kleine Diamantengräber" die Arbeit nicht mehr fortsetzen konnte und dem Großkapital und den Aktiengesellschaften schließlich die Ausbeutung allein verblieb. Schon als Weber im Jahre 1871 in Kimberley arbeitete, waren die Kosten nicht gering. Er hatte einen halben Claim von 450 □ Fuß Oberfläche für 22000 Mark erworben, und die Einrichtung des Betriebes, die Stahlseil- und Windenmaschinerie kostete ihn noch 2000 Mark. Solche Kosten waren aber noch unbedeutend im Vergleich mit jenen, welche die Minenarbeit verursachte, als man tiefer kam. Im Jahre 1874 hatten einige Digger den Boden schon bis zu 55 Meter Tiefe ausgegraben, im nächsten Jahre gab es einzelne Gruben, welche 75 Meter tief waren, und 1877 waren fast alle bis zu einer Tiefe von 70 Metern gelangt. Im Jahre 1879 erreichte dann eine Grube bereits 100 Meter Tiefe. Nun stieß man auch auf reichliches Grundwasser, die steil abgegrabenen Wände stürzten, vom Regen unterwühlt, häufig ein und verschütteten die Gruben, Dampfpumpen mußten aufgestellt werden, um die Gruben trocken zu halten, die Ausgaben für Seile, Göpel, Dampfmaschinen zur Förderung des Stoffes, für Waschmaschinen u. s. w. stiegen ins Unendliche, die Masse der Arbeiter, die man brauchte, stellte immer höhere Anforderungen, und auch die Abgaben, die der Digger zu entrichten hatte, stiegen. Schon im Jahre 1877 war es nur noch Kapitalisten möglich, die Gruben auszubeuten, die fieberhafte Jagd nach Reichtümern, welche Tausende in den Minen vereint hatte, nahte ihrem

Ende, und ein ruhigeres, geschäftsmäßiges Ausbeuten trat an ihre Stelle. Dr. Lilienfeld, der fast 30 Jahre als Arzt in der Kapkolonie lebte, behauptet, daß im Jahre 1879 ein Kapital von mindestens 2 Millionen Mark erforderlich war, wenn man mit nur einiger Aussicht auf Erfolg nach Diamanten graben wollte. Nun war die Zeit der Aktiengesellschaften gekommen, welche ein Dutzend Claims erwarben und sie mit den besten Maschinen ausbeuteten, und es begann eine Schwindelperiode, bei welcher der „Krach" nicht lange ausbleiben konnte, denn die Aktien solcher Minen standen oft schon am Tage der Emission 1000 über Pari!

Das heutige Kimberley ist kein angenehmer Aufenthaltsort. Die drückende Hitze, die dicken Staubwolken in den Straßen verleiden dem Fremden, den nicht Geschäfte an die Stadt fesseln, rasch den Aufenthalt, trotzdem all die verschiedenen afrikanischen Plagen, die Fieber, die Moskitos u. s. w. hier gar nicht vorkommen. Der Anblick aber, den die Diamantenminen bieten, ist, obwohl sie ihre Glanzperiode längst hinter sich haben, immer noch ein hochinteressanter, und dem Besucher der Minen eine Fahrt in die Tiefe sehr zu empfehlen.

Gestrüpp des Niederwaldes (Addo-Busch). Aus Fritsch, „Süd-Afrika".

Die Kontrole der in den Gruben beschäftigten Kaffern wird sehr streng gehandhabt, aber trotzdem verschwinden alljährlich in den Minen eine Menge Diamanten. Die Kaffern hatten von Anfang an aus dem diamantenhaltigen Grund, der durch ihre Hände ging, gar manchen Stein verschwinden lassen, ohne daß der Besitzer des Claims es bemerkte, weshalb schon die ersten Digger eine strenge Polizei einführten und Diebstahl schwer bestraften, aber die Verlockung war zu groß, und der Diamantendiebstahl dauerte fort. Bei allen Minen hielten sich Leute auf, welche nur in der Absicht kamen, von Kaffern gestohlene Diamanten billig zu kaufen, und dieses Gewerbe besteht, obwohl in geringerem Umfange als früher, auch heute noch. Das Gesetz bedroht zwar jeden, der gestohlene Diamanten kauft, mit mehrjähriger Zwangsarbeit, aber der erwischte Händler sitzt die ihm zuerkannte Strafe ab und ist dann, wenn er mit den schon früher erworbenen Diamanten nach Europa zurückkehrt, vielleicht ein reicher Mann, denn er hat Steine, welche viele Tausende wert sind, für höchstens ebensoviele Hunderte gekauft. Der riesige Unterschied zwischen dem Ein- und Verkaufspreis lockt immer wieder zu Versuchen, sich Steine durch Minenarbeiter zu verschaffen, und trotz der vortrefflichen Geheimpolizei, welche in den Minen alle verdächtigen Personen überwacht, gelingt es oft nicht, einen als Käufer

gestohlener Diamanten bekannten Händler in flagranti zu erwischen und der Bestrafung zuzuführen. Solche Leute kennen alle Schliche und Kniffe der Geheimpolizisten und gehen nicht so leicht in die Falle wie ein „Grüner". Um letztern abzufassen, genügt es oft, daß der Geheimpolizist ihm durch einen Kaffer, mit dem er im Einvernehmen ist, angeblich gestohlene Steine zum Kauf anbieten läßt, aber ein mit dem Geschäft vertrauter Diamantenhändler ist zu vorsichtig, um sich mit dem ersten Besten, den er nicht kennt, einzulassen, und er merkt sofort, daß man ihm eine Falle stellt. Man behauptet, daß in den letzten 12 Jahren für mehr als 150 Millionen Mark in Kimberley gestohlen wurden, und unter denen, welche wegen Ankaufs gestohlener Diamanten zu 5 bis 10 Jahren Zwangsarbeit in den Steinbrüchen der Kapstadt verurteilt wurden, befanden sich Personen aus der „besten" Gesellschaft. Auf manchen in der „Gartenlaube" veröffentlichten Aufruf an jahrelang Vermißte kann man, wie W. Joest schreibt, einfach mit den drei Buchstaben J. D. B. antworten, deren bloße Aussprache die Erregung so manchen bösen Gewissens zur Folge hat, denn diese drei Buchstaben bedeuten: Illicit diamont buying, d. i. unerlaubter Diamantenkauf. Der „Vermißte" kommt erst zum Vor-

Küstenwald in Natal. Aus Fritsch „Süd-Afrika".

schein, wenn er seine Strafe überstanden hat, vielleicht aber auch nie, weil er indessen der schweren Arbeit, welche er, Tag und Nacht mit einem Kaffer oder Buschmann zusammengekettet, unter glühender Sonne vom Morgen bis zum Abend verrichten muß, erlegen ist.

Man hat dem unbefugten Diamantenkauf auch durch ein Verfahren zu steuern gesucht, welches nicht bloß die Ausfuhr, sondern schon den Besitz von Diamanten unter Kontrole stellt. Infolge derselben kann man auch dann, wenn man einen Stein von einem Minenbesitzer selbst erworben, jedoch den für den Verkauf von Diamanten vorgeschriebenen Förmlichkeiten nicht entsprochen hat, in Gefahr kommen, wegen J. D. B. in Untersuchung gezogen und verurteilt zu werden. Der gekaufte Diamant stand nämlich in diesem Falle nicht in der Liste, welche jeder Minenbesitzer, Diamantenhändler oder Makler zu führen verpflichtet ist, und in der alle größeren Steine, welche auf seiner Mine ausgegraben oder von ihm ge- oder verkauft wurden, verzeichnet und genau nach Aussehen, Farbe und Gewicht beschrieben sein müssen. Eine solche Beschreibung ist unerläßlich für jeden Stein, der mehr als 2000 Mark wert ist, bei kleineren Steinen dagegen wird bloß das Ge-

samtgewicht — wie viel Karat von dieser oder jener Sorte — angegeben. Diese Listen müssen monatlich einer zu ihrer Prüfung eingesetzten Behörde überreicht werden. Die Anzahl der im Handel befindlichen Diamanten muß genau den Unterschied zwischen der Zahl der gewaschenen d. h. ausgeführten und wieder eingeschriebenen Steine bilden, sodaß die Behörde inbezug auf jeden Stein, der bei irgend jemandem gefunden wird, mit absoluter Sicherheit feststellen kann, ob derselbe rechtlich erworben oder gestohlen ist. Ein Stein, dessen Fundort durch den Stammbaum, den die Listen bilden, nicht nachgewiesen werden kann, ist zweifellos gestohlen.

Angesichts der riesigen Summen, welche die im Laufe der letzten 12 Jahre gestohlenen Diamanten repräsentieren sollen, drängen sich unwillkürlich die Fragen auf: wie viel Diamanten liefern die Minen heute noch, und wohin kommen die Unmassen kostbarer Steine, mit denen die Minen seit ihrer Entdeckung den Markt überschwemmt haben? E. von Weber schätzt den Ertrag der Colesberg-Kopje seit ihrer Entdeckung im Juli 1871 bis zum Januar 1875 auf mindestens 140 Millionen Mark, wobei zu bedenken ist, daß infolge der kolossalen Überproduktion seit 1871 die Preise der Diamanten auf dem Londoner Markte beständig sanken. Von der ersten ernstlichen Inangriffnahme im Jahre 1869 bis 1876 sollen sämtliche Diamantengruben von Westgriqualand für etwa 300 Millionen Mark Diamanten geliefert haben. Die Diamanten werden von Kimberley in Blechdosen per Post versandt. Nach den offiziellen Angaben des Raport on the Blue Book betrug der Wert der auf dem Postamt in Kimberley aufgegebenen Diamanten in den Jahren

1876 (in runden Zahlen)	37	Millionen	Mark
1877 „ „ „	43	„	„
1878 „ „ „	55	„	„
1879 „ „ „	58	„	„
1880 „ „ „	69	„	„
1881 „ „ „	86	„	„
1882 „ „ „	82	„	„
also von 1876 bis 1882	430	Millionen	Mark
Rechnet man dazu den mutmaßlichen Ertrag der Jahre 1869 bis 1876 mit	300	„	„
jenen der Jahre 1883 bis 1885 mit etwa . . .	240	„	„
und schätzt man die in den letzten 12 Jahren gestohlenen Diamanten auf	150	„	„
so erhält man als Ertrag der einzigen Mine in Kimberley etwa	1120	Millionen	Mark

Die Diamantenausfuhr von Kimberley repräsentiert jedoch nur einen Teil der Diamantenproduktion Süd-Afrikas, denn es werden auch noch von anderen Postämtern in Westgriqualand Diamanten versendet, ebenso aus dem Oranje-Freistaat und von verschiedenen Postämtern der Kapkolonie und Natals. Die Gesamtsumme der Ausfuhr von diesen Postämtern übersteigt jene von Kimberley noch um 4 bis 6 Millionen Mark!

Alle diese Massen Diamanten nehmen von der Kapstadt ihren Weg nach London, aber vorher sind sie schon durch viele Hände gegangen, da die Diamantenkäufer nicht immer direkt vom Minenbesitzer beziehen, sondern sich auch der Vermittlung der Makler bedienen. In den Diamantenstädten sieht man den ganzen Tag die Makler geschäftig von Händler zu Händler eilen. „In Büreaus, die oft nicht größer als eine Theaterloge sind, sitzen diese hinter einem mit weißem Löschpapier überzogenen Schreibtisch, auf dem sie die Steine prüfen, wiegen, sortieren und abschätzen. Die Diamanten werden dann in Packeten wie Brausepulver eingefaltet und in Blechdosen verpackt, in welchen sie, nachdem die Dosen noch in Leinwand eingenäht worden sind, mit der Post alle nach London gesandt werden; erst von dort aus zerstreuen sie sich über die ganze Welt." Die Preise der Kapdiamanten auf dem Weltmarkte sind aber heute sehr gedrückt, und es ist fraglich, ob sie

sich jemals wieder zu ihrer einstigen Höhe emporschwingen werden. Der gelbe Diamant war zwar ein Lieblingsstein der Kaiserin Eugenie, aber seitdem diese mächtige Gönnerin ihren Einfluß auf die Mode verloren hat, sind auch die Kapdiamanten ziemlich aus der Mode gekommen. Ein etwas gelblicher Kapdiamant von 80 Karat ist heute nur noch 4500 bis 5000 Mark wert, während sein Preis noch in den Jahren 1873 und 1874 sich auf etwa 150000 Mark stellte. Sic transit gloria mundi!

Geübte Diamantenhändler vermögen auf den ersten Blick zu sagen, aus welcher Grube ein Stein stammt. Die Flußsteine, zu denen auch der berühmte „Stern von Süd Afrika" gehört, zeichnen sich durch schöne weiße Farbe aus. Unter den Steinen der trockenen Gruben sind die wertvollsten die glassy stones, Glassteine, welche, wenn sie weiß sind, den besten Flußsteinen an Wert nicht nachstehen. Ihren Wert beeinträchtigt aber sehr der Umstand, daß sich zuweilen in dem Stein feine Risse bilden und dieser dann, schon wenige Stunden nachdem er der Einwirkung der Luft ausgesetzt worden, zerspringt. Der Käufer von Glassteinen muß daher große Vorsicht anwenden, um einen Stein, welcher tadellos gut ist, von einem, welcher Anlagen zum Zerspringen besitzt, zu unterscheiden. Die Glassteine werden sorgfältig von allen Seiten durch die Lupe betrachtet, um zu entdecken, ob sich nicht an den Kanten und Winkeln eine bräunliche Färbung zeigt, die ein untrügliches Anzeichen sich bildender Risse ist. Selbstverständlich sind diese Steine, trotz des großen Wertes, den sie vielleicht haben, schwer an den Mann zu bringen, und je mehr der Finder drängt, ihn loszuschlagen, desto mißtrauischer wird der Käufer. Der Gefahr des Zerspringens sind die frosted stones, Froststeine, nicht ausgesetzt, und sie haben daher gleich den (auch am Fluße vorkommenden) weißen Steinen in Dodekaederform stets einen hohen Wert. Unter den letzteren sowohl als unter den Froststeinen, deren Farbe jener eines Wassertropfens gleicht, die aber nicht durchsichtig sind, findet man prachtvolle Exemplare. Die meisten Diamanten, die dort gefunden werden, sind jedoch von unreiner Farbe (Off coloured stones) gelblich, zuweilen auch braun oder grau. Außer ihnen kommen am häufigsten die chips oder splints, Diamantensplitter von 20 und mehr Karat vor, deren Wert davon abhängt, wie viel Brillanten sich noch aus ihnen scheiden lassen. Sehr häufig findet man in Kimberley auch an der Mittelfläche zusammengewachsene flache Diamanten, sogenannte Macklesteine, deren Wert schon ein sehr geringer ist, da man aus ihnen höchstens noch Rosetten schneiden kann. Die im Preise am niedrigsten stehende Diamantensorte ist die boart, vollkommen undurchsichtige, zuweilen schmutzige Steine, die höchstens beim Glasschneiden, beim Schleifen von Diamanten u. s. w. Verwendung finden können. Zuweilen findet man auch Stücke von verschiedener Kristallisation, bei denen ein Teil undurchsichtig, ein anderer durchsichtig ist und als Brillant aus der minderwertigen Masse ausgeschnitten werden kann.

Wie alle diese Kohlenstoffkristalle entstanden sind, läßt sich auch mit annähernder Sicherheit nicht sagen. Die meiste Wahrscheinlichkeit kann die von Prof. Dr. Emil Cohen in Heidelberg aufgestellte Theorie beanspruchen. Nach demselben ist der diamantenführende Boden Süd-Afrikas ein Produkt vulkanischer Thätigkeit, „welches wahrscheinlich in Form einer durchwässerten Asche, vergleichbar mit den Auswurfsmassen der Schlammvulkane, zur Eruption gelangte und später durch die einsickernden atmosphärischen Niederschläge mannigfaltigen Veränderungen und Neubildungen unterworfen gewesen ist. Die trichterförmigen isolierten Becken, in denen in Süd-Afrika allein die Diamanten gefunden werden, sind demgemäß wirkliche Krater, welche teils durch die Auswurfsmassen selbst angefüllt, teils durch Zurückschwemmung der über die Krater fortgeschleuderten Massen bedeckt wurden. In der Tiefe ausstehende Granite und andere ältere kristallinische Felsarten lieferten das Material zur Tuffbildung, wovon noch Reste in Tuff gefunden werden. Bei der durch vulkanische Kräfte erzeugten Zerstäubung dieser kristallinischen Gesteine blieben die Diamanten, die sich in ihnen gebildet hatten, teils vollkommen erhalten, teils wurden sie in Bruchstücke zersprengt. In beiden Formen wurden sie mit dem Tuff ausgeworfen." Die Steine der sogenannten River Diggings, wo man die Diamanten durch Waschen aus dem aufgegrabenen Kies gewinnt, sind nach Prof. Cohen nicht andern Ursprungs als die in den Dry Diggings (trockene Gruben) gefundenen, sondern nur eine sekundäre Ablagerung, wahrscheinlich durch Wasser aus den Kratern ausgeschlemmt und dann im Geröll niedergesunken.

Gegen diese Theorie des Prof. Cohen lassen sich gleichwohl doch schwerwiegende Einwände vorbringen. Gegen die gleiche Abstammung der River- und Dry-Diggings spricht der Umstand, daß es bisher nicht gelungen ist, in den River-Diggings Splints zu entdecken, die in den Dry-Diggings zahlreich vorkommen. Die wertvollsten Steine, die Glassteine, kommen in den River-Diggings niemals vor, in letzteren gelbliche Steine nur vereinzelt, während die schön weißen, unter denen man Steine von reinstem Wasser findet, eine Eigentümlichkeit der River-Diggings sind. Solcher Unterschiede zwischen den Steinen der beiden Fundstätten kennen die Digger noch mehr. Die Möglichkeit erscheint daher nicht ausgeschlossen, sagt G. Fritsch, daß die Flußdiamanten zum Teil wenigstens aus höher am Flusse anstehenden Gesteinen, von denen ja doch Trümmer unzweifelhaft weit stromabwärts gefunden werden, durch das Wasser ausgewaschen wurden, Dr. Cohens Theorie über die Zusammengehörigkeit des beiderlei Vorkommens ist aber jedenfalls die wahrscheinlichere.[60])

Mögen die Diamanten woher immer stammen, ihr Vorhandensein ist für die Kapkolonie ein großer Segen. Seit der Entdeckung der Diamantenfelder hat sie in einem Jahrzehnt einen größern Aufschwung genommen, als in den früheren Jahrhunderten. Ende der sechziger Jahre war die Lage der Kolonie eine nichts weniger als erfreuliche, und man behauptete bereits, sie läge in den letzten Zügen. Das hat sich sozusagen über Nacht geändert. Einerseits wurde die Verbindung mit Europa verbessert, und an die Stelle der einen Dampferlinie mit monatlich zwei Dampfern waren schon 1878 zwei Linien getreten, welche monatlich fünfmal nach dem Kap fuhren, und andererseits wurde durch Eisenbahnen und bessere Straßen der Verkehr mit dem Innern erleichtert. Sieben Jahre nach Entdeckung der Kimberley-Mine waren die 40 Miles Eisenbahn, welche die Kolonie früher besaß, bereits auf 300 Miles angewachsen, und 600 Miles befanden sich im Bau. Der Herstellung guter Fahrstraßen, Brücken u. s. w. war die größte Sorgfalt gewidmet worden, und 1876 besaß die Kolonie bereits 2672 Miles Telegraphenlinien.[61]) Die Diamantenfelder haben Süd-Afrika der Kultur erschlossen, und tief ins Innere hinein sind durch die Digger die ersten Anfänge der Zivilisation getragen worden. Die gut bezahlte Arbeit in den Minen lockte immer neue Scharen von Eingeborenen herbei, auf welche der rege Verkehr mit den Europäern nicht ohne wohlthätigen Einfluß blieb. Allerdings hatte dies auch seine schlimme Kehrseite: die Feuerwaffen fanden unter den Eingeborenen eine Verbreitung, welche sich später unangenehm bemerkbar machte. Die Arbeiterbevölkerung fluktuierte ununterbrochen. Blitzschnell hatte sich über ganz Süd-Afrika die Nachricht verbreitet, daß man in den Minen durch dreimonatliche Arbeit sich eine Flinte erwerben könne, und da der Besitz einer solchen der sehnlichste Wunsch eines jeden Wilden war, traten sofort neue Arbeiter an die Stelle der alten, wenn diese nach Ablauf der 3 Monate in die Heimat zurückkehrten. Es dürften anfangs etwa 80 000 Eingeborene jährlich den Diamantenfeldern zugewandert sein, welche nach E. von Webers Berechnung in den ersten vier Jahren etwa 36 Millionen Mark an Löhnen erhielten und etwa 300 000 Schießgewehre in ihre Heimat mitnahmen. Dieser Nachteil fällt jedoch nicht schwer ins Gewicht gegenüber dem Umstande, daß in wenigen Jahren rasch große Bevölkerungen in Berührung mit europäischer Gesittung kamen, zu denen dieselbe sonst nur sehr langsam hätte vordringen können. Aber auch auf die holländische Bevölkerung des Binnenlandes, welche, durch Generationen von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen gewesen, völlig verbauert und verwildert war, ist der Verkehr mit den Diamantenfeldern nicht ohne Einwirkung geblieben. Der ungeheuere Bedarf der Minenbevölkerung an Lebensmitteln, an Brenn- und Bauholz u. s. w. eröffnete den angrenzenden Gebieten reiche Einnahmequellen und rüttelte die trägen Bauern aus ihrer apathischen Ruhe auf. Der Einfluß der Diamantenfelder zeigte sich auch im Oranje-Staat und der Transvaal-Republik, welche letztere ihr bisher nur 12% des Nominalwertes geltendes Papiergeld plötzlich auf pari steigen und bares Geld in Gegenden in Umlauf kommen sah, welche solches bisher noch gar nicht kannten.

[60]) Dr. Gustav Fritsch, Süd-Afrika bis zum Zambesi. Prag, F. Tempsky, 1885, 1. Band, Seite 70.

[61]) E. Lippert, Die Diamantenfelder Süd-Afrikas. Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg, 1876–1877. Hamburg, L. Friederichsen & Co., 1878, Seite 338.

Welchen gewaltigen Aufschwung der Handel der Kolonie nahm, beweisen am besten die nackten Zahlen. Der Handelsumsatz betrug in den Jahren 1868 bis 1876 in Mark berechnet:

	Einfuhr	Ausfuhr
1868	39 123 080	44 517 620
1869	39 401 820	42 793 780
1870	47 640 840	49 075 360
1871	51 705 960	68 172 600
1872	87 774 360	95 521 420
1873	102 601 300	75 226 200
1874	111 104 200	82 770 760
1875	114 626 380	81 762 500
1876	111 121 540	67 994 900

Die Einfuhr hatte sich demnach von 1869 bis 1872 verdoppelt, in den folgenden 3 Jahren verdreifacht, die Ausfuhr verdoppelte sich, doch geben die obigen Zahlen nicht die Ausfuhr der Diamanten an, durch welche der Prozentsatz der Steigerung ganz bedeutend erhöht wird. Für die Konsumtionsfähigkeit der Diamantenfelder-Bevölkerung zeugen am deutlichsten die großen Summen, welche dort für Wein und Branntwein verausgabt wurden. In dem einzigen Jahre 1875 wurde dort für 936 000 Mark Branntwein und für 504 000 Mark Kapwein verbraucht, also nur für Branntwein und Wein 1 440 000 Mark ausgegeben! Der Transport aller Waren, welche in den Diamantenfeldern verbraucht wurden, und die Verzollung derselben **brachten viel Geld in die Kapkolonie. Der Zoll für die eingeführten Waren betrug** (nach **Weber**) 1 600 000 Mark jährlich, und der Transport im Ochsenkarren, welcher überwiegend 92% von Port Elizabeth, East London und Port Natal erfolgte, während nur ein kleiner Bruchteil 8% von der Kapstadt aus expediert wurde, kostete in 4 Jahren nahezu 29 Millionen Mark! In dieser Riesensumme waren die Kosten des Transportes von Getränken allein mit 6 Millionen Mark vertreten.

Außer dem Zoll für die eingeführten Waren und der monatlichen Abgabe von 10 Schilling für jeden Erlaubnisschein zur Ausbeutung eines Claims bildete eine bedeutende Einnahme der Regierung die Kantinensteuer, welche alle Verkäufer geistiger Getränke in den Minen zu entrichten hatten. Dieselbe betrug über 4 Millionen Mark jährlich! Schließlich wurden auch noch von allen Lebensmitteln und sonstigen Waren, welche auf den Märkten der Minenstädte täglich versteigert wurden — und es vollzog sich dort jeder Verkauf im Wege der Versteigerung — 5% des Verkaufspreises als Gebühren für den die Versteigerung leitenden Marktmeister erhoben, welche etwa $\frac{1}{4}$ Million Mark jährlich betrugen und ebenfalls zum großen Teile in die Regierungskasse flossen.

Die Zolleinnahmen stiegen von Jahr zu Jahr, denn die Einfuhr in die Kolonie erhielt sich nicht nur auf der Höhe, welche sie infolge des Aufschwunges der Diamantengräberei rasch erreicht hatte, sondern sie nahm auch noch zu, als die Glanzperiode der Minen längst vorüber war. Die Kapkolonie ist auch heute noch überwiegend Ackerbaukolonie, ihre Industrie unbedeutend, und die Bevölkerung daher gezwungen, alle Industrieerzeugnisse aus Europa zu beziehen. Im Jahre 1880 zählte man in der ganzen Kolonie nur 115 Eisenwerke, 15 Schmelzöfen, 265 Wagenfabriken, 170 Ziegel-, 190 Sattler- und 150 Schuhfabriken. Außer den Erzeugnissen dieser Fabriken wurde alles von England bezogen, sogar die Kohle, welche man zum Betrieb der vorhandenen Fabriken, für die Eisenbahnen und zu sonstigen Zwecken brauchte. Das Kapland könnte selbst soviel Kohle liefern, als seine Bevölkerung braucht, in Woodhouse liegt z. B. Kohle zu Tage und die Bewohner der Umgegend verwenden sie schon seit Jahren, aber die Kohlenlager werden noch nicht in dem Maße ausgebeutet, daß sie den ganzen Bedarf der Kolonie decken könnten. „Die bedeutendste der Kohlenminen in der östlichen Provinz d. h. die an Quantität momentan ergiebigste ist die fachmännisch betriebene Cyphergate-Mine, die sich unmittelbar an einer neuen Bahnlinie befindet, aber unter den 3 Minen jener

Gegend die schlechteste Kohle liefert. Ihre Kohle ist so stark mit Erde u. s. w. vermischt, daß sie ohne Zusatz von etwas Holz oder Kuhmist ein schlechtes Material für Kesselfeuerung bildet, und die Bahnverwaltung hat sich die Mühe genommen, besonders große Feuerbüchsen für ihre Güterzuglokomotiven bauen zu lassen, um diese Kohle verwenden zu können. Trotz diesem Mangel an Qualität ihrer Kohle hat die genannte Mine wenigstens auf Jahre hinaus infolge rationeller Ausbeute und günstiger Lage eine gewisse Prosperität zu erwarten. Dagegen liefert die im relativ kleinsten Maßstab betriebene Indwe-Mine in dem aufblühenden Dortrecht zu demselben Preis wie die obige eine wirklich gute Kohle, die jener an Wert um mindestens 50% überlegen." [62] Der Ausbeutung der meisten Kohlenlager stand bis in die neueste Zeit als Haupthindernis der schwierige und kostspielige Transport der Kohle im Wege, da die Seefracht von England ans Kap fast billiger war als der Landtransport, und englischerseits suchte man auch die Kohlengewinnung im Lande selbst möglichst zu hindern, um der englischen Kohle den Markt zu sichern. [63] Trotzdem hat sich endlich in Süd-Afrika im Jahre 1882 eine Aktiengesellschaft, die »South African Coal and Iron Company limited, Dundee, Natal« gebildet, welche den Kohlenreichtum des Landes in größerem Umfange ausbeuten will. Die Verhältnisse des Kohlenlagers, dem diese ihre Thätigkeit zuwendet, sind aber auch ungemein günstige. Das Kohlengebiet liegt etwa 300 Kilometer von der Küste Natals entfernt in der Nähe von Dundee, und man schätzt die Mächtigkeit der Schichten auf 3 Meter, ihren Gesamtgehalt auf 2000 Millionen Tons. In der Nähe der Kohlenlager ist Magneteisen gefunden worden, durch dessen Verarbeitung zu Stahl hier eine Industrie ins Leben gerufen werden kann, der sich ein großes Absatzgebiet eröffnen würde und die ihren Kohlenbedarf aus unmittelbarster Nähe decken könnte. Schließlich liegen die Kohlenlager auch noch an einer Eisenbahnlinie, und da auch Wasser dort reichlich vorhanden ist, konnte man hoffen, daß in nicht zu ferner Zeit von Dundee aus sich ein vollständiger Umschwung in allen Handels- und Industrieverhältnissen Süd-Afrikas vollziehen würde. Bisher fehlen jedoch noch Nachrichten über die von der Gesellschaft bereits erzielten Erfolge.

Ein zweiter Einfuhrartikel, der ebenso befremdend wirkt wie die Kohle, ist Getreide, das, wie man anzunehmen geneigt ist, im Lande selbst in genügender Menge erzeugt werden müßte. Die Ausweise über die jährliche Einfuhr überzeugen uns, daß dies nicht der Fall ist. Die Zerealien-Einfuhr repräsentierte in den Jahren 1877 bis 1879 durchschnittlich etwa 7 900 000 Mark, und sie ist 1884 sogar auf 11 Millionen Mark gestiegen. Die Indolenz der Bauernbevölkerung, welche von dem seit Generationen befolgten Wege nicht abzubringen ist, nur an Vermehrung ihrer Herden denkt und auch von dem besten Boden nur soviel unter Kultur setzt, als genügt, um ihren eigenen Bedarf an Feldfrüchten zu decken, diese Indolenz wird noch lange ein Hindernis für einen solchen Aufschwung des Ackerbaues sein, daß der Zerealienbedarf der Kolonie von ihr selbst gedeckt werden könnte. Den schwerfälligen Bauer hat auch der große Gewinn, den ihm der Verkauf von Lebensmitteln an die Minenbevölkerung in Aussicht stellte, nur allmählich zu veranlassen vermocht, seinen Grund und Boden besser auszunutzen, und nur in den an die Diamantendistrikte grenzenden Gebieten hob sich der Ackerbau und behauptete sich in der errungenen Stellung bis heute, trotz der großen Schwierigkeiten, mit denen der Landwirt zu kämpfen hat. Allerdings darf man, wenn man gerecht sein will, die Schuld am Darniederliegen des Ackerbaues nicht den Bauern allein in die Schuhe schieben. Es gehört im Innern des Kaplandes eine außergewöhnliche Energie dazu, um sich durch die vielen Widerwärtigkeiten und Unglücksfälle,

[62] Die deutschen Kolonieen im Distrikt King Williamstown, Kapkolonie. Original-Bericht aus Queenstown im „Export", 1884, Nr. 12, Seite 193.

[63] Ein Bericht aus der Kapkolonie im „Export", 1884, Nr. 30, Seite 472 geißelt das Vorgehen der Regierung in der Frage der Gewinnung inländischer Kohlen. Nach langem Drängen, heißt es dort, entsandte die Regierung einen Ingenieur zur Untersuchung des entdeckten Lagers. Er kam, bohrte und fand die schwarzen Diamanten. Da plötzlich brach der Bohrer — böse Zungen sagen: absichtlich — und die Schätze der Erde blieben ungehoben. Es wäre ja auch jammerschade, wenn das Land seine eigenen Kohlen gewänne; wieviel englische Schiffe müßten dann feiern, welches Absatzgebiet ginge der englischen Kohlenindustrie verloren, welche Eisenbahntransporte von Kohlen würden ausfallen und die Rente der Bahn verringern! Man bleibe mir fern mit den Segnungen der englischen Kolonisation! Hier wenigstens scheint sie lediglich das englische Portemonnaie mit goldenen Pfunden segnen zu sollen.

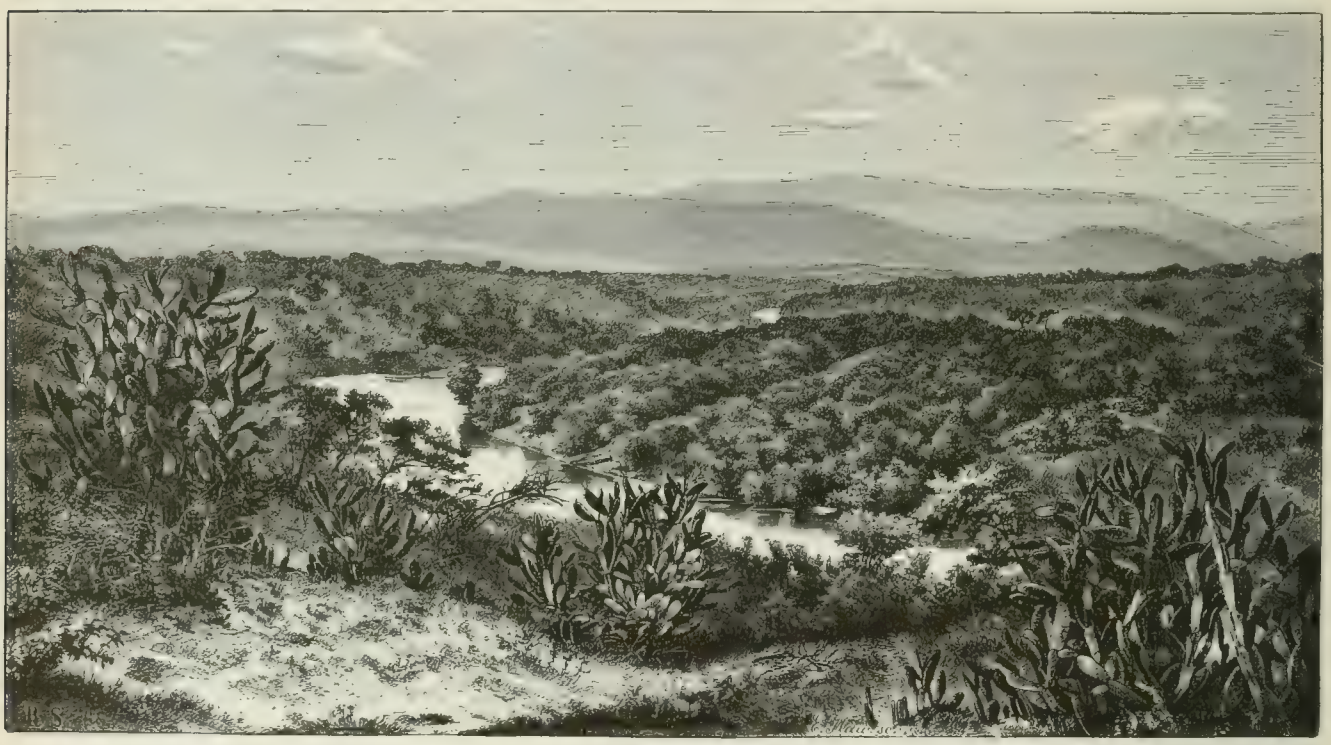
auf welche der Landwirt stets gefaßt sein muß, nicht abschrecken zu lassen. Die langjährige Dürre am Anfang dieses Jahrzehnts konnte auf die Ackerbauer nur entmutigend einwirken, und es ist daher immerhin erfreulich, daß trotz der schlechten Jahre seit 1879 der Ackerbau nicht geringe Fortschritte aufzuweisen vermag.

Roggen wird fast gar nicht gebaut. Der Bauer saet nur Weizen für seinen eigenen Bedarf, Gerste und Hafer als Futter für seine Pferde. In einem günstigen Jahr ist die Ernte sehr groß, aber günstige Jahre sind auch sehr selten, und gerade in schlechten Jahren macht mancher Bauer gute Geschäfte, da dann der Scheffel Getreide 60 bis 120 Mark kostet. Auf eine Mißernte muß er stets mehr gefaßt sein, als er auf eine gute Ernte hoffen kann, denn in dem einen Jahr trägt das Getreide leere Ähren, im nächsten frißt es ein durch starke Regengüsse erzeugter Schwamm, der Rost, und wenn im dritten weder übermäßige Dürre noch zu viel Regen das Gedeihen der Saat gehindert hat, dann kommen die Heuschreckenschwärme und vernichten in wenigen Stunden alles. „Doch selbst wenn solche Ereignisse die Ernte nicht gefährden, leidet der Bauer noch manchen Schaden, von welchem der europäische Bauer nichts weiß. Seine Quelle ist schwach, und er muß das Wasser aufdämmen, um hinreichenden Vorrat zu periodischer Bewässerung zu bekommen. Die Saat ist welk, morgen will er „Wasser leiten". Doch früh am folgenden Tage entdeckt er, daß über Nacht der Damm gebrochen und alles Wasser ausgelaufen ist. War eine Stelle des Dammes undicht? Hatte der schwarze Kerl, dem die Bewässerung aufgetragen, den Damm durchstochen, um der Mühe überhoben zu sein, unbekümmert um den Schaden, welchen der Baas dadurch leiden werde? Zur Ausbesserung des Dammes muß er ohne Verzug schreiten, doch ehe die mühsame Arbeit vollendet und der Damm sich wieder gefüllt, ist vielleicht ein großer Teil seiner Saat schon hoffnungslos verdorrt." Angesichts solcher Übelstände kann es nur lobend hervorgehoben werden, daß man jetzt allen Ernstes daran geht, den Wassermangel so viel als möglich zu beseitigen. Man hat Pumpwerke an den Flüssen errichtet, welche das Wasser landeinwärts leiten, und hat auch, wie bereits oben erwähnt wurde (siehe Seite 131), Versuche mit Kanalisierungen in großem Maßstabe unternommen. Auch die Einführung neuer Futterpflanzen, welche nicht viel Wasser erfordern und auch bei großer Dürre noch fortkommen können, wie z. B. der Bucharaklee, ist versucht worden, und die Regierung unterstützt eifrig die darauf gerichteten Bestrebungen der Bauern. Jahrzehnte werden aber noch vergehen, bevor das Kapland die überseeische Einfuhr von Getreide und Mehl wird entbehren können.

Nächst Getreide und Kohle sind heute die Haupteinfuhrartikel: Kleider, Schuhe, Wäsche, Kurz-, Mode- und Galanteriewaren, Waffen und Pulver, Sattler- und Eisenwaren, Musikinstrumente, Möbel, Glas- und Porzellanwaren, Tabak, Zucker, Kaffee, Bier, Kerzen und Seife. Unter den importierten Eisenwaren befinden sich ganze Häuser und Brücken, welche, in ihre leicht zusammensetzbaren Bestandteile zerlegt, aus Amerika kommen. England liefert alle Einfuhrartikel und ist an vielen mit 50 bis 70% beteiligt.

Die Einfuhr deutscher Waren hatte infolge des früher in Deutschland befolgten unheilvollen Grundsatzes „billig, aber schlecht" sehr abgenommen, und das Vorurteil gegen deutsche Waren schwindet nur sehr langsam. Viele deutsche Fabrikanten verkennen immer noch vollständig die Verhältnisse im Kaplande. „Vielfach mag man in Deutschland glauben," heißt es in einem Bericht aus der deutschen Kolonie Pinetown, „Süd-Afrika sei noch ein ganz unkultiviertes Land, oder es befinde sich mindestens noch in den ersten Anfängen der Kulturentwickelung. Wir haben aber unsere unteren, mittleren und höheren Schulen (Gymnasien u. s. w.) wie in Deutschland, unsere Pferdebahnen und elektrische Beleuchtung sogut wie in Berlin, und können hier nur ganz ausgezeichnete Waren gebrauchen. Reparaturen sind hier nämlich so teuer, daß man z. B. Schuhe, Kleider u. s. w. nie flicken läßt, sondern lieber neue kauft; ebenso geht es mit den Werkzeugen für Haus- und Feldgebrauch. Gern werden deshalb hohe, sehr hohe Preise gezahlt, aber nur für gute und dauerhafte Ware, da namentlich Kleiderwaren hier mehr zu leiden haben und sich demgemäß schneller abnutzen als in Europa." Die Engländer lassen sich ihre Waren so gut bezahlen, daß sie mindestens 100 Prozent verdienen, aber sie liefern dafür auch eine reelle, gute Ware, und das kaufende Publikum am Kap zahlt daher gern den für dieselbe verlangten hohen Preis. Ein anderer, dem deutschen Exporteur früher

allgemein gemachter Vorwurf, der nun glücklicherweise auch an Berechtigung zu verlieren beginnt, die schlechte Verpackung der Waren, war auch am Kap ein bedeutendes Hindernis für den deutschen Import. Aus dem obengenannten Bericht können wir ersehen, wie es früher zuging: „Eine bedeutende deutsche Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen sandte trotz der ihr vorher zugegangenen Bitte des hiesigen Abnehmers um Holzverpackung und trotz des von demselben gemachten Anerbietens, die Kosten dieser Holzverpackung tragen zu wollen, eine Dreschmaschine nur in Leinwandverpackung! Man muß gesehen haben, wie auf den Schiffen mit Kisten umgegangen wird, um den Wahnsinn einer solchen Verpackung ermessen zu können. Natürlich kam die Maschine zerbrochen an! In einem andern Falle waren zu einem Windmotor, der, nebenbei gesagt, ebenfalls zerbrochen anlangte, die erforderlichen Zeichnungen nicht eingesandt worden; dieselben wurden auch trotz aller Bitten nicht nachgesandt." Ein solches Vorgehen deutscher Fabrikanten hatte selbstverständlich zur Folge, daß



Der große Fischfluß.

der einmal so gut bediente Käufer sich hütete, noch einmal Lehrgeld zu zahlen, und auch andere vor deutschen Firmen warnte. Spät aber doch hat man in Deutschland seinen Fehler eingesehen und sucht den verlorenen Boden wiederzugewinnen, aber trotz aller Reellität und Coulanz, deren man sich jetzt befleißigt, ist das einmal verlorene Vertrauen nicht leicht wiederzugewinnen. Die schlechten Eigenschaften der deutschen Ware hatten am Kap bereits ein Sprichwort ins Leben gerufen, welches lautete: „Man kann von Deutschland nur einmal kaufen", und dieses wird wahrscheinlich die Zustände, denen es sein Entstehen verdankt, überleben.

Von allen deutschen Importartikeln hat sich bloß einer allezeit siegreich behauptet, obwohl auch er seinem englischen Konkurrenten an Qualität nachsteht: das deutsche Bier. Dieses hat seinen Erfolg jedoch durchaus nicht seiner Güte zu verdanken, sondern nur dem Umstande, daß bei der großen Hitze am Kap englisches Ale und Porter zu schwere Getränke sind. Der Wassermangel zwingt, seine Zuflucht zu einem andern

Getränk zu nehmen und da ist das verhältnismäßig leichte deutsche Bier gerade recht. Man zahlt für deutsche Biere denselben Preis wie für englische, je nach den Verhältnissen 2 s 5 d bis 3 s, aber das Publikum zahlt diesen Preis gern, da das Bier seinen Zweck vollauf erfüllt. Unvorteilhaft voll die Gewohnheit der deutschen Exporteure sein, ihre Biere unter daheim gebräuchlichen Namen, wie „Felsenbier", „Lagerbier" u. s. w. einzuführen. Dieselben bereiten dem Nichtdeutschen Schwierigkeiten, er merkt sich die Namen nicht leicht, während er eine bezeichnende Marke, welche das Bier führt, leicht behält und dann stets „Elefant", „Adler" oder dergleichen verlangt.

Auf die Einfuhr übt die Abneigung der holländischen Bauern gegen alles Englische einen großen Einfluß aus. Aus Haß gegen England kauft der Bauer nichts, was englischen Ursprungs ist, und giebt stets der fremden Ware den Vorzug, da aber er und noch mehr seine Frau, namentlich wenn sie in die Stadt

Bärenpavian.

kommen, viel aufgeben lassen und die Frau auch gern in ihrer Kleidung und ihrem Schmuck bei solchen Gelegenheiten großen Aufwand entwickelt, ist der Ausfall, der dadurch dem englischen Import erwächst, kein geringer. Auch deutsche Importeure haben sich diesen Rassenhaß bereits zu nutze gemacht und sich unter den Bauern schätzenswerte Konsumenten erworben. Der deutsche Handel macht seit einigen Jahren im Kapland sehr erfreuliche Fortschritte, aber England dominiert immer noch so sehr, daß auf dasselbe im Jahre 1881 nicht weniger als 77% der Gesamteinfuhr entfielen, wobei jedoch hauptsächlich die tiefer im Innern gelegenen Gebiete in Betracht kommen, denn je tiefer man ins Innere vordringt, desto mehr sieht man alle nicht englischen Erzeugnisse schwinden und England den Markt beherrschen.

Deutschland nimmt gegenwärtig an den einzelnen Einfuhren einen Anteil von 5, beziehungsweise 10 bis 15%. Es liefert vorzugsweise Bier aus der Tivoli Brauerei in Berlin und von Blackhorse in Augs-

burg), Weine (fast ausschließlich von englischen Firmen eingeführt), Zucker (drops?), Spirituosen, Tabak, Fleischkonserven (wahrscheinlich Gothaer Wurst), Kerzen, Chemikalien, Musikinstrumente, Möbel, Kurzwaren, Waffen u. s. w. Ein großer Teil der unter englischer Firma kommenden Einfuhrartikel stammt aus Deutschland, und die hohe Einfuhrziffer Englands würde sich bedeutend verringern, wenn alle Waren auf ihren Ursprung geprüft würden. In manchen Artikeln ist England nur Agent deutscher und anderer fremdländischer Firmen, aber diese Artikel stehen in den Einfuhrlisten doch unter der Rubrik England. So entfallen z. B. von der Biereinfuhr allein 99% auf England, aber diese schrumpfen auf etwa 70% zusammen, sobald man den Erzeuger des Bieres berücksichtigt, und auf Deutschland allein entfallen 10%. Dasselbe Verhältnis ist inbezug auf Leder- und Sattlerwaren, Wein u. s. w. nachweisbar, an deren Einfuhr England mit 98 bis 99% beteiligt ist, aber doch nur 50% selbst erzeugt.

Ähnliche Verhältnisse wie bei der Einfuhr finden wir bei der Ausfuhr. Auch inbezug auf diese steht England in allen Artikeln obenan und liefert mit seinen 93% Ausfuhranteil den Beweis für den von den Gegnern der Kolonialpolitik hartnäckig bestrittene Behauptung, daß der Handel einer Kolonie in erster Reihe dem Mutterland sich zuwende. Das Kapland kann umsomehr als Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung angeführt werden, als die Mehrzahl seiner Bevölkerung nicht englischer Abstammung ist. Trotzdem und trotz der Abneigung der holländischen Bauern gegen alles Englische hat England den weitaus größern Teil der Ausfuhr sowohl als der Einfuhr in seine Hände gebracht und beherrscht noch immer den Markt vollständig, trotz aller Anstrengungen der Konkurrenz.

Von den Bodenerzeugnissen des Kaplandes wird nur eines ausgeführt: der Wein. Das Kap liefert einen feurigen Tischwein, der auch als Stärkungsmittel für Kranke verwendet wird und sich sehr gut zum Verschneiden deutscher Weine eignet. Man unterscheidet 4 Sorten: 1) Hock, einen leichten Weißwein, unserem Rheinwein ähnlich, 2) Pontac, einen kräftigen Rotwein, 3) Sherry, einen dem Madeira oder dem spanischen Sherry ähnlichen schweren und feurigen Wein von dunkelgelber Färbung, und 4) Constantia, einen dunkelgelben oder roten, sehr süßen Wein. Die Kapweine sind in Europa noch nicht so eingebürgert, wie sie es infolge ihrer guten Qualität sein könnten, aber die Ausfuhr, welche 1883 schon 75 128 Gallonen (à 4,54 l) betrug, ist stetig im Steigen. Je nach der Qualität werden in Kapstadt für ein half-aume von 15 Gallonen (exkl. Gebinde) folgende Preise gezahlt: für Hock 45 bis 50 s, für Pontac 60 bis 70, für Sherry 80 bis 100, für Constantia 90 bis 110. Die mit Wein bepflanzte Fläche ist noch sehr klein, und der Weinbau beschränkt sich auf die nächste Umgebung der Kapstadt (von wo auch die Sorte Constantia kömmt) und den westlichen Teil der Kolonie.

Eine wichtigere Rolle als die Bodenerzeugnisse spielen in der Ausfuhr des Kaplandes die Erzeugnisse der Viehzucht. Obenan steht die Schafwolle, inbezug auf welche jedoch in letzter Zeit viele Klagen laut werden. Die anhaltende Dürre der letzten Jahre war hieran hauptsächlich schuld, da die Schafe nicht genügendes Futter fanden, aber die Züchter haben auch unterlassen, ihre Herden mit neuem Blut zu kreuzen, was bekanntlich stets eine Verschlechterung der Qualität der Wolle zur Folge hat. Die Zahl der Farmer, welche neue Rassen einzuführen und die Schafzucht zu heben suchen, ist jedoch schon in erfreulichem Steigen begriffen, und da nun auch die langjährige Dürre überstanden zu sein scheint, läßt sich hoffen, daß die Schafzucht bald größern Gewinn abwerfen wird. In der letzten Zeit waren die Preise der Kapwolle auf dem Londoner Markte zuweilen so gedrückt, daß die Exporthäuser am Kap die Ausfuhr vollständig einstellten und die von den Farmern erworbene Wolle lieber in Kapstadt lagern ließen. Der weitaus größere Teil der vom Kapland exportierten Wolle geht nach England; die nächstgrößeren Posten beziehen die Vereinigten Staaten und Kanada. Deutschland, welches ein bedeutender Wollkonsument ist, bezieht doch fast gar nicht direkt vom Kap, sondern deckt seinen Bedarf noch immer in London. In Angorahaar, dessen Ausfuhr seit der vor einigen Jahren bewirkten Einführung der kleinasiatischen Angoraziege rasch von 4000 (engl.) Zentnern im Jahre 1870 auf 50 000 Zentner im Jahre 1881 gestiegen ist, beherrscht London den Markt vollständig und

bezieht allein die ganze Produktion der Kapkolonie. Die gesammte Wollausfuhr der Kolonie betrug in den Jahren

1860	231 727	engl. Zentner
1870	372 852	„
1881	427 702	„
1882	377 670	„
1883	344 440	„

Nach diesen Zahlen scheint seit 1881 ein bedeutender Rückgang in der Wollausfuhr eingetreten zu sein, derselbe trifft aber nur die Zahl der Zentner und nicht die Geldsumme der Ausfuhr, da namentlich 1882 geringere Sorten in großer Menge ausgeführt wurden. Im Jahre 1883 sind bessere Sorten in so großer Zahl ausgeführt worden, daß die frühere Werthöhe bis auf eine geringe Differenz erreicht wurde.

Die Ausfuhr der Felle, der Schaf- und Ziegenhäute zeigt von 1882 zu 1883 eine Steigerung sowohl inbezug auf die Stückzahl, als auf den Wert. Im Jahre 1882 wurden 110 562 Felle im Werte von 115 858 Mark, 1883 aber 142 945 Felle im Werte von 164 120 Mark ausgeführt, ferner 5 544 562 Schaf- und Ziegenhäute im Werte von 707 872 Mark gegen 5 101 824 im Werte von 690 870 Mark im Jahre 1882.

Bedeutend ist die Ausfuhr der Straußenfedern gestiegen, und die Straußenzucht entwickelt sich immer mehr. In mehreren Städten der Kapkolonie, z. B. in Port Elizabeth, Grahamstown, Cradock u. s. w. finden allwöchentlich am Sonnabend Straußenfedermärkte statt, auf welchen auch die Tiere selbst zum Verkauf kommen. Die Straußenzucht, deren Einführung die Kapkolonie einem Deutschen verdankt, und der Straußenfedernhandel beschäftigen heute tausende von Händen. Fünf Jahre nach der Einführung dieser Zucht 1865 gab es in der Kapkolonie erst 80 Strauße, zehn weitere Jahre später war ihre Zahl bereits auf 21 751 gestiegen, und heute schätzt man sie auf mehr als 100 000! In gleicher Weise stieg in derselben Zeit die Ausfuhr der Straußenfedern. Dieselbe betrug in runden Zahlen

im Jahre	1850	. . .	8 Zentner	im Jahre	1878	. . .	812 Zentner
„ „	1860	. . .	25 „	„ „	1879	. . .	960 „
„ „	1870	. . .	288 „	„ „	1880	. . .	1630 „
„ „	1875	. . .	500 „	„ „	1881	. . .	1950 „
„ „	1876	. . .	600 „	„ „	1882	. . .	2540 „
„ „	1877	. . .	655 „	„ „	1883	. . .	2472 „

Trotzdem man jetzt die Zucht der Strauße auf solche Gebiete zu beschränken sucht, in welchen sie nicht künstlich gefüttert werden müssen und ihre Zucht weniger Mühe und Kosten verursacht, beträgt der Wert der ausgeführten Federn immer noch etwa 24 Millionen Mark jährlich. Als Modeartikel sind die Straußenfedern selbstverständlich großen Preisschwankungen unterworfen, und diese haben wesentlich dazu beigetragen, daß die Straußenzucht in allen Gegenden abnimmt, in denen die künstliche Fütterung und das Hüten der Tiere unvermeidlich ist. Da die Göttin Mode die Straußenfedern nicht so unter ihren mächtigen Schutz nahm wie in früheren Jahren, ist 1883 nicht nur die Ausfuhr eine geringere gewesen als im Vorjahr, sondern es ist auch auf dem Londoner Markte der Preis der Federn bedeutend gesunken. Die Ausfuhr des Jahres 1883 von rund 2472 Pfund hatte nur einen Wert von 18 627 600 Mark gegenüber 21 870 780 Mark der rund 2540 Pfund betragenden Ausfuhr des Jahres 1882. Die Straußenzucht ist übrigens noch einer großen Ausdehnung fähig, auch dann, wenn die künstliche Fütterung vollständig aufgegeben würde, da der Distrikte, in denen diese entbehrt werden kann, noch sehr viele sind, sodaß, wenn wieder ein gesteigerter Bedarf von Straußenfedern eintritt, die Zahl der gezüchteten Tiere leicht bedeutend sich vermehren läßt. In neuerer Zeit hat man auch angefangen, die Strauße selbst zu exportieren. Ihr Bestimmungsort ist Indien, wo man die Straußenzucht ebenfalls einzuführen sucht.

Die Federn zahmer Strauße, welche in mehr oder minder enger Umzäunung gehalten werden, sind nie so schön wie jene der wilden. Es war deshalb mehrfach die Idee angeregt worden, jene Eingeborenenstämme, in deren Gebiet die Strauße noch massenhaft in wildem Zustande vorkommen, die Betschuanen, die Matabele u. s. w. anzuregen, die von Straußen bevölkerten Strecken auf mehrere Meilen hin zu umzäunen. Die Tiere befänden sich dann in einem meist mit Niederwald bestandenen Raum in einer Gefangenschaft, welche thatsächlich der Freiheit gleichkäme. Da sie sich auf einem weiten Gebiet bewegen könnten, würden sie von den Entozoa-Parasiten verschont bleiben, welche häufig den frühen Tod zahmer Strauße herbeiführen, und sie würden doch ein Gefieder behalten, welches jenem der in voller Freiheit lebenden vollkommen gleich käme. Dieser Plan ist zwar in dem hier angegebenen Umfange nicht zur Ausführung gelangt, aber die Besitzer der großen Straußenzüchtereien haben wenigstens zu erreichen gesucht, was sich erreichen ließ.

Man züchtet jetzt die Strauße auf großen eingehegten Flächen, wo sie bis zu dem Tage, an dem man ihnen ihre Federn abnimmt, ziemlich unbelästigt bleiben. Die Tiere gewöhnen sich da zwar allmählich an den Menschen, aber ihre große Scheu verursacht dem Züchter doch häufig Verluste. Ein erschreckter Vogel schießt wie toll in der Hürde umher und rast gewöhnlich solange, bis er den Fuß bricht. Interessant ist die Prozedur, durch welche die Tiere ihrer Federn beraubt werden. Man hat sie in einen engumgrenzten Raum zusammengetrieben, in welchem eins dicht neben dem andern steht, und wo sich nur ein Ausgang befindet, gerade groß genug, um einen einzigen Strauß durchzulassen. Sobald dieser den Ausgang passiert hat, befindet er sich in einem schmalen Gang, dessen Wände bis zu seinen Flügeln reichen. Vor ihm und hinter ihm wird der Gang geschlossen, sodaß das Tier in einem Kasten gefangen ist, und gleichzeitig wirft man ihm eine Decke über den Kopf. Der Strauß sucht sich durch Schlagen mit den Flügeln zu befreien, bringt aber dadurch nur diese in die Lage, welche zum bequemen Ausziehen der Federn nötig ist. Letzteres bereitet ihm, nebenbei gesagt, nicht mehr Schmerzen, als uns der Verlust eines Haares, und sobald er seines Schmuckes beraubt ist, öffnet sich die vordere Thür und man giebt ihm die Freiheit wieder, um einen andern Strauß in den Käfig einzulassen.

Ein anderer Artikel, der in der Ausfuhr Afrikas eine große Rolle spielt, das Elfenbein, ist in der Ausfuhr des Kaplandes nur mit kleinen Beträgen vertreten. Von 52 000 Kilogramm ist infolge der Ausrottung des Elefanten im nächsten Binnenlande die Elfenbeinausfuhr auf etwa 29 000 Kilogramm jährlich im Werte von einer halben Million Mark herabgesunken.[64])

Viel höher beziffert sich die Ausfuhr, welche das Kapland dem Bergbau verdankt, ganz abgesehen von dem hohen Betrag der Diamantenausfuhr. Obenan unter den Bergbauerzeugnissen steht das Kupfer. Im Jahre 1852 eröffnete die Cape Copper Mining Company in Klein-Namaqualand die Kupferminen Gokiep, Springfontein und Spectakel, welche bis heute die bedeutendsten im Kapland geblieben sind. Der Prozentsatz der Erze beträgt 52 bis 55. Im Jahre 1883 wurden 22 705 Tons Kupfererz im Werte von 9 082 260 Mark gegen 19 669 Tons und 7 880 640 Mark im Vorjahr ausgeführt. Seit dem Jahre 1870 hat sich die Ausfuhr (damals etwa 7300 Tons) mehr als verdreifacht. Außer Kupfer liefert der Bergbau noch Mangan-Erz zum Export. Dasselbe wird im südwestlichen Teil des Kaplandes gewonnen, seine Ausfuhr ist aber noch unbedeutend (etwa 11 Tons im Jahre 1881). Die im Lande reichlich vorhandene Kohle deckt, wie schon oben erwähnt, infolge geringer Ausbeutung der Kohlenlager noch lange nicht den inländischen Bedarf und gelangt nicht zur Ausfuhr. Gold kommt nur als Transitgut zur Ausfuhr, da Goldlager bisher nur in Transvaal und den unabhängigen Kafferngebieten, aber nicht in der Kapkolonie gefunden wurden.

Die Seefischerei beschäftigt eine zahlreiche Fischerbevölkerung an den Küsten des Kaplandes, welche über nahezu 300 Boote verfügt. Trotz des starken Konsums im Inlande wurden 1881 noch getrocknete Fische im Werte von mehr als 680 000 Mark ausgeführt.

[64]) Siehe den Vortrag des Herrn W. Westendarp: Über den Elfenbeinreichtum Afrikas.

Zulu treiben Herden durch einen Fluß.

Die Kaufmannswelt des Kaplandes hat in der letzten Zeit schlimme Jahre überstehen müssen. Der Krach, welcher auf die Periode des Diamantenminenschwindels folgte, und die lang anhaltende Dürre wirkten auch auf die großen Handelsfirmen ein und hatten viele Zahlungseinstellungen im Gefolge. Die Engrosgeschäfte und Banken rissen den Kleinhändler, den Farmer und Handwerker mit ins Verderben, und es folgte dem Fallissement einer bedeutenden Firma stets noch der Zusammenbruch mehrerer kleiner Geschäfte. „Die von dem großen Hause in den verschiedenen Landplätzen eingesetzten und durch Kredit, Waren und selbst Geld zum Einkauf von Wolle und Straußenfedern unterstützten Krämer wurden gepreßt, Geld zu schaffen und ihren Verpflichtungen nachzukommen. Geld hatten diese nun nicht, dafür aber die Farmer als Schuldner für große Summen, die manchmal Jahre gestundet waren und nur gelegentlich nach der Wollernte durch die in Zahlung gegebene Wolle verringert wurden. Die Farmer hatten aber schon lange kein Geld, da sie dasselbe teilweise in den Ankauf von Straußvögeln gesteckt hatten, um sich durch Zucht derselben eine bequemere und lohnendere Beschäftigung als den Landbau zu schaffen — aber auch keine Produkte, die sie an Geldesstatt geben konnten. Der Landbau war vernachlässigt, wie auch die Schafzucht, und die Ergebnisse nicht nennenswert; dazu entstand infolge einer anhaltenden Dürre ein beträchtlicher Verlust von Schafen und Ochsen, da diese nicht genügend Futter fanden; selbst der Preis von Straußenfedern war infolge einer Modeänderung erheblich gewichen, sodaß die Straußvögel sich nicht mehr wie früher bezahlt machten — also die Antwort des um Geld gedrängten Farmers lautete: „Ich habe nichts!“ Es kam nun eine böse Zeit! Die Besitztümer der Farmer wurden, nachdem diese ihr Unvermögen zu zahlen erklärt hatten, zu niedrigen Beträgen verkauft, da sie in Menge auf den Markt kamen und nur wenig Käufer vorhanden waren, die ihr Geld darin anlegten. Das Wenige, das der Krämer erhielt, lieferte er an sein Haus ab, aber sein Geschäft konnte er größtenteils nicht weiter führen, da er entweder selbst fallierte, oder es ihm doch an Kredit für weiter hinaus fehlte. Das große Haus, das in den Jahren des Diamantenfiebers über den Bedarf hinaus seine Lager mit Waren vollgestopft hatte, mußte an den Verkauf derselben zu Schleuderpreisen gehen, um zu räumen und alles zu Geld zu machen, und dies verdarb jedes reguläre Geschäft.“ [65]) Das Jahr 1883 allein brachte 1102 Fallimente mit der stattlichen Summe von etwa 55 Millionen Mark, nachdem 1882 schon 994 Fallimente mit einer Schuldensumme von etwa 30 Millionen Mark stattgefunden und auch das Jahr 1881 keine geringe Zahl (380) Fallimente aufzuweisen hatte. Die Banken vermochten in der allgemeinen Not keine Hilfe zu bieten, da auch sie durch die vielen Fallimente erschüttert waren, und ebensowenig war auf auswärtige Hilfe zu hoffen. England verhielt sich sehr zurückhaltend, da das Vertrauen der englischen Geschäftswelt erschüttert war und dieselbe glaubte, daß es nun mit allen glänzenden Aussichten der Kolonie vorbei sei.

Selbstverständlich verminderten sich auch die Einnahmen der Kapregierung. Die Ausfuhr erhielt sich zwar ziemlich auf derselben Höhe, aber die Einfuhr sank rasch von Jahr zu Jahr, da der Markt mit Waren überfüllt und die Kauflust gesunken war. Von 171 654 040 Mark im Jahre 1882 sank die Einfuhr in einem einzigen Jahre auf 111 205 880 Mark, also um 60 448 160 Mark! Die Steuereinnahmen verminderten sich in dieser Zeit um 6 229 560 Mark, und gegen das Jahr 1881 sogar um 6 564 900 Mark, da die Einfuhrsteuern in den Jahren 1881, 1882 und 1883 der Kapregierung 25 784 500, beziehungsweise 25 449 160 und 19 219 600 Mark einbrachten. Besonders schwer wurden durch den Handelsniedergang die Häfen der Ostprovinz betroffen, in welchen wie z. B. in Port Elizabeth und East London die Differenz der Einfuhrsteuern 30 bis 35 % betrug, während sie z. B. in Kapstadt nur 19 % erreichte.

Die Mittel, durch welche man der Kalamität abzuhelfen suchte, sind kaum die richtigen. Eine Erhöhung der Einfuhrzölle, durch welche man das Land in wirtschaftlicher Beziehung von Europa unabhängig zu machen und eine eigene Industrie ins Leben zu rufen hofft, kann bei den eigenartigen Verhältnissen des Kaplandes nicht helfen. Das Defizit in den Regierungskassen wird dadurch nicht beseitigt, der höchste Erfolg, den die

[65]) Bericht aus Kapstadt im „Export“, 1884, Nr. 39, Seite 607.

Maßregel erzielen kann, ist ein besseres Gedeihen jener Industrieen, welche bereits vorhanden sind, aber neue werden dadurch ebenso wenig ins Leben gerufen, als die Zolleinnahmen erhöht.[6] Die holländische Bevölkerung, welche nun auch die Majorität im Parlament erlangt hat, ist und bleibt der Hemmschuh jeden Aufschwungs. Die „Dutchmen" besitzen keinen Unternehmungsgeist und haben wenig Bedürfnisse. Wenn die Waren infolge der höheren Zölle teuerer werden, kaufen sie eben weniger, und so kann eine Erhöhung der Zölle zwar noch eine Verminderung der Einnahmen aus denselben, niemals aber eine Vermehrung derselben zur Folge haben. Den Dutchbauern aber sind Schutzzölle gerade recht, weil sie ihnen die gefürchtete Konkurrenz fern halten und ihnen ermöglichen, nach wie vor in ihrem dolce far niente dahinzuleben.

Man hofft im Kapland auch noch immer auf die Entdeckung neuer Diamantenfelder, welche dem Lande einen neuen Einwandererstrom zuführen würden, und glaubt auch, daß die Erleichterung des Verkehrs durch eine Eisenbahn von den Diamantenfeldern zur Ostküste den Diamantenhandel wieder beleben werde, aber einen dauernden Aufschwung der Kolonie und die Schaffung gesunder Verhältnisse kann man nur von der Hebung der Landwirtschaft erwarten. Um eine Industrie zur Blüte zu bringen, ist die Bevölkerung des Kaplandes zu dünn gesäet, es fehlt jedoch auch noch, um von einer gedeihlichen Landwirtschaft sprechen zu können, die nötige Anzahl von Kleinfarmern, welche nach dem Beispiel der deutschen Kolonisten bei King Williamstown u. s. w. den Boden besser ausnutzen würden. Eine Masseneinwanderung würde Abhilfe bringen, und von Deutschland aus ließe sich eine solche nach dem Kap leiten, aber man hat dort, und ganz besonders in neuerer Zeit nach den deutschen Erwerbungen in Groß-Namaland, große Scheu vor den Deutschen und möchte die deutsche Bevölkerung nicht zu sehr erstarken lassen, obwohl man einsieht, welchen großen Nutzen sie dem Lande bietet. Die englische und die Kapregierung haben zwar eine Zeitlang die Einwanderung von Arbeitern und Dienstboten unterstützt, indem sie dieselben zu $\frac{1}{3}$ des Fahrpreises von Europa nach dem Kap beförderten und die übrigen $\frac{2}{3}$ zu gleichen Teilen selbst erlegten, aber dadurch wurde das Land bloß mit einer übergroßen Menge Beschäftigungsloser überschwemmt und der Nutzen stand in keinem Verhältnis zu den Kosten. Es kamen auf diese Weise mehr Leute dieser Kategorie ans Kap, als dort verwendet werden konnten, und die meisten sahen sich gezwungen, heimzukehren, ohne Beschäftigung gefunden zu haben.

Von der „Dutch"-Majorität im Kap Parlament ist nun allerdings nicht zu erwarten, daß sie Reformen einführen werde, durch welche die wirtschaftliche Lage des Landes gebessert würde. Ihr Mangel an Unternehmungsgeist und Intelligenz wird mit Recht als ein Unglück für das Land bezeichnet, umsomehr, als auch unter den englischen Großfarmern z. B. Leute nicht selten sind, welche nach einer guten Ernte solange kein Getreide anbauen, als ihre Vorräte für den Hausbedarf reichen, oder solche, welche sagen: „Wenn wir viel Getreide bauen, so wird dasselbe zu billig, und es kommt nicht viel dabei heraus." So bleibt das aus Amerika und Australien importierte Getreide nach wie vor unentbehrlich, und die Getreidepreise behaupten sich auf ihrer Höhe.

Über mangelhafte Verkehrsmittel hört man zwar noch viel klagen, aber diese Klage wird von Jahr zu Jahr hinfälliger. Die Eisenbahnlinien haben bereits eine ansehnliche Ausdehnung erlangt. Im Jahre 1859 wurde der Bau der ersten, etwa 90 Kilometer langen Strecke von Kapstadt nach Wellington begonnen und schon im folgenden Jahre der Betrieb einer Teilstrecke eröffnet. Bald darauf wurde Kapstadt mit Wijnberg durch eine Eisenbahn verbunden, aber erst nach der Entdeckung der Diamantenminen dachte man daran, größere Eisenbahnlinien in Angriff zu nehmen. Seitdem hat sich das Eisenbahnnetz so vervollkommnet, daß das Kapland Ende 1884 schon 2558 Kilometer in Betrieb hatte, wovon mehr als die Hälfte (etwa 1550) während der beiden letzten Jahre entstanden war. Obwohl das Eisenbahnnetz des Kaplandes noch sehr weit

[6] Die Schutzzölle trafen einzelne Einfuhrartikel ziemlich schwer. Die Steuer für Spirituosen stieg von 8 s. 3 d. auf 12 s., für Bier von 4 d. auf 1 s. 3 d., für Tabak von 9 d., beziehungsweise 1 s. 6 d. (unverarbeitet oder verarbeitet) auf 1 s., beziehungsweise 2 s. für Zigarren von 3 s. auf 4 s. u. s. w. Für Schuhe zahlte man früher 10 Pfund Zoll pro 100 Pfund Wert jetzt für das Dutzend Männerschuhe 8 s. für Streichhölzer früher pro Groß etwa 2 d., jetzt 4 bis 8 s.

hinter jenem mitteleuropäischer Länder zurücksteht, so ist es doch verhältnismäßig ziemlich gut entwickelt und kommt sogar jenem Rußlands nahe, da in diesem 49, im Kapland (ungerechnet die neuen Erwerbungen im Betschuanaland 41 Kilometer Eisenbahn auf 10000 □ Kilometer Landfläche entfallen. Alle Eisenbahnen des Kaplandes, mit Ausnahme der von Port Nolloth in das Kupferminengebiet bei Gokiep in Klein-Namaqualand führenden, sind Staatsbahnen. Auch im Jahre 1885 sind die Eisenbahnlinien vermehrt worden, und man dürfte in der nächsten Zeit den Eisenbahnbau mit Macht betreiben, da man die deutsche Konkurrenz in Lüderitzland fürchtet und derselben zuvorzukommen sucht. Zunächst wird die nach den Diamantenfeldern führende Bahn von Hopetown bis Kimberley verlängert, um das Betschuanenland, in dem man der Ausdehnung des deutschen Einflusses nach dem Innern eine Grenze gezogen hat, der Kapstadt näher zu rücken.[67])

In gleicher Weise wie das Eisenbahnnetz ist das Telegraphennetz gewachsen. Von 1874 bis 1882 vermehrte sich die Zahl der Linien auf das $5^1/_2$fache, die Zahl der Drähte auf das $7^1/_3$fache, die Zahl der Bureaux auf das 6fache und jene der Telegramme auf das 14fache.[68]) Die folgende Tabelle giebt eine Übersicht des Wachstums des Telegraphenwesens in dem genannten Zeitraum:

	Länge der Linien km	Länge der Drähte km	Zahl der Bureaux	Zahl der Telegramme
1874	1512	1512	22	45 534
1875	2624	3264	37	71 210
1876	3349	4282	65	126 719
1877	3920	5047	82	185 114
1878	4341	5720	98	284 763
1879	4341	5720	101	303 068
1880	5024	6564	121	398 277
1881	5216	7256	118	541 549
1882	5546	11 122	128	621 269

Für den Verkehr sind daher bereits große Erleichterungen geschaffen, und obwohl der Warentransport nach den Gebieten im Innern jenseits des Oranje immer noch mit den zahllosen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, welchen man in Inner-Afrika überall begegnet, wo nicht schiffbare Ströme zur Verfügung stehen, so kommt doch auch diesen Gebieten die Erleichterung des Verkehrs innerhalb der Kapkolonie zugute. Die Klage über die Schwierigkeit des Warentransports in Afrika ist so alt wie die Geschichte des Landes, aber man hat doch noch fast gar nichts gethan, sie zu beseitigen. Eine Menge Projekte sind zwar aufgetaucht, aber obwohl manches derselben Aussicht auf Erfolg bietet, hat man es bisher nicht zu verwirklichen versucht. Es wäre eine große Wohlthat für Süd-Afrika, wenn von Indien als Äquivalent für die dorthin gesandten Strauße der zahme Elefant eingeführt würde, denn dieser Dickhäuter würde in Gegenden, in welchen die gefürchtete Tsetsefliege die Pferdezucht unmöglich macht, eine hohe wirtschaftliche Bedeutung erlangen und zweifellos gut fortkommen, da er ein ihm zusagendes Klima vorfände. Ein anderes Projekt betrifft die Einführung des Dromedars in Süd-Afrika. Die Vorteile, welche der Warentransport mittelst Dromedare vor jenem im Ochsenwagen bietet, sind augenfällig. Ein mit 16 bis 20 Ochsen bespannter Wagen kann mit

[67]) Die Höhe der Kohlenpreise ist die Hauptschwierigkeit, mit der die Bahnen zu kämpfen haben. Nach dem Bericht des Direktors der südafrikanischen Bahnen wurden 1884 für Feuerungsmaterial 1 519 320 Mark verausgabt, gegen 1 550 080 Mark im Jahre 1883. Die Wales-Kohle kostete durchschnittlich per Tonne den Westbahnen 55,11 Mark, den Südbahnen 48,09 Mark, den Ostbahnen 63,11 Mark. Gegen das Vorjahr waren die Preise zurückgegangen, da die Bahnen in jenem 56,82 beziehungsweise 50,70 und 69,40 Mark per Tonne gezahlt hatten. Die Bahnen rentierten infolge dessen nicht besonders. Es waren zwar die Jahreseinnahmen von 18 505 480 Mark auf 19 298 060 Mark gestiegen, während die Ausgaben von 12 988 980 Mark auf 12 748 820 Mark beschränkt wurden, sodaß einem Bruttoertrag von 8924 Mark pro Betriebskilometer eine Bruttoausgabe von 5895 Mark für dieselbe Strecke gegenüberstand, aber das Anlagekapital, welches von 1883 zu 1884 um 32 546 800 Mark (von 209 748 540 auf 242 095 140) erhöht wurde, verzinste sich nur mit 2,7 %.

[68]) Das Telegraphennetz im Kapland. „Export", 1885, Nr. 49, Seite 837.

Kelschwäjo.

Waren im Gewichte von 3000 bis 4000 Pfund beladen werden, sodaß auf ein Zugtier etwa 250 Pfund entfallen. Ein Dromedar trägt dagegen bequem 400 Pfund, und wenn die zurückzulegende Strecke nicht groß ist, kann man seine Last auch auf 600 Pfund erhöhen. Es trägt also 100% mehr als ein Zugochse fortbewegt, verursacht ferner nicht so viel Mühe, wie ein Ochsenwagen, beansprucht weniger Sorge für seinen Unterhalt als die Zugtiere, und ist namentlich in solchen Gegenden, in welchen Dickicht, Mimosen und Akazienwälder dem Wagen eine undurchdringliche Schranke gegenüberstellen, von unschätzbarem Wert. Während man für den Wagen erst mühsam mit der Axt einen Weg bahnen müßte, brechen sich die Dromedare, eins hinter dem andern schreitend, selbst einen Weg durch das Dickicht.[69]

Die Schwierigkeiten, mit denen der Verkehr mit dem Innern des Kaplandes zu kämpfen hat, entfallen völlig beim überseeischen Verkehr, obwohl auch für diesen nur ein Teil der Küste günstig ist. Dieselbe Küstenbildung, welche wir bereits auf der Strecke vom Kap Frio bis zum Oranje kennen lernten, finden wir auch südlich von dem Flusse, welcher unser Schutzgebiet von der Kapkolonie scheidet. Ein vegetationsloser, flacher, mit Klippen umsäumter Strand zieht sich vom Oranje nach Süd-Ost, und erst wenn man sich der Südspitze des Erdteils nähert, beginnt die Küste bergig zu werden und an die Stelle der starren Küstenlinie einige Gliederung zu treten. Vorbei an der St. Helena- und der Saldanha-Bai, welche letztere nicht nur einer der größten, sondern auch einer der sichersten Seehäfen der Erde ist, aber leider in der Nähe der Küste kein Trinkwasser besitzt, erreichen wir die Tafelbai, und jenseits der 3 Meilen langen, aber nur 1½ Meilen breiten Halbinsel, welche diese von der False-Bai scheidet, reiht sich in rascher Folge ein Hafen an den andern. Dort liegen die Walker-, Struis-, S. Sebastian-, Fisch-, Mossel- und Plettenberg-Bai, an der Küste des östlichen Teiles der Kapkolonie die St. Francis- und die Algoa-Bai, der größte Hafen am Ostende Süd-Afrikas, und noch viele kleinere Häfen. Von der Algoa-Bai zieht sich die Küste nach Nord-Ost, eingefaßt von bewaldeten Felsen, zwischen denen zahlreiche Flüsse sich einen Weg zum Meere gebahnt haben, aber auf dieser Strecke fehlen gute Häfen, und die Küste wird durch die heftige Brandung zu einer der gefahrvollsten Afrikas. Erst weiter nordwärts die Lucia-Bai bietet Schiffen genügenden Schutz.

Die vielen Häfen würden eine weit größere Bedeutung für das Land haben, wenn sie durch Eisenbahnen und gute Straßen mit dem Innern verbunden wären. Solche sind für das Kapland eine umso dringendere Notwendigkeit, als demselben schiffbare Flüsse fehlen. Die einen haben ein seichtes Bette, die anderen sind nur auf kleinen Strecken und nur kurze Zeit schiffbar und dann ihre reißende Strömung schwer zu überwinden. Der bedeutendste unter den Flüssen des Kaplandes ist der Oranje (oder Kai Garib oder Große Fluß), der durch die Vereinigung der beiden Quellflüsse Nu-Garib und Vaal (Hai-Garib, Gelbe Fluß)

[69] Noch eine Verwendung des Dromedars, die es für Süd-Afrika empfiehlt, verdient Erwähnung, die Verwendung zu Post- und Kurierdiensten und überhaupt als schnelles Reit- und Reisetier. Obwohl sich die gewöhnlichen Rassen des Dromedars durchaus nicht durch besondere Schnelligkeit auszeichnen, so züchten doch in Nord-Afrika sowohl als in Arabien die Nomadenstämme eine besondere Art, das „Reitdromedar", das sich durch leichten Bau, sanften Gang und große Schnelligkeit auszeichnet und deshalb das bevorzugte Reittier der Beduinen bildet, das oft dem Pferde vorgezogen wird. Man kann sich kein ausgezeichneteres und für die Wüsten und Steppen Afrikas passenderes Reittier denken, als ein gutes Reitkamel, und jeder, der einmal ein solches Tier auf langen und ermüdenden Reisen benutzte, wird es jedem andern Reittier unbedingt vorziehen. Ein gutes Reitdromedar geht nur im Trabe und legt in dieser Gangart per Stunde fünf englische Meilen, — den Tag zu acht Reisestunden gerechnet, 40 englische Meilen pro Tag zurück, und trägt dabei außer dem Mundvorrat für den Reiter etwas Gepäck, Waffen, Munition, auch noch einen kleinen Schlauch mit Wasser, der ungefähr vier Tage reicht. Auf diese Weise lassen sich 10 bis 14 Tagemärsche ohne Ermüdung des Tieres zurücklegen, vorausgesetzt, das letzteres unterwegs auf den Halteplätzen Futter findet und regelmäßig getränkt wird. Auf kurze Strecken läßt sich die Schnelligkeit natürlich noch bedeutend steigern, und so können mit guten Tieren 60, 80, ja auch bis 100 englische Meilen in 24 Stunden zurückgelegt werden. Dabei ist der Gang eines guten Reitdromedars für den Reiter durchaus nicht ermüdend, sondern der lange, wiegende Trab des Tieres ist angenehmer als jede andere Gangart. Für südafrikanische Verhältnisse dürfte sich deshalb auch die Einführung guter Reitdromedare zur schnellen Beförderung der Post, zum Befördern dringender Botschaften, zur schnellen Verbindung mit entlegenen Stationen, überhaupt zum bequemen Reisen sehr empfehlen und vor der jetzt üblichen Methode der Beförderung manche Vorteile haben. — Josef Menges, Die Einführung des Dromedars in Süd-Afrika. Deutsche Kolonial-Zeitung, 1885, 21. Heft, Seite 682.

entsteht. Sowohl die Quellflüsse als der Hauptstrom nehmen eine Menge Gewässer in sich auf, der Vaal nebst vielen kleineren den Hart River und Modder, der Nu Garib, der aus der Vereinigung des Caledon und Noka Sinku entsteht, viele kleine Zuflüsse, der Hauptstrom den Großen Brak und den Großen Hartebeest auf dem linken den Kuruman Molopo und Nosob, den Kaikaab, den Großen Fischfluß u. s. w. auf dem rechten Ufer. Ein Blick auf die Karte zeigt uns aber, daß ein großer Teil dieser Zuflüsse durch keine Doppellinien angedeutet ist, durch welche man die periodisch strömenden Flüsse zu bezeichnen pflegt. Zu dieser Kategorie gehören alle Zuflüsse des rechten Ufers. Die Wassermenge des Oranje ist daher den größern Teil des Jahres hindurch sehr unbedeutend, sodaß die Schiffahrt auf ihm unmöglich ist. Seine etwa 400 Fuß breite Mündung ist überdies durch eine Barre versperrt.

Noch unbedeutender sind die übrigen Flüsse, an der Westküste der Olifant River und Berg River, an der Südküste der Breede River, Gauritz River und Gamtoos River, östlich von der Algoa Bai der Große Fisch Fluß (siehe Seite 148) und der Kai, welche das in langen blutigen Kämpfen den Kaffern entrissene Gebiet einschließen. An diese reihen sich im Kafferland der Baibee, Umtata, Umzimvubo oder St. Johns Fluß u. s. w., in Natal der Umzikulu, Umkomazi, Umgeni und Utugela. Die Hochwasser, welche auch unbedeutende Küstenflüßchen zeitweilig mächtig anschwellen machen, haben die Betten so tief ausgehöhlt, daß das Flußniveau oft mehr als 15 Meter unter dem Uferrand liegt. „Ein solcher Kanal kann alsdann unmöglich längere Zeit gefüllt bleiben, das Wasser verläuft sich meist schnell wie es kam, und somit gilt für Süd Afrika der Satz, daß die Flüsse als Regel das Land weniger bewässern als vielmehr drainieren."

Die Flüsse des Kaplandes haben große Hindernisse zu überwinden, bevor es ihnen gelingt, durch die vorlagernden Bergketten sich einen Weg zur Küste zu bahnen. Das ganze weite südafrikanische Hochland, welches das Kapland, Kafferland, Natal, Sululand, den Oranje Freistaat, Transvaal, die Kalahari und Namaland umfaßt, ist eine durchschnittlich 1200 Meter über das Meer sich erhebende Hochebene, welche sich terrassenförmig in steilem Abfall zur Küste hin senkt. Der Rand der Terrassen ist teils durch Klippenberge, teils durch Bergzüge markiert und verläuft fast überall parallel mit der Küste. Von den Ausläufern der Drakensteenberge zieht sich eine 80 bis 100 Meter Seehöhe erreichende und 10 bis 50 Kilometer breite Küstenterrasse nach Osten, welche zwischen dem Kap Hangklip und Kap St. Francis steil zum Meere abfällt. Eine ähnliche Küstenterrasse erstreckt sich westlich vom Kap der guten Hoffnung bis zum Oranje, 15 bis 60 Kilometer breit und 50 bis 150 Meter hoch, in ihrem südlichen Teil vom Kap bis zum Olifantfluß meist Steilküste, weiter nördlich sich immer mehr verflachend. Sowohl an der Küste, als in ihrem Innern ist diese Terrasse mit zahlreichen isolierten Bergen von Tafelform bedeckt, deren bekanntester der Tafelberg der Kapstadt ist. Die zweite Terrasse geht ebenfalls von den Drakensteenbergen aus. Ihren Rand bilden zwei parallele Gebirgsketten, deren äußere die Ceres Berge, Swellendam Berge, Lange Berge, Outeniqua Berge und die von letzteren durch die Lange Kloof geschiedenen Karadouw Berge am Kap St. Francis die Küste erreicht, während die innere Kette, beim Winterhoek (2085 Meter) von der äußern sich ablösend, durch das Koude Bokkewald, die Witte Berge, Kleine und Groote Zwarte Berge, die Kouga Berge und das Große Winterhoek gebildet wird, in welchem letztern sie bei der Algoa Bai endigt. Hinter der Algoa Bai, wo die Küstenterrasse am tiefsten landeinwärts reicht, streicht noch eine dritte Kette nach Südost, der Kleine Winterhoek und die durch den Zondag River von ihm getrennten Zuure Berge. Kloofs, tief einschneidende Hohlwege, führen durch die einzelnen Ketten und sind mit vieler Mühe fahrbar gemacht worden: als Ausgangsthor nach der Algoa Bai die Lange Kloof, nach Westen der Sir Lowry Paß, die Hollands und Bains Kloof, als zur Großen Karroo führende Wege Karroo Port, Roodezand Kloof, Zout Kloof, Gamka Kloof u. s. w. Den Westrand bilden die vom Winterhoek ausgehenden Cedar und die Cardou und Olifant Berge, zwischen denen sich der Doorn und Olifantfluß hindurchwinden, und an die sich nordwärts die Karree Kamies und Koppermienenberge anschließen, welche letzteren am Oranje endigen. Wie am Südrand bilden auch hier Kloofs die Zugänge von der Küstenterasse zum Hochlande, die 904 Meter hohe Pikeniers Kloof u. s. w. Die 80000 □ Kilo

meter umfassende Große Karroo, zu der wir nun gelangen, hat in ihrem westlichen Teil, der Bokkewald-Karroo, etwa 1100, im östlichen Teil 850 Meter Seehöhe. Sie ist keineswegs eine ununterbrochene Ebene, sondern, den mittlern Teil ausgenommen, mit Klippen- und Tafelbergen bedeckt: im östlichen Teil, dem Zwartruggens, die Elands-Berge, im westlichen Teil der Große Tafelberg u. a. Nach Nordwesten stuft sich die Große Karroo allmählich ab, im Hantam-Berg, Onder-Bokkeveld und Lange-Berg, und bildet jenseits des 30.° südl. Breite einen reichgegliederten Abfall, in welchem isolierte Berge, der Vogel-Kiep und Rietberg bei Springbokfontein und Gokiep emporragen. Im Norden der Großen Karroo steigt steil das eigentliche Hochland auf, dessen der Südküste parallelen Rand die Roggeveld-, Nieuweveld-, Winter- und Koudveld Berge bilden, welche letzteren nördlich von Graaff Reynet an die Schneeberge grenzen, die im Kompaß-Berg ihren

Kafferndoktor.

Kulminationspunkt erreichen. Von den Schneebergen ziehen sich mehrere parallele Höhenzüge, der Buffelshoek, Zwagershoek und Boschberg durch Britisch Kaffraria zur Küste, im Großen Winterberg (2360 Meter) ihre größte Höhe erreichend, und ein anderer Höhenzug wendet sich nach Norden. Die Roode- und Zuur-Berge bilden dort die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und Indischen Ozean und schließen sich an die Storm-Berge an, mit welchen der Rand des Hochlandes die Grenze der Kapkolonie überschreitet, um sich weiter nordwärts in den Draken-Bergen, dem mächtigsten Gebirge Süd Afrikas, fortzusetzen. Der Aufstieg zum Hochlande durch die von der Karroo ausgehenden Pässe ist fast überall sehr beschwerlich, die Roggeveld-, Nieuweveld- und Winter-Berge monatelang mit Schnee bedeckt. Von seinem Süd- und Ostrand senkt sich das Hochland allmählich nach Norden und Westen, einförmig und wasserarm, in der Kette der bogenförmig von West

nach Ost streichenden Karree- und Pram-Berge übersäet mit gewaltigen Kuppel- und Tafelbergen und setzt sich in den Katkops-Bergen und dem Hartogsrand bis zum Oranje fort.[79]

Diese kurzen Angaben über die Bergformation und die hydrographischen Verhältnisse Süd-Afrikas erklären uns bereits, warum dort der Ackerbau zu gunsten der Viehzucht zurückgedrängt ist und bisher keine große

Strauß (Struthio camelus).

Verbreitung finden konnte. Daraus, daß ein großer Teil der Kapbevölkerung von Viehzucht lebt, darf man aber nicht den Schluß ziehen, daß das Land sich für keine andere Kultur eigne oder daß es etwa gar mit Vegetation so spärlich bedacht sei wie die nördlich vom Oranje gelegenen Gebiete. Die Spärlichkeit des Wassers verhindert

[79]) Siehe Dr. Josef Chavanne, Afrika im Lichte unserer Tage. Bodengestalt und geologischer Bau. Mit einer hypsometrischen Karte von Afrika. Wien, A. Hartlebens Verlag, 1881, Seite 84.

allerdings auf großen Strecken eine üppige Vegetation, aber so schlimm, wie die Verhältnisse zuweilen gemalt werden, sind sie keineswegs. „Selbst in modernen Publikationen über die südafrikanische Pflanzengeographie findet sich die Bemerkung, daß es überhaupt daselbst keine Bäume gebe, welche diesen Namen verdienten, und es scheint als hätten manche Heusammler durch solche geringschätzige Bemerkungen ihrem Ärger Luft machen wollen, daß sie die stolzen Pflanzenformen nicht in ihre löschpapiernen Grabkammern einsargen konnten.“ Wir finden in Süd-Afrika noch echte Urwälder, in denen noch nie eine Axt erklungen ist, und manches uns jetzt heimisch gewordene Gewächs führt uns die Pracht der „kapischen Flora“ vor Augen. Wir lernen dieselbe schon an der Südspitze des Erdteils kennen, wenn wir die am Fuße des Tafelberges landeinwärts sich ausbreitende Landschaft durchwandern, wo das durch seine Weinberge berühmte Konstantia liegt. „Hier kommt der schroffe Kegel des Teufelsberges als landschaftlicher Hintergrund gewaltig zur Geltung, während der Tafelberg mehr zurücktritt und im Schatten liegt, sobald die westlich stehende Sonne abendliches Licht auf die bunte Bewachsung der Abhänge sendet. Wenn dann ihre scheidenden Strahlen im schimmernden Laub der Silberbäume spielen, die gruppenweise sich aus dem Blumenteppich erheben, wenn sie die Ericaceeenbänke der felsigen Abhänge oder tiefer unten die blühenden Kronen der Pelargoniendickichte von Mannshöhe erglühen macht, so gesteht man sich, daß es kaum einen schönern Fleck Landes auf der weiten Gotteswelt giebt. Hier steht man mitten in der „kapischen Flora“, denn ringsum erheben sich die vielgestaltigen Proteaceeen, welche dafür charakteristisch sind, bald niedrige polsterartige Bedeckungen des Bodens, bald selbst mittelhohe Bäume bildend.“ Neben diesen trifft man eine unermeßliche Fülle von Blumen, und unter diesen manchen Bekannten aus Europa. Da bedecken die Höhen und Abhänge die uns wohlbekannten Pelargonien, bunte Cinerarien, Gladiolusarten, Polygaleeen, Lobelien und Helichrysen, auf den Flächen finden wir Liliengewächse und und Irideeen, an sumpfigen Stellen die auch schon in Europa heimisch gewordenen Aroideeen u. s. w. „Nicht sehr prunkend, aber durch ihre Massenhaftigkeit für die Kapflora charakteristisch sind die strauchförmigen Bruniaceeen mit den dichten, nach Art der Trugdolden an den Zweigenden gehäuften Blütenköpfen, die wilde Sellery (Bubon Galbanum), Echiumarten, welche letzteren in der Blütezeit erheblich zum Schmuck der Bergabhänge beitragen, die Indigophora und Oxalis, sowie die durch den starken aromatischen Geruch der Blätter ausgezeichnen Barosma-Arten.“

Die schönsten und fruchtbarsten, mit einer wahrhaft tropischen Vegetation ausgestatteten Gegenden Süd-Afrikas sind jene, welche den Kaffern in schweren Kämpfen entrissen wurden, Natal und die angrenzenden Gebiete, aber auch das jetzt noch von den Sulu bewohnte Land zeichnet sich durch Fruchtbarkeit, durch vortreffliche Weidegründe und stellenweise auch guten Ackerboden aus.

In diesen Landstrichen betreten wir die jüngsten Erwerbungen Englands, durch welche teils in blutigen Kämpfen, teils im Wege friedlicher Annexion der englische Kolonialbesitz in Süd-Afrika im letzten Jahrzehnt bedeutend vermehrt wurde und durch welche England einerseits die Boerenrepubliken vom Meere und dem freien Verkehr mit anderen Nationen abzuschneiden suchte, während es andererseits sich ein weites Thor nach dem reichen Innern Afrikas öffnete. Die Kämpfe mit den Sulu, die Unterwerfung der Basuto und Betschuanen sind Etappen auf einer konsequent verfolgten langen Bahn. Die ersteren haben zwar bisher England keinen so großen Gebietszuwachs verschafft wie die letztere, aber trotzdem waren sie von hoher Wichtigkeit für die beiden südafrikanischen Schwesterkolonien, und sie bilden einen der wichtigsten Abschnitte in der neuern Geschichte des Kaplandes. Die blutigen Vorgänge im Südosten des Erdteils, welche mit der Zersplitterung des großen Sulu-Reiches endeten, auf dessen Trümmern England nach dem Grundsatze divide et impera seine Herrschaft zu begründen hoffte, können deshalb hier, so fern uns sonst die Schilderung kriegerischer Ereignisse liegt, nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Vieles von dem, was oben (siehe Seite 112) über die Kaffern überhaupt gesagt worden ist, gilt auch von den Sulu, aber der Unterschiede sind doch so viele, daß den letzteren eine besondere Betrachtung gewidmet werden muß. Das kriegerische Sulavolk erwies sich ja auch, als die Engländer mit ihm in Berührung kamen, als

ein gefährlicher Gegner, dem die Engländer trotz ihrer überlegenen Taktik und Ausrüstung in offener Feldschlacht erlagen.

Die Erfolge, welche die Sulu erzielt haben, verdanken sie dem autokratischen Regiment, das sich bei ihnen ausgebildet hatte. Der König besaß nicht nur unumschränkte Macht über Leben und Tod seiner Unterthanen, sondern ihm gehörte auch aller Grund und Boden im Lande, sodaß alle Grundbesitzer im Sulu-Lande nichts mehr als Lehnsleute des Königs waren. Auf dieser Grundlage hatte sich das Abhängigkeitsverhältnis des Volkes so ausgebildet, daß ohne vorherige Erlaubnis des Königs kein neuer Kraal angelegt werden, daß der waffenfähige Mann nur mit Erlaubnis des Königs heiraten durfte u. s. w. Geduldig ertrugen die Sulu die Willkürherrschaft und die größten Grausamkeiten ihrer Könige, was umso auffälliger erscheint, als hier ein kräftiges, tapferes Volk, das in vielem einen fast spartanischen Sinn entwickelte, unter ein drückendes Joch gebeugt war. Auch in geistiger Hinsicht nehmen die Sulu eine hervorragende Stellung unter allen Eingeborenen Süd-Afrikas ein und zeichnen sich durch rege Phantasie, Redegewandtheit und ein Nachahmungstalent aus, welches sie zu geborenen Schauspielern macht.

Der Umsturz der patriarchalischen Verhältnisse, welche, wie bei allen Kaffern, auch bei den Sulu anfangs geherrscht hatten, vollzog sich zwischen den Jahren 1820 und 1850, als der Sulu-Häuptling Tschaka (Tzaka, d. i. der Feuerbrand), nach Beseitigung der kleineren Stammeshäuptlinge eine despotische Herrschaft aufrichtete. Der Name der Sulu war lange unbekannt geblieben, denn sie drangen erst am Anfang dieses Jahrhunderts von Norden her in die Gebiete der Kaffernstämme ein, welche Portugiesen, Holländer und Engländer bis dahin kennen gelernt hatten. Als Tschaka nach dem Tode seines Vaters Senzangakonas Häuptling seines Stammes wurde, begann er jene Kriegszüge in die Nachbargebiete, auf denen seine Krieger allmählich eine Schulung im Waffenhandwerk erlangten, die sie zum Schrecken aller Feinde machte. Ein Kaffernstamm der Küste nach dem andern wurde dem Suluhäuptling unterthan und mußte ihm seine waffenfähige Mannschaft zur Verfügung stellen, die sofort in die Regimenter eingereiht wurde, aus denen die Sulu-Armee bestand.

In dieser Armee bildete sich eine eigene Taktik heraus, und zum erstenmale sahen sich Europäer in den Kämpfen mit den Sulu-Eingeborenen gegenüber, welche nicht in regellosen Haufen zum Kampfe anrückten, sondern gleich den europäischen Truppen auf das Kommando ihrer Führer in wohlgeordneten, geschlossenen Gliedern Evolutionen ausführten, wie man sie bei Wilden nicht zu sehen gewohnt war. Strenge Mannszucht und tüchtige Schulung machten die Truppen des Sulukönigs trotz ihrer den Feuerwaffen gegenüber ungenügenden Ausrüstung zu einem nicht zu verachtenden Gegner. Zu diesen Eigenschaften gesellt sich noch eine wilde Tapferkeit und bewundernswerte Todesverachtung, welche sie ohne Rücksicht auf Verluste unaufhaltsam gegen den Feind vorstürmen läßt.

„Bei ihrem Angriffe nützen sie alle Vorteile des Terrains aus, hohe Grasfelder, Regenmulden, dichtes Gestrüpp ꝛc., dichte Nebel, sowie die nächtliche Zeit, um dem Feinde so nahe als möglich zu kommen. Doch thun sie dies nicht, wie die Kolonial-Kafferstämme, um sich zu decken, sondern einzig und allein, um den Feind zu überraschen. Ist dies jedoch nicht möglich, so gehen sie über eine unbebuschte Grasebene auf den Feind los, ohne Rücksicht darauf, ob sie sich dabei Stunden lang einem kontinuierlichen Gewehrfeuer aussetzen müssen. Dadurch unterscheiden sie sich in ihrer Kampfweise im Allgemeinen von den Kolonial-Kaffern, Hottentotten und ihren Bastarden. Die ersteren greifen in der Regel im offenen Kampfe an, doch ziehen sie sich nach der ersten Niederlage sofort auf ihre bebuschten Höhen und den Niederwald zurück und setzen von hier aus den Guerillakrieg fort. Die Hottentotten ꝛc. scheuen den offenen Kampf und ihnen ist im Allgemeinen nur die letztere Kampfweise eigen. Die Sulu hingegen zeigen eine Todesverachtung, wie sie sonst bei keinen afrikanischen Farbigen vorkommt. Kopf, Brust und Füße mit tierischen Haaren, Hautstücken, Schwänzen oder Federn phantastisch geschmückt, eilen die Sulu unter gellendem Jauchzen oder dem Absingen eines ihrer kriegerischen Lieder ungeachtet des Kugelregens und der ihnen entgegenblitzenden Bajonette gegen den Feind vor. Während ihres Sturmlaufes trachten sie sich mit ihrem Schilde zu decken und indem die Linke, die den

Schild hält, zugleich einen Wurf- und zwei kurze Assagaie festhält, schwingt die Rechte einen Wurfassagai, mit dem der Mann in der Regel auf eine Entfernung von sechzig Schritten zu treffen weiß. Auf dreißig Schritte dem Feinde genähert, schleudert er den zweiten und ergreift, ununterbrochen heranstürmend, seine kurzen Assagaie, um sie im Handgemenge als Waffe zu benützen. Dabei geschieht es oft, daß die Sulu-Krieger, um freier auslegen und arbeiten zu können, den Schaft des kurzen Assagais abbrechen, um mit dem Eisenteile wie mit einem Dolche weiter zu kämpfen. Mit Vorliebe schieben sie die beiden Flügel ihrer Angriffskolonnen armartig vor, welche sie die Hörner ihrer Armee nennen. Während nun das Zentrum den Feind direkt angreift, suchen die beiden Flügel im weiten Bogen die feindliche Armee zu umgehen und zuerst ihren Nachtrab, dann ihre Flanken anzugreifen. Da dem Zentrum die schwierigste Aufgabe obliegt, so ist dieses nicht allein aus den Kerntruppen gebildet, sondern es hat auch eine Reserve von gleicher Stärke hinter sich. Siegt das Zentrum,

Sulu auf der Rückkehr von einem Raubzug.

so wird die Ausnutzung des errungenen Erfolges dem Reservekorps überlassen, dessen Aufgabe es ist, die Gefangenen auszurauben und die Verwundeten niederzumetzeln. Sind es Weiße, mit denen die Sulu kämpfen, so werden diese in der Regel entkleidet, und nicht selten geschieht es, daß dem Feinde der Unterleib aufgeschlitzt, oder die Leichen verstümmelt werden."

Aus solchen Soldaten bestand die Armee, zu welcher Tschaka den Grund legte und die von seinen Nachfolgern vermehrt und weiter ausgebildet wurde, bis sie schließlich zu einer Macht anschwoll, an welcher alle Kriegskunst der mit Kanonen und Hinterladern ausgerüsteten Engländer zu schanden wurde. Tschaka selbst dachte noch an keinen Kampf mit den Weißen. Er war durch die Kriegszüge in die benachbarten Kafferngebiete vollauf in Anspruch genommen und unterhielt mit den Kolonisten freundliche Beziehungen, welche ihre Entstehung einer gewiß originellen Ursache verdankten.

Der große Eroberer Tschaka hatte nämlich auch seine schwache Seite, und diese war die Eitelkeit. Er wurde alt und seine Haar grau, und um beides zu verbergen, wandte er sich an die Engländer mit der Bitte, ihm ein Mittel anzugeben, durch welches weiße Haare schwarz gefärbt werden könnten. Es fand sich ein Mann, der dem eiteln Sulu-Fürsten das Gewünschte lieferte, und zum Lohn erhielt derselbe ein großes Stück Land bei Port Natal und das Recht, mit den Unterthanen Tschakas Handel zu treiben. Die Kolonie Natal, welche sich später aus dieser ersten Niederlassung entwickelte, verdankt also ihr Entstehen der Eitelkeit des Sulu-Häuptlings.

Sulu.

Trotz seiner gefärbten Haare vermochte jedoch Tschaka Macht und Ansehen nicht mehr lange zu behaupten. Seine eigenen Söhne ermordeten ihn, und einer derselben, Dingaan, bemächtigte sich der Häuptlingswürde. Unter diesem stieg die Heeresmacht der Sulu auf 100000 Mann, aber nun kamen sie auch bereits mit den Europäern in Konflikt. Durch die Bedrückungen und Ungerechtigkeiten der englischen Behörden zur Auswanderung aus der Kapkolonie gezwungene holländische Bauern wollten sich in dem Gebiet zwischen dem Umvimkulu und Tugela niederlassen. Dasselbe war durch die Raubzüge Tschakas und Dingaans völlig entvölkert und verödet, aber die Bauern fanden es doch für geraten, mit dem Sulu-Fürsten in Unterhandlungen zu treten, um das Land, auf das er Ansprüche erheben konnte, käuflich von ihm zu erwerben. Sie sandten 40 ihrer angesehensten Männer in Dingaans Land, um dem Häuptling ihren Wunsch mitzuteilen und mit ihm

einen Vertrag zu schließen. Die Deputation wurde freundlich empfangen, aber hinter der Freundlichkeit Dingaans barg sich arger Verrat. Als die Bauern nach günstiger Erledigung ihrer Botschaft aufbrechen wollten, wurden sie plötzlich von großen Massen Sulu überfallen und niedergehauen. Dingaan überschritt sofort mit Heeresmacht den Tugela, um auch die im Lager auf die Rückkehr ihrer Abgesandten wartenden Bauern zu vernichten. Der verräterische Überfall wäre fast gelungen, aber die Verzweiflung der Bauern, welche nicht bloß ihr Leben, sondern Weib und Kind zu verteidigen hatten, siegte schließlich doch über die Übermacht, und die Sulu wurden unter großen Verlusten zurückgetrieben. Auch die Bauern hatten ihren Sieg teuer erkauft, denn mehr als 600 Männer, Frauen und Kinder waren von den wilden Kriegern Dingaans niedergemetzelt worden. Heute noch heißt der Ort, an dem der Kampf um das Lager stattfand, zur Erinnerung an die schweren Verluste, welche die Auswanderer erlitten, „Weenen".

Die Niedergemetzelten sind nicht ungerächt geblieben. Die Bauern erhielten durch neuen Zuzug aus der Kapkolonie Verstärkung, auch 2 Kanonen wurden ihnen zugeführt, und Dingaan erfuhr gar bald, wie furchtbar der Feind werden konnte, den er sich durch seine Verräterei geschaffen hatte. Die Bauern eroberten seinen Hauptkraal, brannten ihn nieder und verwüsteten weit und breit das Sulu-Land. Dingaan sah sich schließlich gezwungen, um Frieden zu bitten, und er erhielt denselben nur gegen unentgeltliche Abtretung großer Gebiete im heutigen Natal. Ein freundschaftliches Verhältnis zwischen den Sulu und den Bauern wurde durch den Friedensschluß nicht angebahnt, der blutige Krieg hatte vielmehr jenen unversöhnlichen Haß zwischen den beiden Gegnern hervorgerufen, der unter der Asche fortglimmte und später noch oft zu hellen Flammen aufloderte.

Drei Jahre nach dem Überfall des Bauernlagers (1840) wurde Dingaan dasselbe Loos zuteil, das er seinem Vater bereitet hatte: sein Bruder Umpanda, das Haupt einer der vielen Kriege müden Friedenspartei, stürzte ihn und bemächtigte sich der Herrschaft. Unter diesem friedliebenden Häuptling nahm die Macht der Sulu rasch ab, und die Bauern fanden Gelegenheit, ihr Gebiet immer weiter auszudehnen. Aus Natal waren sie zwar, als England dasselbe 1845 in Besitz nahm und einen Gouverneur dorthin sandte, abermals ausgewandert und hatten sich nach Norden gewendet, um sich dort eine neue Heimat zu suchen, aber sie gewannen durch Verträge mit dem schwachen Umpanda und durch schlaue Ausnutzung derselben immer neue Landstrecken. Das Reich Dingaans war sehr zusammengeschmolzen, überdies durch Bürgerkriege zerrüttet und entvölkert, als (1872) Ketschwäyo die Regierung übernahm.

Ketschwäyo war ein Mann von nicht geringen Fähigkeiten, gerade der richtige Mann, wie ihn die Sulu brauchten, um den eingerissenen Verfall ihres Staatswesens aufzuhalten und ihr gesunkenes Ansehen zu erneuern. Er kam anfangs den Weißen freundlich entgegen, wahrte aber mit Entschiedenheit die Unabhängigkeit des Sulu-Landes und wies jeden Eingriff in seinen Machtbereich zurück. Da viele seiner Unterthanen vor seiner Verfolgung auf britischem Gebiet Schutz suchten und fanden, entwickelte sich allmählich ein sehr gespanntes Verhältnis zwischen Ketschwäyo und den britischen Behörden in Natal, und es war bald offenbar, daß es früher oder später zu einem ernsten Konflikt kommen werde. England hatte keine Mühe gespart, sich die Freundschaft des Sulu-Fürsten zu erwerben, und hatte ihn auch nach seiner Krönung im Jahre 1873 feierlich als König der Sulu anerkannt. Ketschwäyos Erbitterung gegen die Engländer stieg jedoch wegen der unaufhörlichen Reibereien mit den Grenzbehörden immer mehr, und er begann sich zu einem Kriege gegen England vorzubereiten. Im Jahre 1878 hatte er bereits eine Armee von 40 000 Mann zur Verfügung, welche gut bewaffnet und eingeübt war und jeden Augenblick die britische Grenze überschreiten konnte.

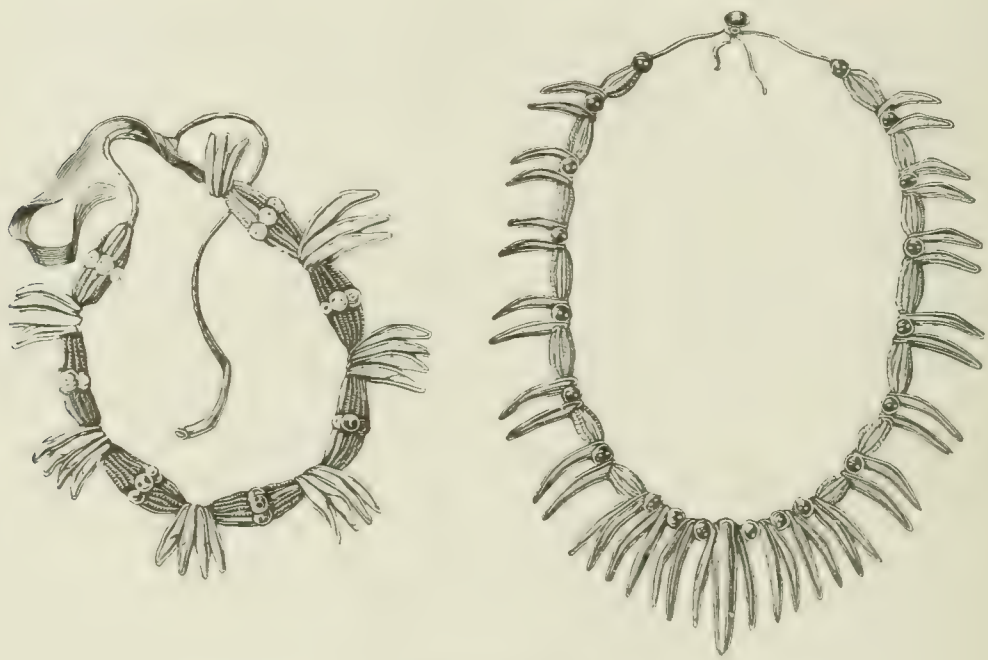
Bevor wir die Kämpfe der Engländer mit den Sulu schildern, wollen wir den Leser mit diesem Volke näher bekannt machen. Wir laden ihn ein, uns in ein Sulu-Dorf zu folgen, das soeben erst im Entstehen begriffen ist. Die Bevölkerung eines Kraals ist außergewöhnlich angewachsen, und infolge dessen hat sich ein Teil derselben entschlossen, unter Führung eines besonders angesehenen Mannes die bisherigen Wohnstätten zu verlassen und einen neuen Kraal zu erbauen. Man hat bald eine Stelle gefunden, die sich zur Anlage

desselben eignet, eine kleine Bodenerhöhung an einer sanft aufsteigenden Berglehne, wie sie die Sulu mit Vorliebe für ihre Niederlassungen zu wählen pflegen. Dort wird nun nach den Anordnungen des Führers, der zwar zu dem Oberhaupt des Stammkraals in abhängigem Verhältnis bleibt, aber innerhalb des neuen Kraals unumschränkter Gebieter ist, zunächst ein großer Kreis abgesteckt, welcher mit einem Zaun von Dorngestrüpp umgeben wird. Der Zaun ist so dicht, daß ein Feind, der nur über Suluwaffen verfügt, ihn nicht zu durchbrechen vermag, umsomehr, da derselbe in Kriegszeiten noch bedeutend verstärkt wird. Ein einziges Thor führt in den so umzäunten Raum. Nachdem dieser äußere Wall fertig gestellt ist, beginnt man die Isibava, die Viehhürde, zu bauen, welche meist ebenfalls mit einem Dornenzaun, dort aber, wo das Material zu einem solchen selten ist, mit einem Wall von Steinen und Erde umgeben wird. Je nach dem Reichtum des Kraalherrn ist die Isibaya größer oder kleiner. Könige, welche große Herden besitzen, brauchen eine Isibava, in welcher Tausende von Rindern Aufnahme finden können. In diesem Viehkraal werden außer den Herden auch noch die Ernteerträgnisse untergebracht. Man gräbt große Löcher in den Boden, welche die Form eines umgekehrten Trichters haben, und birgt in ihnen die Vorräte an Kaffernkorn u. s. w. Die Öffnung des Trichters wird zwar so gut als möglich verschlossen, aber trotzdem bleibt die Vorratskammer selten von den Einflüssen des Stalles, in dessen Mitte sie liegt, verschont, was übrigens dem Sulu durchaus nicht ekelerregend erscheint. Nachdem auch die Hürde vollendet ist und die Herden in dieselbe getrieben sind, wird mit dem Bau der Hütten begonnen.

Der Sulu baut seine Hütten rings um die Hürde. Um einige Pfähle, welche in dem Mittelpunkt des für die Hütte bestimmten Raumes in den Boden getrieben werden, wird ein Gerippe von gebogenen Latten und Stäben aufgeführt, welches, wenn es mit Gras und Erde überdeckt ist, vollkommen einem Heuschober ähnlich sieht. Die Zahl der Hütten richtet sich nach der Größe der Familie. Am weitesten nach außen, gegen den äußern Wall hin, steht die Hütte des Mannes, und an sie reihen sich, eine von der andern nur durch wenige Schritte Zwischenraum getrennt, im Bogen die anderen Hütten an. Da jeder Angehörige des neuen Dorfes in gleicher Weise baut, entsteht allmählich eine Menge ringförmiger Häusergruppen, deren Mittelpunkt stets die Viehhürde bildet und die sämtlich von dem weiten Ring des äußern Walles umspannt sind. Die Hütten sind 4 bis 5 Meter breit und gerade genügend hoch, um einem Mann zu ermöglichen, in ihnen aufrecht zu stehen, also etwa 6 Fuß hoch, da Männer von solchem Körpermaß unter den Sulu nicht selten sind. Der Eingang ist nur 3 Fuß hoch, sodaß man nur kriechend in das Innere gelangen kann. Dort sieht es nicht sehr wohnlich aus. In der Mitte befindet sich die Feuerstelle, wo man die Speisen zubereitet und abends ein Feuer zur Beleuchtung und auch zur Erwärmung des Raumes unterhält. Der Rauch findet keinen andern Ausgang als durch die Thür und durch die Ritzen in der Decke. Der Aufenthalt in solch einer Hütte ist daher sehr unangenehm, und von ferne gesehen gleicht sie mit dem durch die Grasdecke dringenden Rauch einem rauchenden Meiler. Von Einrichtungsgegenständen ist in der Hütte nicht viel vorhanden: Holzklötze dienen als Sitze, einige wollene Decken sind auf dem Boden ausgebreitet, und außer ihnen gewahren wir noch einige steinerne Gefäße, die für das Amabele Bier bestimmt sind. Löffel, hölzerne Stäbe und ein hölzernes Keilkissen — das ist alles, was zum Hausrat eines Sulu gehört, und dabei sind die Holzklötze noch ein Luxusartikel und nicht überall vorhanden. Man kann allerdings ohne Scheu sich auf dem Boden niederlassen, denn derselbe ist hart und eben, und die Sulu verwenden auf seine Herstellung und Erhaltung große Sorgfalt.

In dem neuen Kraal, der so entstanden ist, beginnt sich alsbald ein reges Leben und Treiben zu entfalten. Die aufgehende Sonne findet bereits Groß und Klein bei der Arbeit. Die Männer begeben sich in die Viehhürde, welche die Frauen nicht betreten dürfen, um das Vieh zu besorgen. Die eigentliche Arbeit dabei bleibt den Knaben überlassen, die erwachsenen Männer beaufsichtigen dieselben bloß, indem sie Tabak schnupfend oder wilden Hanf rauchend zusehen, aber jeder Sulu kennt doch genau die Tiere seiner Herde. Sie durch Biegen der Hörner, durch Einbrennen von Zeichen und durch Bemalung zu schmücken, ist seine Hauptsorge. Während die Männer dem von den Knaben auf die Weide getriebenen Vieh folgen, sind die Frauen

damit beschäftigt, ein zum Anbau geeignetes Stück Land umzugraben und Mais (Amabele) oder Hirse Umbila) zu säen. Zu Mittag kehren sie in den Kraal zurück, um die Mahlzeit für die Männer zuzubereiten. Inmitten der Hütte wird Feuer angemacht, ein Topf mit Mais oder Hirse gefüllt, Wasser aufgegossen, ein gut schließender Deckel darauf gesetzt und überdies noch der Rand mit Kuhmist zugeschmiert, und der Topf dann auf drei Steinen ins Feuer gesetzt. Nachdem der Mais genügend gekocht ist, schüttet man ihn auf eine in der Mitte vertiefte Steinplatte und zerreibt ihn auf derselben mit einem Stein. Die zerriebene Masse wird mit saurer Milch (Amasi) vermischt genossen und bildet das Leibgericht der Sulu. Außerdem wird ebenfalls in einem verkitteten Topfe Fleisch gekocht oder an Stäben, welche in den Boden gesteckt werden, gebraten. Die Gerichte sind kaum fertig, so finden sich schon die Männer ein, sie setzen sich aber nicht zu einem gemeinsamen Mahle nieder, sondern jeder zieht sich mit seinem Topf an irgend ein stilles Plätzchen zurück, wo er ungestört und unbeobachtet seine Portion verschlingen kann. Zum Essen der Amasi und des Mais bedient

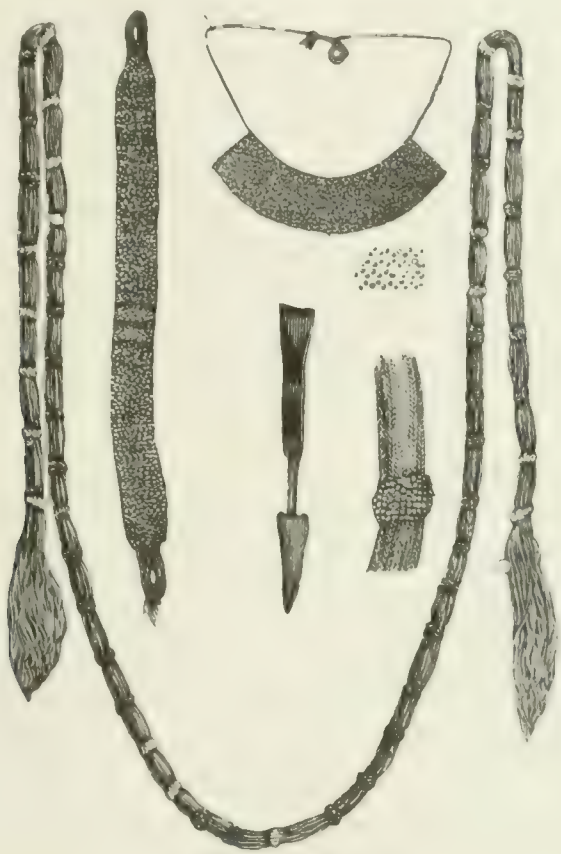


Schmucksachen der Sulu.

man sich hölzerner Löffel, welche von den Männern geschnitzt werden, das Fleisch dagegen wird in großen Stücken vorgelegt, von denen jeder mit seinem Messer soviel abschneidet, als ihm behagt, und es dann mit den Fingern zum Munde führt. Wohlhabende Sulu haben auch eine reichhaltigere Speisenkarte für ihre zwei Tagesmahlzeiten: außer Fleisch und der Grütze mit Amasi noch Gemüse und Bier, und während des Essens wird stets viel Tabak geschnupft und hin und wieder ein Pfeifchen Dacha oder Tabak geraucht. Nach der Mahlzeit geht jeder wieder wie am Vormittag seiner Beschäftigung nach, und erst um 7 Uhr abends findet sich die ganze Bevölkerung abermals im Kraal ein, um eine zweite Mahlzeit einzunehmen, nach welcher alle bald ihr Lager aufsuchen. Nach 9 Uhr ist es in einem Suludorfe bereits totenstill.

So verläuft im Leben des Sulu ein Tag wie der andere, und nur Kriegszüge oder besondere Festlichkeiten bringen einige Abwechselung in dasselbe. Viel Leben bringt eine Hochzeitsfeier in das Dorf. Die Braut wird festlich geschmückt nach der Hütte des Bräutigams geführt, und alle Verwandten der Braut bilden, mit ihrem besten Schmuck behängt, ihr Gefolge. Mit ihr werden dem Bräutigam zwei Rinder zuge-

führt, eins als Opfertier durch deſſen Schlachtung dem neuen Hausſtand der Schutz der höheren Mächte ge ſichert werden ſoll, während das andere beſtimmt iſt, gleichſam den Keim einer neuen Herde zu bilden, nach dem der Viehbeſitz des Bräutigams durch den Brautkauf ſehr zuſammengeſchmolzen iſt. Zum Hochzeitsmahl werden zwei Ochſen geſchlachtet und unter Geſang und Tanz bleiben die Gäſte ſo lange beiſammen, bis der letzte Biſſen verzehrt iſt, denn das Herkommen ſchreibt vor, daß von dem Fleiſch der Hochzeitsochſen nichts übrig bleiben darf. Bei einigen Stämmen iſt es auch Sitte, eine mit Waſſer und Perlen gefüllte Kürbisflaſche der Braut zu überreichen, welche daraus die Hände des Bräutigams und ihrer Freunde beſprengt, worauf jener die Flaſche übernimmt, um nun die Hände der Braut und ſeiner Freunde mit Waſſer zu be



Allerlei Schmuck der Sulu.

ſprengen. Zum Schluße werden die Perlen auf den Boden geſchüttet, und jeder ſucht ſo viele als möglich zu erhaſchen.

Jeder Sulu nimmt ſoviel Frauen als er zu kaufen vermag. Den Kaufpreis bildet ſtets Vieh, und das Mädchen erhält jener, der das meiſte Vieh für dasſelbe zahlt. Die Frauen ſelbſt ſchätzen ihren eigenen Wert nach dem Vieh, welches ihr Vater für ſie erhalten hat. Obwohl theoretiſch unbeſchränkt, wird jedoch die Polygamie auch bei den Sulu durch dieſelben Umſtände beſchränkt, welche ihr bei vielen anderen Völkern eine Schranke ſetzen: durch die zu geringe Zahl der Frauen und die Koſtſpieligkeit ihres Unterhaltes. In kriegeriſchen Zeiten, wie unter der Regierung Tſchakas und Dingaans, blühte die Polygamie, da damals viele Männer den Tod in Schlachten fanden und dadurch das Verhältnis der Kopfzahl der beiden Geſchlechter zu gunſten des weiblichen verändert wurde, während überdies die Krieger viele Frauen als Beute heimbrachten.

In Friedenszeiten wird es dagegen manchem Mann recht schwer, eine Frau, geschweige denn mehrere zu nehmen.

Noch unter Ketschwäyo wurde sehr streng darauf gesehen, daß kein waffenfähiger Mann ohne Erlaubnis seines Häuptlings heiratete. Der König erteilte gewöhnlich die Erlaubnis ganzen Regimentern in Bausch und Bogen, und die Heiratskandidaten pflegten dann als äußeres Abzeichen einen Kopfring zu tragen. Es kam auch häufig vor, daß Könige irgend einem reichen Unterthan eine ihrer eigenen Frauen überließen, ein in die Form einer Ehrenbezeugung gehülltes Erpressungsverfahren, da solch eine Schöne aus dem königlichen Hause stets gut bezahlt werden mußte. Der gewöhnliche Kaufpreis für eine Frau beträgt 4 bis 6 Rinder, doch für Häuptlingstöchter werden 25 bis 100 Rinder gezahlt, und dabei muß der Mann gewärtig sein, daß die Verwandten seiner Frau sich noch mit einer Nachforderung einstellen, wenn diese sich als besonders brauchbar erweist, namentlich wenn sie viele Kinder gebärt. Dem Gatten steht dagegen das Recht zu, eine Frau, welche nicht zu leisten vermag, was von ihr erwartet wurde, den Eltern zurückzuschicken und Wiedererstattung des Kaufpreises zu verlangen, doch sind, da die Eltern es dann an Winkelzügen und Ausflüchten nicht fehlen lassen, durch welche die Entscheidung verschleppt wird, solche Fälle selten. Der Mann zieht es meistens, wenn ihm der Beweis der Untauglichkeit seines Weibes zu sehr erschwert wird, vor, dasselbe der Rechte einer Gattin verlustig und zur Sklavin zu erklären und sich nach einer andern Frau umzusehen. Von einer Ehe in unserem Sinne kann demnach bei den Sulu nicht die Rede sein. Unter den Frauen eines Sulu ist jene die angesehenste, welche den meisten Töchtern das Leben geschenkt hat, denn sie hat dann mehr als die anderen zur Vermehrung des Reichtums der Familie beigetragen. Eifersucht ist den Sulu-Frauen unbekannt, es kommt vielmehr häufig vor, daß Frauen in älteren Jahren selbst den Gatten drängen, ein neues Ehebündnis einzugehen, damit die Familie in der jungen Frau eine frische Arbeitskraft gewinne und durch dieselbe ihnen die Arbeit abgenommen werde.

Die Frauen sind für eine Sulu Familie ein umso größerer Gewinn, da sie viel arbeiten und zur Vermehrung des Reichtums ihres Gatten beitragen, ohne demselben große Auslagen zu verursachen. Im Sulu-Land belastet die Toilette der Frau das Budget des Gatten nicht, denn inbezug auf Bekleidung sind dort beide Geschlechter von einer Bedürfnislosigkeit, welche umso mehr überrascht, als das Klima des Landes kein derartiges ist, daß Nacktheit damit vereinbar erscheinen könnte. Prof. Ratzel meint daher, die vorwiegende Nacktheit, welche der Grundzug der Sulu-Tracht ist, weise vielleicht nebst anderen Thatsachen auf eine Herkunft der Sulu aus tropischer Gegend. Knaben und Mädchen gehen bis zum 6. oder 8. Jahre völlig nackt, nachher tragen sie, an einem Riemen um die Hüften gehängt, eine Schürze, welche für Jünglinge aus Fellen, für Mädchen aus einer mit Perlen besetzten halben Kuhhaut verfertigt wird. Jünglinge und Männer tragen die 20 bis 25 Centimeter breite und etwa doppelt so lange Schürze nur außerhalb des Kraals. Rückwärts hängt von dem Riemen, an dem die Schürze befestigt ist, ein etwas breiteres Fell, Umucha, herab, und Krieger lieben es, die Schürze durch Streifen buschigen Felles, durch Schwänze von Ochsen oder Wildkatzen zu ersetzen. Fußbekleidung ist nicht üblich, nur zu längeren Märschen werden Sandalen angelegt. Eine Ausnahme von der allgemeinen Nacktheit bilden nur die Frauen der Häuptlinge, welche zuweilen eine gegerbte Rindshaut oder ein Stück europäischen Tuches tragen, in das sie sich wie in eine Toga einhüllen. Viel mehr Sorge als die Bekleidung bereitet Frauen und Männern der Kopfputz. Knaben und Mädchen tragen das Haar lang, und erst mit dem Eintritt der Mannbarkeit wird es beschnitten. Bei dem Jüngling läßt man um den Wirbel einen Kranz Haare stehen, welcher 10 bis 12 Centimeter im Durchmesser mißt, während die Jungfrau nur einen Schopf auf dem Wirbel behält und das übrige Haar abrasiert wird. Eine Sulu-Schöne braucht zu ihrem Haarputz trotzdem bedeutende Mengen Fett und Ocker. Auch die Männer schmieren ihr Haar mit denselben, außerdem noch mit Gummi, mit welchem Kohle und Rindssehnen vermischt wurden, infolge dessen der Haarkranz hart und glänzend wird, sodaß er wie eine lederne Kappe aussieht. Als Schmuck sind vorzüglich Perlen beliebt; außer diesen werden Federn im Haar getragen, Fingerringe mit funkelnden Steinen, als Halsgehänge

allerlei Amulete, in den erweiterten Ohrläppchen Schnupftabaksdosen von Kriegern erbeutete Armringe, welche ihnen vom König als Lohn für bewiesene Tapferkeit verliehen wurden, u. s. w.

Als Waffen dienen den Sulu Speer, Keule und Schild. Bis auf Tschaka führten die Sulu nur die Inkusa, eine aus einem bis 2 Meter langen Schaft mit einer schmalen eisernen Klinge bestehende Lanze, welche etwa 10 Centimeter lang ist. Die Sulu treffen auf bedeutende Entfernung mit solchen Lanzen, deren sie stets ein ganzes Büschel in den Kampf mitnehmen, mit großer Sicherheit ihr Ziel. Durch Tschaka wurden die Stoßspeere, Assagaien eingeführt, welche an dem 1 Meter langen Schaft eine 15 Centimeter lange und 2 bis 3 Centimeter breite, zweischneidige Stahlklinge haben. Durch die Einführung dieser Waffe wurde die ganze Kampfweise der Sulu umgestaltet, da nun an die Stelle des Fernkampfes der Nahekampf trat. Die Assagaie spielte nun im Kampfe dieselbe Rolle wie unser Bajonett. Am linken Arm trugen die Krieger einen Schild von ovaler Form, groß genug, daß sein Träger in gebückter Haltung sich ganz hinter ihm verbergen konnte. Er war aus Ochsenhaut verfertigt, an der Außenseite schwarz, weiß und rot bemalt, auch schwarz weiß gestreift oder gefleckt und am obern Ende mit einem Federbusch oder einem Ochsen- oder Leopardenschwanz geschmückt. Die Regimenter unterschieden sich durch die Farbe ihrer Schilde, und die Verleihung eines Schildes durch den König galt als große Auszeichnung, der Verlust eines Schildes dagegen als schmachvoll, weshalb sorgsam darauf geachtet wurde, daß die Schilde der Gefallenen nicht in die Hände des Feindes gerieten. Gegen Schußwaffen gewährte solch ein Schild selbstverständlich keinen Schutz, und er war auch wegen seiner Größe sehr hinderlich, sowohl bei der Verfolgung, als auf der Flucht.

Feuerwaffen führten die Truppen Ketschwäyos nicht, aber ihre tollkühne Tapferkeit, ihre Todesverachtung, ihre strenge Disziplin und die gewaltige numerische Übermacht schufen aus ihnen Gegner, welche nicht zu verachten waren. Die Engländer unterschätzten auch diesmal den Feind, in den Sulu nur Wilde sehend, welche europäischen Truppen unbedingt erliegen müßten. Schon der erste Zusammenstoß mit diesen Wilden sollte sie eines andern belehren.

Die Veranlassung zum Streit mit England gab die Rachethat eines beleidigten Ehegatten. Eine Ehebrecherin hatte sich aus Sulu Land nach Natal geflüchtet, ihr Mann folgte ihr und erschlug sie, wozu ihn die Sitten seines Volkes berechtigten. England sah jedoch darin eine Verletzung der bestehenden Verträge und verlangte die Auslieferung des Mörders, und als Ketschwäyo unter allerlei Vorwänden dieselbe verzögerte, rückten alsbald englische Truppen über den Tugela. Sie überschritten den Fluß in 2 Kolonnen, in der festen Zuversicht, den Sulu König bald um Frieden bitten zu sehen, aber der Feldzug nahm wider Erwarten ein klägliches Ende. Die nördlichere der beiden Kolonnen, welche die Grenze bei Rorkes Drift Furt überschritten hatte, stieß bei Isandhlwana auf den Feind. Die Engländer waren 1400 Mann stark, der Feind aber gebot über viele Tausende. Vergebens kämpften die Engländer wie Helden, alle Tapferkeit erwies sich der erdrückenden Übermacht gegenüber nutzlos. Die englische Kolonne wurde vollständig vernichtet, und der Sieg der Sulu war umso bedeutender, als er nicht durch Überfall, sondern in offener Feldschlacht errungen war. „Daß indessen die englischen Historiographen Isandhlwana nie eine Schlacht, sondern stets ein „Massacre" oder „Disaster" nennen, ist mehr wie thöricht. Sobald die Engländer besiegt werden, wie ihnen das in den letzten Jahren häufig genug passiert ist, so wird aus dem Gefecht eine „Metzelei", ein „mörderisches Hinschlachten", während jedes Niederbrennen eines wehrlosen Negerdorfes oder das Beschießen einer offenen Stadt seitens der Engländer Grund zur Neubackung verschiedener Lords und zur Dekorierung einiger Protegés Anlaß giebt." Wenn man aber auch in diesem Falle versuchen konnte, der Welt gegenüber die Bedeutung der Niederlage abzuschwächen, in der Kolonie ließ sich dieselbe nicht verdecken. Dort erfuhr man mit Entsetzen die Schreckensbotschaft und machte sich auf das Schlimmste gefaßt, denn jeden Augenblick konnte nun die Nachricht eintreffen, daß die Sulu ihren Sieg verfolgten, den Tugela überschritten und in die wehrlose Kolonie einfielen. Die Wenigen, welche dem Blutbad entronnen waren — darunter etwa 40 Weiße — berichteten grauenhafte Einzelheiten von dem Kampfe. Der Oberbefehlshaber, Lord Chelmsford, hatte, während er mit der Hauptmacht

den fliehenden Feind verfolgte, nur 6 Kompagnien des 24. Regimentes mit 2 Kanonen und 2 Raketen-Batterien, 104 Berittene und etwa 800 bewaffnete Eingeborene in dem Lager unter Kommando des Obersten Durnford und des Oberstleutnants Pulleine zurückgelassen. Diese beiden Offiziere ließen die gewöhnlichste Sorgfalt außer Acht und gingen in ihrer Geringschätzung des Feindes soweit, daß sie weder das Lager durch Befestigungen schützten, noch durch die Kavallerie die Umgegend durchforschen ließen, um sich zu versichern, daß kein Feind in der Nähe sei. Schon am nächsten Morgen, dem 22. Januar, zeigten sich auf den Höhen einzelne Sulu, und bald rückten sie von allen Seiten in dichten Haufen heran. Die Engländer beschlossen, ihnen in offenem Felde gegenüberzutreten, und stellten sich außerhalb ihres Lagers in Schlachtordnung auf. Das Feuer der Henry-Martini-Gewehre richtete zwar große Verheerungen unter den Anstürmenden an, aber das Vordringen des Feindes vermochte es nicht aufzuhalten. Wo ein Sulu fiel, trat sofort ein anderer an seine Stelle, und je mehr derselben das Feuer der Engländer niedergestreckt, desto größer schien ihre Zahl zu werden. Die schwarzen Gestalten schienen aus dem Boden hervorzuwachsen, halbmondförmig dehnten sich, während sie in tiefen Gliedern vordrangen, die Flügel nach rechts und links hin aus und umschlossen allmählich das Häuflein dem Tode verfallener Engländer von allen Seiten. Nun zeigte es sich, welchen großen Fehler die Engländer durch das Verlassen des Lagers begangen hatten. Die Sulu bemächtigten sich desselben und der dort angehäuften Vorräte, und die Engländer, die sich bald verschossen hatten, konnten sich nicht mit neuer Munition versehen. Sie versuchten sich des Feindes mit dem Bajonett zu erwehren, aber dieser Widerstand war von kurzer Dauer. Die Wucht des feindlichen Angriffes sprengte die kleine Schaar auseinander, und ein entsetzliches Gemetzel begann. Fast 1400 Mann wurden niedergemacht oder ertranken auf der Flucht in den Wellen des Tugela. Am Abend erschien Lord Chelmsford, der ebenfalls tagsüber Kämpfe zu bestehen hatte, auf dem Schlachtfelde und fand das Lager von den Sulu besetzt. Es gelang ihm zwar, dieselben zu vertreiben und das Lager wieder zu besetzen, aber er hielt es nicht für ratsam, hier einen neuen Angriff der Sulu abzuwarten, und zog sich noch in der Nacht nach Rorkes Drift zurück.

Die rechte Flügelkolonne unter Oberst Pearson war indessen etwa 40 Kilometer nordwärts vom Tugela bis Ekowe vorgedrungen. Dort wurde sie von den Sulu umzingelt und verschanzte sich. Durch die Niederlage bei Isandhlwana wurde aber ein Entsatz unmöglich, und die Eingeschlossenen mußten monatelang unter großen Entbehrungen, durch Krankheiten dezimiert, allein die Angriffe des Feindes abwehren. Man kannte im englischen Hauptquartier ihre verzweifelte Lage, denn der von dem Ingenieur Henry C. Mance erfundene Heliograph ermöglichte eine Verständigung mit ihnen, aber Hilfe konnte man ihnen erst bringen, nachdem die Verstärkungen eingetroffen waren, welche man eiligst aus Indien, Ceylon, England u. s. w. heranzog. Erst am 3. April, als die Not der Belagerten schon den Gipfelpunkt erreicht hatte, wurden sie durch Lord Chelmsford entsetzt. Die Sulu, welche noch am 12. März abermals ein englisches Detachement am Intombi-Flusse überfallen und vernichtet hatten, sahen nun das Kriegsglück sich wenden. Größeren Truppenmassen gegenüber nützte ihre Übermacht nichts, sie wurden in mehreren Gefechten geschlagen, und schließlich geriet am 28. August Ketschwäyo selbst bei Mundi in Gefangenschaft.

Es muß überraschen, daß Ketschwäyo nach dem Siege bei Isandhlwana nicht in das englische Gebiet eindrang. Ein rascher Vorstoß über den Tugela hätte damals die englische Herrschaft ernstlich bedrohen können. „Hätte Ketschwäyo, der anscheinend über seinen glänzenden Sieg selbst verblüfft war, einen europäischen Berater zur Seite gehabt, der ihn zur Verfolgung seines Sieges aufgestachelt hätte, so ist gar kein Zweifel, daß nicht nur kein Engländer lebend aus Sulu-Land herausgekommen wäre, sondern daß die Sulu 5 Tage später Pietermaritzburg und Durban eingeäschert hätten. Man bedenke nur, daß Ketschwäyo über eine straff disziplinierte Armee von 40000 Mann verfügte, denen die Kolonie nur ein paar Bataillone Rekruten und einige Fähnlein Freiwillige entgegenstellen konnte, und daß ferner nach dem ersten entscheidenden Siege alle anderen Kaffernstämme, zumal die Pondos und Galekas, gegen England aufgestanden wären.“ Einen Berater, wie er ihn brauchte, hätte Ketschwäyo in seinem Freund und „Bruder“ John Dunn finden können,

einem Abenteurer, der unter den Sulu aufgewachsen war, später als Jäger und Händler an der Grenze lebte und für den tüchtigsten Schützen zwischen dem Tugela und den Drakenbergen galt. Derselbe hatte allerlei Gesindel um sich gesammelt, dasselbe militärisch organisiert und sich durch glückliche Raubzüge in das Sulu Land so gefürchtet gemacht, daß eines Tages Ketschwäyo vor seinem Kraal erschien und ihm seine Freundschaft anbot. Dunn ging den Bund ein, leistete Ketschwäyo Beistand gegen seine Feinde und erhielt als Lohn für denselben einen großen Landstrich nördlich vom Tugela, den man auf den Karten als John Dunns Land bezeichnet findet. Als die Engländer 1878 den Tugela überschritten, bemühten sie sich vergebens, John Dunn

Verheirateter Sulukrieger.

Unverheirateter Sulukrieger.

auf ihre Seite zu ziehen, aber nach der Niederlage von Isandhlwana schloß er sich ihnen in einer Anwandlung unerwarteter Hochherzigkeit an und zerriß alle Bande, die ihn an Ketschwäyo fesselten. Diesem Bundesgenossen, der ihm kampfgeübte Truppen zuführte, verdankte England die Abwendung namenlosen Unheils von seiner Kolonie, denn Dunn besaß unter den Sulu fast ebensoviel Einfluß wie Ketschwäyo und der Eindruck, den sein Übertritt hervorbrachte, war ein nachhaltiger, während andererseits, wenn er auf Ketschwäyos Seite geblieben wäre, dieser seinen Sieg gewiß bis aufs Äußerste ausgenutzt hätte. In Durban, erzählt W. Joest, der Gelegenheit hatte, das Manuskript der Memoiren John Dunns einzusehen, flohen viele auf die Schiffe,

andere verschanzten sich mit Säcken und Schießscharten in ihren Häusern, der erste Beamte der Stadt brannte nach Kapstadt durch, die tapferen „Volunteers" weinten vor Angst, als sie ausrücken sollten, und ein Major bekam vor Furcht die Cholera nostras. Ketschwäyo aber saß unthätig im Sulu-Land, niedergeschlagen über den Abfall John Dunns, den er beweinte wie den Tod eines Bruders.

Der Krieg gegen Ketschwäyo hat durch einen Zufall eine größere Bedeutung erlangt als von einem Krieg mit Wilden zu erwarten war, und er hat sogar auf europäische Verhältnisse einen wesentlichen Einfluß ausgeübt. Die Assagaie eines Sulu setzte dem Leben eines thatendurstigen Jünglings ein Ziel, der ans Kap gekommen war, um als Freiwilliger in den Reihen der Engländer zu kämpfen, durch Beweise von Tapferkeit die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und den Glanz eines Namens wieder aufzufrischen, welcher seit einem unheilvollen Septembertage alle seine frühere Popularität eingebüßt hatte. Prinz Louis Napoleon, der Sohn und Erbe Napoleons III, fand, bei einer Rekognoszierung von Sulu überfallen, den Tod.[71])

Am 31. Mai hatte die erste Division der Kolonne Newdigate jenseits des Blood-River, etwa $^1/_2$ Meile von Kopje Allein ein Lager bezogen, und am Morgen des folgenden Tages traf auch der Rest der Kolonne ein, worauf diese gegen Itelesi vorrückte. Prinz Napoleon und Leutnant Carey waren schon um 8 Uhr aufgebrochen und der Avantgarde vorangeeilt. Es handelte sich darum, die Angaben richtig zu stellen oder zu bestätigen, welche Leutnant Carey nach einer Tags vorher unternommenen Rekognoszierung über die von der Kolonne zurücklegende Straße gemacht hatte. Lord Chelmsford wollte denselben keinen Glauben schenken und bestritt die Möglichkeit, mit der Kolonne in der angegebenen Richtung vorzudringen, da ein 300 Fuß breiter Hohlweg zu überwinden wäre. Um Gelegenheit zu finden, seine Angaben zu bestätigen, schob Leutnant Carey den Prinzen Napoleon vor. Derselbe konnte leicht die Bewilligung einer Eskorte zu einem Ritt nach Itelesi erhalten, und einmal dort angekommen, würde es nicht schwer sein, ihn zu bewegen, bis Itytyosi weiter zu reiten. Sie könnten, wenn sie sich beeilten, bevor jemand ihre Abwesenheit bemerkt hätte, wieder im Lager eingetroffen sein. Der Prinz, der vor keiner Gefahr zurückschreckte, war sofort bereit, und Colonel Harrison gab seine Einwilligung zu dem Plan. Es fanden sich nur 4 Freiwillige und ein Kaffer, welche den Prinzen begleiten wollten; in Itelesi sollten sich der Expedition noch 6 Basutos anschließen und diese sie dort erwarten. Als aber nach halbstündigem Warten in Itelesi die 6 Basutos noch nicht eingetroffen waren, brach die kleine Schaar auf und ritt auf die Höhen, welche das Thal des Itytyosi umsäumen, wo der Prinz und Leutnant Carey eine Karte entwarfen. Dann ritten sie zu einem Kraal hinab, stiegen von den Pferden, nahmen ihnen die Sättel ab und ließen sich vor einer Hütte nieder. Leutnant Carey behauptet, daß die unvernünftige Wahl dieses Halteplatzes nicht *sein* Werk gewesen, sondern der Prinz selbst, der keinen Widerspruch duldete, dies angeordnet habe. Die Bewohner des Kraals, welche bei der Annäherung der Reiter geflohen waren, sahen wahrscheinlich von den Bergen, daß der Feinde nur wenige waren, daß sie ihre Pferde abgesattelt hatten und Kaffee kochten, und sie beschlossen, die Sorglosen zu überfallen. Von einem Hinterhalt, in den der Prinz geraten, kann nicht die Rede sein; das Unglück wäre zweifellos vermieden worden, wenn man nicht alle Vorsicht außer Acht gelassen hätte. Der Weg, den die geflohenen Sulu zurückzulegen hatten, muß lang gewesen sein, denn sie erreichten den Kraal erst, als die Reiter bereits ihre Pferde gesattelt hatten und sich zum Aufbruch vorbereiteten. Als die Sulu anstürmten, saßen alle Begleiter des Prinzen bereits im Sattel. Leutnant Carey sprengte sofort davon, und die anderen folgten ihm. Auch das Pferd des Prinzen, der noch nicht aufgestiegen war, setzte sich in Galopp, es scheint aber, daß es dem Prinzen doch noch gelang, es zu erreichen und sich an einen der Sattelsäcke anzuklammern, um sich in den Sattel zu schwingen. Da riß die Kette, welche die Säcke verband, und der Prinz stürzte zu Boden. Nun war er verloren. Die Flüchtlinge sahen sein Roß ohne den Reiter ankommen, aber sie dachten nicht daran, umzukehren und ihm beizustehen. Dem Prinzen blieb nichts anderes übrig, als sein Leben so teuer als möglich zu verkaufen. Die vielen Wunden an den Armen der später auf-

[71]) Déléage, Trois mois chez les Zoulous. Paris, E. Dentu, 1879.

gefundenen Leiche lassen vermuten, daß die Sulu ihn entwaffnen und gefangen nehmen wollten, aber der Prinz wehrte sich so lange, bis eine Assagaie sein rechtes Auge durchdrang und ihn tot niederstreckte.

Seine Begleiter suchten später ihre schimpfliche Flucht zu beschönigen und sich zu rechtfertigen, aber es ist ihnen und namentlich dem Leutnant Carey nicht gelungen, den Beweis zu führen, daß sie ihre Pflicht erfüllt haben. Die Leiche wurde am folgenden Tage völlig nackt aufgefunden. Man zählte an ihr 17 Wunden, aber der Bauch war nicht, wie dies Sulu Brauch ist, aufgeschlitzt. Sie wurde nach England gebracht und im Park von Camden beigesetzt, an der Stelle aber, wo der Prinz getötet worden, erhebt sich heute ein einfaches Denkmal, welches die Kaiserin Eugenie dort errichten ließ.

Der Tod des Prinzen war der einzige Unfall, den die Engländer in dem neuen Feldzug zu verzeichnen hatten. Mit Ketschwäyos Gefangennahme war der Krieg eigentlich schon beendigt, als General Wolseley, Englands rettender Engel in allen Nöten, als neuer Oberbefehlshaber in Sulu-Land eintraf, um dort die Lorbeeren des Siegers zu ernten, nachdem niemand mehr zu besiegen war. Seine Thätigkeit beschränkte sich auf die Zerstückelung des niedergeworfenen Sulu-Landes. Das unter einem Herrscher vereinte Volk war eine stete Gefahr für die Kolonie — darum wurde Ketschwäyos Reich unter 13 Häuptlinge geteilt, ein Teil überdies zur Sulu Reserve geschlagen. Ketschwäyo schickte man nach England, wo er, den gefangenen Königen im alten Rom gleich, die Schaulust seiner Besieger befriedigen mußte.

Der besiegte Ketschwäyo, der in London Gelegenheit gehabt hatte, sich von der Macht seiner Gegner und der Aussichtslosigkeit des Widerstandes gegen dieselben zu überzeugen, wäre gewiß ein schätzbarer treuer Bundesgenosse Englands geworden, wenn man ihn wieder als Herrscher eingesetzt hätte. Zu einem solchen Schritt vermochte man sich jedoch nicht aufzuschwingen und begnügte sich mit einer halben Maßregel, trotzdem es sich bald zeigte, wie sehr im Sulu-Lande die kräftige Hand fehlte, welche bisher die einzelnen Häuptlinge niedergehalten. Man gab Ketschwäyo nur einen Teil seines frühern Gebietes zurück, stellte ihn den anderen Häuptlingen gleich, die ihm früher unterthan waren. Was bald darauf geschah, ist bekannt: der Häuptling Usipebu, die Rache Ketschwäyos fürchtend, überfiel mit rasch zusammengezogener Mannschaft dessen Kraal, und der Besieger der Engländer, der einst gefürchtete Sulu-König, fand durch die Assagaien seiner eigenen Stammesgenossen den Tod.

Die Leiche des berühmten Sulu-Fürsten hat lange kein Grab gefunden. Die Sulu wollten ihn nicht im fremden Lande begraben, wo die englische Regierung überdies die bei der Totenfeier eines Königs unvermeidliche Abschlachtung seiner Frauen nicht gestatten wollte, und vom Transport der Leiche in ihre Heimat hielt sie die Furcht vor ihren eigenen Stammesgenossen ab. W. Joest besichtigte die niedrige Hütte, in welcher die Leiche aufbewahrt wurde. In derselben hockten 10 bis 15 Weiber laut- und bewegungslos vor einer etwa 1 Kubikmeter großen Kiste, welche mit schwarzem Reps benagelt war. Das war der Sarg Ketschwäyos. „Der König war nach seinem Tode in hockender Stellung in wollene Decken gewickelt worden, dann hatte man ihn in diese Kiste gepreßt, dieselbe zugenagelt, und hier verweste der Leichnam nun seit beinahe 2 Monaten, stets umgeben von trauernden Weibern. Rings um den Boden der Kiste, zu deren Hereinschaffung man, da sie viel größer wie die Thür der Hütte war, das ganze Haus emporgehoben hatte, war Erde angehäuft, und hierin lag wohl die Ursache der Geruchlosigkeit." In dem nur etwa 15 Fuß im Durchmesser haltenden Raum war nicht der geringste Leichengeruch zu spüren. Außer den Frauen des Königs, unter denen sich manche hübsche befand, weilten in dem Kraal auch die Brüder Ketschwäyos, Dabulamandje (d. i. geht durch das Wasser), Machanana macht viel aus wenig), Undabugo (einer der Anfänger), Utschingana (Bummler) und Uiutu. Alle diese Brüder des Königs und mit ihnen der selbst zur Thronfolge berechtigte Sohn desselben Umdabuko (der alles beginnen kann) hatten sich für Dinizulu erklärt und die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche auf die Herrschaft anerkannt, aber trotzdem versuchte man auf englischer Seite, als Dinizulu Miene machte, das väterliche Reich zurückzuerobern, ihn als einen illegitimen Sohn hinzustellen, der gar keine berechtigten Ansprüche auf das Sulu-Land erheben könne.

Dinisulu ließ sich Anfang 1884 durch die ihm in Aussicht gestellte Unterstützung von Boeren aus Transvaal verleiten, einen Versuch zur Verdrängung seiner hauptsächlichsten Gegner Oham und Usipebu zu wagen. Er schloß mit einigen reichen Transvaalern einen Vertrag, in dem sie sich verpflichteten, ihm mit 100 Mann zu Hilfe zu kommen, wofür sie Grund und Boden als Lohn erhalten sollten. Statt der 100 kamen aber im Mai 1884 nicht weniger als 400 bewaffnete Bauern ins Sulu-Land, in der Hoffnung, durch ihre große Zahl auch eine große Gebietsabtretung zu erpressen, und nachdem Dinisulu in ihrer Gegenwart am 21. Mai bei Ingomo feierlich zum König gekrönt worden, wurden die Vorbereitungen zum Zuge gegen Usipebu, den einzigen Häuptling, welcher der Einladung zu der Feierlichkeit nicht Folge geleistet hatte, getroffen.

Ein in Sulu-Land ansässiger Deutscher hat in den folgenden Kämpfen eine wichtige Rolle gespielt. Wir folgen daher bei der Schilderung dieser Begebenheiten seinen schriftlichen Aufzeichnungen, welche ein lebhaftes Bild der Zustände im Sulu-Land entwerfen. Unser Gewährsmann schreibt:

„Am Abend desselben Tages (Tag der Krönung, 21. Mai) ließ mich der König in den vor ihm versammelten Kriegsrat der Suluführer rufen und befahl mir, zwei Briefe, welche eine Patrouille bei einigen aufgefangenen Soldaten Usipebus gefunden hatten, vorzulesen und zu übersetzen. Zu meinem Erstaunen waren diese Briefe vom Sekretär Usipebus geschrieben und an John Dunn gerichtet; Usipebu machte ihn mit der von Dinisulu an ihn gesandten Deputation bekannt, teilte ihm ferner mit, daß er Dinisulu nicht als König anerkenne, daß die Buren Dinisulu zu Hilfe gekommen seien und daß er sich bis zum letzten Manne verteidigen würde. Zugleich bat er die englische Regierung um schleunige Hilfe. Der König forderte mich auf, meine Meinung zu sagen, was zu thun wäre, und ich riet ihm entschieden, lieber heute als morgen aufzubrechen und in Usipebus Land einzumarschieren und so der geforderten Hilfe zuvorzukommen und Usipebu durch schnelles Einrücken zu verhindern, seine Truppen zusammenzuziehen. Dies war auch die Ansicht des Königs, wie auch die der anderen Suluführer. Der König gab mir infolgedessen Befehl, für den andern Tag eine Beratung mit den Offizieren der Buren zu veranstalten. Die Buren, die gekommen waren, sich mit schönen Worten und nicht mit gefährlichen Kriegsdiensten eine Farm zu verdienen, weigerten sich unter allerhand schönen, frommen Reden, an der Expedition teilzunehmen, und waren nicht einmal durch die Vorstellung, daß sie sich ja selbst „Freiwillige" des Sulukönigs nannten, und durch das Vorhalten der gestern gegebenen Versprechen zu bewegen, an dem Feldzuge teilzunehmen. Nur eine kleine Anzahl junger Deutschen, welchen das Verhalten der anderen Buren unehrenhaft erschien, beschloß auf meine Vorstellungen, den König nicht zu verlassen. Waren wir ja doch alle nur gekommen, nicht um dem Könige Predigten zu halten über Christenliebe und dergleichen mehr, sondern um ihm im Kampfe zu dienen und ihm zu seinen Rechten zu verhelfen. Am selben Tage wurde ich vom Könige zum Kommandanten der Abagulusin-Armee ernannt, zu gleicher Zeit übergab mir auch der König die oben erwähnte Abteilung Buren. Die Abagulusin-Armee ist ungefähr achttausend Mann stark, darunter etwa vierhundert Mann Kavallerie. Die Reiter sind beinahe alle mit Martini-Henry-Gewehren bewaffnet, außerdem führt ein jeder noch über dem Rücken hängend ein oder mehrere Assagais. Ihre Kampfweise ist genau dieselbe wie die der Buren; im Gefecht steigen sie ab und ziehen die Pferde mit dem Zügel über dem Arm nach sich. Die Tiere sind hieran so gewöhnt, daß sie nicht die geringsten Schwierigkeiten machen, sondern stets ihren Herren willig folgen, derselbe hat oft nicht einmal nötig, den Zügel abzunehmen; sowie der Krieger zum Schusse stehen bleibt, steht das Pferd auch, ist der Schuß gefallen, dann geht es mit seinem Herrn vor, immer mit dem Kopf dicht hinter dessen Rücken bleibend. Die Fußgänger sind mit Gewehren neuerer und älterer Konstruktion, mit zwei bis drei Wurf-Assagais und einem für das Handgemenge berechneten Assagai und dem Schildfelle bewaffnet. Obgleich beinahe jeder Sulu ein Gewehr hat, so ist doch der Schwerpunkt seiner Kampfweise in dem Anprall mit dem Assagai und nur die Abagulusin-Reiter machen wirklich ausschließlich Gebrauch von ihren Feuerwaffen. Bis zum letzten Feldzug hat der Sulu in seiner Kriegsführung zwei Dinge nicht gekannt, die Defensive und den geregelten Rückzug. In allen früheren Kriegen, auch in dem mit den Engländern, waren die Sulu stets die Angreifer in den Kämpfen und Schlachten. Meist suchen

Basuto.

sie den Feind mit einer bedeutend stärkeren Anzahl und mit ungeheurer Wucht und Geschwindigkeit unter furchtbarem Geschrei, welches durch das Schlagen auf die Schildfelle noch viel schrecklicher wird, zu erdrücken; so viele von ihnen hierbei auch in den ersten Reihen fallen, die hinteren Reihen rücken immer wieder nach. Die Engländer haben bei Isandhlwana und auch bei Kambula erfahren, wie furchtbar und ungestüm diese Angriffe sind. Nachdem wir durch die aufgefangene Patrouille Kenntnis von der verräterischen und gefährlichen Haltung Usipebus erhalten hatten, brachen wir in Eilmärschen nach dem Flüßchen Skuebezi auf, wohin auch die übrigen Führer mit ihren Truppen beordert wurden. Zugleich wurden Boten nach dem im Norden wohnenden Häuptling Setambe geschickt und ihm der Befehl erteilt, von Nordwesten in Usipebus Land einzumarschieren und am Morgen nach der Nacht, in welcher auf dem Berge Ihlomoldomo ein Feuersignal sichtbar sei, Banginome von Norden her anzugreifen. Ferner sandte der König nach den Buren, um ihnen anzuzeigen, daß sie, im Falle sie nicht geneigt wären, an der Expedition teilzunehmen, ungehindert wieder nach Hause gehen könnten. Die frommen Friedensstifter wollten nun aber die Gelegenheit, eine Farm (womöglich 6000 Acres zu verdienen, nicht aufgeben, sie änderten darum schnell ihre Haltung und sandten eine Abteilung von hundert Mann unter Kommandant Meyer zur Unterstützung der Expedition; dieses Korps hielt sich jedoch immer wohlweislich hinter dem großen Suluheere. In den Zeitungen wurde nun von den Buren das Gerücht verbreitet, daß diese hundert Mann nur eine Kommission bildeten, um zu verhindern, daß Weiber und Kinder beim Kampfe getötet werden sollten.

„Ich hatte vom Könige Befehl erhalten, mit den Abagulusin die Avantgarde zu bilden; so zog ich denn am 28. mit der Kavallerie, worunter sich auch die kleine obenerwähnte Abteilung Deutscher und Dinisulu ergebener Buren befand, über die Grenze. Am 29. Mai folgten uns die Abagulusin-Fußgänger und 2 weitere Heeresabteilungen unter Umdabuko und Umniamana; seitwärts durch das Suluheer gedeckt folgte in angemessener Entfernung die „Weiber- und Kinderbeschützungskommission" der Buren. Vom 30. an hatten wir in der Avantgarde beständig kleine Scharmützel und Reibereien mit dem Feinde, der sich in der Richtung nach Usipebus Hauptstadt Banginome zurückzog. Wir machten ziemlich reiche Beute an Vieh und fanden auch auf allen Kraalen überreichlich Mehlis, Kaffernkorn, Bohnen, Kürbisse, Bataten und Melonen. Nur an Wasser war manchmal großer Mangel, das wenige vorhandene war kaum zu genießen, jedoch hatten wir reichlich Gelegenheit, unsern Durst mit den prächtigen Wassermelonen zu stillen, und gebrauchten das Wasser nur abends und morgens zu Thee und Kaffee. Außerdem konnte jeder, der Lust dazu hatte, sich nur eine Ziege oder Kuh von dem erbeuteten Vieh einfangen und hatte alsdann Milch im Überfluß. Für die Pferde war ebenfalls reichlich Futter vorhanden. Am 6. Juni früh hatten wir Banginome, Usipebus Hauptstadt, erreicht. Ungefähr um 9 Uhr schritten wir zum Angriff vor, Umniamanas Sohn sollte mit seiner Truppe von Süden, Umdabukos Truppe von Norden und ich mit den Abagulusin von Westen im Zentrum angreifen. Vergeblich erwarteten wir Setambe mit seinem Heere, wie wir jedoch später erfuhren, waren die an ihn geschickten Boten im Lande Ohams aufgefangen worden und hatten Setambe den Befehl nicht überbringen können. Die Weiber- und Kinderbeschützungskommission hatte sich genügend außer Schußweite auf einen Berg westlich von der Stadt begeben, und erwartete hier den Ausgang des Kampfes. Banginome ist äußerst günstig zur Verteidigung gelegen. Die Stadt selbst liegt auf einem Berge, welcher rings von ziemlich tiefen Schluchten umgeben und nur durch eine schmale Erhebung mit einer östlich liegenden Hochebene verbunden ist. Von der Seite aus, von welcher wir angriffen, war uns der Blick in die Stadt durch einen vor derselben liegenden Hügel benommen, auf diesem konnten wir eine ziemlich bedeutende Abteilung Kavallerie bemerken. Nachdem Umdabukos Truppe im Norden der Stadt angelangt war, rückten alle drei Truppenteile gegen die noch etwa eine kleine Stunde entfernte Stadt vor. Das Terrain war auch hier noch immer hügelig und, wie fast überall im Lande, dicht mit Dornbäumen bewachsen. Da man keine Kenntnis hatte, ob und wie stark der Feind Banginome besetzt hielt, ritt ich mit der Abagulusin-Reiterei gegen den Hügel, welcher zwischen uns und Banginome lag, vor. Von hier aus hatten wir einen freien Blick in die Stadt, ich sah zu meinen Erstaunen diese jedoch ohne

jede Besatzung und konnte außer einer kleinen Reiterabteilung, welche östlich von der Stadt Aufstellung genommen, und einer etwas größeren, welche sich noch weiter östlich am Rande des Plateau postiert hatte, nichts vom Feinde bemerken. Usipebu würde sicher schon den Hügel vor der Stadt, auf welchem wir uns befanden, besetzt haben, hätte er überhaupt die Absicht gehabt, Banginome ernstlich zu verteidigen. Leider war dies nicht der Fall, sondern die Richtung, welche die eben erwähnte, nach wenigen gewechselten Schüssen abziehende Reiterabteilung des Feindes nahm, ließ schließen, daß Usipebu uns in die wilden Schluchten der Lebombo Berge locken wollte. Ich ließ sofort, um das Anrücken der Truppen zu beschleunigen, die ganzlich verlassene Stadt in Brand stecken und nahm dann die Verfolgung des Feindes auf. Nach einem Ritt von ungefähr zwei Stunden erreichten wir das östliche Ende der Hochebene, ohne jedoch Gelegenheit bekommen zu haben, mit den allzu schnell abziehenden feindlichen Reitern den Kampf aufzunehmen. Eine Patrouille hatte einen von Usipebus Leuten verwundet und gefangen genommen, von diesem erfuhr ich, daß Usipebu mit seinem ganzen Volk nach den Lebombo Bergen gezogen sei und sich hier in der Schlucht, welche der Umkusiifluß durchfließt, verteidigen wolle. Da die Märsche der letzten Tage sehr anstrengend gewesen waren, biwakierte das Usutu Heer bei Banginome, während ich mit der Abagulusiin Reiterei die eingenommene Position am östlichen Rande des Plateaus beibehielt. Das Biwakieren eingeborener Kavallerie in Süd Afrika ist sehr einfach. Nachdem ein zur Verteidigung günstig gelegener Ort ausgesucht ist, wird ein großer Kreis gebildet und abgesattelt. Den Pferden werden die Vorderfüße mittelst eines Riemens zusammengebunden und können dieselben nun die ganze Nacht innerhalb des Kreises frei grasen. Die Mannschaften legen sich dann bei den Sätteln zum Schlafen nieder. Um diesen Kreis werden dann berittene Posten aufgestellt und dieser Posten-Gürtel wieder von Patrouillen umritten.

„Die Nacht verging ohne Störung. Da wir die Ankunft unserer Verbündeten erwarten mußten, hatten wir am andern Morgen vollauf Zeit, für die Pferde Wasser und Futter zu suchen. Um 9 Uhr wurde der Marsch fortgesetzt. Wir hatten eine große Tiefebene, ganz mit Bäumen und Buschwerk bewachsen, zu passieren und mußten stets die größte Vorsicht beobachten. Die Hitze war beinah unerträglich, aber dennoch legten die Usutu, durch die Anführer zum Mut angefeuert, den weiten Weg in verhältnismäßig kurzer Zeit zurück. Gegen 2 Uhr wurde das Terrain etwas offener; die Spitze bemerkte am Fuße der Lebomboberge in der Schlucht eine nach Tausenden zählende Rindviehherde. Obgleich nicht ein einziger vom Feinde zu sehen war, da dieser seine Frauen und Kinder in den Bergen in Sicherheit gebracht, sich selbst aber im Grase verborgen hatte, war doch nach dem Terrain seine Stellung leicht zu erraten; zu unserem Vorteile befanden sich vor den Bergen mehrere Gruppen dichtes Gehölz, welche ich auch sofort besetzen ließ, um den Feind zu verhindern, seine Position zu verändern. Der Angriff sollte von unserer Seite wieder in drei Abteilungen geschehen. Umdabuko hatte den rechten Flügel, ich das Zentrum, Umniamanas Sohn den linken Flügel zu kommandieren. Die Buren, die die Absicht hatten, sich außer Schußweite den Kampf anzusehen, wollten sich wieder auf einen Berg postieren. Das Terrain war hier ebenfalls buschig und der Boden mit hohem Gras bewachsen. Als von unsrer Seite das Signal zum Angriff gegeben wurde, rückten alle drei Abteilungen zugleich vor. Noch immer war vom Feinde nichts zu sehen, und doch wußte jeder, daß derselbe nur wenige hundert Schritte von uns entfernt war. Meine Reiter waren ebenfalls abgesessen und zogen die Pferde, das Gewehr schußbereit im Arm, hinter sich her.

„Auf ein gegebenes Signal eröffnete der Feind plötzlich auf seiner ganzen Linie ein heftiges Gewehrfeuer, ohne daß es uns möglich war, viel dagegen zu thun. Ich war mit der Reiterei an eine Stelle gekommen, wo das Terrain etwas offener war und hatte meine Leute sofort in die Kniee fallen lassen. Sowohl an der Wirkung der feindlichen Schüsse, als auch an der nur kurzen Dauer des Gewehrfeuers war leicht zu merken, das wir nicht Usipebus Scharfschützen gegenüberstanden; ich schloß darauf, daß dieselben auf unserem rechten Flügel waren, wir mußten daher jeden Augenblick den Ansturm des Feindes erwarten. Ich gab daher Befehl, so ruhig wie möglich zu feuern. Der erwartete Angriff blieb nicht lange aus. Dämonen

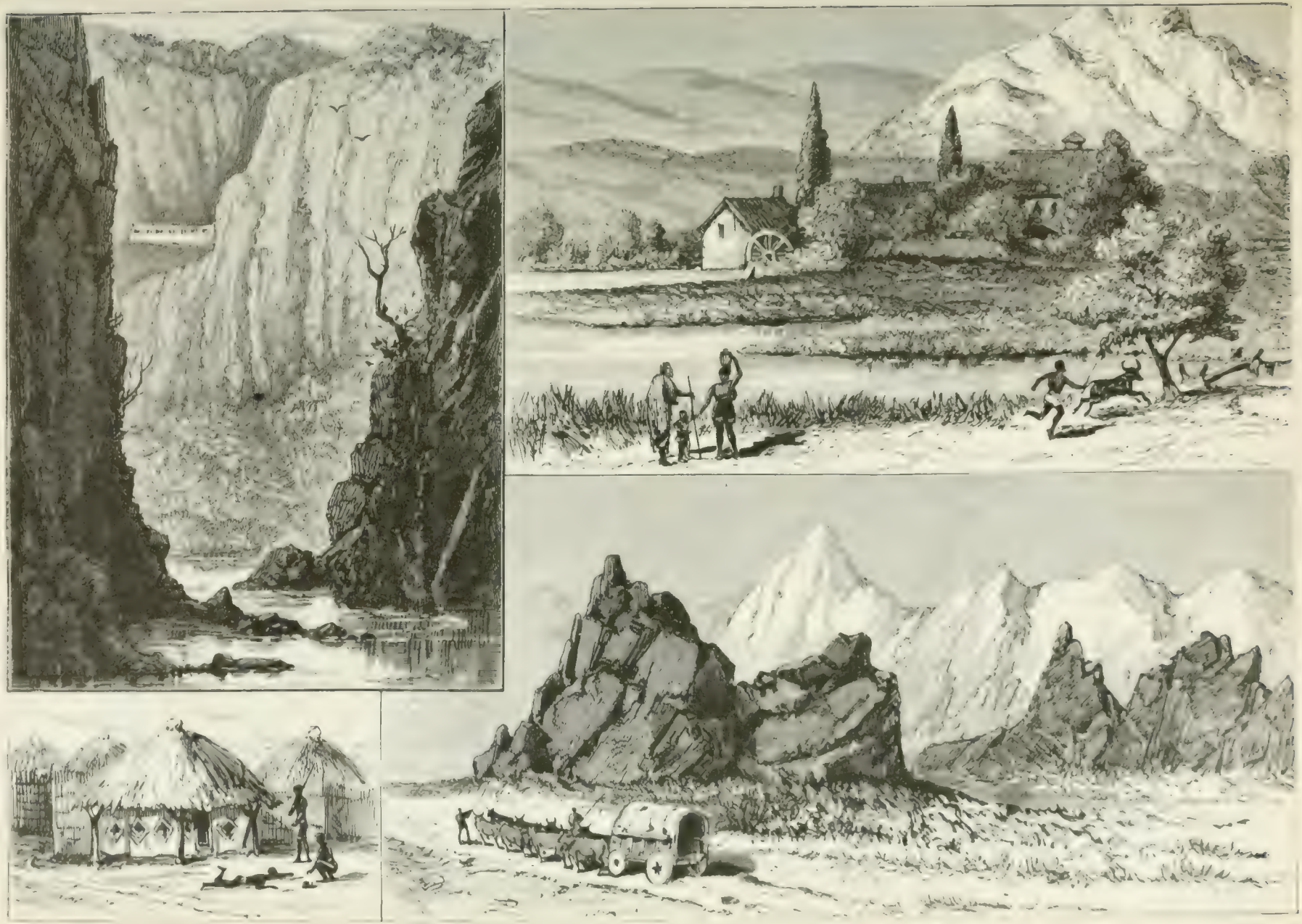
gleich kamen die Reihen des Feindes angesprungen; die beiden ersten Reihen fielen unter dem ruhigen Feuer unserer Reiter und ehe der Feind einen zweiten Ansturm ausführen konnte, ließ ich auf der ganzen Linie der Abagulusin im Sturmschritt vorgehen. Der Feind hielt unserem Anprall nicht stand und wandte sich nach kurzem Gefecht zur Flucht. Im Verfolgen und weitern Vorgehen mußten wir wiederum die höchste Vorsicht gebrauchen, da es leicht möglich sein konnte, daß diese Flucht nur eine Kriegslist von seiten Usipebus war und er uns nur weiter in die Schlucht hinein locken wollte. Auch war es bei dem bewachsenen Terrain geradezu unmöglich gewesen, die Stärke des Feindes zu übersehen. Auch in unserem Zentrum war der feindliche Anprall zurückgeschlagen. Nach dreistündigem Kampfe war das Treffen vollständig zu unseren Gunsten entschieden. Der Feind war nach allen Richtungen hin versprengt und so hatten wir genügend Zeit, das erbeutete Vieh zusammenzutreiben. Im ganzen wurden etwa 80000 Kopf Vieh erbeutet, der größte Teil hiervon gehörte jedoch den Usutu und war in den früheren Gefechten von Usipebu den Anhängern dieser Partei geraubt worden. Die Beute wurde sämtlich zum Könige gebracht, der sie dann unter die Anführer und Krieger verteilte."[74])

Usipebu hatte sich in das britische Reservegebiet geflüchtet, aber mehr als eine Zufluchtsstätte fand er dort nicht. Die Engländer hatten keine Lust, zu gunsten ihres Schützlings einen neuen Krieg gegen die Sulu zu beginnen, und sie nahmen die vollzogenen Thatsachen ruhig hin, schon zufrieden, daß das Gewitter, welches sich im Sulu-Lande entladen hatte, seine Verheerungen nicht auch auf ihr Gebiet ausdehnte. Auch in diesem war es zu Ruhestörungen gekommen, aber sie wurden schnell auf friedlichem Wege beseitigt. Ketschwäyos Bruder Dabulamandse hatte sich an der Spitze jener Sulu, welche in dem unter britischer Oberhoheit stehenden Reservegebiet wohnten, empört und weigerte sich, die für die Benutzung der Weideplätze zu entrichtende Abgabe zu zahlen. Die Gefahr eines neuen Zusammenstoßes mit den Sulu lag also nahe, aber durch die Vermittelung eines seit langer Zeit im Sulu-Lande wohnenden Frankfurters namens Schiel, der bei Dinisulu in hohem Ansehen stand und auch an den letzten Kämpfen teilgenommen hatte, wurde ein friedlicher Ausgleich zustande gebracht. Schiel vermittelte zwischen Dinisulu und dem englischen Kommandanten in Ekowe, dem Hauptort der Sulu-Reserve, und es wurde vereinbart, daß Dabulamandse die Reserve verlassen sollte. Derselbe folgte der an ihn gerichteten Aufforderung und ließ sich mit seinen Leuten in dem Gebiete Dinisulus nieder. Diesem unterwarf sich nach und nach der ganze Rest der früheren Unterthanen Usipebus, welcher bald einsah, daß für ihn keine Hoffnung mehr vorhanden sei, das Verlorene wiederzugewinnen. Er holte seine zurückgelassenen Frauen und Kinder ab und übersiedelte mit denselben und einigen ihm treu gebliebenen Anhängern in das Reservegebiet.

Wie nach der Besiegung Usipebus die Boeren ungerechtfertigte Ansprüche auf Belohnungen erhoben, von Dinisulu Grund und Boden verlangten und schließlich ihn auch zur Abtretung eines bedeutenden Gebietes zwangen, werden wir an anderer Stelle, bei Schilderung der Verhältnisse in den Boerenrepubliken erzählen und dort auch auf die Lüderitzschen Erwerbungen in Sulu-Land und die englischen Ansprüche auf die Lucia-Bai näher eingehen.

Durch die Zersplitterung der Sulu-Macht hatte die englische Kolonie nach Nordosten hin sich ebenso gegen die Gefahr eines feindlichen Überfalles geschützt, wie sie schon früher nach Nordwest durch eine zu rechter Zeit vollzogene Annexion ihre Grenze gesichert hatte. Ein Gebiet von etwa 10000 □Meilen mit 70000 bis 80000 Bewohnern war dort kurzweg der Kolonie einverleibt worden. Daß die Bevölkerung mit der Einverleibung nicht einverstanden war, daß ein langer blutiger Krieg die Folge war, und daß nach vielen Opfern an Geld und Menschenleben dieser Krieg durch Verhandlungen geendet wurde, welche dem „Sieger" nur geringe und sehr unsichere Hoheitsrechte sicherten — das kümmerte England nicht. In der Hauptsache hatte es seine Absicht doch erreicht: das Land den Boeren entrissen, welche es bereits besetzt hatten. In der

[74]) Siehe „Sulu-Land und die Sulu. IV. Unter Dinisulu." Deutsche Kolonial Zeitung, 1885, 15. Heft, Seite 425.



Skizzen aus dem Betschuanen Land.

Zukunft, hofft man, werden sich schon Mittel und Wege finden lassen, das jetzige lose Abhängigkeitsverhältnis in ein festeres zu verwandeln.

Diese englische Erwerbung, das Basuto-Land, ist eine der blühendsten Gegenden Süd-Afrikas und würde sich vortrefflich für europäische Einwanderung eignen. Überall sieht man Mais- und Hirsefelder, und die Weideplätze in der Nähe der Niederlassungen der Basuto sind mit großen Rinder- und Schafherden bedeckt. Es ist ein begehrenswertes Land, und es ist von Natur offenbar mehr auf den Anschluß an den Oranje-Freistaat hingewiesen, als an die Kolonie Natal, von welcher es die Drakenberge scheiden, während die Grenze gegen den Freistaat nur der leicht zu überschreitende Caledon-Fluß bildet. Die Boeren begannen auch bald das Land mit verlangenden Blicken zu betrachten, und als die in Grenzgebieten in Süd-Afrika unvermeidlichen Viehdiebstähle immer neuen Anlaß zu Reibereien mit den Basuto gaben, unternahmen die Boeren 1865 einen Zug in das Basuto-Land, entschlossen, dem Unwesen ein für allemal ein Ende zu machen. Die Basuto wurden zwar von den Engländern mit Waffen versorgt, vermochten aber trotzdem die Boeren nicht aufzuhalten. Jahrelang dauerte der Kampf, da die Boeren mit der größten Zähigkeit die Basuto in ihre entlegensten Schlupfwinkel verfolgten, und 1869 war mit Ausnahme des festen Platzes Thaba Bosigo das ganze Land in den Händen der Boeren. Da wurden ihnen im letzten Augenblick die Früchte ihres Sieges entrissen: England erklärte Basutoland für annektiert, die Basuto für seine Unterthanen, und forderte die sofortige Räumung des Landes. Die Boeren mußten sich, wenn sie es nicht auf einen Krieg mit England ankommen lassen wollten, fügen, und sie zogen sich, nachdem sie die erbeuteten Herden den Besiegten zurückgegeben, grollend über die Grenze zurück.

Die Boeren aus Basuto-Land zu vertreiben, war leichter als sich dort festzusetzen. Die Basuto ließen es sich zwar gern gefallen, daß die Engländer ihnen zu ihren verlorenen Herden verhalfen und den Feind zum Rückzuge zwangen, sie nahmen auch die in ihr Land kommenden Beamten freundlich auf, aber als diese von ihnen Abgaben erheben wollten, war es mit der Freundschaft vorbei. Bald sah sich England gezwungen, mit Waffengewalt einzuschreiten, und es wurde in einen Krieg verwickelt, welcher ungeheuere Opfer und Anstrengungen erforderte. Erst nachdem man einige Basuto-Häuptlinge zum Abfall von der Sache ihres Stammes bewogen und diese mit den Engländern gegen ihre Stammesgenossen kämpften, fand der Krieg 1881 ein Ende durch einen jener Friedensschlüsse, bei welchen der „Sieger" froh ist, wenn er den Schein des Sieges wahren kann und wobei man imstande ist vorherzusagen, daß alle Bestimmungen des Friedens nur auf dem Papiere bleiben und nie praktisch werden durchgeführt werden. Die Basuto verpflichteten sich, die von England verlangten Abgaben für jede Hütte zu zahlen, aber sie haben sie bis heute noch nicht gezahlt, und England denkt nicht daran, sie gewaltsam einzutreiben.

Basuto-Land war der Kapkolonie einverleibt, aber der Krieg hatte 90 Millionen Mark verschlungen und die Kolonie mußte darauf gefaßt sein, daß neue Unruhen bald neue große Ausgaben nötig machten. Die Basuto hatten zu Tausenden in den Diamantenfeldern gearbeitet, wohin sie der leichte Verdienst lockte, und jeder Minenarbeiter war mit einem Gewehr heimgekehrt. Nun empfand die Kolonie die nachteiligen Folgen des unheilvollen Systems, die Eingeborenen ohne Rücksicht auf die Sicherheit der Weißen mit Feuerwaffen und Munition zu versehen, und sie hatte keine Lust, diese Folgen selbst zu tragen. Unmittelbar nach dem Kriege wurde Basuto-Land von der Kapkolonie, für die es besetzt worden, an das Mutterland abgetreten, und dieses verwaltet es jetzt und soll für Aufrechterhaltung der Ordnung sorgen, wofür die Kapkolonie ihm jährlich 400 000 Mark zahlt.

„Da die Engländer nun aber schlechterdings nicht wußten, wie das anfangen," schreibt W. Joest, „wandten sie sich an den Mann, der wie kein Zweiter geeignet war, wenn möglich die allgemeine Konfusion noch zu vergrößern, — an General Gordon. Bekanntlich behält England in seiner Politik der letzten Jahre bei all seinen politischen und kriegerischen Spielen zwei, wie es glaubt, Trümpfe in der Hand, die es aber meist erst dann ausspielt, wenn es die besten Stiche bereits verloren: diese beiden Stützen sind erstens Wolseley,

der „ruhmvolle“ Besieger der feigen eseltreibenden Fellachen bei Tel-el Kebir, ebenso wie als „Unterwerfer“ der Sulus bekannt — welch letztere allerdings bereits vorher schon durch Lord Chelmsford zersprengt und besiegt waren —, wer kennt den andern Wundermann „Chinese Gordon“ nicht, den Anführer der mit trefflichen Remingtons bewaffneten, „stets siegreichen Armee“, die er, „nur mit der Reitpeitsche als Schutz und Trutzwaffe versehen“, gegen die aufs erbärmlichste mit Heugabeln und Lanzen, Bogen und Pfeilen ausgerüsteten Taipings ins Gefecht führte! Nun, Gordon kam, sah und — hielt mehrere Reden in bekanntem Bibelstil, und wie die Basutos sich den Teufel um ihn und seine Reden kümmerten, wurde der Held verstimmt, und spurlos war er eines Tages nach Jerusalem verduftet, um dort — nur einmal während des zwischen Russen und Chinesen im Jahre 1880 drohenden Konflikts durch eine Reise nach dem fernen Osten in seiner Muße gestört, wo er indes bei den Chinesen auch kein Glück hatte — seine Ansichten über Offenbarungsreligionen in einem längern Werke niederzulegen. Der Einfluß Englands in Basuto Land ist heute gleich Null. In Maseru, zehn Minuten von der Grenze, dicht bei dem schützenden Oranje Freistaat, residiert zwar als Vertreter der Königin ein Major Clark; wie demselben aber weder ein einziger Soldat noch ein Polizist beigegeben ist, so wahrt er nicht einmal auch nur einen Schein von Autorität. In Maseru selbst haben sich zwar einige Hundert „loyale“ Basutos angesiedelt, die aber nur solange loyal bleiben, wie es ihnen gerade paßt, während im Innern des Landes jeder Häuptling schaltet und waltet, wie es ihm gutdünkt. Von Steuern zahlen ist keine Rede, und wenn etwa ein weißer Händler mit einem Erlaubnisschein des englischen Residenten versehen die Grenze überschreitet, um im Basuto Lande Handel zu treiben, so kann ihn der erste beste kleine Häuptling gefangen nehmen, ausrauben oder aufhängen, ohne daß England imstande wäre, den Schuldigen zu bestrafen; Krieg und Raub verwüsten das Innere und nur vor den Freistaats Bauern haben die Basutos einen heilsamen Respekt.

Allein die Vorgänge im Basutolande genügen, um zu beweisen, daß es mit der kolonisatorischen Gabe oder gar mit solchem Beruf der Engländer nicht so weit her ist, wie diese selbst es uns glauben machen wollen. Der Hinweis auf derartige Zustände und Schwierigkeiten trotz alles verschwendeten Gutes und Blutes möchte aber auch jeden Deutschen abhalten, Worte, wie die von „zu erobernden Kolonieen“, in thörichtem Leichtsinn auszusprechen!“

Leichter wurde es England, sich im Betschuanen-Land festzusetzen, obwohl auch dort noch manche Verwickelungen im Schooße der Zukunft ruhen können. Die Furcht vor einer Annäherung der Transvaaler an die deutschen Niederlassungen an der Südwestküste hat England bewogen, rasch einen Keil zwischen beide zu treiben, und im Jahre 1885 ist das ganze Gebiet zwischen 22° östl. Länge und der Transvaal Grenze, nordwärts bis zum Sambesi, derKapkolonie einverleibt worden. Die dort wohnenden Eingeborenen, die in viele kleine Stämme zerfallenden Betschuanen, sind ein friedlicheres Volk als die Sulu und Basuto, und ein großer Teil derselben ist durch langjährige Missionsarbeit bereits zum Christentum bekehrt. Vielleicht liegt darin eine Bürgschaft dafür, daß England dieses Thor zum Innern Afrikas wird behaupten können, ohne so blutige Kriege führen zu müssen, wie in Sulu- und Basuto-Land.

Von den Sulu unterscheiden sich die Betschuanen hauptsächlich durch größere Schamhaftigkeit, die sie abhält, so nackt einherzugehen wie jene. Die Schürze, das einzige Kleidungsstück der Sulu, ersetzt bei den Betschuanen eine breite, zwischen den Beinen durchlaufende lederne Binde, und nur die Frauen tragen Vor- und Hinterschürzen, häufig mehrere von verschiedener Länge übereinander. Über die Schultern hängt der Betschuane den Karoß, welcher je nach dem Reichtum des Besitzers aus mehr oder minder kostbaren Fellen verfertigt ist. Häuptlinge tragen Karosse aus Leopardenfell, während arme Leute sich mit Ochsenfellen begnügen. Als das Wild noch nicht so selten war wie jetzt, kleideten sich alle Betschuanen in Antilopenfelle, da jeder Gelegenheit hatte, ein solches Tier selbst zu erlegen, während heute die Karosse aus den Fellen der Schakale, unter denen die Silberschakale besonders geschätzt sind, der Gnus, Hartebeste u. s. w. durch den Handel mit Nachbarstämmen ins Betschuanenland kommen. Der Karoß wird nur in der kältern Jahreszeit

getragen und auch beim Betreten der Hütte abgelegt. Männer und Frauen behängen den Körper mit einer Unmasse Schmucksachen, welche namentlich bei Frauen oft mehrere Kilo schwer sind. Der kostbarste Schmuck sind Armbänder aus feinem Kupferdraht, an deren Stelle Ärmere kupferne oder gar nur lederne Ringe tragen. Auch die Männer tragen viele Ringe aus Kupferdraht, meist am linken Arm, und als Halskette an einander gereihte Amulette, zwischen denen zuweilen auch allerhand kleine Werkzeuge, Ahlen u. s. w. hängen. Die Frauen schlingen um den Hals Schnüre von Glas- und Metallperlen, deren viele Arten im Betschuanenland in den Handel kommen. Als Waffen trägt der Mann Speere und Wurfspieße, eine Axt oder Keule, ein zweischneidiges Dolchmesser mit hölzernem Griff in einer hölzernen Scheide mit Lederüberzug, auch Bogen und Pfeile, welche die Betschuanen wahrscheinlich von den Buschmännern entlehnt haben, und zum Schutze dient ein kurzer Schild aus Rindshaut, der in ähnlicher Weise wie bei den Sulu verziert ist. Die Lanzen, welche sie gebrauchen, sind eigenartig geformt. Man sieht solche, auf denen sich zwischen Klinge und Schaft vier Reihen langer Zähne befinden, welche nach vorn oder nach rückwärts gebogen sind; bei anderen ist die Klinge am untern Ende wie eine Säge ausgezahnt, und wieder andere sind mit Widerhaken versehen.

Nach den furchtbaren Waffen zu schließen, welche die Betschuanen führen, müßten dieselben gefährliche Gegner sein, aber gerade das Gegenteil ist der Fall. „Die Betschuanen," sagt Fritsch, „sind viel bewunderungswürdiger in der Herstellung der Waffen als in der Führung derselben." Trotz ihrer imponierenden Ausrüstung sind sie kein kriegerisches Volk, und sind trotz ihrer Wurfspere mit Widerhaken von ihren Nachbarn leicht bezwungen worden.

Ihre Kunstfertigkeit, die schon in der Herstellung der Waffen zu Tage tritt, zeigt sich noch viel mehr in der Anfertigung der mannigfaltigen Geräte, die man in ihren Wohnungen findet. Arbeiten des Friedens geneigter als dem Kriegerhandwerk (wie sie denn auch dadurch sich von anderen Süd Afrikanern unterscheiden, daß sie nicht stets bewaffnet gehen), haben sie selbständig eine viel höhere Kulturstufe erlangt als alle ihre Nachbaren. Ihre Holzschnitzereien zeichnen sich sowohl durch originelle als saubere und geschmackvolle Ausführung aus. Aus Baumstämmen verfertigen sie Mörser zum Stampfen der Maiskörner, schnitzen Schüsseln und Platten aus Holz, und unter ihren Trinkgefäßen trifft man eine Unzahl verschiedenartiger Formen. Sehr hübsch sind ihre dreibeinigen Bierkrüge und ihre Trinkbecher, deren Rand eine Leiste von Arabesken umgiebt. Ihre gleichfalls aus Holz verfertigten Löffel sind ebenfalls reich mit Arabesken verziert, und den Stiel bilden Tierköpfe. Mit Vorliebe wählt man den dazu am besten sich eignenden schlanken Hals der Giraffe als Vorbild. Nicht minder geschickt sind die Betschuanen in der Verfertigung irdener Gefäße, die sich sowohl durch gefällige Form als durch hübsche Verzierungen auszeichnen. Sie besitzen irdene Gefäße, welche mehr als mannshoch sind und ihnen die Vorratskammern ersetzen müssen. Solch ein Riesengefäß steht auf drei Füßen, und seine Öffnung wird durch Aufstülpen einer Schüssel geschlossen. Man läßt es, wenn es bei der Ernte mit Mais oder Hirse gefüllt ist, mitten im Felde stehen, baut aber auch zuweilen aus Zweigen eigene Hütten zur Aufnahme desselben.

Die Hütten, in denen die Betschuanen wohnen, sind gleich jenen der Sulu und der anderen Kaffern von konischer Form, aber doch wesentlich von ihnen verschieden. Das über der cylindrischen Wand sich erhebende, aus Rohr geflochtene Dach ruht nicht auf jener, sondern auf vor ihr stehenden Pfählen. Dadurch entsteht zwischen diesen und der Wand ein Gang, der von dem fast bis zum Boden reichenden Dach bedeckt ist. Die Pfähle werden mit Dornengestrüpp verbunden und dieses mit Lehm beworfen. Der dadurch abgeschlossene Raum dient den Sklaven zum Aufenthalt, doch müssen sie ihn mit einigen Haustieren teilen. Jede Hütte oder, wenn die Familie deren mehrere besitzt, die ganze ihr gehörige Gruppe ist mit einer Dornenhecke umgeben. Auffällig ist bei diesen Gebäuden, daß die Spitze des Daches sich nie über der Mitte der bedeckten runden Fläche befindet, sondern stets exzentrisch ist. Die Hütte des Familienoberhauptes bildet stets den Mittelpunkt der Gruppe, und an große Familien, deren Oberhaupt wegen der Menge von Angehörigen besonderes Ansehen genießt, pflegen sich ärmere Leute anzuschließen, welche dann mit jener die gemeinsame Feuerstelle

teilen und als zu ihr gehörig betrachtet werden. Mehrere solcher Gruppen bilden ein Dorf. Wie bei diesen die Hütte des Familienoberhauptes, so liegt im Dorfe die Hütte des Häuptlings in der Mitte, und in der Nähe derselben befindet sich ein umzäunter kreisförmiger Platz, die Kotla, wo die Ratsversammlungen stattfinden.

Bevor sie durch die Angriffe von Nachbarstämmen bewogen wurden, mehr für die Befestigung ihrer Niederlassungen zu sorgen, hatten die Betschuanen ihre „Städte" in der Ebene und in der Nähe der besten Quellen angelegt, meist mitten in einem Mimosenhain, aber allmählich haben sie sich immer mehr in die Berge zurückgezogen und sich an möglichst hoch gelegenen Stellen angesiedelt.

Die Furcht vor feindlichen Überfällen hat die Betschuanen veranlaßt sich möglichst nahe bei einander niederzulassen, und so sind die großen Städte entstanden, von denen Reisende schon am Anfang dieses Jahrhunderts zu berichten wußten. Im Jahre 1801 soll Litake, der Hauptort des Stammes der Maatjaping, 15000 Einwohner gezählt haben, Lichtenstein schätzte 1805 die Bevölkerung von Kuruman auf 5000 Seelen und Chapman war 1852 überrascht von der Größe der Betschuanenstadt Schoschong, welche eine englische Meile lang war und 12000 bis 15000 Einwohner zählte. Die Größe dieser Städte war eine Folge der eigentümlichen Bauart, da mitten zwischen den Hütten die Viehherden lagen und die Zäune, welche die

Geräte der Betschuanen

Familienkraale umgaben und das Gewirr von Gäßchen zwischen denselben viel Raum wegnahm. So war es leicht möglich, daß Reisende von unübersehbaren Städten berichten konnten. Man darf deshalb nicht glauben, daß die Betschuanen als Städtebauer zu einer bedeutend höhern Kulturstufe gelangten, denn alle diese Städte waren nichts anderes als feste Lager von Viehzüchtern. Viele derselben sind heute völlig vom Erdboden verschwunden und ebenso verschollen wie die Stämme, welche sie gegründet haben.

Die „Stadt" Kuruman hatte eine entzückende Lage, und die Missionäre, welche sich dort niederließen, priesen alle die Vortrefflichkeit des Bodens. Aus einem Trappfelsen entsprang dort eine wasserreiche Quelle, welche eine Temperatur von 72° F hatte, die sie wahrscheinlich dem ältern silurischen Gestein verdankte, aus dem in der Urzeit der Boden des Thales bestand. Jetzt ist die Quelle versiegt und der ganze Kuruman Distrikt trocknet immer mehr aus. Während Livingstone noch reichliches Wasser vorfand, war Moffat, der Ende der dreißiger Jahre dort eine Niederlassung gründete, bereits gezwungen, mehrere Meilen aufwärts von Kuruman einen Damm aufzuwerfen, um das zur Bewässerung des Landes nötige Wasser anzusammeln. Das Thal von Kuruman verfällt eben demselben Geschick, welches bereits fast das ganze Gebiet zwischen dem Oranje und dem Ngami See ereilt hat: die Quellen versiegen völlig oder verschwinden im Boden, aus dem sie mühsam wieder ausgegraben werden müssen. Viele Anzeichen deuten noch heute darauf hin, daß das jetzt so dürre Kurumangebiet einst der Umgebung des Ngami Sees nicht nachstand, und alte Betschuanen erinnern sich noch,

daß 14 Meilen unterhalb Kuruman große, viele Fuß tiefe Teiche vorhanden waren, in denen Nashörner lebten. Häufig sieht man ausgetrocknete Flußbetten, und Tuffablagerungen verraten die Stelle, an welcher einst eine Quelle hervorbrach. Dieselben haben den Rand der Quelle allmählich so erhöht, daß sie nicht mehr abfließen konnte, aber das Wasser strömt sofort wieder hervor, wenn man ihm durch Nachgraben an einer tiefer gelegenen Stelle die Bahn frei legt. Wo Binsen wachsen, kann man mit Sicherheit auf das Vorhandensein einer unterirdischen Quelle schließen, und an solchen Stellen pflegen auch die Eingeborenen stets nachzugraben, wobei sie sich jedoch viele unnütze Arbeit dadurch bereiten, daß sie nicht bedenken, daß eine Quelle nicht bergauf fließen könne, und wochenlang arbeiten, um zu dem Wasserniveau zu gelangen, während sie es weiter unten rasch erreicht hätten.

In dem ganzen, einst soviel gepriesenen Kuruman-Distrikt hat der Boden jetzt eine hellgelbe Färbung, und nur während der Regenzeit geht das Gelb in Grün über. Der Graswuchs ist je nach den Bodenbestandteilen verschieden. Aus dem gelben Sand sprossen lange Gräser hervor, und zwischen diesen trifft man auch Sträucher, den Mohatla (Tarchonantus) und Morotla (Grewia flava), während der weiße Kalktuff mit feinem, büschelförmigem Gras bedeckt ist, zwischen welchem nur niedriges Dorngestrüpp (Acacia detinens) fortkommt. Vereinzelt findet man auch noch wilde Ölbäume (Olea similis) und Kameeldorn (Acacia giraffae), die letzten Überbleibsel früherer Wälder. Wo noch genug Wasser vorhanden ist, dort ist auch der Boden mit Leguminosen und allerlei Knollengewächsen, mit Irias, wildem Salbei und Mimosen (hauptsächlich Acacia horrida) bedeckt. Die Ngotuane, deren gelbe Blüten einen starken, aber angenehmen Duft verbreiten — die einzige duftende Blume dieses Landstriches — enthält ein starkes Gift, gegen welches jedoch Weinessig mit Erfolg angewendet werden kann.

Um die Niederlassungen der Betschuanen enthält der Boden immer noch Feuchtigkeit genug, um den Ackerbau lohnend zu machen, der überdies nicht viel Arbeit erfordert. Es genügt, daß mit der Hacke der Boden umgewendet — oder streng genommen nur geritzt — und die Saat ausgestreut wird. Auf einem so bestellten Feld wird Mais und Hirse oft 2 Meter hoch, und die Halme stehen dicht beieinander. Die Missionäre haben den Bau der Kartoffel eingeführt, und auch diese gedeiht vortrefflich, ebenso Rüben, Kürbisse und Melonen. Die Betschuanen finden trotzdem keinen Gefallen am Ackerbau, und während ihr Hausgerät und die bei der Viehzucht verwendeten Gefäße sehr sorfältig gearbeitet sind, blieb das Ackergerät sehr primitiv; es besteht nur aus einer Hacke, der Moguma, deren Stiel an dem Ende, an welchem die Haue befestigt ist, bedeutend dicker ist als am Griff, sodaß sie mit ziemlicher Wucht niederfällt. Männer und Frauen bestellen die Felder gemeinsam, aber der anbaufähige Boden liegt oft so weit entfernt von der Niederlassung, daß die Besitzer mehrere Stunden brauchen, um auf das Feld und zurück zu gelangen, was wohl ein Hauptgrund ist, warum der Ackerbau hier nicht beliebt ist.

Die Viehzucht bleibt die Hauptbeschäftigung der Betschuanen, und da auch sie wie die Ostkaffern und Hottentotten nur bei besonderen Festlichkeiten ein Stück aus ihren Herden zu schlachten pflegen, wachsen diese riesig an. Der Betschuane liebt es, sein Vieh verschiedenartig zu schmücken. Auch bei den Makololo, berichtet Livingstone, sieht man einige Tiere über und über zebraartig gestreift, was durch Absengen des Haares mit einem heißen Eisen hervorgebracht wird, anderen hängen losgelöste Stücke Haut von mehreren Zoll Länge wie Troddeln um den Kopf. Auch schaben sie die eine Seite der Hörner, um ihnen eine starke willkürliche Biegung beizubringen. Je barokker die Biegung der Hörner eines Rindes ist, umso höher wird es geschätzt, und umso mehr gilt es als Zierde der Herde. Die Vorliebe dieses Stammes für sein Vieh beschränkt sich jedoch nicht auf derartige arabeskenartige Zwecke, sondern er sucht soviel als möglich, wenigstens dort, wo er mit Europäern in Berührung gekommen ist, die Güte des Viehes zu verbessern.

Die größten Herden besitzen jene Betschuanen, welche in den noch wohlbewässerten Thälern der östlichen Gebirge leben, aber auch die äußersten, nach der Kalahariwüste vorgeschobenen Vorposten des Stammes wahren sich in der wasserärmsten Gegend noch einige Schafe und Ziegen. Die Schafe, welche sie züchten,

gehören jener großschwänzigen Rasse an, welche man die ägyptische nennt, die Ziegen sind kleine Tiere mit schwarz und weiß gefleckten Fell. Von Rindern werden zwei Rassen gezüchtet eine mittelgroße, großhörnige Rasse von den südlichen Stämmen, im Sambesigebiet neben dieser noch das nur 3 englische Fuß hoch werdende sog. Batokarind, welches sich durch Milchreichtum und vortreffliches Fleisch auszeichnet. Außer diesen Tieren findet man bei den Betschuanen noch Hühnerzucht, und zur Bewachung der Herden werden Hunde gehalten.

Wie bei den Kaffern spielt das Vieh eine große Rolle im Leben der Betschuanen. Mit Vieh wird die Frau gekauft, und wenn ein Häuptling stirbt, wird er im Viehkraal begraben und die Herde über das Grab getrieben. Das Hauptgericht bei einem Schmauß bildet Rindfleisch, einem Freunde, den man ehren will, schenkt man ein Rind, und ein Häuptling, der sich bei seinen Kriegern beliebt machen will, überläßt ihnen ein fettes Tier aus seiner Herde.

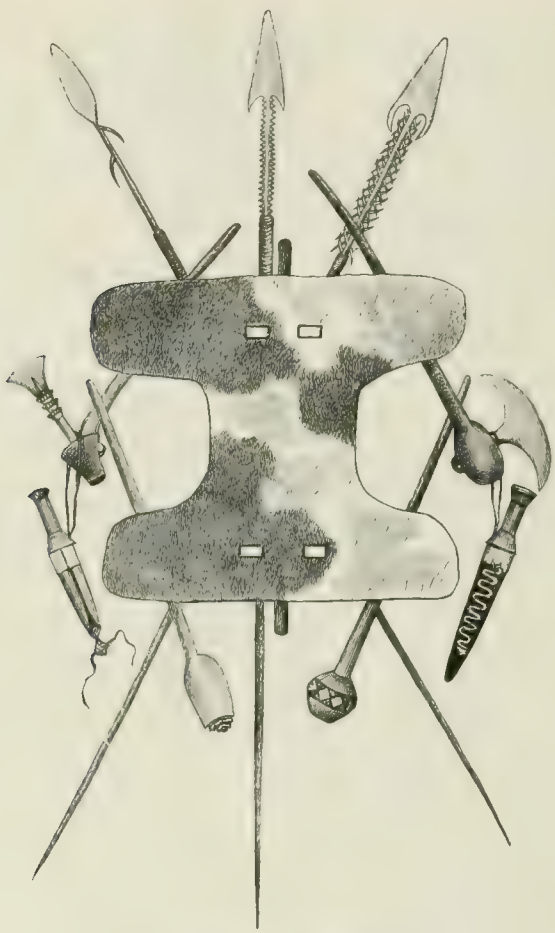
Die friedlichen Neigungen der Betschuanen haben einerseits die Kinderliebe bei ihnen großgezogen andererseits die Fortdauer patriarchalischer Einrichtungen ermöglicht und das Anwachsen der Häuptlingsmacht verhindert. Die Kinderliebe trifft man allerdings nur zwischen Vätern und Söhnen, während die letzteren selten auch Anhänglichkeit an ihre Mütter zeigen. Die Vielweiberei ist gestattet, doch erfreuen sich jene, welche nur ein Weib nehmen, besonderer Achtung wegen ihrer Enthaltsamkeit. Trotzdem herrscht außer der Ehe viel Unzucht bei den Betschuanen, und während Heiraten zwischen Brüdern und Schwestern, Oheimen und Nichten, Tanten und Neffen für blutschänderisch gelten, erbt der Sohn mit der Herde des Vaters auch dessen Weiber, und man findet nichts Anstößiges darin, wenn er mit denselben Kinder zeugt. Eine Frau, welche unfruchtbar bleibt, muß gewärtig sein, daß sie verstoßen wird, denn Unfruchtbarkeit ist stets ein Scheidungsgrund, und den Mann trifft kein Vorwurf, wenn die Verstoßene Hungers stirbt, was gar nicht selten vorkommen soll.

Der patriarchalische Zug im Wesen der Betschuanen, auf welchem die bevorrechtete Stellung des Hausvaters und seines ältesten Sohnes beruht, beeinflußt auch die Stellung des Häuptlings, dem meist zwei Älteste, Monemothe, als Rat zur Seite stehen, und der überhaupt nichts ohne die Zustimmung seines Volkes unternehmen kann. Er übt das Richteramt aus, und gegen seinen Spruch giebt es keine Appellation, dagegen ist es niemandem verwehrt, über ein vom Häuptling gefälltes Urteil, das ihm parteiisch zu sein scheint, sich abfällig zu äußern.

Der jetzigen Gliederung der Betschuanen in eine Menge Stämme von verschiedener Größe ist eine Zeit vorangegangen, in welcher sie unter einem Herrscher vereinigt waren, und die Königswürde war in dem Stamme der Baharutse erblich, aber wann die Trennung erfolgt, läßt sich heute ebensowenig bestimmen, wie sich die Gegend, aus der sie in ihre jetzigen Wohnsitze einwanderten, mit Sicherheit feststellen läßt. Allem Anschein nach sind sie vom Norden, aus dem Sambesigebiet südwärts gewandert. Viele Betschuanenstämme sind untergegangen, andere sind zersprengt worden, und ihre Überreste irren jetzt heimatlos umher. Versprengte Angehörige des Stammes der Bakwena und anderer Betschuanenstämme haben sich mit Buschmännern der Kalahari vermischt, aber ihre alten Stammeseigentümlichkeiten haben sie beibehalten, ebenso wie sie mit den der Kalahari benachbarten Betschuanenstämmen nach wie vor Beziehungen unterhalten und in einer Art Klientelverhältnis zu ihnen stehen. Die Bakalahari, sagt Livingstone, halten mit nicht versiegender Kraft an der allen Betschuanen eigenen Vorliebe für Ackerbau und Haustiere fest. Sie bebacken alljährlich ihre Gärten, obgleich oft genug einige Kürbisse und Melonen ihre ganze Ernte bilden und sie hüten und hegen mit Sorgfalt kleine Herden von Ziegen, obwohl sie, wie ich selbst gesehen habe, das Wasser zur Tränke oft aus kleinen Brunnen mit Stücken Straußeneierschale löffelweise schöpfen müssen.

Betschuanenstämme, die sich mit Nachbarstämmen vermischt haben, sind die Barwa und Masarwa im Kalahariveldt, die ersteren im südlichen, die letzteren im nördlichen Teil desselben, beide Mischlinge von Betschuanen und Buschmännern, ferner die Madenassana, nördlich vom eigentlichen Betschuanengebiet ansässig, Mischlinge von Betschuanen und Negern, schließlich die Bakalahari, welche durch Vermischung von Betschuanen mit Barwa und Masarwa entstanden sind.

Der Hauptstamm der eigentlichen Betschuanen, die nur unbedeutend mit Griqua, Koranna, Makololo und Makalaka vermischt sind, steht von allen auf der höchsten Kulturstufe, während die Barwa und Masarwa am tiefsten stehen. Die letzteren, über alle Betschuanengebiete zerstreut, aber hauptsächlich in der Kalahari ansässig, sind die Sklaven der eigentlichen Betschuanen. „Sie haben für ihre Herren Wild zu jagen, welche wieder von dem, was die Sklaven bringen, einen Teil für sich belassen, die wertvollsten Partieen (weiße Straußfedern u. s. w.) jedoch an den Herrscher abgeben müssen. Die Betschuanen suchen wissentlich diese ihre Sklaven den Weißen fern zu halten und räumen ihnen, sie als untergeordnete Wesen (lebende Dinge) betrachtend, keines jener Rechte ein, welche sie selbst als Mitglieder eines unabhängigen, konservativen Reiches genießen.



Waffen der Betschuanen.

Abgeschieden leben diese Barwa und Masarwa in der endlosen Wildnis. Tag für Tag, Jahr für Jahr — selten besuchen sie ein Dorf oder eine Stadt im Reiche — erschauen sie rings um sich nichts anderes als nur Gras und Blumen, Bäume und Gebüsche, sowie mannichfaches Wild, welch letzterem sie auch ihre vollste Aufmerksamkeit zuwenden. Deshalb sind auch ihre Sinne zumeist für eine besondere Beobachtung des Wildes geschärft, und sie zeigen im Aufspüren, Beschleichen und Erjagen desselben oft eine geradezu tierische Fertigkeit. Wissentlich werden sie von ihren Herren in ihrer Unwissenheit belassen, um sich stets sklavisch und ergeben zu bezeugen. Neben der tiefen Kulturstufe, die sie einnehmen, zeigen sie sich in ihrem Charakter als demütig, äußerst unterwürfig, scheu und mißtrauisch, und jene, die von ihren Herren schlecht behandelt werden, auch

Pietermaritzburg.

hinterlistig."[73]) Auf einer höhern Stufe stehen die Bakalahari. In ihnen sieht der Betschuane kein „lebendes Ding" mehr wie in den Barwa und Masarwa, sondern betrachtet sie, obwohl als ein untergeordnetes Geschlecht, so doch schon als Menschen, und ein Bakalahari kann auch, wenn er sich besondere Verdienste erwirbt, ein Betschuanenmädchen zur Frau erhalten. Man trifft ihre Hütten in der Umgebung der Betschuanenstädte, denn sie dienen den Betschuanen meist als Viehhüter. „Was ihren Charakter betrifft, so erweisen sie sich als demütig, wenn auch weniger unterwürfig und mehr offenherzig als die Masarwa, auch treu als Diener, doch vermissen wir bei ihnen das Geringste eines Selbstbewußtseins; wir sehen wahre mechanische Figuren vor uns." Die Mischlinge von Betschuanen und Negern, die Madenassana, leben meist in schwer zugänglichen Teilen des Mababi- und des Tschobegebietes, in denen sie sich ziemlich unabhängig von den Betschuanen zu erhalten wußten. „Sie erscheinen deshalb auch selbständiger und, da sie in geistiger Beziehung auch größere Anlagen auf die Welt gebracht haben, vernünftiger, urteilsfähiger, dankbar, aber auch der ihnen zugefügten Unbilden auf lange hin eingedenk, ja selbst eifersüchtig und dann rachsüchtig, doch in mancher Beziehung treu und zuverlässig."

Die eigentlichen Betschuanen gliedern sich in 7 Nebenzweige, deren Gebiete in der Richtung von Süden nach Norden in folgender Reihenfolge aneinander grenzen: die Batlapinen (mit dem Hauptort Lothlakane) die Banquaketse (Hauptort Kanja), die Bakwena (Hauptort Molopolole), die östlichen Bamangwato (Hauptort Schoschong) und die westlichen Bamangwato, welche am Ngami-See wohnen. Der 7. Stamm, die Baharutse, ist Unterthan der Transvaal-Republik und wohnt an den Quellen des Notuane und Matebe. Durch innere Zwistigkeiten geschwächt, wurde er von Moselekatse zersprengt, und Teile desselben ließen sich am Schuschi- und Botletefluß nieder, an welchem letzteren sie sich mit den dort ansässigen Botlete vermischten und in Abhängigkeit von den Bamangwato gerieten.

Am weitesten in der Kultur vorgeschritten ist der Stamm der Baharutse, der alte Königsstamm der Betschuanen, welcher mehr als andere durch den ununterbrochenen Verkehr mit Europäern beeinflußt worden ist. Im Marico-Distrikt der Transvaal-Republik beschäftigen sich die Baharutse ausschließlich mit Ackerbau, bei welchem sie sich bereits des Pfluges bedienen. Das Christentum hat unter ihnen große Fortschritte gemacht, und der Missionsthätigkeit verdanken sie zum großen Teil ihre heutige günstige Lage.

Der erreichten Kulturstufe nach folgen auf die Baharutse zunächst die östlichen Bamangwato und die Barolong. Unter den ersteren hat die Zivilisation Dank den Bemühungen ihres Königs Khama, der die Missionäre eifrig unterstützte, bereits große Fortschritte gemacht, während auf die Barolong die Nachbarschaft der Weißen günstigen Einfluß ausübte. Die Diamantenfelder waren nicht fern, und sie hatten daher Gelegenheit, ihre Feldfrüchte und die Erzeugnisse ihrer Viehzucht vorteilhaft an den Mann zu bringen, während sie von ihren Nachbaren, den Baharutse und den Boeren, manches lernten und manche Verbesserungen einführten. Die Batlapinen wohnen zwar auch nahe dem Gebiet der Diamantenfelder, aber für sie hat der Verkehr mit den Weißen nur nachteilige Folgen gehabt: sie haben nur die Fehler und Laster derselben angenommen, während ihnen alle Tugenden fremd blieben. Mehr als die Weißen beeinflußten sie ihre südlichen Nachbaren, die Griqua und Koranna, von denen sie die Faulheit und Unreinlichkeit annahmen, welche neben der großen Neigung zum Trunk und grenzenloser Habsucht die Hauptmerkmale ihres Charakters bilden.[74])

Im östlichen Teil des Betschuanengebietes hatten sich aus Transvaal ausgewanderte Boeren festgesetzt, von den Eingeborenen Land erworben und zwei neue kleine Freistaaten, Goosen und Stella-Land (siehe nächstes

[73]) Die Kolonisation Afrikas. B. Die Engländer in Süd-Afrika. Vom Standpunkte der Erforschung und Zivilisierung. I. Die Eingeborenen-Frage Süd-Afrikas. Von Dr. Emil Holub. Wien, Alfred Hölder. 1882, Seite 19.

[74]) Siehe Näheres über die Betschuanen in: Chapman, Travel into the interior of South-Africa. — Prof. Ratzel, Völkerkunde, 1. Band, Seite 281 u. f. — Jacquet, Die Betschuanen und ihr Land. „Aus allen Weltteilen", 1885. 7. Heft, Seite 182. — Bechuanaland. By a membre of the Cape Legislature. London, Low, 1885. — G. B. Clark, The Transvaal and Bechuanaland. London, Juta, Heelis & Co., 1883. — Über die Sprache der Betschuanen, das Setschuana: Casalis, Etudes sur la langue Sechouane, Paris, 1841.

Kapitel gegründet. Am Kap suchte man dieselben anfangs als Freibeuter hinzustellen und bezeichnete sie als den Auswurf der Transvaal-Bauern, aber bald zeigte es sich, daß das Vorgehen der Auswanderer durchaus nicht „von allen anständigen Leuten in Transvaal mißbilligt wurde", sondern daß sogar die Regierung von Transvaal sich mit ihnen identifizierte. Da sie Miene machte, unbekümmert um eine erst vor kurzem mit England inbezug auf die Grenze des Betschuanen-Landes geschlossene Konvention die beiden neuen Freistaaten zu annektieren, sah sich die englische Regierung zum Einschreiten gezwungen. Schrieb doch die „Pall Mall Gazette" bereits, daß England in Gefahr sei, allen Einfluß in Süd-Afrika zu verlieren, und daß ihm, wenn es jetzt nicht einschreite, bald nichts übrig bleiben werde, als sich auf eine Kohlenstation am Kap zu beschränken.

Obwohl Anzeichen vorhanden waren, daß die holländische Bevölkerung des Kaplandes feindliche Schritte gegen die Transvaaler nicht ruhig hinnehmen würde, ließ sich die englische Regierung doch nicht abschrecken, energisch im Betschuanenland vorzugehen und eine Expedition dorthin zu senden. Der mit der Leitung derselben betraute Colonel Ch. Warren war kein Fremdling im Betschuanenland mehr, da er schon 1879 zwischen den streitenden Häuptlingen Botlasetse und Mankoroana vermittelt hatte. Die Frucht seiner Thätigkeit war eine Reihe von Verträgen mit den Häuptlingen. Schon am 3. Mai 1884 hatte Mankoroana die Batlapinen und am 22. Mai Montsioa die Barolong unter englischen Schutz gestellt, und am 18. März 1885 konnte dem englischen Parlament mitgeteilt werden, daß das britische Protektorat über das Betschuanenland bis Schoschong ausgedehnt sei, also auch die Gebiete der Häuptlinge Setsheli und Khama umfasse. Die „Republiken" Stellaland und Goosen, wo Warren das Standrecht verkündete, verschwanden ebenso rasch wie sie entstanden waren, und die unumschränkte Jurisdiktion Englands erstreckte sich von der Transvaal-Grenze bis zum 20.° östl. L. und vom Oranje bis zum 22.° südl. Br.

* * *

Auf den vorhergehenden Blättern ist der Kolonie Natal schon wiederholt gedacht worden, da die Geschichte ihrer Entwickelung sich von jener der Kapkolonie schwer trennen läßt. Trotzdem sind beide Länder, wie auch schon erwähnt, nicht nur durch die Bevölkerung, sondern auch durch Klima, Bodenerzeugnisse und Bodengestalt wesentlich von einander verschieden. Nur der südöstliche Küstenstrich der Kapkolonie von der Mossel Bai bis Britisch Kaffraria ähnelt Natal, aber das der Natur nach zusammengehörige Gebiet vom 25.° östl. L. bis zur Grenze des Sulu Landes ist politisch in mehrere Gebiete zerrissen worden: die Ostprovinzen der Kapkolonie, Britisch Kaffraria und Natal. Letzteres bildet bereits den Übergang zu den Gebieten der Küste, in welchen der tropische Charakter immer deutlicher hervortritt.

Der Umsikulu, welcher Natal früher vom freien Kaffernland schied, ist jetzt nur noch in seinem obern Lauf die Grenze der Kolonie. Seitdem der Distrikt Alfredia mit Natal vereint worden, bilden die Südgrenze der Oberlauf des Umsikulu und der Umtanfuna. Nach Norden scheiden der Buffalo und Tugela Fluß Natal von Sulu Land, und gegen Süd- und Nordwest erheben sich die Drakenberge, als mächtiger Wall gegen Basuto Land und Transvaal, in den Machache, Champagne oder Giants Castle Höhen bis zu 10000 Fuß Höhe ansteigend. Das Land senkt sich von den Drakenbergen terrassenförmig zum Meere. Die höchste der Terrassen, welche durchschnittlich 4000 Fuß hoch ist, erstreckt sich von den Drakenbergen etwa 50 bis 55 englische Meilen nach der See hin, die folgende Terrasse ist 2000 Fuß hoch und etwa 20 Meilen breit, die dritte etwa 800 Fuß hoch bei einer Breite von 15 englischen Meilen. Auf der mittlern Terrasse liegt Maritzburg oder Pietermaritzburg (siehe Seite 189), die Hauptstadt von Natal, in 1005 Fuß Höhe über dem Meeresspiegel.

Der fruchtbarste Teil ist das Küstengebiet. Dort trifft man Kaffeeplantagen und Zuckerrohrfelder, dort gedeiht die Orange, der Pisang, die Ananas. An der Küste und auf der ersten Terrasse, also bis zur

Höhe von 800 Fuß, gedeihen außer verschiedenen tropischen Produkten Bataten, Kartoffeln, Mais, Durrah u. s. w., auf der mittlern Terrasse Mais, Weizen und Hafer.

„Obgleich es," schreibt Mohr,[75]) „keine eigentlichen Wälder hochstämmiger Bäume giebt, so fehlt es dem Lande doch nicht an durablen und kostbaren Holzarten; die meisten der Bäume zeichnen sich im Frühjahr durch einen grellen Blütenschmuck aus, und viele sind perennierend mit Blüten bedeckt, die Mimosen und Akazien fallen jedem Beobachter durch ihre horizontalen, schirmartig sich ausbreitenden Zweige auf. — Eine Erythrina, die in der Kolonie unter dem Namen Kaffirbaum bekannt ist, blüht mitten im Winter und zeigt ihre lachenden, scharlachroten Blüten. — Eine Eigentümlichkeit von ganz Südost-Afrika, nicht nur von Natal allein, sind jene mit furchtbaren Dornen versehenen Mimosen-Gebüsche, die die Boers mit den Namen Haak Doorns, Kameel Doorns, Wacht en bitje Doorns etc. (warte ein wenig) bezeichnen, und die dem Wanderer und Jäger formidable Schwierigkeiten bereiten können. — Einer der nützlichsten Bäume der Kolonie, Taxus elongata, liefert das Gelbholz (yellow Wood), es wird seiner Dauerhaftigkeit wegen zum Bau von Wohnungen und bei Anfertigung von Möbeln gern benutzt. Es kommen Stämme vor, die bis zur Höhe von 40 Fuß durchaus astlos sind und die einen Durchmesser von 5 Fuß haben. Eine andere, gleichfalls sehr nützliche, aber hiervon verschiedene Sorte ist das Bastard-Gelbholz; gut getrocknete Stämme dieser Sorte zieht man dem gewöhnlichen Gelbholz noch vor, doch liefern verschiedene Bäume sehr oft verschiedene Qualitäten; das unter dem Namen Nießholz (Sneeze Wood) bekannte Holz gehört einer immergrünen Baumart an, welche eine bedeutende Höhe erreicht, man findet Stämme von 80 Fuß Höhe bei einem Durchmesser von 4 Fuß. Wird das Holz bearbeitet, so üben die frischen Spähne auf die Nasennerven einen Reiz aus ähnlich wie Schnupftabak, daher der Name. Da es enorm harzreich ist, so eignet es sich durchaus gar nicht zu Möbeln oder Haushaltungsgegenständen, aber für Pfosten, welche der Feuchtigkeit zu widerstehen haben, ist es geradezu unübertrefflich. Wird ein Stamm Nießholz angezündet, so brennt er fast wie eine Kerze, und Bäume, die im Walde in Brand gesteckt werden, brennen oft wochenlang. — Stinkholz (Stink Wood der Kolonie), Laurus bullata, wird bei der Fabrikation von Möbeln und zu Wagenrädern benutzt; wird es mit der Säge oder dem Hobel bearbeitet, so macht sich ein unangenehmer Geruch bemerkbar. — Neben Eisenholz, Ebenholz, dem roten Elfenbeinholz und dem Tambootiholz der Kaffirn kommen verschiedene andere Holzarten vor, die indessen hier nicht weiter erwähnt werden können. Wenn nun am Ende der trockenen Jahreszeit, in den letzten Septembertagen, der lange Regenmangel und die austrocknenden Sonnenstrahlen die Landschaft in braungelbe Farben kleiden, so ist die Zeit gekommen, wo die Kaffirn und europäischen Ansiedler weite Strecken in Brand stecken. Phantastisch ist dann der Anblick, wenn eine breite Flammenfront aus den Thälern, von der wechselnden Richtung des Windes bald hierhin, bald dorthin getrieben, erratisch an den Seiten der Berge hinaufzüngelt und die Nächte unheimlich erhellt. — Meilenweit erstrecken sich die vom Feuer verzehrten, jetzt schwarz wie ein Bahrtuch, aschig und verkohlt daliegenden Flächen, auf denen alles Leben erstorben ist und wo man nur hin und wieder die zahlreichen Körper verkohlter Heuschrecken findet. — Doch nur kurze Zeit währt der Anblick dieser traurigen Verwüstung, denn kaum sind die ersten Gewitterregen gefallen, so erhebt sich aus der fruchtbaren Asche das im farbenreichen Schmucke prangende Pflanzenleben und entzückt die Sinne durch seinen Formenreichtum und Wohlgeruch. In endloser Verschiedenheit und Pracht schießen mit rapider Schnelligkeit zahllose Zwiebelgewächse auf, weithin durch das helle junge Grün leuchten ihre meist rotfarbigen Blütenstengel: Amarillideen, Liliaceen und Gladiolus-Arten. — Der aufmerksame Wanderer hat Gelegenheit zu beobachten, wie selbst das Kolorit einer Landschaft allein ausreicht, auf die Seelenstimmung des Menschen einen großen Einfluß auszuüben, denn wie ich 1866 im September wochenlang durch die öden, verkohlten Landschaften des Sulu-Landes zog, auf denen wie in der Wüste alles vegetabilische und animalische Leben erstorben war, stellte sich sowohl bei europäischen wie eingeborenen Begleitern der Karawane eine entschieden melancholische und unzufriedene Stimmung

[75]) Eduard Mohr, Nach den Viktoriafällen des Sambesi. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn, 1875, 1. Band, Seite 46.

ein, kaum hatten die befruchtenden Regen die durstende Flur wie mit einem Zaubermantel in ein lachendes Blumenbeet verwandelt, so sprudelte das gewöhnlich heitere Gemüt meiner schwarzen Karrenbegleitung von toller Laune wieder über, aber auch der gebildete Mensch fühlt sich sympathisch berührt durch das freudige Wiedererwachen des friedlichen Pflanzenlebens. — Eine der herrlichsten unter vielen schönen Blumen ist wohl die in der Kolonie unter dem Namen Natal Lilly bekannte, die Amarvllis Belladonna, deren enorme Blüten in weißen und lillafarbigen Glocken das Auge entzücken und deren schlanker Stamm sich 3—4 Fuß über die Erde erhebt. — Der in unseren Gärten so sehr beliebt gewordene Gladiolus blüht in Natal im Oktober. Sein Gebiet erstreckt sich in Südost-Afrika von der Kapkolonie bis zu den Viktoriafällen des Sambesi, auf allen Wiesenflächen, an jedem Sumpfe trifft man die Galla mit ihren großen, weißen, tutenartigen Blüten an, die Aloes mit ihren fleischigen, dornbezackten Blättern lieben einen steinigen Grund und blühen an den heißen Wänden der Felsen, in deren Spalten sie ihre Wurzeln tief einschlagen."

Unter der Tierwelt Natals ist durch die Büchsen der Jäger bereits arg aufgeräumt worden, und einzelne Tierarten, wie der Löwe und der Elefant, sind völlig ausgerottet. Am zahlreichsten sind heute noch die über die ganze Kolonie verbreiteten Antilopen, von denen mehrere Arten vorkommen, auch Elands- und Kudus. Den ausgerotteten Löwen ersetzt der Leopard oder Panter, der namentlich in den an die Drakenberge grenzenden Gebieten noch sehr häufig vorkommt und große Verheerungen unter den Herden anrichtet. Auch unter der Vogelwelt hat das für den Handel wichtigste Tier, der Strauß, das Schicksal des Elefanten geteilt, aber eine Menge kleiner Vogelarten mit prächtigem Gefieder, der Lori, der rote Prachtweber, die Paradieswitwe, verschiedene Honigsauger, der Cuculus Indicator, eine Menge wilder Tauben, Perl-, Sand- und Rebhühner u. s. w. sind über das ganze Land verbreitet, und an den Seen und Wassertümpeln wimmelt es von Wasservögeln aller Art. Von Raubvögeln sind mehrere Geiersorten zahlreich vertreten. Eine schlimme Landplage bilden die weißen Ameisen, deren zerstörende Thätigkeit sich an Häusern und Holzmöbeln unangenehm bemerkbar macht, die den Pferden und Rindern so gefährlich werdenden Blutwanzen und die Unmasse von Schlangen, unter denen man Exemplare von 18 Fuß Länge findet, die gefährlichen Cobra-Arten, aber man trifft auch nicht giftige Riesenschlangen (Python), welche als Ratten- und Mäusevertilger auf manchen Plantagen förmlich gehegt und gepflegt werden.

Natal ist unter den englischen Gebieten in Süd-Afrika, in welchen ein namhafter Prozentsatz weißer Ansiedler vorhanden ist, verhältnismäßig am dichtesten bevölkert. Die Kapkolonie übertrifft es zwar an Einwohnerzahl, steht ihm aber inbezug auf die Dichtigkeit der Bevölkerung weit nach, da in der Kapkolonie mit ihren (rund 517800 □Kilometer Fläche nur 2 Einwohner auf den □Kilometer entfallen, während Natal auf 48600 □Kilometer Fläche 504300 Einwohner zählt, sodaß durchschnittlich auf 1 □Kilometer 7½ Menschen wohnen. Nur die Transkeigebiete übertreffen mit 10 Menschen auf den □Kilometer Natal an Bevölkerungsdichtigkeit. Trotzdem ist in Natal noch viel Boden für neue Einwanderer vorhanden, denn das Land ist größer als das Königreich Serbien und besitzt heute nur eine Bevölkerung, welche etwa jener der sächsischen Kreishauptmannschaft Bautzen gleichkommt.

Die eingewanderte Bevölkerung besteht aus Europäern und Indern. Erstere haben sich als Farmer niedergelassen oder treiben ein Gewerbe, während die indischen Einwanderer Kulis sind. Die Eingeborenen zählen etwa 250000 Seelen, kommen aber als Arbeiter für die Plantagen gar nicht in Betracht, weshalb man sich eben gezwungen sah, Arbeitskräfte aus Indien heranzuziehen. Die Regierung und die Pflanzer sind unablässig bemüht, den Einwandererstrom zu verstärken, und sie haben ihr Augenmerk hauptsächlich auf Deutschland gerichtet, von wo aus alljährlich mehrere hundert Personen kostenfrei nach Natal übergeführt werden. Man weist den Einwanderern Ländereien meist in der Umgebung von Pietermaritzburg an, für welche sie einen sehr geringen Kaufpreis zu entrichten haben, der überdies erst nach 12 Jahren zahlbar ist. Auf diese Weise sind die blühenden deutschen Kolonien entstanden, deren bereits weiter oben (siehe Seite 132) Erwähnung geschah. Sie sollten durch ihr Gedeihen die eingeborene Bevölkerung zur Nachahmung der europäischen Kulturmethode

verleiten, aber bisher ist ein Einfluß in dieser Richtung nicht zu merken. Eine rationelle Bodenkultur trifft man bisher nur in den Niederlassungen der Europäer, während die Eingeborenen den Grund und Boden rücksichtslos in der unvernünftigsten Weise ausbeuten. Da die Eingeborenen jahraus jahrein dieselben Früchte pflanzen, ohne den Boden jemals zu düngen, wird dieser bald erschöpft. Sobald er dann nicht mehr soviel trägt, daß die Eingeborenen ihre Arbeit gelohnt finden, lassen sie die bisher bebauten Felder brach liegen und bebauen ein frisches Stück Land in gleicher Weise, bis auch dieses ausgesaugt ist. Unter solchen Umständen ist es sehr erfreulich, daß von Jahr zu Jahr mehr Land durch Weiße in Kultur gesetzt wird und die Zahl der von diesen bebauten Acres sich von 1878 bis 1881 verdoppelt hat.

Die Eingeborenen bauen meist Kafferkorn und Mais, welche ihre Hauptnahrung bilden; außerdem werden gebaut Bataten, Kartoffeln und Hafer. Der Weizenbau ist noch sehr unbedeutend, und Natal ist gezwungen, seinen Weizenbedarf zum weitaus größern Teile von Australien her zu decken. Fernere Produkte des Ackerbaues sind Kaffee, Tabak, Zucker, Arrowroot, Cayennepfeffer und Gemüse, welche sämtlich nur von den europäischen Plantagen kommen. Die Kolonisten wenden sich jetzt zahlreich wieder der Kaffeekultur zu, welche eine Zeitlang sehr vernachlässigt war. Zuckerrohr wird nur an der Küste gepflanzt, da es im Innern nicht mehr gedeiht, und es ist daher nicht zu erwarten, daß die Zuckerkultur noch einen viel größern Aufschwung nehmen werde als sie bereits erreicht hat. Immerhin stecken schon heute in der Zuckerindustrie bedeutende Kapitalien.

Der Viehzucht wird auch hier sowohl von den Kolonisten als von den Eingeborenen große Sorgfalt zugewendet und dieselbe durch Veredlung der Rassen, wie dies namentlich schon bei den Schafen durchgeführt ist, zu heben gesucht. Die Zahl der Rinder und Schafe beträgt bereits mehr als 1 Million. Außer diesen werden noch in größerer Zahl Ziegen gezüchtet, deren etwa eine viertel Million vorhanden sind, in viel geringerem Maße dagegen Schweine.

Was oben über das Verhältnis vom Import zum Export in der Kapkolonie gesagt worden (siehe Seite 147), das gilt auch von Natal. Auch hier überwiegt der Import, und in viel stärkerem Grade als in der Kapkolonie. Das Land besitzt bisher fast gar keine Industrie und liefert zur Ausfuhr nur Rohprodukte, Mais, Zuckerrohr, Arrowroot, Straußenfedern, Schafwolle, Häute, Antilopenfelle, Angorahaare und Elfenbein, während fast alle gewerblichen und industriellen Erzeugnisse über See eingeführt werden müssen. Während im Jahre 1882 der Import über 40 Millionen Mark betrug, erreichte der Export nur etwa 15 Millionen Mark. Wir finden unter den Einfuhrgegenständen: Maschinen, landwirtschaftliche Geräte, Eisen- und Zinnwaren, Tischler-, Tapezierer-, Drechsler- und Sattlerarbeiten, Messerschmiedwaren, Gewehre und Pistolen nebst Pulver, Patronen und Kapseln, Holzwaren, Leder-, Woll-, Kurz- und Modewaren, Holz (Bretter), Hausgeräte, Segelleinwand, Parfümeriewaren, Schreibmaterialien, Zuckerwaren, Kaffee, Wein (in Fässern und Flaschen), Rum, Kognak, Gin, Wisky und andere Spirituosen, präserviertes Fleisch, Mehl, Reis, Hülsenfrüchte, Ölwaren, Mais, Hafer u. s. w. Nach Herstellung geordneter Verhältnisse sowohl in der Kolonie als in den Nachbargebieten hat sich Ein- und Ausfuhr mächtig gehoben, und es ist mit der wachsenden Einwandererzahl immer noch eine bedeutende Steigerung zu erwarten. Die Kolonie nimmt heute bereits eine der ersten Stellen unter den Kolonien Englands ein. Schon im Jahre 1881 konnte der Jahresbericht der Administration mit großer Befriedigung auf die überaus günstige Lage Natals hinweisen. „Bezüglich der Einnahmen und Ausgaben," hieß es in demselben, „sind unter den Kolonien Englands, die keine verantwortliche Regierung haben, nur zwei, nämlich Ceylon und Mauritius, die sich in einer so günstigen Lage wie Natal befinden. Natal verbraucht jährlich für etwa 2 Millionen Pfund englische Fabrikate, die anderen englischen Kolonien hingegen nur folgende Summen: Ceylon 1 250000, Britisch-Guyana 1 Million, Jamaika 750000, Trinidad 644000, Mauritius 500000, Tasmanien 377000, die Barbaden 350000, West-Australien 153000 Pfund. Die europäische Bevölkerung Natals nimmt jährlich zu; große Kapitalien werden in der Kolonie investiert, das Eisenbahnnetz ausgedehnt, und öffentliche Bauten rastlos ausgeführt."

Der Handel Natals befindet sich fast ganz in den Händen der Engländer. Etwa 4 % der Einfuhr und 72 % der Ausfuhr entfallen auf England, und außerdem sind die englischen Kolonien an ersterer mit etwa 6, an letzterer mit 25 % beteiligt. In neuerer Zeit haben unter den anderen Ländern, welche am Handel Natals beteiligt sind, besonders die Vereinigten Staaten viel Terrain gewonnen, und ihr Handel nimmt von Jahr zu Jahr an Umfang und Bedeutung zu.

Deutsche Firmen trifft man in Durban und den anderen Städten Natals häufig, doch sind auch manche Firmen mit deutschen Namen im Besitz von Engländern. Ein deutsches Haus, Ch. Albert Müller vermittelt den größern Teil des Wollhandels von Natal.

Von großem Einfluß auf die Hebung des Handels ist die rasch fortschreitende Verbesserung der Verkehrswege in der Kolonie. Schon am 4. Dezember 1880 ist die erste 54 Meilen lange Eisenbahnlinie Durban Pietermaritzburg dem Verkehr übergeben worden, und seitdem hat man sie nach der Grenze von Transvaal weitergeführt. Außer dieser Bahn besitzt die Kolonie noch zwei der Küste entlang führende Linien, die jedoch von geringerer Bedeutung sind. Die Schwierigkeit des Warentransports im Ochsenwagen, auf den man vor Eröffnung der Strecke Durban Pietermaritzburg beim Verkehr mit dem Innern ausschließlich angewiesen war, ist bereits geschildert worden. Abgesehen von den vielen Mühen und Gefahren, welche mit einem solchen Transport verbunden waren, wurde durch ihn die Fracht auch so verteuert, daß schon die durch den Eisenbahntransport bewirkte Preisverminderung der Waren belebend auf den Handel einwirken mußte.

Für den überseeischen Verkehr ist der Hafenplatz die Stadt Durban. An der Stelle, welche sie einnimmt, hatten schon die Holländer im Jahre 1721 eine Niederlassung gegründet, die sie jedoch bald aufgaben. Mehr als 100 Jahre später 1823 kam der englische Schiffsleutnant Farewell nach Natal und war von dem Lande so entzückt, daß er nach seiner Rückkehr nach der Kapstadt alsbald Anstalten traf, in Natal eine Kolonie zu gründen. Die Niederlassung, welche an der Bai von Natal entstand, war das heutige Durban, das diesen Namen zu Ehren eines Gouverneurs der Kapkolonie erhielt. Leider gehört die Bai nicht zu den besten Häfen Süd Afrikas und läßt viel zu wünschen übrig, da eine Barre die Einfahrt erschwert, an der sich bei Ebbe die See so heftig bricht, daß Schiffe von größerem Tiefgang nicht passieren können. „Die Form des Hafens ist die eines durchschnittenen Flaschenkürbisses, der enge Hals bildet die Einfahrt, die blasenförmige Fläche das Becken des Hafens. Dieses Becken wird nur bei mittlerer Flut ganz von Wasser gefüllt und für Boote passierbar; ist niedrige Ebbe, so können Seeschiffe nur in jenen Rillen ankern, die wie Adern das Hafenbassin teilweise durchziehen. Von Süden nach Westen herum ziehen sich bewaldete Höhen und Hügel, die bei der Stadt Durban den Namen Berea führen und auf denen die Landsitze der reicheren Bewohner liegen, die im Hafen vom Deck der Schiffe aus deutlich zu erkennen sind."

Das nördliche Ufer der Bai bildet eine weit vorspringende Landzunge, der Point, während sie nach Süden ein bewaldetes Vorgebirge, der Bluff, einschließt. Am Point ist die Landungsstelle der kleinen Dampfer, und von dort führt ein guter Weg nach Durban. Die Stadt ist der Einwohnerzahl nach die dritte unter den südafrikanischen Städten, denn sie zählt etwa 15000 Einwohner, und macht mit ihren vielen Kirchen und den schönen öffentlichen Anlagen einen fast großstädtischen Eindruck. Die Häuser sind fast ausnahmslos aus Stein und Eisen erbaut, mit hübschen Gärten verbunden, und den drei Hauptstraßen würde man es nicht anmerken, daß sie einer afrikanischen Stadt angehören, wenn man zwischen der Bevölkerung in europäischer Kleidung nicht die halbnackten Kaffern, die Inder mit den großen Turbanen und die Chinesen sähe, welche das Straßenleben in Durban für den Fremden so ungemein interessant machen. Joest, der die im Lande geborenen Natalier als „ebenso unangenehme Exemplare des beschränkten Kolonialen wie der Kapkolonist" schildert, rühmt die Schönheit der Töchter Natals. „Ich habe," schreibt er, „selten so viele hübsche Backfische gesehen, wie z. B. in Durban."

Von Durban führt uns eine in jämmerlichem Zustande befindliche Eisenbahn nach Pietermaritzburg, der Hauptstadt des Landes, wo der Leutnant-Gouverneur seinen Sitz hat. Wer aus dem geschäftigen belebten

Durban kommt, wird sich in Pietermaritzburg in ein großes Dorf versetzt glauben. Die Stadt erfreut sich zwar einer sehr hübschen Lage und sie besitzt auch einige große öffentliche Gebäude und mehrere Denkmäler, aber in den langen, menschenleeren Straßen ist keine Spur von dem großstädtischen Treiben der Handelsstadt Durban (siehe Seite 189).

Je tiefer man in die Kolonie eindringt, desto mehr erkennt man, wie sehr sich dort noch alles im ersten Stadium des Werdeprozesses befindet, sodaß heute nicht einmal die politische, geschweige denn die wirtschaftliche Zukunft Natals gesichert erscheint. Unter mehr als einer Viertel-Million Kaffern leben etwa 25000 Weiße. Trotz aller Fortschritte, welche die Zivilisation unter den Eingeborenen gemacht haben soll, befinden sich die europäischen Niederlassungen auf einem Vulkan, der jeden Augenblick ihre Existenz durch einen Ausbruch bedrohen kann. Die wirtschaftliche Zukunft Natals dagegen hängt davon ab, daß es sich durch eine rechtzeitige Schienenverbindung zwischen Durban, Bloemfontein und Pretoria das weite Handelsgebiet in den beiden Boerenrepubliken sichert und verhindert, daß ihm dort die Konkurrenz aus der Kapkolonie zuvorkommt. Gelänge dies nicht, würden die beiden Freistaaten früher mit Kapstadt durch eine Eisenbahn verbunden, dann dürfte eine schwere Krisis für den Handel Natals und namentlich auch für seine rasch aufblühende Zuckerindustrie eintreten und Durban Gefahr laufen, seine heutige Bedeutung ganz oder zum großen Teil zu verlieren.

Wasserfall in Transvaal.

Die Boeren-Freistaaten.

Die Geschichte Süd Afrikas weist bereits gar manches mit Blut beschriebene Blatt auf. England vermochte zwar in den Kriegen gegen Napoleon den Holländern das Kapland zu rauben, aber es ist ihm bis heute nicht gelungen, in der überwiegend holländischen Bevölkerung der Kolonie freundliche Gesinnungen gegen das neue Mutterland zu erwecken. Zu schwer hat Mißwirtschaft und Ungerechtigkeit englischer Beamten lange Zeit auf den Kap Bauern gelastet, und der Rassenhaß, den sie großgezogen haben, und der wiederholt in wilden Flammen aufgelodert, ist noch heute nicht erloschen. Seit einem halben Jahrhundert kämpfen die Kap Bauern — ein Häuflein Menschen im Vergleich mit den Millionen des britischen Weltreiches — mit zäher Hartnäckigkeit gegen das ländergierige England, Gut und Leben nicht achtend, wo es ihr Teuerstes zu wahren gilt: die Unabhängigkeit, die Freiheit. Immer weiter nach dem Innern sehen wir sie

sich zurückziehen, in blutigen Kämpfen mit den Eingeborenen eine neue Heimat sich erstreiten, aber kaum haben sie in derselben das Zelt mit dem festen Wohnhaus vertauscht und das Land urbar zu machen begonnen, so finden sich auch schon ihre Verfolger ein, und ein Machtspruch erklärt ihr Land für annektiert, sie selbst als Unterthanen des verhaßten England. Aufs neue brechen sie auf und ziehen weiter, einer ungewissen Zukunft entgegen, und sie ruhen nicht, bis sie nach manchen schweren und trüben Tagen endlich doch erreichen, was sie erstrebt, und droben im Hochland einen freien Staat begründen, die Schweiz Süd-Afrikas, ein sicheres Asyl für alle, welche nicht geneigt sind, der Gewalt sich zu fügen.

Es mag manche Schattenseiten in den Staatswesen der Boeren geben und mancher rauhe Zug im Charakter der Bevölkerung uns unangenehm berühren, aber ihrer mutigen Ausdauer kann man die Bewunderung nicht versagen, und unsere Sympathie folgt ihnen in den Kämpfen, in welchen sie bewiesen haben, daß der Schwache sich nicht stets dem Mächtigen fügen muß, daß er vielmehr zu einem gefährlichen Gegner werden kann, wenn er die Waffe ergreift, um sein mit Füßen getretenes Recht zu verteidigen.

England hat seine Herrschaft im Kaplande mit einer Blutthat eingeleitet, welche die Boeren nicht vergessen können. Die Ungerechtigkeiten und die eigenmächtige Handlungsweise der ersten Gouverneure hatten in der holländischen Bevölkerung eine tiefe Erbitterung hervorgerufen, und es konnte nicht überraschen, daß eines Tages einer der trotzigen Bauern Gewalt der Gewalt entgegensetzte. Vor einer Kommission, welche zur Untersuchung der Klagen wegen Mißhandlung der hottentottischen Diener eingesetzt worden, sollte sich auch der Bauer Friedrich Bezuidenhout verantworten. Der Landdrost sandte einen Leutnant mit einigen Soldaten nach dem Hofe des Verklagten, um ihn zu verhaften, aber Bezuidenhout verschanzte sich in seinem Hofe und verteidigte diesen mit einem Diener so hartnäckig, daß die Soldaten nur über seine Leiche einzudringen vermochten. Sein Bruder Johann und andere Verwandte beschlossen seinen Tod zu rächen. Sie knüpften Unterhandlungen mit einigen Kaffernhäuptlingen an, um sie zum Aufstand gegen die Engländer zu bewegen, und riefen die Bauern zum Befreiungskampf unter die Waffen. Als sie bei den letzteren wenig Anklang fanden und auch die Verhandlungen mit den Kaffern erfolglos blieben, nahmen sie allein den Kampf auf, und einige Zeit war ihnen trotz ihrer geringen Zahl das Glück nicht abhold. Der von Anfang an aussichtslose Aufstand endete jedoch mit der Gefangennahme aller Aufständischen, worauf der Gouverneur fünf der Rädelsführer zum Tod am Galgen verurteilte. Am 6. März 1816 sollte bei Slagters Nek die Hinrichtung vollzogen werden. Das Schaffot, das dort in aller Eile errichtet worden, vermochte die Last nicht zu tragen, es brach zusammen und alle Verurteilten stürzten zu Boden. Schwer verletzt durch den Sturz, schleppten sie sich zu dem der Hinrichtung beiwohnenden Offizier hin und flehten um Gnade, aber ihre Bitten wurden nicht erhört. Der Offizier befahl, ein neues Schaffot zu errichten, und das Urteil wurde vollzogen.

Das war das Drama von Slagters Nek, dessen Einzelheiten heute noch jeder Bauer im Kaplande zu erzählen weiß, und mit ihm beginnt das lange Schuldverzeichnis, für welches es bei den Boeren kein Vergessen und kein Vergeben giebt.

Die Klagen der Bevölkerung gegen das englische Regiment, welche allmählich immer lauter wurden, bezogen sich teils auf die übermäßige Belastung der Kolonie durch die hohen Gehalte, welche die englischen Beamten empfingen, teils auf die Maßregeln der Regierung zu gunsten der Hottentotten und der Sklaven, welche die Bauern hielten. Der Sklavenhandel war schon unter der batavischen Republik sehr eingeschränkt worden, und bald nach der Annexion des Kaplandes wurde er völlig unterdrückt. In einem Land, in welchem Arbeiter so schwer zu erlangen waren wie im Kapland, war es eine Lebensfrage für die Bevölkerung, daß der Übergang zu neuen Verhältnissen in schonender Weise angebahnt wurde, und die Bauern ergriffen daher selbst die Initiative, um die Sklaverei allmählich abzuschaffen. Ein philanthropischer Verein, der zu diesem Zwecke gegründet wurde und sich zunächst den Loskauf und die Freilassung von Mädchen zur Aufgabe stellte, erzielte in kurzer Zeit einen im Verhältnis zu seinen Mitteln bedeutenden Erfolg. Er wandte sich an die Regierung mit der Bitte um Gewährung einer Unterstützung, mit deren Hilfe in zehn Jahren die Sklaverei

völlig beseitigt werden sollte, aber das Gesuch wurde nicht nur abgelehnt, sondern überdies die sofortige Aufhebung der Sklaverei angeordnet. Die Sklavenbesitzer sollten mit 60 Millionen Mark, welche das englische Volk zu diesem Zwecke anwies, entschädigt werden. Es war eine geringe Summe, da davon nur 1700 Mark auf den Sklaven entfielen, während mancher seinem Herrn 12 000 Mark gekostet hatte, aber nicht einmal diese Summe gelangte zur Verteilung. Auf dem Wege von London nach dem Kap verschwanden wunderbarer Weise 50 Millionen spurlos, und von dem Rest, der nicht in die Taschen der englischen Beamten floß, erhielten die Sklavenbesitzer für jeden Sklaven anstatt 85 Pfund nur 35 Pfund 12 Schilling!

Auf diesen schweren Schlag, der die Bauernbevölkerung traf, folgte bald ein zweiter. Die Grenzgebiete hatten von Anfang an viel unter den Raubzügen der Kaffern zu leiden, gegen welche die Kapregierung trotz aller Bitten keinen Schutz gewährte. Erst als im Dezember 1834 die Kaffern den ganzen Osten der Kolonie überschwemmten und überall sengten, raubten und mordeten, raffte man sich in der Kapstadt zur Abwehr auf. Da die zur Verfügung stehenden Truppen ungenügend waren, wurden die Bauern unter die Waffen gerufen, und sie folgten dem Rufe willig und lieferten anstandslos allen requirierten Proviant, da man ihnen volle Entschädigung für ihre Leistungen zusicherte. Sie berechneten nachher den Schaden, welcher etwa 500 Farmer der Grenzdistrikte getroffen hatte, auf 5 600 000 Gulden, aber von der versprochenen Entschädigung ist nie ein Heller gezahlt worden. In London erklärte man, die Bauern seien selbst an dem Kriege schuld gewesen, die Kaffern vollständig in ihrem Rechte, und erstere hätten daher keinen Anspruch auf Entschädigung.

Ein solches Vorgehen bewies klar, daß man es darauf abgesehen hatte, die holländischen Bauern zu ruinieren, und diese beschlossen daher, ein Land zu verlassen, in dem sie nichts als Bedrückungen zu erwarten hatten, und sich eine neue Heimat zu suchen. Viele verkauften Anfang 1836 ihre Farmen ohne Rücksicht auf die großen Verluste, welche mancher dabei erlitt, und rüsteten sich zum Aufbruch. Man dachte einen Augenblick daran, sie an der Auswanderung zu hindern, ließ sie aber dann doch ungehindert ziehen. Unter der Führung von Hendrik Potgieter überschritten zunächst 200 Mann den Oranje, nachdem aber diese bei dem Häuptling der Barolong freundliche Aufnahme gefunden hatten, folgten bald andere nach, sodaß die Zahl der Auswanderer rasch auf 10 000 stieg. Ein Teil zog weiter in das jetzige Transvaalgebiet, wo er in schwere Kämpfe mit Mosilekatse, dem Häuptling der Matabele, der die Betschuanen sich unterworfen hatte, verwickelt wurde. Mosilekatse wurde schließlich über den Limpopo zurückgetrieben, und die Bauern nahmen das ihm abgenommene Land in Besitz. Nun brachen Streitigkeiten unter den Siegern aus. Die einen wählten Retief zum Anführer, jedoch eine Partei, an deren Spitze Hendrik Potgieter und Jakobus Uys standen, wollte ihn nicht anerkennen, trennte sich von der Hauptmasse und zog über die Drakenberge nach dem durch die Raubzüge der Sulu Tschakas damals fast ganz entvölkerten Natal. Im jetzigen Oranje-Freistaat und in Transvaal blieb nur ein kleiner Teil der Auswanderer zurück, denn auch Retief zog bald darauf nach Natal, sodaß dort Ende 1837 etwa 8000 Auswanderer versammelt waren. Sie traten, um sich freundliche Nachbarschaft seitens der Sulu zu sichern, mit Tschakas Nachfolger Dingaan in Unterhandlung, aber ihre Abgesandten wurden in Dingaans Kraal verräterisch überfallen und niedergemetzelt, und die Auswandererkolonne erwehrte sich bei Weenen mit Mühe und Not des ungestümen Angriffes der Scharen Dingaans (siehe Seite 165). Erst als frischer Zuzug aus der Kapkolonie eingetroffen war, konnten sie sich für den Verrat rächen, verheerten Sulu-Land, vernichteten das Heer Dingaans und setzten Panda zum König der Sulu ein, der sie dafür lohnte, indem er ihnen Natal in aller Form Rechtens abtrat.

Während die Bauern noch im Sulu-Land kämpften, landete eine kleine Abteilung englischer Truppen in der Bai von Natal und ergriff am 14. November 1838 von derselben Besitz im Namen der englischen Regierung, aber das Kolonial-Ministerium in London, welches einer Vergrößerung der Kolonie abgeneigt war, mißbilligte diesen Schritt, die englische Flagge wurde eingezogen und die Besatzung kehrte nach Kapstadt zurück. Trotzdem nahm der Gouverneur der Kapkolonie Sir George Napier Streitigkeiten zwischen den Bauern und

Kaffern, welche von jenen wegen eines Viehdiebstahls gezüchtigt wurden, zum Anlaß abermaligen Einschreitens. Die Bauern waren wie immer der schuldige Teil, und um ihren „Barbareien" ein für allemal Einhalt zu thun, erklärte der Gouverneur Natal für annektiert und sandte einige hundert Mann ab, um die Bauern zur Anerkennung der englischen Oberhoheit zu zwingen. Diese Expedition nahm einen kläglichen Verlauf. Ein Angriff der Engländer auf das Lager der Bauern wurde zurückgeschlagen, sie verloren 103 von 140 Mann, darunter ihren Kommandanten, und der Rest wurde nach Verlust der Kanonen und der vor Anker liegenden Schiffe von den Bauern eingeschlossen. Als die Nachricht von diesen Vorgängen nach Kapstadt kam, wurde sofort ein für Ostindien bestimmtes Regiment nach Natal gesandt, welches noch rechtzeitig eintraf, um die dem Hungertode nahen Belagerten zu entsetzen. Die Bauern versuchten zwar noch Widerstand zu leisten, jedoch nach einem für sie unglücklichen Gefecht zogen sie sich nach dem in der Mitte des Landes gegründeten Pietermaritzburg zurück und knüpften Unterhandlungen an, die mit ihrer Unterwerfung endeten.

So kam Natal unter englische Herrschaft. Nicht zufrieden, den Bauern die Freiheit genommen zu haben, suchten die Engländer sie nun auf alle Weise zu schädigen und so zu schwächen, daß ein neuer Versuch zur Erlangung der Unabhängigkeit ganz aussichtslos werden sollte. Mit der Regierung des Königs Panda unzufriedene Kaffern wurden bewogen, nach Natal überzusiedeln, und man wies ihnen Ländereien an, die man den Bauern abnahm. Die Nachbarschaft machte sich diesen bald in unangenehmer Weise bemerklich, und dies umsomehr, jemehr die Kaffern sich überzeugten, daß die Regierung alle Übergriffe von ihrer Seite zu dulden und sie nicht zu strafen entschlossen sei. Die Bauern waren den raubgierigen Kaffern mit gebundenen Händen überliefert, denn es war ihnen streng verboten, Repressalien zu üben, wenn die Kaffern ihnen Vieh gestohlen hatten.

Eine Zeitlang ließen die Bauern alle Mißhandlungen und Ungerechtigkeiten ruhig über sich ergehen, aber solche Zustände waren auf die Dauer unerträglich. Die Bauern sandten Pretorius nach der Kapstadt, um dort dem Gouverneur in ehrerbietiger Weise Vorstellungen zu machen und um Beseitigung der Übelstände zu bitten, jedoch der Gouverneur verweigerte dem Abgesandten die erbetene Audienz und erwiderte auf ein schriftliches Bittgesuch, daß er bald von seinem Posten zurücktreten werde, in der Sache der Bauern also keine Entscheidung treffen könne, um seinem Nachfolger nicht vorzugreifen. Darauf veröffentlichte Pretorius, von Unmut überwältigt, folgende Erklärung: „Ich ergreife die Feder, um mich an meine Mitmenschen zu wenden, die meinen Klagen ein besseres Verständnis entgegenbringen, als dies bei bezahlten Beamten der Fall ist, die vor allen Schwierigkeiten, die ihnen irgend eine Verantwortlichkeit auferlegt, zurückschrecken. Wo war die englische Regierung, als wir in der Wüste unter Barbaren mit dem größten Elend kämpften, als über 400 Männer, Weiber und Kinder durch die elenden Sulus hingemordet wurden? Waren wir nicht die Unterthanen dieser Regierung, als wir die Kolonie zu verlassen gezwungen wurden, um in die Wüste zu ziehen? Sind wir nicht ausgezogen, nachdem wir vorher alle Mittel angewandt, unser Recht zu erlangen? Man wird sagen: Ihr habt es selbst gewollt. Dem ist so. Allein hätte man die Auswanderer ihrem Lose nur überlassen, sie würden gesorgt haben, für sich selbst einen wirksamen Schutz zu schaffen. Woher kommt es, daß trotz des reichen und fruchtbaren Bodens kein Bauer mehr nach Natal gezogen seit der Ankunft der englischen Truppen? Was ist davon die Ursache? Die Ursache liegt darin, daß der König von England Natal unter seinen Schutz genommen; dieser Schutz ist aber für diejenigen, die in der Kapkolonie Erfahrungen gesammelt, gleichlautend mit Entfremdung, Unterdrückung — Vernichtung. Ich kehre morgen nach Natal zurück, wie ich gekommen, von Kummer erfüllt. Das mir vorgesteckte Ziel, um welches ich so lange Weib und Kinder ohne Schutz gelassen, habe ich nicht erreichen können. Eine lange Reise war umsonst; den Gouverneur habe ich nicht zu Gesicht bekommen können, auf meine Beschwerden keine Antwort erhalten." [76] Die sich selbst überlassenen Bauern

[76]) Die Transvaal-Republik und ihre Entstehung. Ein historisches Dokument zur Begründung des guten Rechts der Bauern. Aus dem Holländischen mit Autorisation des Verfassers Dr. J. A. Roorda Smit. Köln, Eduard Heinrich Mayer, 1881, Seite 21.

beschlossen, sich selbst zu helfen und nochmals auszuwandern. Etwa 500 Familien, im ganzen 5000 Seelen, rüsteten sich zum Aufbruch, als der neue Gouverneur Sir Harry Smith, ein bei den Bauern von früher her beliebter Mann, in Kapstadt eintraf und alsbald auch Natal besuchte. Dort traf er in den Drakenbergen die Kolonne der Auswanderer in einem bedauernswerten Zustand, da die Regenzeit bereits begonnen hatte und Frauen und Kinder unter den nur wenig Schutz gewährenden Planen der Wagen und in den Zelten allen Unbilden der Witterung preisgegeben waren.

Die Beliebtheit des neuen Gouverneurs und seine redliche Absicht, die Lage der Bauern zu verbessern, hätten vielleicht noch einen Ausgleich herbeigeführt, wenn nicht ein unglücklicher Zufall Sir Harry Smith in ein zweifelhaftes Licht setzte und das Vertrauen der Bauern zu ihm so erschütterte, daß sie alle Unterhand-

Bloemfontein

lungen abbrachen. Auf der Reise aus der Kapkolonie nach Natal hatte der Gouverneur im Vrystaat nur die Zustände in den größeren Orten kennen gelernt, wo man der englischen Herrschaft nicht so abgeneigt war wie die Landbevölkerung. Da er sehr schnell durch das Land reiste, erreichte ihn auch eine Deputation der republikanischen Partei nicht, welche ihm den Wunsch nach einer republikanischen Verfassung vortragen sollte, und er gewann die Überzeugung, daß die ganze Bevölkerung des Vrystaats das englische Protektorat wünsche. Er annektierte den Vrystaat durch eine Proklamation vom 3. Februar 1848, erwähnte dies aber Pretorius gegenüber nicht, als er bald darauf mit diesem zusammentraf. Die Folge war, daß die Bauern noch mehr erbittert wurden, zur großen Überraschung des Gouverneurs, der in dem Glauben von ihnen Abschied genommen hatte, daß er sie versöhnt und zufrieden gestellt habe. Pretorius zog mit seinem Anhang zunächst nach Potchefstroom und stellte durch ein

Plebiszit fest, daß die große Mehrheit der Bauern gegen das englische Protektorat sei und der Gouverneur sich von einer Minderheit hatte täuschen lassen. Seine Forderung, daß man wenigstens die nördlichen Distrikte des Vrystaats, in denen ⅞ der Bevölkerung republikanisch gesinnt waren, als unabhängig anerkennen solle, fand keine Beachtung. Als vielmehr alle Bemühungen des Gouverneurs, einen gütlichen Ausgleich zustande zu bringen, erfolglos blieben, Pretorius nach Bloemfontein vordrang und die dortige englische Besatzung zur Kapitulation zwang, wurde er für vogelfrei erklärt, ein Preis von 200 Pfund auf seinen Kopf gesetzt, und Sir Smith rückte mit 600 bis 700 Mann über den Oranje.

In diesem wichtigen Augenblick waren die Bauern nicht einig. Der Anhang Potgieters hielt sich den Bestrebungen Pretorius' fern, und die geringe Macht, über welche dieser gebot, vermochte den Truppen keinen erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen. Trotzdem griff Pretorius am 28. August die Engländer an, nachdem er sie ungehindert den Oranje hatte überschreiten lassen. Die Bauern waren nur 300 Mann gegenüber 600 bis 700 Engländern und 200 Griqua, aber sie kämpften wie Löwen und gingen nicht weniger als neunmal zum Angriff vor. Alle Tapferkeit nützte nichts gegen die Übermacht, und obwohl die Engländer mehrere ihrer besten Offiziere verloren, mußten die Bauern doch schließlich weichen. Pretorius floh nach Transvaal.

Dieses Treffen — die Boomplats-Schlacht, wie es genannt wird — entschied das Schicksal des Vrystaats. Die Engländer erbauten in Bloemfontein ein Fort, setzten dort einen Residenten ein und erhoben eine Kontribution von 200000 Mark. Eine Proklamation vom 7. September 1848 erklärte den Vrystaat und die angrenzenden Gebiete der Basuto, Griqua, Barolong u. s. w. für englischen Besitz, ohne daß noch eine Stimme gegen die Annexion laut wurde, da die republikanische Partei, obwohl sie die zahlreichere war, doch nicht wagte, öffentlich hervorzutreten. Der Gouverneur schändete jedoch seinen Sieg durch eine Grausamkeit, zu der er sich in der ersten Aufwallung des Zornes verleiten ließ: ein junger Bauer, der verwundet in Gefangenschaft geriet, wurde als Rebell zum Tode verurteilt und hingerichtet, trotz der flehentlichen Bitten seiner Frau und seiner Familie.

Der Haß der Bauern gegen die Engländer erhielt dadurch nur neue Nahrung. Widerwillig trugen sie im Vrystaat das englische Joch, und mancher, der sich nicht fügen wollte, wanderte abermals aus und zog nach Transvaal, wo Pretorius nach der Boomplats-Schlacht seinen Anhang in Potschefstroom versammelt hatte, während die Anhänger Potgieters sich um Lydenburg und Zoutpansberg niederließen. So waren jenseits des Vaal anstatt der von den Bauern ersehnten einen Republik deren zwei entstanden. Die Engländer ließen beide Republiken unbehelligt, freilich nur, weil sie die Kosten scheuten, welche der Kapkolonie erwachsen mußten, wenn auch noch Transvaal einverleibt wurde. Sie gingen schließlich noch einen Schritt weiter und ließen sich herbei, die Unabhängigkeit Transvaals ausdrücklich anzuerkennen. Als Lord Grey englischer Kolonialminister wurde, beauftragte er zu diesem Zwecke Kommissäre mit Unterhandlungen mit Pretorius, nachdem die Proklamation, welche einen Preis auf seinen Kopf setzte, war zurückgezogen worden. Schon am 31. Dezember 1841 wurde in einem von den Kommissären an Pretorius gerichteten Schreiben die Unabhängigkeit Transvaals anerkannt und am 7. Januar des folgenden Jahres in Sandrivier eine Konvention unterzeichnet, durch welche England den ausgewanderten Bauern jenseits des Vaalflusses das Recht garantierte, „ihre eigenen Angelegenheiten zu verwalten und eine eigene Regierung zu haben." Es wurde ferner erklärt, daß die Regierung Ihrer Majestät sich nie in die Angelegenheiten der Bauern mengen werde, „mit der weitern Versicherung, daß es der sehnlichste Wunsch des britischen Gouvernements ist, den Frieden zu fördern, freien Handel und freundschaftlichen Verkehr mit den jetzt dort wohnenden Bauern, wie auch mit denjenigen, die sich dort niederlassen werden, zu unterhalten."

Fernere Bestimmungen des Vertrages bezogen sich auf die Unterdrückung des Sklavenhandels, auf die den Kaufleuten und Reisenden zu gewährenden Freiheiten und Erleichterungen, auf die Berechtigung der Bauern, in den englischen Kolonieen Munition zu kaufen, und auf das Verbot des Handels in Munition mit

den inländischen Stämmen an beiden Seiten des Vaalflusses. Entflohene Verbrecher sollten gegenseitig ausgeliefert und die Thätigkeit der beiderseitigen Gerichtshöfe von den Regierungen in jeder Weise unterstützt werden. Die Schlußbestimmung bezog sich darauf, daß jeder, der jetzt Eigentümer von Land ist und auf englischem Territorium wohnt, das Recht und die Befugnis haben soll, sein Eigentum zu verkaufen und sich ungehindert über dem Vaalfluß niederzulassen — sowie vice versa, jedoch nicht mit Anwendung auf Verbrecher oder Schuldner, ohne daß der Bezahlung ihrer gesetzlichen Schulden Genüge geleistet ist.

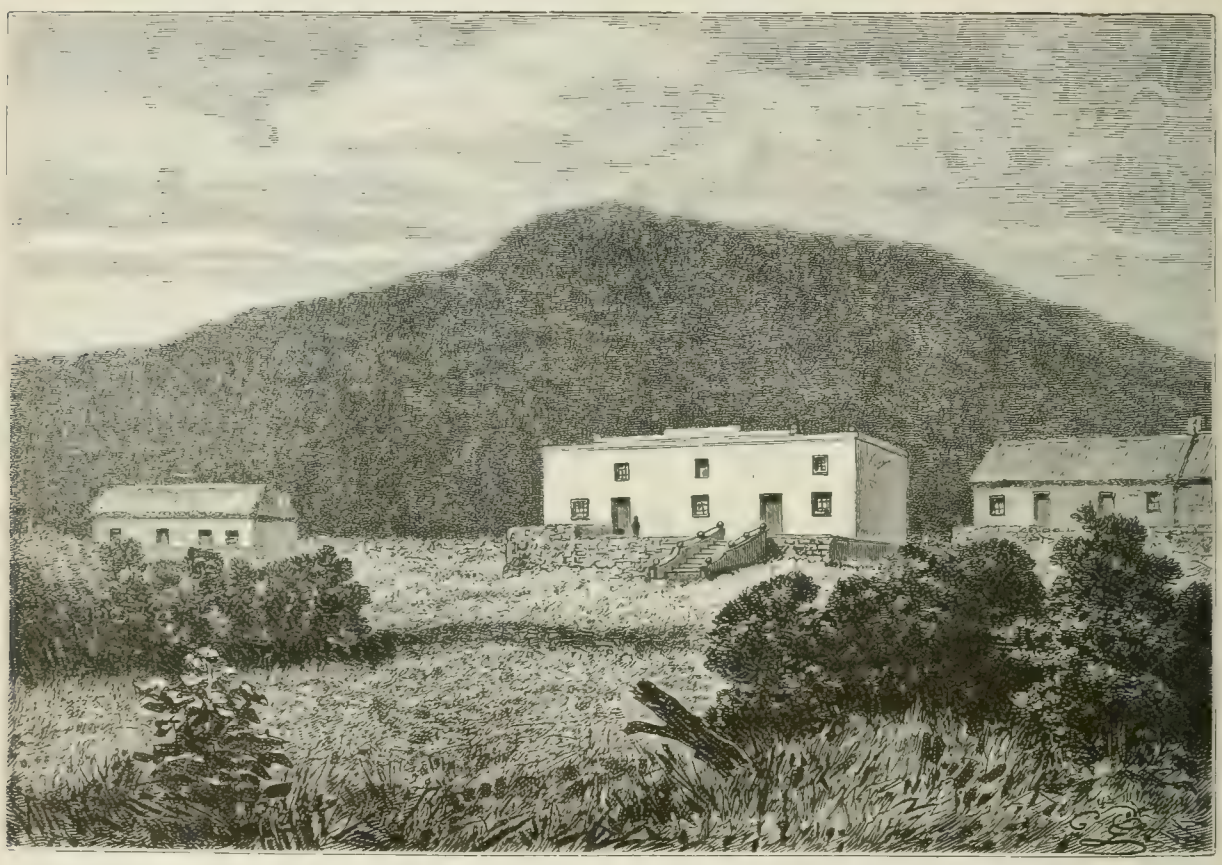
Der Vertrag war nur mit Pretorius geschlossen, aber er kam allen Republiken — Potchefstroom, Lydenburg und Zoutpansberg — zugute. Bald darauf, am 12. März 1852, kam auch eine Versöhnung zwischen Pretorius und Potgieter zustande, aber ein gemeinsames Oberhaupt wurde trotzdem nicht gewählt, sondern Pretorius und Potgieter blieben bis zu ihrem Tode die Häupter der von ihnen gestifteten Republiken. Potgieter starb im folgenden Jahre, und wenige Monate später folgte ihm Pretorius, 25. Juli 1853. Die Volksräte wählten an des erstern Stelle seinen ältesten Sohn zum Nachfolger, und zum Nachfolger von Pretorius wurde gleichfalls sein Sohn, Martinus Wessel, ernannt.

Bald nach der Unabhängigkeitserklärung waren die Bauern in einen Krieg mit dem Häuptling Seichele verwickelt worden, der schnell vergessen, daß jene sein Volk durch Vertreibung Moselekatses befreit hatten, und nun mehr den Einflüsterungen der englischen Missionäre folgte, als den freundlichen Ratschlägen der Bauern. Dieser Krieg, in welchem die Missionäre die Kaffern mit Gewehren und Munition versorgten, endete mit dem Siege der Bauern und der Zerstörung der Stadt Seicheles. Nach dem Tode der Bauernführer Potgieter und Pretorius kam es bald zu neuen Kämpfen. Hermann Potgieter aus Zoutpansberg hatte im Streit einen Kaffer erschlagen, und dessen Stammesgenossen überfielen darauf die Farmen der Familie Potgieter, marterten Frauen und Kinder zu Tode und verzehrten die Leichen. Die Potgieter riefen Pretorius zu Hilfe, und der Rachezug, den sie vereint unternahmen, kostete vielen hundert Kaffern das Leben. Auf Seite der Bauern fiel das Haupt der Potgieter, aber trotzdem vereinten sich die beiden Republiken noch nicht. Die Witwe des Gefallenen übernahm die Leitung des Freistaates, und als sie sich später wieder verheiratete, trat ihr zweiter Mann, S. Schoeman, an die Spitze der Bauern von Lydenburg und Zoutpansberg.

Die Bemühungen, die beiden Republiken zu vereinigen, blieben zunächst ebenso erfolglos, wie der Versuch, eine Vereinigung von Potchefstroom und Vrystaat zustande zu bringen. Lord Grey, der Transvaal freigegeben, war bald darauf auch zu der Überzeugung gelangt, daß der Besitz des Vrystaats für England kein Vorteil, sondern nur eine Last sei. Streitigkeiten mit den Basuto, welche eine Expedition in das Land derselben nötig machten, bestärkten den Kolonialminister in seiner Ansicht. Sir George Cathcart, der den Feldzug gegen den Basutohäuptling Moshesh geleitet hatte, sprach sich auch gegen eine fernere Behauptung des Vrystaates aus. „Das Land hat seine Reize," schreibt er, „das Klima ist prächtig und Wild in Überfluß vorhanden, sodaß die holländischen Familien fast ausschließlich von der Jagd leben, aber bei alledem ist es ein großes Terrain, das nichts besitzt, um seine Anhestung an eine Grenze zu gestatten, die schon viel zu ausgedehnt ist. Es giebt uns keinen Vorteil, es giebt keine neuen Kräfte dem englischen Gouvernement, kein Vertrauen auf seinen Charakter, keinen Ruhm seiner Krone." Lord Grey beschloß darauf, den Vrystaat unabhängig zu erklären.

Der die Unabhängigkeit des Vrystaats feststellende Vertrag, den Sir Clerk und die Vertreter der Boeren am 23. Februar 1854 unterzeichneten, enthielt folgende Bestimmungen: Artikel I. Ihrer Majestät spezieller Kommissar, in der Absicht einen Vertrag abzuschließen, um die Verwaltung des Oranjefluß-Gebietes an die gegenwärtigen Vertreter zu übertragen, garantiert im Namen Ihrer Majestät Regierung die zukünftige Unabhängigkeit dieses Gebietes und dessen Regierung, und daß nach geschehenem Übereinkommen zum Übertrag des Gebietes zwischen Ihrer Majestät speziellem Kommissar und den genannten Vertretern alle Einwohner dieses Gebiets frei sein werden, und daß diese Unabhängigkeit sofort festgestellt bekräftigt und verkündigt werden soll durch einen Erlaß in solcher Form und von solchem Inhalt, wie er durch Ihre

Majestät sanktioniert wird, daß dadurch die Einwohner frei erklärt werden von der Unterthanenpflicht an die britische Krone, welche sie in jeder Hinsicht als ein freies und unabhängiges Volk erklärt und demgemäß behandelt. Artikel II. Das britische Gouvernement unterhält keine Bundesgenossenschaft mit irgend einem der eingeborenen Häuptlinge oder Stämme nördlich des Oranjeflusses, mit Ausnahme des Griqua-Häuptlings, Kapitän Adam Kok. Es ist weder die Absicht noch der Wunsch des Gouvernements Ihrer Majestät, künftig auf Traktate einzugehen, welche den Interessen des Oranjefluß-Gebietes nachteilig sein könnten. Artikel IV. Nachdem Ihrer Majestät Gouvernement das Oranjefluß-Gebiet verlassen, verpflichtet sich das neue Gouvernement, diejenigen von den jetzigen Unterthanen Ihrer Majestät, welche im Oranjefluß-Gebiet zurückbleiben und vormals unter Ihrer Majestät Regierung gedient haben, in keiner Weise nachteilig zu behandeln, sie sollen solcher



Haus des Präsidenten Krüger.

Behandlung nicht ausgesetzt sein wegen irgend einer Handlung, die sie dem damaligen Gesetz gemäß verrichtet haben. Gleichzeitig sollen von Ihrer Majestät gegenwärtigen Unterthanen diejenigen ihres Eigentums durch das neue Oranjefluß-Gouvernement versichert werden, welche vorziehen, unter Ihrer Majestät Oberherrschaft zurückzukehren, statt unter dem Oranjefluß-Gouvernement zu bleiben. Sie sollen das volle Recht und die Gelegenheit besitzen, ihr Eigentum zu verkaufen oder zu übertragen, alles unter Vorbehalt, daß es innerhalb dreier Jahre nach dem Tage der Konvention geschieht. Artikel V. Ihrer Majestät Gouvernement und das neue Gouvernement des Oranjefluß-Gebietes sollen in ihren resp. Grundgebieten gegenseitig alles thun, jedem Übel vorzubeugen und den Frieden zu unterhalten, indem sie alle flüchtigen Verbrecher auffangen und ausliefern. Die Gerichte sowohl des britischen als auch des Oranjefluß-Gouvernements sollen beiderseitigen Ein-

wohnern offen und dienstbar sein für alle gesetzlichen Prozesse, ebenso sollen alle Vorladungen von Zeugen gegenseitig zugesandt und auf der Gegenseite durch Magistratspersonen von beiden resp. Gouvernementen bekräftigt werden, um diese Zeugen erscheinen zu lassen, wenn und wo es verlangt werden sollte, ferner soll auf diese Weise der Bevölkerung nördlich des Oranjeflusses jede Hilfe von seiten der britischen Gerichte verschafft werden während andererseits die Versicherung gegeben wird, den kolonialen Kaufleuten und Handlern, welche im Oranjefluß Gebiete Transaktionen auf Kredit während der britischen Okkupation desselben eingegangen sind, jede Erleichterung zum Einzug ihrer gesetzlichen Forderungen vor den Gerichten des Oranjefluß Gouvernements zukommen zu lassen, auch soll Ihrer Majestät spezieller Kommissar die Annahme von solchen gegen

Kirchstraße in Pretoria

seitigen Vorrechten dem Nataler Gouvernement in seinen Beziehungen mit dem Oranjefluß Gouvernement empfehlen. Artikel VII. Das Oranjefluß Gouvernement soll weder Sklaverei noch Sklavenhandel dulden innerhalb seines Gebietes nördlich des Oranjeflusses wie dies bis jetzt gehalten worden ist. Artikel VIII. Das Oranjefluß Gouvernement soll die Freiheit besitzen, seinen Vorrat von Munition einzukaufen innerhalb einer britischen Kolonie oder Besitzung in Süd-Afrika, alles nach den Gesetzen über den Verkauf und den Transport in diesen Kolonien oder Besitzungen, während Ihrer Majestät spezieller Kommissar dem Kolonial Gouvernement empfehlen wird, ausgedehntere Vorrechte inbezug auf Einfuhrzölle dem Oranjefluß Gouvernement zuzugestehen; sämtlich Maßregeln mit Hinblick auf ihre geographische Lage und ihre Entfernung von den Seehäfen. Artikel IX. Um den Händlern und Reisenden gegenseitige Erleichterungen und mehr Freiheit zu

verschaffen, ist es der lebhafteste Wunsch von Ihrer Majestät Gouvernement, daß ein freundschaftliches Verhältnis zwischen beiden Besitzungen fortdauere und durch alle verständigen Anordnungen befördert werde. Ein Agent oder Konsul des britischen Gouvernements soll angestellt werden innerhalb der Kolonie in der Nähe der Grenzen; demselben soll speziell die Sorge für alle diese wichtigen Angelegenheiten anvertraut werden: er soll jeder Zeit zugänglich sein sämtlichen Einwohnern auf beiden Seiten des Oranjeflusses, um Rat und Information zu geben, wo die Umstände es verlangen.

Die neue Republik organisierte sich nach dem Muster der beiden anderen: sie wählte einen Präsidenten, ernannte einen Volksrat und erließ die notwendigen Gesetze. Zum ersten Präsidenten wurde J. Hoffmann gewählt, der jedoch durch seine unüberlegte Handlungsweise gegenüber dem schlauen Basutohäuptling Moshesh rasch unpopulär wurde und, um der Absetzung zu entgehen, schon am 1. Februar 1855 abdankte, worauf man J. N. Boshoff zum Präsidenten wählte. Nun glaubte Pretorius, nachdem seine Bemühungen, eine Vereinigung mit Zoutpansberg zustande zu bringen, erfolglos geblieben waren, eine Vereinigung seiner Republik mit dem Vrystaat bewerkstelligen zu können. Er kam nach Bloemfontein, um dazu aufzufordern und zugleich alte Ersatzansprüche geltend zu machen, aber Boshoff beantwortete seine Forderung damit, daß er ihm gebot, binnen 24 Stunden den Vrystaat zu verlassen.

In Transvaal war man empört über die dem Präsidenten zuteil gewordene Behandlung und rüstete sich sofort zu einem Zuge gegen den Vrystaat. Bei Rhenosterrivier am Vaal trafen die Heerhaufen des Transvaal und Vrystaat auf einander, aber Pretorius lenkte noch im letzten Augenblicke ein und schloß Frieden, ohne daß es zu Blutvergießen kam. Er hatte Nachricht erhalten, daß die Zoutpansberger ihm in den Rücken zu fallen beabsichtigten, und fand es daher ratsam, schleunigst mit dem mächtigern Gegner einen Vertrag zu schließen, der die Selbständigkeit der beiden Republiken bestätigte. Die Zoutpansberger, welche durch ihren Verrat diesen Ausgang herbeigeführt hatten, sollten dafür büßen. Sofort nach Unterzeichnung des Vertrages mit dem Vrystaat rückte Pretorius mit 700 bis 800 Mann und 3 Kanonen gegen sie, und da die Zoutpansberger die Aussichtslosigkeit eines Kampfes gegen die Übermacht einsahen, kapitulierten sie. Die Republik Zoutpansberg hörte auf zu existieren und ging in die südafrikanische Republik auf. Drei Jahre später (1860) wurde auch Lydenburg mit der südafrikanischen Republik vereinigt, deren Hauptstadt an Stelle von Potschefstroom das soeben gegründete Pretoria wurde.

Die Erfolge, welche Pretorius errang, trugen ihre Früchte. Sein Ansehen wuchs umsomehr, als der Präsident des Vrystaats, J. N. Boshoff, in allen seinen Unternehmungen unglücklich war und sich schließlich noch dadurch unbeliebt machte, daß er, an der Zukunft des Vrystaats verzweifelnd, eine Konföderation mit der Kapkolonie zustande zu bringen suchte. Die wachsende Unzufriedenheit der Bevölkerung bewog ihn, im April 1859 seine Würde niederzulegen, worauf Pretorius, der Präsident des Transvaalstaates, mit großer Mehrheit zum Präsidenten des Vrystaats gewählt wurde.

Was Pretorius so lange angestrebt, schien nun erreicht zu sein, alle südafrikanischen Republiken waren vereinigt, aber diese Vereinigung hatte zu viele Gegner, als daß sie hätte als gesichert gelten können. Der Hauptgegner war England. Pretorius suchte zwar sofort die Zustimmung der englischen Regierung zur Vereinigung der beiden Republiken zu erlangen, aber diese fürchtete, an der Grenze ihrer Kolonie einen zu mächtigen Gegner erstehen zu sehen, und erklärte die Vereinigung für eine Verletzung der mit Transvaal und dem Vrystaat abgeschlossenen Unabhängigkeitsverträge, durch welche diese aufgehoben würden. In Transvaal selbst war eine mächtige Partei mit dem Vorgehen des Präsidenten nicht einverstanden und verlangte seine Rückkehr nach Pretoria. Es gelang ihm zwar, durch persönliches Einschreiten für den Augenblick den Sturm zu beschwören, aber kaum war er nach dem Vrystaat zurückgekehrt, so kam es in Pretoria zwischen seinen Anhängern und Gegnern zum Blutvergießen, und 3 Jahre lang tobte in Transvaal der Bürgerkrieg. Es kam zu mehreren „Schlachten", in welchen bald die eine, bald die andere Partei die Oberhand erlangte, Potschefstroom wurde belagert und bombardiert (8. Oktober 1862), und nur mit Mühe gelang es schließlich

Pretorius die Streitenden zu versöhnen und zu einem Vergleich zu bewegen. Diese Kämpfe durch welche Transvaal verwüstet und geschwächt wurde, erzeugten auch im Oranjestaat Abneigung gegen die Vereinigung, welche noch durch englische Agenten geschürt wurde, die darauf hinwiesen daß eine Vereinigung mit dem durch den Bürgerkrieg herabgekommenen Transvaal nur für den Oranjestaat nur nachteilig wäre. Alles dies bewog Pretorius die Würde als Präsident des Oranjestaats niederzulegen und nach Transvaal zurückzukehren, wo er 1864 mit großer Mehrheit abermals zum Präsidenten gewählt wurde.

Die Vereinigung der beiden Republiken war verhindert und sie sind seitdem bis auf den heutigen Tag getrennt geblieben. Im Oranjestaat wurde, nachdem eine Zeitlang Venter als interimistischer Präsident fungiert hatte, Johannes Henrykus Brand zum Präsidenten gewählt 1863, der älteste Sohn Sir Christopher Brands, des ehemaligen Präsidenten des Kap Parlamentes, der sich große Verdienste um die Kolonie erworben hatte. Unter Brands Verwaltung brach der schon oben erwähnte, von Moshesh provozierte Krieg mit den Basuto aus (siehe Seite 182), in welchem England zu gunsten der letzteren einschritt, als sie, auf Thaba Bosigo zurückgedrängt, nahe daran waren, zu erliegen. England erklärte im März 1868 Basuto Land für annektiert, und der Oranjestaat, der in mehrjährigen Kämpfen seine Kräfte erschöpft hatte, ging leer aus. Der Oranjestaat sah sich infolge dessen zur Ausgabe von Banknoten gezwungen, die jedoch später zum vollen Nominalwerte eingelöst wurden. Die Finanzlage des Oranjestaats blieb eine wenig günstige und heute ist seine Schuldenlast bereits auf etwa 4 Millionen Mark gestiegen, da die Staatseinnahmen schon seit einiger Zeit das Jahres-Budget von etwa 4 Millionen Mark nicht decken.

Nach Beendigung des Basuto Krieges ist der Oranjestaat vor größeren Verwickelungen bewahrt geblieben, obwohl sich noch wiederholt Anlaß zu solchen geboten hat. Man vermochte sich mit Transvaal nicht über die Grenze zwischen beiden Staaten zu einigen, da bestimmt worden, daß die Quellen des Vaal die Grenze bilden sollten, nachträglich aber Streit darüber entstand, welche Flüßchen als die eigentlichen Quellen anzusehen seien. Diesen Streit schlichtete auf Verlangen beider Parteien ein Schiedsspruch des Gouverneurs von Natal, durch welchen die Nordgrenze des Oranjestaats so gezogen wurde, wie man sie heute auf den Karten verzeichnet findet. Weniger günstig für den Oranjestaat endete eine zweite Grenzregulierung, durch welche ihm bald darauf England ein reiches Gebiet entriß. Es ist bereits an anderer Stelle (Seite 155) erzählt worden, wie England den Distrikt der Diamantenminen annektierte, unbekümmert um die schreiende Rechtsverletzung, die es dadurch beging. Alles, was der Oranjestaat nach langen Verhandlungen erlangte, war die Zahlung von 1800000 Mark als Entschädigung, wodurch England indirekt die begangene Rechtsverletzung zugestand, denn wenn der Oranjestaat keinen Anspruch auf die Diamantenfelder hatte, dann hatte er auch nach der Annexion derselben durch England keinen Anspruch auf Entschädigung, im entgegengesetzten Falle aber England kein Recht zur Annexion.

An der Spitze des kleinen Staatswesens steht jetzt der auf 5 Jahre gewählte Präsident Jan Brand, dem ein ausführender Raat (uitvoerende raad) von 5 Mitgliedern zur Seite steht, während das Parlament (volksraad) die gesetzgebende Gewalt ausübt. Jeder der 17 Distrikte, in welche das Land eingeteilt ist, wird von einem Landdrost verwaltet, welcher einen Landdrost Clerk zum Stellvertreter hat, der als public aanklager die Polizeibehörde des Distriktes repräsentiert und meist auch Friedensrichter und überdies Postmeister ist. Die Rechtspflege liegt im Oranjestaat noch sehr im Argen und die Prozeßkosten sind sehr hoch. Das Land besitzt nur 5 juristisch gebildete Richter. Dieselben bilden den hoogen gerechtshof in Bloemfontein, welcher als Apellhof in Zivilsachen fungiert. Derselbe Richter, der das Urteil erster Instanz gefällt hat, sitzt auch in dem Richterkollegium, welches in zweiter Instanz entscheidet, da die 5 Richter der Reihe nach ein halbes Jahr lang das Land bereisen, in den Hauptorten der Distrikte den Schwurgerichten präsidieren und in Zivilprozessen Recht sprechen. Der älteste Richter erhält 28000, die beiden anderen 20000 Mark Gehalt und Erlaß der Reisekosten. Über kleinere Vergehen entscheiden die Landdrosts, während sie bei schwereren Verbrechen nur die Voruntersuchung leiten und dann die Akten dem Staatsanwalt in Bloemfontein zusenden. Verbrechen gegen Person und Eigentum sind übrigens selten, trotzdem die Bestrafung der Verbrecher durch die Gesetzgebung

selbst sehr erschwert ist. Zur Verurteilung ist nämlich Einstimmigkeit der Geschworenen erforderlich und außerdem darf in der Vorladung nicht die geringste Unregelmäßigkeit vorgekommen sein, da, wenn der Anwalt eine solche nachzuweisen vermag, der Angeklagte sofort freigelassen werden muß und sein Verbrechen für gesühnt gilt. Die meisten Anklagen beziehen sich auf Viehdiebstähle, bei welchen in der Regel Eingeborene die Diebe sind. Der Telegraph und die Auslieferungsverträge mit den Nachbarstaaten erleichtern heute das Erwischen des Viehdiebes bedeutend, und es fällt einem solchen ziemlich schwer, ungestraft zu entkommen. Er wird vor den Landdrost geschleppt und erhält, sobald er überwiesen ist, die gewöhnliche Strafe für derartige Vergehen: 25 Schläge mit der neunschwänzigen Katze und 3 Monate Zwangsarbeit.

Zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern genügt jetzt, seitdem kriegerische Verwickelungen mit den Eingeborenen nicht mehr zu fürchten sind, ein stehendes „Heer" von 60 Mann, dessen Mannschaften 3 Jahre dienen und dann noch 9 Jahre lang der Reserve angehören. Der Kommandant dieser Truppenmacht, der den Titel Kapitän führt, ist augenblicklich ein Deutscher, wie es heißt ein früherer Oberfeuerwerker bei der Garde-Artillerie. Seiner deutschen Schule macht er alle Ehre, denn die unter seinem Befehl stehende, mit Henry-Martini-Karabinern ausgerüstete Truppe ist gut diszipliniert, was hier eine sehr anerkennenswerte Leistung ist, da die Bauern militärischer Disziplin im allgemeinen nicht hold sind.

Dieses kleine Elitekorps würde im Falle kriegerischer Verwickelungen den Kern des allgemeinen Aufgebotes bilden, das aus allen Männern vom 16. bis zum 60. Lebensjahre besteht. Jeder Mann, der 6 Monate im Vrystaat ansässig ist, gehört dem allgemeinen Aufgebot an und ist verpflichtet, jederzeit ein Gewehr und 30 Patronen zu besitzen, in den Städten überdies ein Reitpferd. Die Mannschaften jedes einzelnen Distriktes wählen selbst ihre Offiziere, die Veldkornetten, welche dem Veldkommandanten, dem Führer des Distrikts-Aufgebotes, untergeordnet sind. Das Oberkommando des ganzen Aufgebotes führt ein General. In Friedenszeiten üben sich die Waffenpflichtigen unter Aufsicht der Veldkornetten eifrig im Scheibenschießen, und die Mehrzahl erlangt so große Fertigkeit im Distanz-Schießen, daß sie es mit den besten europäischen Schützen aufnehmen können. Die besten Schützen gehören den älteren Jahrgängen des Aufgebotes an, die schon im Lande waren, als es dort noch viel Wild aller Art und viele reißende Tiere gab und jedem Gelegenheit geboten war, sich als Schütze zu vervollkommnen. Das Scheibenschießen ist ein unvollkommener Ersatz für die Übung, welche früher ein Jäger erlangen konnte.

Die Bauern haben eine sehr hohe Vorstellung von ihrer soldatischen Tüchtigkeit, welcher jedoch der faktische Zustand keineswegs entspricht. Seit den Erfolgen der Transvaaler über die englischen Truppen halten sich die Bauern für unbesiegbar, denn sie glauben, daß sie die ganze englische Macht besiegt haben, nachdem sie eine handvoll Truppen vernichtet oder in die Flucht getrieben. Trotz dieses in ihren Augen so großen Erfolges kann man die Bauern nicht als tapfer bezeichnen, denn sie setzen sich nicht dem feindlichen Feuer aus, sondern schießen stets aus sicherer Deckung. Sie verstehen die geringste Bodenerhöhung zur Deckung zu benutzen, und wenn eine solche nicht vorhanden ist, muß ihr Pferd ihnen als Schutzwall dienen, aber niemals werden sie in offenem Ansturm gegen den Feind vorgehen. Es hängt dies vielleicht mit der Art und Weise ihres Schießens zusammen. Der Bauer schießt gut, aber nur dann, wenn er eine Stütze für sein Gewehr hat. Während er in diesem Falle stets seinen Mann stellt, bleibt er beim freihändigen Schießen auch hinter einem mittelmäßigen europäischen Schützen weit zurück.

Kampf und Streit behagt dem Bauer nicht, er ist ein friedfertiger Mann, der niemanden angreift und dessen Indolenz soweit geht, daß er manches geduldig erträgt, was er leicht von sich abwehren könnte, wenn er imstande wäre, sich zu einer Abwehr aufzuraffen. Der Bauer im Vrystaat ist viel leichter lenkbar als jener im Transvaal. Während in letzterem mit einem mißliebigen Beamten kurzer Prozeß gemacht wird, indem sich einige hundert Leute seiner Person bemächtigen, ihn über die Grenze führen und ihm unter Hinweis auf ihre Gewehre ein Wiederkommen untersagen, kommt ein solches Eingreifen der Volksjustiz im Vrystaat

längst nicht mehr vor. Allerdings darf man daraus nicht etwa schließen, daß die Zivilisation im Freistaat viel größere Fortschritte gemacht habe als in Transvaal. Präsident Brand hat zwar auf allen Gebieten eine erstaunliche Thätigkeit entwickelt und überall Verbesserungen einzuführen gesucht, die ausgestreute Saat geht

Straße von Heidelberg nach Pretoria.

aber nur sehr langsam auf, und ohne die Initiative Brands wäre heute noch gar manches wie vor 50 Jahren. Eine erfreuliche Erscheinung ist der Aufschwung, den das Schulwesen durch Brands Einwirkung genommen hat. Es giebt in Bloemfontein mehrere Schulen für beiderlei Geschlechter, denen die Kapkolonie nichts

Besseres gegenüberzustellen vermag, und es kömmt sogar vor, daß Bewohner von Kapstadt ihre Kinder zu weiterer Ausbildung einer Pension in Bloemfontein anvertrauen.

Kommenden Geschlechtern wird die Thätigkeit dieser Schulen zugute kommen, aber auf das bereits herangewachsene vermag sie leider keinen Einfluß auszuüben. Den Bildungsgrad der Bauern charakterisiert am besten folgender Vorfall, den W. Joest berichtet: England zahlte 1876 für den von dem Freistaat reklamierten Teil von West-Griqualand 90000 Pfund an diesen, welche Summe in London angewiesen wurde. Darauf hielt Präsident Brand eine längere Rede im Volksrat, dem gesetzgebenden Körper, der vorwiegend aus Bauern zusammengesetzt ist, in welcher er auf das räuberische und gefährliche Treiben in den Straßen Londons aufmerksam machte und dem Volksrat die Annahme des von dem Konsul des Freistaates in London gestellten Anerbietens empfahl, die 90000 Pfund gegen 5% Kommission von der Bank von England an Bord des Dampfers zu bringen! Die Bauern waren damit einverstanden und wollten hier ein Korps von 600 Freiwilligen vereinigen, welches das Geld von Kapstadt nach Bloemfontein eskortieren sollte. Erst ein deutsches Mitglied des Volksrats machte den Präsidenten und Volksrat darauf aufmerksam, daß es Wechsel und Banken gäbe, und verdarb so dem Konsul in London das schöne Geschäft.

Es ist auch vorgekommen, fährt Joest fort, daß Bauern ihr bares Geld zum Kaufmann brachten und ihn frugen, wie viel sie zu zahlen hätten, wenn er ihr Geld aufbewahren würde. Im allgemeinen versteckt es der Bauer heute noch irgendwo im Hause, nur wenige Vorgeschrittene legen ihre Ersparnisse in Grundstücken an. Rechnen kann der Bur nicht lernen; so kam es vor, daß ein Bauer, dem es endlich aufgedämmert war, daß ihn ein Kaufmann beim Abnehmen und Wiegen der Wolle zu toll betrüge, sich einen „Rechenknecht" kaufte, in welchem er die abgelieferten Zentner und Pfunde anstrich, um das Resultat gedruckt vor sich zu haben. Das differierte nun mit dem des Kaufmanns um ein Beträchtliches, natürlich zu seinem Schaden. Wütend protestiert er und weist sein Rechenbuch vor. „Aber, lieber Freund," sagte ihm der Kaufmann, „dies Buch ist ja vom vorigen Jahr, schaffe Dir erst einmal ein neues an, dann wirst Du schon sehen, daß ich recht habe." Beschämt entschuldigte sich der Bauer.

Eine hervorstechende Eigenschaft der Bauern ist ihre Frömmigkeit. Die Bibel fehlt in keinem Hause, täglich wird aus ihr vorgelesen, auch das Tischgebet nie unterlassen. „Christliche Demut wurde früher soweit getrieben, daß die Töchter des Hauses dem Gast die Füße waschen mußten; ganz und gar nicht hiermit im Einklang steht es aber, daß der Bur heute noch, wenn er von „Menschen" redet, darunter ausschließlich sich und seinesgleichen versteht, alle Farbigen sind nur „Schepsels", Geschöpfe." Mit Vorliebe wendet er auch die Worte der Bibel auf seine eigenen Verhältnisse an, und während er in den Engländern und den Kaffern die Philister und Amalekiter sieht, betrachtet er die Bauern für das auserwählte Volk, dem von Gott das Gelobte Land im Norden der Kapkolonie beschieden ist. Solche religiöse Wahnvorstellungen veranlassen den Bauer, immer weiter nordwärts vorzudringen, und sein Unabhängigkeitssinn vermehrt noch diesen Wandertrieb. Er kann es nicht vertragen, den Schornsteinrauch seines Nachbars zu sehen, er will mit seiner Familie allein leben und ungestört sein.

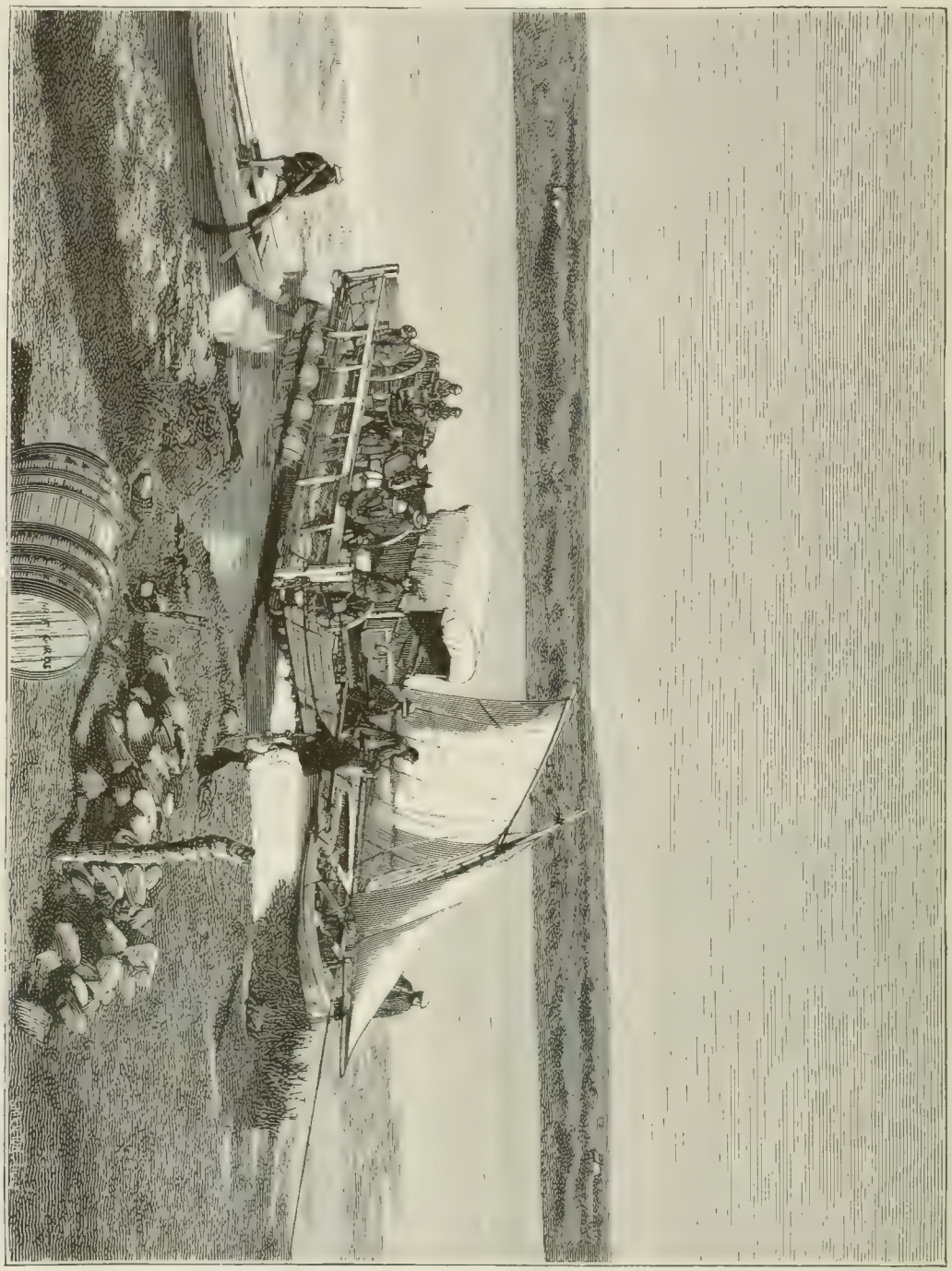
Was oben (siehe Seite 97 u. folg.) über die Bauernbevölkerung der Kapkolonie gesagt worden, das gilt mit geringen Abweichungen auch von den Bauern im Vrystaat und in Transvaal. Der Bauer und seine Frau verbringen ihr Leben hier wie dort in derselben Unthätigkeit, die Frau namentlich entwickelt sich zu einem Fettkoloß, dessen Taille man mit beiden Armen nicht mehr umspannen kann, und die Söhne und Töchter, deren jedes Ehepaar gewissenhaft mindestens ein volles Dutzend zeugt, stehen den Eltern an gewaltiger Körperform nicht nach. Auffallend ist, daß der Bauer weder hier noch in Transvaal sich mit Farbigen vermischt hat, während in der Kapkolonie Mischlinge von Europäern sehr zahlreich sind. Die Freistaaten-Bauern sind zu stolz auf ihre Abstammung, um sich mit Farbigen, die sie ja doch nur für „Schepsels" halten, zu vermischen. Der Abstammung nach sind die Bauern zwar nicht ausschließlich, aber doch zum größern Teil Holländer. Zu den ersten holländischen Ansiedlern am Kap und den späteren Einwanderern aus Holland haben sich französische

Emigranten gestellt und viele französische Namen verraten die Abstammung ihrer Träger. Auch darf man nicht glauben, daß die Massenauswanderung der Bauern die Kapkolonie etwa eine Zeitlang entvölkert habe. Es sind wohl viele Tausende ausgewandert, aber die große Masse ist ruhig auf ihren Farmen sitzen geblieben. So finden wir denn heute in den beiden Republiken ehemalige Ansiedler aus der Kapkolonie und ihre Nachkommen durchaus nicht in solcher Überzahl, als mancher anzunehmen geneigt ist. Auch Deutsche sind in neuerer Zeit zahlreich eingewandert und bilden bereits einen bedeutenden Bruchteil der Bevölkerung. In manchen Dörfern bildet das Deutsche bereits die vorherrschende Umgangssprache. Das südafrikanische Holländisch, welches die große Masse der Bauern spricht, ist ein Gemisch von Holländisch, Plattdeutsch, Englisch und anderen Sprachen, und es weicht von reinem Holländisch bereits sehr ab, daß ein aus Europa kommender Holländer sich nur mühsam verständigen kann. Das Südafrikanische ist sicher kein schönes Idiom, es zeichnet sich durch große Abkürzungen und dadurch aus, daß das Verbum nicht konjugiert wird. z. B. Ik bedaure den Mann. Ik is jammer voor die man, Du bedauerst u. s. w.: gy is, hy is ons is, u is, jy oder julle is. Ich habe, ik he statt heb, gy he, hy he u. s. w." In den Gerichtshöfen wird dagegen reines Holländisch, das sogenannte hooge Hollandsch, gesprochen.

Jedenfalls findet hier der deutsche Einwanderer leicht Rückhalt an Landsleuten, aber trotzdem sind die Verhältnisse augenblicklich einer Einwanderung nicht günstig. Die schlechte Geschäftslage, die im Kaplande herrscht, findet man auch hier, und die Nachwehen der Schwindelperiode der Diamantenminen machen sich hier nicht minder fühlbar als am Kap. Armen Leuten ohne Kapital muß entschieden von der Einwanderung abgeraten werden, denn sie könnten nur als Knechte auf den Farmen Beschäftigung finden und wären dann nicht viel besser gestellt als die Kaffern.[77] Ein kleines Kapital, etwa 2000 bis 5000 Pfund, kann aber einen

[77] „Was die Einwanderung armer, aber arbeitsamer Ackerbauer anbetrifft, so möchte ich darauf hinweisen, daß sie allerdings dann den Herren Buren äußerst willkommen sein würden, wenn sie für sie arbeiten wollten, etwa zu denselben Preisen, denselben Bedingungen und unter derselben Behandlung wie ein Kaffernboy, doch sind hoffentlich die Zeiten vorüber, daß dazu der Deutsche noch in größerer Zahl importiert wird. Seit dem Transvaalkriege übrigens, welcher die Meinung des „wahren Afrikanders" von sich und seinen Stammgenossen zu einer lächerlichen Höhe gehoben hat, legt er eine weit stärkere Arroganz gegen alle „Uitlanders", wovon auch die in der Nähe von Kapstadt seit einigen Jahren angesiedelten deutschen Einwanderer zu erzählen wissen. Wir wollen aber auch nicht zu dem Endzweck einzelne ärmere Emigranten hier draußen haben, daß sie nur das afrikanisch holländische Element verstärken, mit dem sie sich obnehin leicht genug verschmelzen wegen der Ähnlichkeit der Sprache und derselben Religion. — Wie viel deutsches Blut ist nicht bereits in diesen so stolz auf alle anderen Nationen herabsehenden Afrikandern? Wenn deutsche Emigranten jetzt herauskommen, so sollte doch darauf gesehen werden, daß sie sich ihre deutsche Sprache, deutsche Sitte ꝛc. für Generationen bewahren. Wir wollen nun einmal annehmen, deutsche Kapitalisten erwerben hier einen größeren Komplex von Farmen, die Vorbedingung für Besiedelung mit Ackerbauern wurde natürlich die Beschaffung von Wasser sein, ferner müßten sie nicht zu weit entfernt von Marktplätzen sein, möglichst in gleicher Entfernung von Kimberley und Bloemfontein, die hierfür besonders in Betracht kommen. Setzen wir uns die jetzigen Preise an, so kann der australische Weizen wohl kaum unter 27 ℳ per 200 Pfund oder 300 ℳ per Tonne geliefert werden, immerhin ein sehr annehmbarer Preis bei der Leichtigkeit, womit größere Quantitäten genügendes Wasser stets vorausgesetzt, erzeugt werden könnten, ferner würde viel Geld zu machen sein durch Weinbau, da hier im Staate keine Extraabgabe darauf besteht, bei Erfolg würde mit einem Schlage kein Sherry und kein Branntwein (Cango) mehr aus der Kolonie eingeführt werden, **weil dort eine hohe Inlandssteuer darauf ist, ebenso in Transvaal. Ferner könnten sehr gute Preise für Butter, besonders** wenn diese gut bearbeitet ist und sich hält, erzielt werden, jetzt werden für [illegible] £ importiert, im Sommer per Pfund etwa 1–2 ℳ, im Winter, wenn vielleicht durch Rübenbau ꝛc. Fürsorge für Fütterung von Kühen getroffen würde, sodaß diese genug Milch zu Butterbereitung gaben, für frische Butter wenigstens 5 ℳ, in Bloemfontein wurden im Frühjahr 18[illegible] 7–8 ℳ per Pfund bezahlt. Namhafte Preise könnten durch Verkauf frischen und getrockneten Obstes, Apfelsinen, eingemachter Früchte ꝛc. erzielt werden, durch Schweine geräucherten Schinken (die gewöhnlich importiert werden und [illegible] ℳ per Pfund kosten). Allerdings ist die Möglichkeit da, daß fühlten die Farmer in der Kapkolonie zu sehr die Konkurrenz, sie durch Extrazölle diese bekämpfen würden, wie sie gegenüber Transvaal es thun, doch hat Transvaal durch Erteilung von Monopolen und dadurch bedingte Errichtung inländischer Zölle zuerst den Anfang gemacht. Transvaalisches Korn hat jetzt 7 ℳ 50 ₰ per 200 Pfund, Tabak 1 ℳ per Pfund zu bezahlen, auch Tabak könnte hier mit Erfolg gebaut werden. Immerhin halte man das im Auge: in ganz Süd Afrika sind nur beiläufig 900 000 Weiße und über 2 ½ Millionen Farbige, Kapkolonie, Transvaal, Freistaat, Natal zusammengerechnet; bei einiger Betriebsamkeit sollten da doch die Leute auf dem ungeheueren Flächenraum, den sie einnehmen, wenigstens Lebensmittel genug für sich selbst produzieren können — von Export aus dem Inlande kann bei den jetzigen teuren Transportverhältnissen gar nicht die Rede sein." — Dr. med. Wohlers, Aus dem Oranje Freistaat. Deutsche Kolonial-Zeitung 1888, 15. Heft, Seite 40.

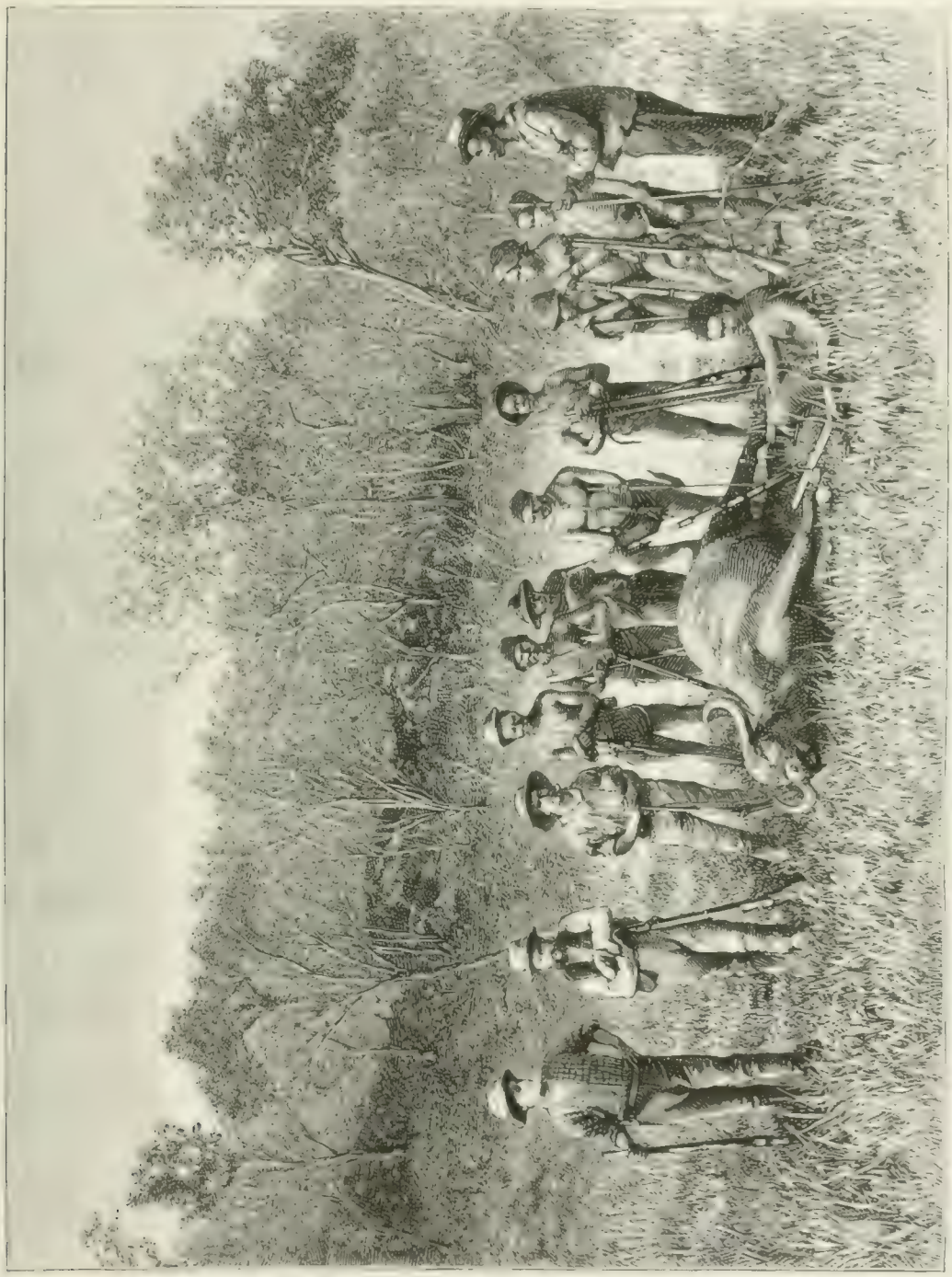
fleißigen, gesunden und kräftigen Mann in kurzer Zeit reich machen. Für 1200 bis 1400 Pfund kann er eine Farm von etwa 1400 Morgen kaufen, und für 450 bis 500 Pfund erhält er 1000 Schafe. Wenn er dann noch etwas bares Geld übrig behält, kann er dieses verwenden, um die Anstalten zur Bewässerung seiner



Fähre über den Vaal.

Felder zu vervollkommnen, eine Arbeit, die sich reichlich lohnt, denn schon im ersten Jahre gewinnt er durch die größere Ernte 100% seiner Auslagen. Übermäßige Arbeit wird von dem Kolonisten nicht verlangt, aber er wird sich an manches gewöhnen müssen, was ihm anfangs unerträglich scheint, und manches aufgeben,

was er glaubt nicht entbehren zu können. In erster Reihe muß er sich an die Einsamkeit gewöhnen, denn auf seiner Farm wird er selten ein fremdes Gesicht erblicken, und wenn kein Dorf in der Nähe ist, in dem er Europäer finden kann, werden Monate vergehen, ohne daß er außer Kaffern einen Menschen erblickt. Auch



Büffeljagd in Transvaal.

manchen heimatlichen Gewohnheiten — darunter obenan das Biertrinken und Zigarrenrauchen — wird der Kolonist entsagen müssen, weil sie in Süd-Afrika zu kostspielig sind. Hat er aber erst ein Jahr oder zwei auf seiner Farm verlebt, dann wird er sich gewiß in den neuen Verhältnissen wohl fühlen und wird die Unab-

hängigkeit, deren sich der Bauer erfreut, um keinen Preis mehr gegen ein anderes Verhältnis eintauschen wollen. Wenn er umsichtig zu Werke geht und das Glück ihm günstig ist, kann er sein Kapital schon in 6 Jahren verdoppeln, und er beschließt sein Leben als reicher Farmer, wenn er nicht vorzieht — was auch viele thun — später sein Besitztum zu Gelde zu machen und mit dem erworbenen Vermögen nach Europa zurückzukehren.

Wenn die Boeren sich nicht durch Mißwirtschaft so arg an dem Lande versündigt hätten, würde dasselbe heute an Ergiebigkeit des Bodens den fruchtbarsten Gegenden Natals nicht nachstehen und der Viehzüchter wäre nicht gezwungen, durch mühsame Dammbauten seinem Weideland die nötige Feuchtigkeit zuzuführen. Als die Bauern ins Land kamen, gab es in demselben weite Prärien, in denen das Gras mannshoch stand. Die Flüsse und Bäche enthielten das ganze Jahr hindurch genügend Wasser, und ihre Ufer waren umsäumt von Bäumen und Schilf. Der Boden sog bei einem Regen viel mehr Feuchtigkeit ein und behielt sie länger als jetzt. Ackerbau wäre damals überall möglich gewesen und hätte sich gut rentiert, aber die Einwanderer waren nicht Ackerbauer, sondern Viehzüchter, und das hohe Gras und all die üppige Vegetation, welcher der Boden seine Feuchtigkeit verdankte, behagte ihnen nicht. Ihre Schafe fanden auf solchem Boden kein geeignetes Futter, und überdies war das hohe Gras ein vorzügliches Versteck sowohl für die damals noch zahlreich vorhandenen Raubtiere, als auch für Kaffern, welche dort den günstigsten Augenblick zu einem Überfall erspähen konnten. Die Bauern entledigten sich desselben, indem sie kurz vor Beginn der Regenzeit, wenn das Gras von den Sonnenstrahlen völlig ausgetrocknet war, es anzündeten. Die sich rasch verbreitenden Flammen vertrieben die reißenden Tiere, und obwohl sie nicht nur das Gras, sondern alles, was sie auf ihrem Wege fanden, auch Bäume und Gebüsche verzehrten, so kam doch bald darauf der befruchtende Frühjahrsregen (Ende August), und der fruchtbare Boden bedeckte sich rasch wieder mit Gras und Schilf. Eine Zeitlang ging dies, dann mußten sich aber die Nachteile einer solchen Wirtschaft bemerkbar machen. Die Schafherden der Bauern wurden immer größer, aber die Frühjahrsregen, welche das Land befruchten sollten, seltener, und schließlich fanden die Herden nicht mehr genügendes Futter, wo solches noch vor wenigen Jahren in überreicher Fülle vorhanden war. Der Bauer mußte andere Weideplätze aufsuchen und weiterziehen (trekken; woraus der Name Trek-Bauern entstand), aber er war durch die Erfahrungen der letzten Zeit nicht gewitzigt und wirtschaftete in seiner neuen Niederlassung in derselben Weise wie in der alten. Heute ist infolge dieses Raubsystems das Land kaum wiederzuerkennen. Frühjahrsregen fallen schon längst nicht mehr, die Regenmenge hat sich überhaupt bedeutend vermindert, und anstatt wie früher wohlthätig und belebend zu wirken, treten die Regengüsse jetzt meist mit elementarer Gewalt auf und haben Zerstörung und Verwüstung im Gefolge. Keine üppige Vegetation verhindert jetzt mehr den raschen Zufluß des Regenwassers zu den Flüssen, und die nicht mehr regulierten Regenmassen füllen die Flußbetten zuweilen in kurzer Zeit so, daß das Wasser über 50 Fuß hoch steigt, weithin die Ufer überflutet und in seinem rasenden Lauf große Stücke fruchtbaren Bodens losreißt und mit sich fortführt.

Aller Wohlstand im Lande hängt jetzt von der Erhaltung der Dämme ab, welche keine Farm entbehren kann. Sie sind teils in natürlichen Bodenmulden, teils in kleineren Wasserläufen, sogenannten Spruiten, aufgeführt und sollen das Regenwasser auffangen und ansammeln, doch wenn Quellen in der Nähe sind, werden auch diese in das eingedämmte Becken geleitet. Wenn der Bauer dann sieht, daß sein Ackerfeld schon sehr ausgetrocknet ist und dringend einer Bewässerung bedarf, leitet er von seinem Wasservorrat einen Teil nach den Furchen, mit welchen jedes Feld durchzogen ist.

Außer der Anlage solcher Dämme, welche stets dem einzelnen Farmer überlassen bleibt, ist für künstliche Bewässerung des Landes bisher noch gar nichts gethan worden. Es sind weder Tiefbohrungen versucht worden, noch hat man bisher die Wassermengen der Flüsse Oranje, Vaal, Modder, Caledon u. s. w. ausgenutzt; zu ersteren fehlten die nötigen Apparate, und der Erfolg von Bohrungen ist hier zu fraglich, als daß man sich sehr dazu gedrängt fühlte, und inbezug auf die Flüsse sind noch keine Nivellements vorgenommen

worden. Das Land kann übrigens derartige Bewässerung ganz gut entbehren, wenn das Regenwasser sorgfältig gesammelt wird, denn dieses ist in völlig genügender Menge vorhanden. Der Regen fällt allerdings ungleich, bleibt oft lange Zeit aus und geht dann plötzlich wolkenbruchartig nieder, wobei er viel Unheil anrichtet. Die letzten Jahre waren sehr trocken, aber Anfang März 1884 ging wieder ein Guß nieder, der die Dämme durchbrach. Im allgemeinen schwankt die Regenmenge zwischen 10 und 50 Zoll, nimmt aber jetzt, wenn auch langsam ab.

Eine Besserung ist vielleicht zu erwarten, wenn bei dichterer Besiedlung der Ackerbau die Viehzucht etwas zurückdrängen wird. Der reiche Kindersegen der Bauern und die Sitte, das väterliche Gut unter die Söhne zu verteilen, wirken darauf hin. Jetzt schwanken die Farmen noch zwischen 1000 bis 6000 Morgen und ernähren durch die Zucht von Schafen und Rindern trotz der jetzt sehr gedrückten Wollpreise so ziemlich ihren Mann, aber schon in der nächsten Generation wird eine Änderung eintreten müssen. Bei weiterer Verkleinerung der Farmen wird die einzelne nicht mehr imstande sein, eine solche Anzahl von Schafen zu ernähren, als der Farmer braucht, um existieren zu können, und dann wird er zum Pfluge greifen und sein jetziges behagliches Leben aufgeben müssen. Mit dem nötigen Aufwand von Arbeit wird er auch auf der kleinen Farm ein gutes Auskommen finden, denn der Boden eignet sich vortrefflich für den Anbau der verschiedensten Kulturpflanzen. Korn und Weizen geben hohen Ertrag, der letztere inklusive des Schadens, welcher durch Hagel veranlaßt wird, 40fachen, zuweilen noch bedeutend höhern Ertrag, und dabei erntet der Bauer jährlich zweimal. Er kann in demselben Jahre sein Feld z. B. zuerst mit Hafer, dann mit Weizen bestellen, oder Mais und die gleichfalls sehr gut gedeihenden Kartoffeln pflanzen. Auch die europäischen Gemüse gedeihen gut, wenn sie genügende Bewässerung finden, und ihr Wachstum währt bei solcher das ganze Jahr hindurch. Besonders eignet sich das Land zur Obstkultur. Der Oranjestaat könnte wohl ebenso guten Wein liefern wie das Kapland, denn man trifft dort ausgezeichnete Trauben, jedoch die Bauern haben sich bisher darauf beschränkt, für ihren eigenen Bedarf in kleinen Quantitäten Wein zu bereiten, während noch nirgends der Weinbau im Großen zum Zwecke des Kelterns und des Weinverkaufs versucht worden ist. Außer der Weintraube gedeihen im Oranjestaat noch Apfelsinen, Zitronen, Feigen — kurz, alle Obstarten, die bei uns heimisch sind.

Der Einwanderer, der einiges Kapital mitbringt, dabei kräftig und gesund ist und Lust zur Arbeit hat, wird daher im Oranjestaat, wenn er sich der Landwirtschaft zuwendet, immerhin sein Auskommen finden. Weniger günstig sind die Aussichten für den Handwerker und den Kaufmann. Der Bauer lernt auf seiner einsamen Farm sich in gar vielen Fällen selbst zu helfen, in denen der Städter die Arbeit des Handwerkers nicht entbehren kann, auf ihn darf daher der einwandernde Handwerker nicht zählen. In den größeren Orten findet er aber eine sehr zahlreiche Konkurrenz, da außer ärmeren Bauern, welche ihre Dienste anbieten, auch Kaffern bereits Handwerke zu erlernen beginnen, sodaß der deutsche Einwanderer den Kampf nicht aufzunehmen vermag, umso weniger, da diese einheimischen Konkurrenten weniger Bedürfnisse haben als er und daher auch viel billiger arbeiten. Deutsche Handwerker werden daher wohl thun, wenn sie nur dann nach Transvaal auswandern, sobald sich ihnen dort eine im voraus sichere Beschäftigung bietet, denn im entgegengesetzten Falle können sie sich in 90 von 100 Fällen darauf gefaßt machen, daß sie über kurz oder lang sich werden gezwungen sehen, ihre eigentliche Beschäftigung aufzugeben und die erste beste andere zu ergreifen, um nur ihr Leben zu fristen. Für Kaufleute stehen augenblicklich wegen der schlechten Geschäftslage die Aktien auch nicht günstig, und auch für die Inhaber von Kantinen sind jetzt die schönen Tage von Aranjuez vorbei. Früher ist mancher bei solchem Geschäft in kurzer Zeit ein reicher Mann geworden, aber seitdem ein Gesetz erlassen wurde, welches den Verkauf von Spirituosen jeder Art an Eingeborene mit Strafen von 500 bis 1000 Mark bedroht, hat dieses Gewerbe aufgehört, so einträglich zu sein, daß es noch viele anlocken könnte.

Günstigere Verhältnisse findet der Einwanderer in Transvaal. Auch dort ist die Bevölkerung eine sehr dünne. In einem Gebiet von der Größe der französischen Republik wohnen nur etwa 800000 Menschen, der überwiegenden Mehrzahl nach Farbige, welchen nur etwa 45000 Weiße gegenüberstehen. Wie viele

Menschen könnte die Fläche von (rund) 28 Millionen Hektaren, welche der Transvaalstaat umfaßt, ernähren! Die Zahl der weißen Einwohner wäre längst eine bedeutend größere, wenn englische Mißgunst nicht den Aufschwung der Republik hinderte und nicht viele durch parteiisch gefärbte Berichte über die dortigen Zustände von der Einwanderung abgeschreckt würden.

Alle Bedingungen sind vorhanden, daß man von der Thätigkeit einer fleißigen Bevölkerung einen raschen Aufschwung des Landes erwarten kann. An Wasser ist kein Mangel. Zwei große Flüsse bilden nach Süden und Norden die Grenze des Landes: der in den Oranje mündende Vaal[78]) und der dem Indischen Ozean zuströmende Limpopo, welche beide zahlreiche Nebenflüsse aufnehmen. Ein von Westen nach Osten sich erstreckendes Hochland, das hooge veld, bildet die Wasserscheide zwischen den beiden Flüssen, 30 bis 60 Kilometer breit bei einer durchschnittlichen relativen Höhe von 100 bis 200 Meter. Zwei Gebirgsketten durchziehen das Land, beide in der Richtung von Süd-West nach Nord-Ost: die Maggaliesberge und das Draken- oder Kathlamba-Gebirge. Ein schmales Thal trennt das hooge veld von den 200 bis 300 Meter höheren Magaliesbergen. „Nördlich derselben wird das Gebiet der Transvaal teils von plateauartigen Massen, welche sich 100 bis 200 Meter über das allgemeine Niveau erheben und von isolierten Klippenbergen gekrönt werden, teils von Bergreihen und Zügen durchzogen, welche im allgemeinen in Westsüdwest-Ostnordost-Richtung streichen. Von dem Hohen Feld trennt diese Erhebungen eine von dichtem Buschwald bedeckte Ebene, welche im westlichen Teil als Buschfeld bekannt ist. Zu den ersteren gehören die Pilands-Berge, Water-Berge, Zoutpans-Berge, Blau-Berg und Matyatyas-Berg, zu den letzteren die Dwars-Berge, Witfontein-Berge und die zahlreichen, ihrer Kuppenform wegen Koppies-Berge benannten isolierten Klippenberge. Der Plateaurand gegen den Limpopo ist durch eine Reihe von Erhebungen ausgeprägt, welche unter dem Namen der Mural-Berge, Siloquana-Berge, Tweede- und Derde-Berge bekannt sind und kaum 100 bis 150 Meter relativer Höhe erreichen. Am reichsten gegliedert, d. h. zerklüftet und zerrissen ist die Hochebene an ihrem Ostrande in den Golddistrikten von Lydenburg; hier erreicht die Hochebene auch im allgemeinen Niveau ihren Kulminationspunkt und zeigt auch ein ziemlich bedeutendes Gefälle gegen die vom Olifant (Lepalule) begrenzte Ebene." Die Drakenberge, welche die Grenze zwischen dem Freistaat und nördlichen Natal, und die Wasserscheide zwischen dem Indischen und Atlantischen Ozean bilden, sind die Fortsetzung jenes Höhenzuges, dem wir bereits unter dem Namen Storm-Berge am Rande des südafrikanischen Hochplateaus begegneten. „Zwischen 29° und 30° südl. Br., mithin im mittlern Teile der ganzen Kammlinie, erreichen die Draken-Berge im Cathkin Peak oder Champagne Castle ihren absoluten Kulminationspunkt mit 3157 Metern; diesem zunächst erreicht der Kamm im Mont aux Sources 3048, im Giants Peak (Riesenkopf) 2943 Meter. Der Abfall der ebenfalls durch die charakteristische Tafelform ihrer einzelnen die Kammlinie überhöhenden Berge ausgezeichneten Draken-Berge ist nach Osten d. h. zur Küste weit beträchtlicher und steiler als nach dem Innern, und diese liegen durchschnittlich in 1600 bis 1900 Meter Seehöhe. Die Höhe des Kammes unterliegt verhältnismäßig geringen Schwankungen und beträgt in den Ipoko-Bergen 1800, in den Verzamel-Bergen 1700 Meter, während die Gipfelhöhen in den ersteren nur mehr 2196 Meter erreichen. Im Norden der Verzamel-Berge geht der bisherige Kamm der Draken-Berge wieder in den von isolierten Bergmassen überhöhten Steilrand des Hochplateaus über." Großartige Gebirgslandschaften entrollen sich da vor den Blicken des Wanderers, aber nirgends gewahrt sein Auge Leben, nirgends Ansiedelungen, wenn er von einem der Gipfel der Drakenberge die ihn umgebende Bergwelt überblickt, und die unbelebte Natur läßt den Beschauer kalt. Und doch könnte die Landschaft leicht ein anderes Aussehen gewinnen, denn der Boden Transvaals ist sehr fruchtbar. Hier gedeihen sowohl alle europäischen Pflanzen und Getreidearten als auch fast alle Gewächse der Tropen. Obst giebt es das ganze Jahr, denn Weintrauben, Pfirsiche, Aprikosen, Birnen, Äpfel, Pflaumen, Wallnüsse u. s. w. reifen im Sommer, Bananen, Apfelsinen, Guyaven u. s. w. im Winter. Weizen liefert

[78]) Wir behalten die alte Schreibweise Vaal und Transvaal bei, bemerken jedoch, daß nicht Faal oder Transfaal, sondern Waal zu sprechen ist.

häufig 40 bis 50fachen Ertrag. Mais gedeiht vortrefflich und wird, nachdem der große inländische Bedarf gedeckt ist, noch in bedeutenden Mengen ausgeführt. Alle Gemüsearten, welche bei uns gezogen werden, kommen auch in Transvaal fort. Tabak bildet wegen seiner guten Qualität bereits einen sehr begehrten Ausfuhrartikel, und der Kaffeebaum, Reis, Hanf, Flachs und Baumwolle wachsen in verschiedenen Distrikten wild.

Der Viehzüchter findet in Transvaal noch die herrlichsten Weidegründe, die er sich wünschen kann. Das Gras wird oft 6 bis 7 Fuß hoch, und auch hier wird es noch von vielen im Winter niedergebrannt, um in seiner Asche Dünger für den Boden zu gewinnen, bevor die befruchtenden Frühjahrsregen kommen. Heuvorräte für den Winter zu sammeln, ist hier überflüssig, denn wenn im Winter — hier die trockene Jahres-

Jeppes Turm.

zeit — das Gras auf den Weideplätzen dürr wird, zieht der Bauer mit seinen Herden nordwärts in das sogenannte Bushfeld, wo er das ganze Jahr hindurch frisch grünes Gras findet. Auch die Jagd liefert noch gute Ausbeute, und der Bauer bringt von seinen Jagdzügen in der Regel eine Menge Felle und Häute der erlegten Tiere mit nach Haus. In den dichter bevölkerten Teilen Transvaals ist zwar die Jagd auch schon unergiebig geworden, aber auf weiteren Streifzügen findet der Jäger immer noch Gelegenheit nach Herzenslust Antilopen, Springböcke, Giraffen, Nashörner, Hyppopotamen, auch Elefanten und Löwen zu schießen.

Schließlich zeichnet sich Transvaal noch durch Mineralreichtum aus. Eisen, Kupfer, Blei, Zinn sind in großen Mengen vorhanden. Steinkohlen findet man überall, und in einzelnen Gegenden ist Gold und Silber

gefunden worden. Die Gebirge liefern ferner Marmor und verschiedene wertvolle Steinarten, und wenn wir unter den mineralischen Schätzen noch Salpeter, Alaun, Porzellanerde, Ocker u. s. w. anführen, so haben wir nur einen Teil derselben erschöpft, denn der Reichtum Transvaals an Erzen und Mineralien ist so groß, daß wenige Länder mit ihm wetteifern können.

Zu alledem gesellt sich noch ein vortreffliches Klima, das viel milder und angenehmer ist als jenes der Kapkolonie. Von Dezember bis Februar fällt viel Regen, und dann sind auch Gewitter häufig, während der anderen Monate wölbt sich über dem Lande stets ein wolkenloser Himmel, die Luft ist sowohl im Winter als im Sommer wundervoll klar, so daß man auf weite Entfernung hin alle Gegenstände scharf und deutlich zu sehen vermag, und dabei wird sogar im Hochsommer die Hitze niemals drückend. Selten steigt das Thermometer im Sommer höher als 22° R., so daß wir in Deutschland zuweilen mehr unter der Sommerhitze zu leiden haben als die Transvaaler. Die Nächte sind dagegen in Transvaal auch im Sommer empfindlich kalt. Als klimatisches Land für Tuberkulose dürfte Transvaal sehr zu empfehlen sein und kaum von einem andern, auch von dem deshalb viel gerühmten Vrystaat nicht, übertroffen werden.

Dieses schöne Land scheint wie geschaffen, um einen großen Einwandererstrom aufzunehmen, und es lag daher nahe, daß in einem Land wie Deutschland, welches alljährlich viele Tausende seiner Bewohner durch Auswanderung verliert, schon frühzeitig die Frage diskutiert wurde, ob es sich empfehle, den deutschen Auswandererstrom nach Transvaal zu lenken. Die Zahl der Deutschen in Transvaal ist schon heute nicht gering, und sie würden es selbstverständlich mit Freude begrüßen, wenn die schon bestehenden deutschen Niederlassungen durch neue Ansiedler aus Deutschland vermehrt würden. Gegenüber der starken Propaganda zu Gunsten Transvaals, welche vor noch nicht langer Zeit in Deutschland sich bemerkbar machte, ist Vorsicht und ein sorgfältiges Prüfen der jetzigen Verhältnisse doppelt geboten.

Eines steht übrigens unbestreitbar fest: die große Mehrzahl der jetzt bereits im Lande ansässigen Deutschen lebt in sehr guten Verhältnissen. Fast alle haben mit ganz geringen Mitteln angefangen, aber Männer und Frauen haben fleißig gearbeitet, wobei namentlich die Emsigkeit der letzteren das Staunen der Bauern erregte, und die Früchte ihrer Mühen sind nicht ausgeblieben. Das deutlichste Anzeichen von Wohlhabenheit ist die Thatsache, daß zwei deutsche Gemeinden, welche in den Distrikten Utrecht und Wakkerstroom ziemlich nahe beieinander entstanden, aus eigenen Mitteln deutsche Schullehrer und Pfarrer angestellt haben, um ihren Kindern ihre Nationalität zu erhalten. Schon die Umgegend und das Aussehen dieser Dörfer verraten das Vorhandensein emsiger und wohlhabender Ansiedler: die Straßen sind in gutem Zustand, die Häuser freundlich und sauber, und jeder Ansiedler hat seinen echt deutschen Bauernhof, an den sich Garten und Ställe anschließen. Ein nicht minder freundliches Bild bieten die einsam gelegenen Farmen der deutschen Ansiedler, die sich auch scharf von denen der Bauern unterscheiden.

Eduard Mohr besuchte die in der Nähe von Rüstenburg gelegene Farm „Morgensonne", deren Besitzer, ein Deutscher namens Diedrich, welcher 1848 bei den schwarzen Jägern in Leipzig gestanden, ihn zum Besuche eingeladen hatte. Wir wurden, schreibt er, in gastlicher Weise empfangen, denn kaum fuhren die Wagen innerhalb der die Besitzung umgebenden Mauern ein, so knallte ein Büchsenschuß und ein mächtiger fetter Ochse stürzte tot zusammen; damit wollte man anzeigen, daß sowohl für die Kaffern als auch für uns selbst reichliche Fleischvorräte vorhanden seien. Darauf bewillkommnete uns unser Landsmann und stellte uns einem holländischen Freunde vor, der mit seiner zahlreichen Familie ziemlich auf unbestimmte Zeit nach hier zum Besuche gekommen war. — Die armen Frauen in der Küche hatten genug zu thun, denn sie sorgten dafür, daß der gute Appetit einer großen Gesellschaft befriedigt wurde, und somit herrschte denn hier den ganzen Tag eine große Thätigkeit, es wurde gekocht, gebraten, eingesalzen, gebacken 2c. Gewiß gehört eine große Charakterstärke dazu, hier mit Ausdauer energisch weiter zu schaffen, um die Sache vorwärts zu bringen, wie es unserem Freunde gelungen, denn das Leben ist doch ein ganz anderes, als wie es ein junger sächsischer Offizier gekannt hat, der in den feinsten Salons der Dresdner und Leipziger Gesellschaft verkehrte. — Indessen

durch Ausdauer Umsicht und Thatkraft hatte sich Diedrich eine sorgenfreie unabhängige Stellung geschaffen, auf die er stolz war. — Ich behaupte die Farm „Morgensonne" liegt auf einer der malerischesten Stellen im ganzen Transvaal auf terrassenartig ansteigenden bewaldeten Hügeln. Im Rücken derselben erhebt sich eine steile mehrere hundert Fuß hohe Porphyrwand, die die Wohnung in der Entfernung einer halben bis 1½ englische Meilen umschließt und so zu sagen wie eine natürliche Mauer einen Teil der Felder die Orangen- und Küchengärten einrahmt. Das Haus ist solid aus Ziegelsteinen konstruiert, hat ein flaches Dach und in Front eine halbe Veranda, deren weiße Säulen weit durch die Landschaft dem Wanderer als ein Zeichen der Zivilisation entgegenblinken. Alles dieses hat der sächsische Kapitän selbst gegründet mit Hilfe einer Kaffir Kolonie, die sich neben ihm ansiedeln durfte und deren Arbeitskräfte er durch kluge und humane Behandlung zu gewinnen wußte. — Auf der luftigen Veranda stehend schweift unser Blick über einen freundlichen Garten hin. Unter den Pflanzenformen fallen die hochstämmigen Orangen- und Zitronenbäume auf, dort glüht die feurige Granatblüte, hier herrliche Büschel blaßroten Oleanders, nordostwärts zu sieht man bis in die weiten Ebenen des Krokodilflusses im Norden liegen jene reizenden Landschaften, aus denen die blauen Pilandsberge malerisch hervorragen. Schaf- und Viehzucht sind es, die die Hauptennahmen der Farm bilden. - Während der ersten Zeit seines Aufenthaltes hier machten Schwärme von Baboon Affen, die die Porphyrklippen bewohnen, dem Hauptmann Diedrich viel zu schaffen, indem sie nachts aus ihren steilen, für Menschen fast unzugänglichen Felsen herunterkamen und furchtbare Verwüstungen unter den reifenden Maisfeldern anrichteten deren Kolben, wie Diedrich uns versicherte, die schlauen Tiere mit dem Bast des Mais zusammenbinden, über die Schultern nehmen und so forttragen. – Nach und nach hat die Büchse unter ihnen aufgeräumt, aber ganz verschwunden waren sie immer noch nicht, oft hörten wir ihr rauhes, heiseres Gebrüll, oder sahen ihre dunklen Gestalten bald auf den Felsen herumkletternd, bald stundenlang in stoischer Ruhe stillsitzend und neugierig dem Treiben der Menschen unten zuschauend.

Im Distrikt Utrecht des Transvaal wurde im Jahre 1868 von 19 deutschen Familien die Niederlassung Lüneburg gegründet, welche rasch anwuchs und heute bereits über 60 Familien zählt. Alle Ansiedler sind wohlhabend, die Niederlassung besteht aus schmucken, freundlichen Häusern, welche von wohlbestellten Gärten und Feldern umgeben sind, und mit einem Aufwand von 60000 Mark ist dort auch eine hübsche Kirche erbaut worden. Lüneburg macht unbestreitbar einen sehr günstigen Eindruck, und wer es zum ersten mal sieht, wird nicht begreifen, warum die Zahl der deutschen Einwanderer nicht größer ist und warum jetzt sogar aus dem Transvaal Stimmen laut werden, die von der Einwanderung abraten — wenigstens von der augenblicklichen Einwanderung. Ein gut Teil der abratenden Stimmen ist zwar offenbar in englischem Interesse thätig und bezweckt durch möglichst ungünstige Schilderung der Verhältnisse von der Einwanderung abzuschrecken, damit der Freistaat nicht erstarke und dann den englischen Kolonien ein unangenehmer Nachbar werde, aber auch bei völlig unparteiischer Prüfung des Für und Wider dürfte in diesem Augenblick die Einwanderung nach Transvaal wenigstens nicht jedermann anzuraten sein.

Der mittellose Einwanderer würde hier ebenso wie im Vrystaat bald in eine bedrängte Lage geraten, denn die Verhältnisse sind augenblicklich nicht derart, daß es möglich wäre, durch Arbeit allein sich rasch eine Existenz zu schaffen. Über ein kleines Kapital, zum mindesten 5000 bis 6000 Mark muß der Einwanderer verfügen wenn er es zu etwas bringen will. Es würde jedoch verfehlt sein, wenn er für sein Geld sofort eine Farm kaufte. An verkäuflichen Farmen ist kein Mangel, denn jede Woche kommen einige wegen Schulden und Steuerrückständen zur Versteigerung und man kann bei solchen Gelegenheiten große Farmen in den besten Gegenden des Landes für ein Drittel des Preises kaufen, den sie noch vor wenigen Jahren erzielt hatten, aber trotz des dabei zu erzielenden Gewinnes ist dem Einwanderer der sofortige Ankauf einer Farm nicht anzuraten. Die meisten Einwanderer kennen Süd Afrika und die Art und Weise der dortigen Landwirtschaft nicht, und die unausbleibliche Folge ihres vorteilhaften Farmkaufes würde daher früher oder später der Verlust ihres Geldes sein. Der einzig richtige Weg, den ein mit den Mitteln zum Ankauf einer Farm versehener

Einwanderer einschlagen muß, ist der folgende: Er suche in einem der kultivierteren Distrikte, in Utrecht, Wakkerstrom oder Ermelo, bei einem reichen Bauer Stellung als Knecht. Dieselbe zu finden, wird nicht schwer sein, da der Bauer einen fleißigen weißen Arbeiter gern in seinen Dienst nimmt. Der Lohn wird außer Kost und Wohnung 80 bis 100 Mark monatlich betragen, doch darf man dies nicht für eine glänzende Bezahlung halten und etwa glauben, die 4 bis 5 Pfund, welche der Bauer zahlt, hätten in Transvaal denselben Wert wie bei uns 80 bis 100 Mark. Unter den jetzigen Verhältnissen sind sie nur soviel wert wie bei uns 20 Mark, aber der Betrag genügt zur Bestreitung aller kleinen Ausgaben, so daß der Einwanderer während seiner Dienstzeit auf der Farm sein Kapital nicht anzugreifen braucht und sogar noch etwas von seinem Lohn erübrigt. Später kann er sich eine andere Stelle suchen, um die Landwirtschaft in verschiedenen Teilen des Landes kennen zu lernen, und erst wenn er auf diese Weise eine Lehrzeit von 1 bis 2 Jahren hinter sich hat, kann er daran denken, mit Aussicht auf Erfolg sich selbständig zu machen. Diese Methode hat auch den Vorteil, daß der Einwanderer nicht mit mehr oder minder Hast eine Farm unter den zum Verkaufe angebotenen zu wählen braucht, sondern ruhig eine günstige Gelegenheit zu einem billigen Kauf abwarten kann.

Daß die Hauptschwierigkeit für den Einwanderer heute darin liegt, daß er in Verhältnisse kommt, welche ihm völlig fremd sind und er sich nicht in allem so schnell und so leicht zurecht zu finden vermag wie der Bauer, das hat auch Herr Du Toit — eines der Mitglieder der Deputation, welche die Transvaaler nach Europa sandten — hervorgehoben, als man ihn in Amsterdam wegen der Einwanderung nach Transvaal interpellierte. Sobald Transvaal eine Eisenbahn hat, sagte er, wird man das Land gleich offen und groß finden. Dann wird die Emigration ein Segen sein. Vor dieser Zeit nicht, denn der Neuangekommene versteht es nicht, sich wie der Boer zu helfen. Die Regierung hat eine Emigrations-Kommission ernannt; auch hier (in Amsterdam) besteht eine derartige Kommission, welche in Verbindung mit jener zu Pretoria handelt. Ich wiederhole es, ein großer Strom von Einwanderern würde in diesem Augenblick nicht erwünscht sein, aber allmählich wird Transvaal ihrer bedürfen, besonders tüchtige junge Bauern und geschickte Handwerksleute würden ein Segen sein.

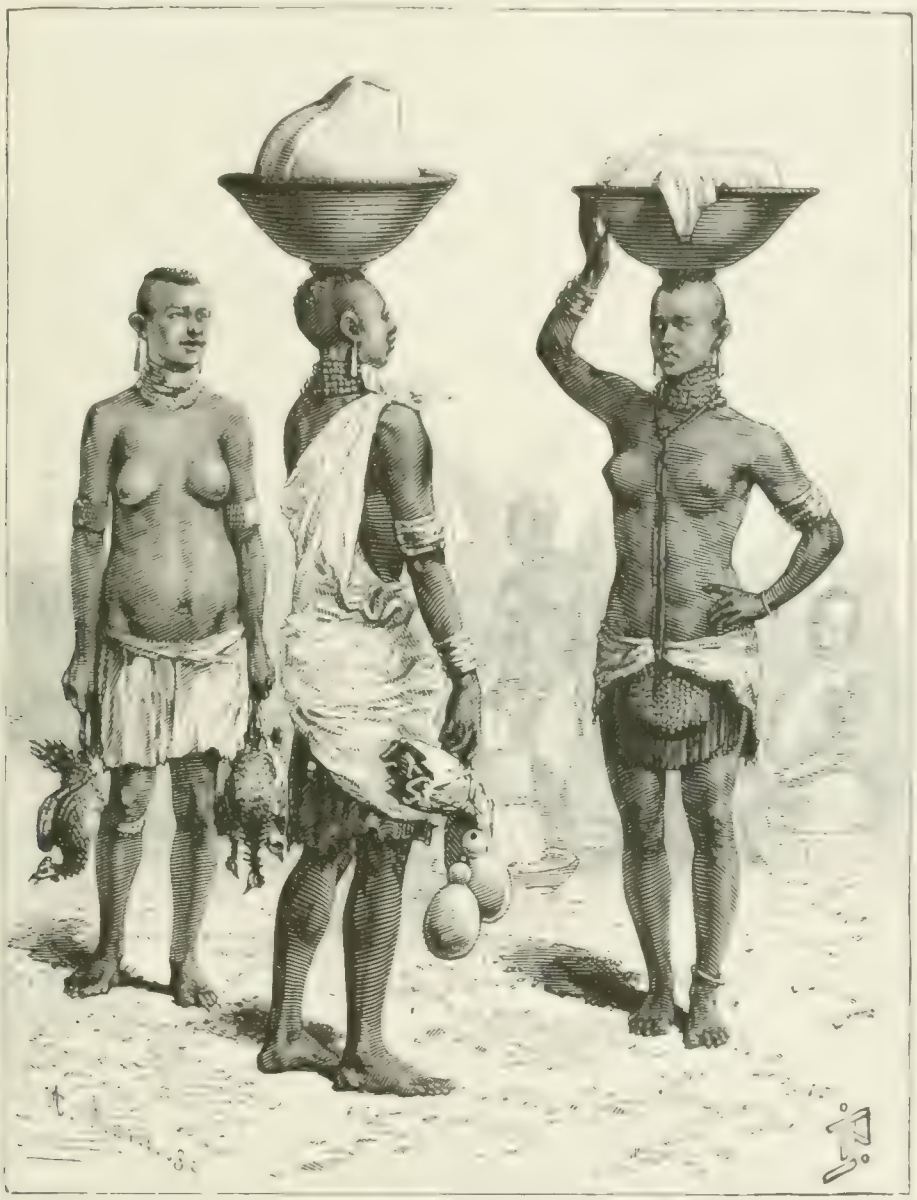
Die Regierung des Freistaates ist demnach allerdings augenblicklich einer Masseneinwanderung Deutscher nicht besonders geneigt, aber deshalb ist noch bei weitem nicht alles wahr, was von englischer Seite — als eines der beliebten Abschreckungsmittel für Einwanderer — verbreitet wird, um nachzuweisen, daß in Transvaal unter der Bauern-Bevölkerung eine Stimmung herrsche, welche den Deutschen ungünstig sei.[79]) Gerade das Gegenteil ist der Fall, denn die Transvaaler haben den Deutschen als einen fleißigen, nüchternen und bescheidenen Arbeiter bereits zur Genüge kennen und schätzen gelernt. Wenn hier, schreibt ein Deutscher aus Pretoria[80]), ein Bauer von Lüneburg (der oben erwähnten deutschen Gemeinde im Transvaal-Distrikt

[79]) Auch von deutscher Seite sind übrigens in neuerer Zeit Stimmen laut geworden, welche sich nicht günstig über die Lage der Deutschen in Transvaal äußerten. So veröffentlichte „Das Kapland" am 10 Januar 1885 den Brief „eines Transvaalers", in dem es heißt: „Von Zeit zu Zeit erschienen einige Artikel im „Kapland", die in ausführlicher Weise darzulegen suchten, welche Vorteile die Deutschen in Transvaal erwarten können. Es thut mir leid, als ein Freund der Transvaaler Bauern, die Meinungen der verschiedenen Korrespondenten und Schreiber im Allgemeinen teilen zu müssen. Die transvaalsche Deputation, welche, wie Jedermann weiß, am freundlichsten durch Se. Majestät den deutschen Kaiser empfangen ist, hat mit schönen Worten den Leuten zu Haus zu verstehen gegeben, daß man in Transvaal immer bemüht war, die deutschen Interessen zu fördern. Es ist jedoch hohe Zeit, daß die Deutschen in Europa wissen, daß dies ganz und gar nicht der Fall ist. Die deutschen Interessen und die Deutschen werden hier nur unterstützt, wenn ein „Muß" dabei ist. Die Wahrheit ist, daß Alles, was „deutsch" ist, soviel wie möglich unterdrückt wird. Man sieht die Deutschen mit Mißtrauen an. Sehr oft hört man auch den einladenden Ruf: „Verd . . . . . uitlander" von einigen Afrikandern. Einen andern hinterlistigen Feind der Deutschen findet man in den Holländern, die aus Haß und Neid Alles, was deutsch ist, vernichten möchten. Man hat in Transvaal verstanden, alle deutschen Beamten aus dem Staatsdienste zu entfernen, mit Ausnahme von einigen sehr untergeordneten Beamten, sei es durch Absetzung oder durch solche Behandlung, daß dieselben unmöglich ihre Stellungen halten konnten." Seitdem ist der Handelsvertrag zwischen dem Deutschen Reich und Transvaal in Kraft getreten, wodurch mancher Anlaß zu Beschwerden beseitigt wird und die deutschen Interessen in Transvaal eine wesentliche Förderung finden.

[80]) Die Kolonisationsfähigkeit von Transvaal. Original-Bericht aus Pretoria. „Export", 1885, Nr. 34. Seite 394.

Utrecht spricht, so thut er dies mit einem gewissen Respekt, denn der Bauer, der selbst wenig harte Arbeit vollbringt, sondern diese seinen Kaffern überläßt, achtet den Arbeiter höher als den Bureaukraten.

Der deutsche Kaufmann findet in Transvaal inbezug auf Sympathieen seitens der Bevölkerung ebenso günstigen Boden wie der deutsche Bauer, und er wird sich mit der Zeit ebenso eine geachtete



Frauen aus der Umgegend von Pretoria.

Stellung erringen wie dieser. Wir erwähnten bereits die Abneigung der Bauern gegen alles, was englischen Ursprungs ist. Diese Abneigung erstreckt sich auch auf englische Waren. Wenn der Bauer die Wahl hat zwischen englischer und anderer Ware, wird er bei gleicher Qualität stets der letztern den Vorzug geben, ja er bevorzugt sie auch noch, wenn sie — allerdings nicht in bedeutendem Grade — minderwertig ist. Was sich in Transvaal erzielen läßt, sehen wir an dem Eroberungszug, den das deutsche Bier dort vollbracht hat. Im

Jahre 1880 war deutsches Bier in Transvaal noch kaum zu erlangen, und heute hat es das englische Ale fast vollständig verdrängt.

In anbetracht der Vorliebe, mit welcher die Bauern deutsche Waren kaufen, kann jedoch nicht genug davor gewarnt werden, daß unsere Exporteure nicht wieder in den alten Fehler verfallen, der unserer Industrie im Auslande schon sosehr geschadet hat. Gute, den Wünschen des Kunden völlig entsprechende Ware und solide Verpackung derselben sind die unerläßliche Bedingung eines dauernden Erfolges. Strenge Reellität in jeder Beziehung ist umsomehr geboten, als gerade jetzt ein Konkurrent auf dem Platze erscheint, der alle Eigenschaften in sich vereint, um alle anderen Konkurrenten auszustechen. Die Sympathieen für die Stammverwandten in Süd-Afrika haben sich in Holland in neuerer Zeit mächtig zu regen begonnen, und es hat sich dort unter der Firma „Maatschappy tot bevordering der Handelsbetreckkingen tusschen Nederland en Zuid-Afrika" eine Handelsgesellschaft mit einem Grundkapital von 1 500000 Gulden gebildet, welche sich die Förderung der Handelsbeziehungen zwischen Holland und Süd-Afrika zur Aufgabe stellt. Jedes Mitglied der Gesellschaft erwirbt durch die Zahlung der Aufnahmetaxe in Höhe von 100 Gulden das Recht, seine Erzeugnisse durch die Gesellschaft in ihren Handelskontoren verkaufen zu lassen, wofür dieselbe als Provision bis zu 5% des Fakturabetrages erhält. Von diesen Einnahmen bestreitet die Gesellschaft alle Ausgaben, besoldet Beamte, Reisende u. s. w., verkauft aber die ihr übergebenen Waren nicht unter der Firma des betr. Industriellen oder Kaufmanns, sondern unter ihrer eigenen Firma. In Durban wurde durch den Direktor der Gesellschaft, der selbst Süd-Afrika besuchte, um sich über die Verhältnisse an Ort und Stelle zu unterrichten, ein Hauptdepot errichtet und von dort alsbald die Kapkolonie, der Vrystaat und Transvaal mit Prospekten und Preiscouranten überschwemmt. Die Gesellschaft rechnet auf die Abneigung der Bauern gegen englische Waren und die wieder stärker hervortretenden Sympathieen für Holland, und sie dürfte sich in ihrer Erwartung kaum getäuscht finden. Umsomehr empfiehlt sich für alle ihre Mitbewerber auf dem südafrikanischen Markte, nichts außer acht zu lassen, was zur Befestigung ihrer jetzigen Stellung und zu weiterer Ausdehnung ihrer Verbindungen dienen kann.

Transvaal ist noch ein sehr ergiebiges Feld für den europäischen Handel, denn wie in der Kapkolonie und in Natal ist auch hier noch fast gar keine Industrie vorhanden. Das Land bringt nur Rohprodukte auf den Markt, aber diese haben bereits einen sehr bedeutenden Handelsverkehr ins Leben gerufen, obwohl derselbe in den Grenzgebieten immer noch als Tauschhandel auftritt. Die Haupterzeugnisse von Transvaal sind Mais, Korn, Zuckerrohr, Hirse, Hülsenfrüchte; außerdem kommen in den Handel Straußenfedern und Strauße, Rinder, Schafe, Ziegen und Pferde, von Mineralien Eisen, Kupfer, Zinn, Blei, Graphit, schließlich Gold und Diamanten, aber für die Ausfuhr kommen hauptsächlich Vieh, Wolle, Straußenfedern, Gold, Diamanten und Elfenbein in Betracht. Viel mannigfaltiger als die Ausfuhrartikel sind die eingeführten Waren, was schon dadurch bewirkt wird, daß in Transvaal zweierlei Konsumenten zu befriedigen sind, zivilisierte und unzivilisierte, die eingewanderten Bauern und die Eingeborenen in Transvaal selbst und in den Nachbargebieten, welche von dort aus mit Waren versorgt werden. So finden wir in den Einfuhrlisten Transvaals nicht nur alle europäischen Artikel, welche in der Kapkolonie und in Natal Absatz finden, sondern auch alle jene, welche an der Südwestküste Afrikas im Tauschhandel mit den Eingeborenen eine Rolle spielen.

Auf guten Absatz können namentlich folgende Artikel rechnen: Billige Nähmaschinen kleiner Konstruktion, Draht für Einzäunungen (Fencingwire), wollene Decken und leichte Biere. Die Drahteinzäunungen sind ein Artikel, der immer gesuchter wird, jemehr die großen Farmen durch Teilung zwischen den Söhnen verkleinert werden und die Eigentumsverhältnisse in Transvaal sich weiter entwickeln und schärfer ausprägen. Wollene Decken finden Käufer an den Eingeborenen und müssen, wenn sie nicht völlig unverkäuflich sein sollen, genau jenen entsprechen, welche bei ihnen bereits eingeführt sind. Das Stück zum Preise von 3 bis 4 Mark muß etwa 170 □Centimeter groß und die Enden müssen durch eine Borte befestigt sein. Blau, grün, grau und schwarz sind beliebte Farben, und auch buntfärbige Decken werden gern gekauft und für sie auch höhere

Preise bezahlt. Die Decken müssen sehr langhaarig und dicht sein dagegen macht der Käufer keinen Unterschied zwischen feiner und ordinärer Ware, und sieht nur darauf, ob die Decken nicht abfärben.

Wie in der Kapkolonie, überwiegt auch in Transvaal der Import bedeutend über den Export. Als im Jahre 1882 die Engländer Transvaal besetzt hatten betrug der Import 20 Millionen Mark etwa doppelt so viel als der Export. England nimmt für sich den Löwenanteil in Anspruch, und es wird noch viel Zeit brauchen, bevor der Prozeß der Emanzipation Transvaals von England, der nur sehr langsam von statten gehen kann, vollzogen sein wird. Hunderte von Fäden ketten Transvaal an den verhaßten Nachbar. Die holländische Handelsgesellschaft kann noch so gute und billige Waren liefern, so wird es der Händler, der die Farmer im Innern versorgt, bequemer finden, seinen Bedarf bei den englischen Importeuren in Kapstadt oder Natal zu decken, wo er die Ware auf Kredit erhält, und der Farmer selbst hat sich an manche englische Ware bereits so gewöhnt, daß er sie nicht missen mag. Dazu kommt, daß Transvaal im Innern des Erdteils liegt, fern der Küste, deren beste Häfen England besetzt hält. Die Zölle, welche England von Anfang an von allen über die Kapkolonie oder Natal nach den Boerenstaaten eingeführten Waren erhob, lasteten schwer auf diesen, und sie haben sich unablässig bemüht, Erleichterungen in dieser Beziehung zu erlangen. Alle Bemühungen blieben vergeblich, denn Natal deckt fast seine ganzen Ausgaben mit den Zöllen, welche Oranjestaat und Transvaal bezahlen, und es war selbstverständlich nicht geneigt, die drückende Steuer zu vermindern. Pretorius reiste selbst nach Natal, um die Angelegenheit an Ort und Stelle zu betreiben, aber das Einzige, was er **erreichte, war, daß Gouvernementsgüter für Transvaal von den Durchgangszöllen befreit wurden.**

Man begann schließlich in Transvaal den Plan in Erwägung zu ziehen, zur Emanzipierung des Landes von den englischen Häfen dasselbe mit der nicht unter englischer Herrschaft stehenden Ostküste zu verbinden. Ein Blick auf die Karte zeigt uns, daß die Delagoa-Bai der natürliche Hafen Transvaals ist, denn sie ist von Pretoria etwa 380 Kilometer entfernt, während die Entfernung Pretorias von Durban, dem Hafenplatze Natals, 500 Kilometer beträgt. Schon frühzeitig richteten daher die Transvaaler ihr Augenmerk auf diesen Hafen, der überdies der beste der ganzen Südostküste Afrikas ist. Als Transvaal im Jahre 1869 den ersten Handelsvertrag mit Portugal schloß, wurde bereits über Herstellung eines Fahrweges nach der Delagoa Bai verhandelt. Unüberwindliche Schwierigkeiten waren auf der ganzen Strecke nicht vorhanden, trotzdem die Drakenberge und das Libombo-Gebirge, welches das portugiesische Gebiet von Transvaal scheidet, zu überwinden waren. Sogar für eine Eisenbahn waren die Verhältnisse nicht ungünstig, und im Jahre 1872 wurde einem gewissen Moodie die Konzession zum Bau einer solchen erteilt. Diesem gelang es nicht, das zum Bau nötige Kapital zusammenzubringen, worauf Präsident Burgers dem Volksrat vorschlug, die Bahn auf Staatskosten zu bauen. Der Staat war jedoch inbezug auf Geldbeschaffung nicht glücklicher als der Privatunternehmer. Ein Versuch, in England die zum Eisenbahnbau erforderliche Summe von 6 Millionen Mark zu erhalten, mißglückte. Nachdem Burgers im Dezember 1875 in Lissabon einen neuen Vertrag mit Portugal geschlossen hatte, erhielt er zwar in den Niederlanden einen Teil der verlangten Summe und schloß auch bereits mit einer belgischen Gesellschaft einen Lieferungsvertrag inbezug auf Eisenbahnmaterial, aber größere Kapitalien waren nicht zu erlangen, und als dann Transvaal von England unterworfen wurde, geriet das Eisenbahnprojekt völlig ins stocken, und die Eisenbahn-Gesellschaft in Pretoria, der die Republik die Konzession zum Bau erteilt hatte, löste sich auf. All die Massen Eisenbahnmaterial, die man bereits angekauft hatte und die teils in Vlissingen, teils in der Delagoa Bai lagerten, wurden später von der englischen Regierung für einen Spottpreis gekauft. England gab sich übrigens den Anschein, als sei es dem Bau einer Bahn nach der Delagoa Bai nicht abgeneigt. Auf Anordnung der englischen Regierung wurden neue Vermessungen vorgenommen, ein für England sehr vorteilhafter Vertrag mit Portugal geschlossen – und dann schlief der ganze Plan ein, glücklich eingesargt zur Freude der Nataler, welche schon ernstlich befürchtet hatten, Transvaal könnte das Joch seiner wirtschaftlichen Abhängigkeit abschütteln. Die Transvaaler erhielten keine Eisenbahn, aber

dafür hatten sie das Vergnügen, fortan eine von Personen und Waren erhobene Eisenbahnsteuer zu zahlen, um die Schuld abzutragen, welche sie durch die voreiligen Materialkäufe sich aufgeladen hatten.

Erst in allerjüngster Zeit tauchte das Projekt der Delagoa-Bahn wieder auf und fand am Präsidenten der Republik einen eifrigen Förderer. Eine Deputation, bestehend aus den Herren Krüger, Du Toit und Smit, begab sich nach Europa, sowohl um dort Propaganda für die Delagoa-Bahn zu machen, als auch neue Handelsverbindungen anzuknüpfen. Die Deputation hat auch Deutschland besucht, wo sie in Berlin vom Kaiser Wilhelm mit großer Auszeichnung empfangen wurde, und ein Handelsvertrag, welcher dem deutschen Kaufmann wesentliche Vorteile sichert, war die Folge dieses Besuches. In den Niederlanden fand das Bahnprojekt günstige Aufnahme, und mit Portugal wurde am 11. Dezember 1875 in Lissabon ein neuer Vertrag geschlossen, welcher 23 Artikel enthält. Er bestimmte, daß künftighin die Ein- und Ausfuhr von Bodenerzeugnissen für beide Länder frei sein solle, gestattete aber den Portugiesen, in der Delagoa-Bai von allen für Transvaal bestimmten Waren eine Steuer von 3% zu erheben. Diese Steuer sollte Portugal auf 6% erhöhen dürfen, wenn die Einnahmen bei dem niedrigern Steuersatze nicht genügten, um die Zinsen und die Ablösungsquoten der Kapitalien zu bezahlen, welche die Hafenbauten und Eisenbahnanlagen auf portugiesischem Gebiete erforderten. Nach Ablösung dieser Kapitalien sollte die von Portugal zu erhebende Steuer auf $1\frac{1}{2}$% reduziert werden.

Die Vorteile, welche Transvaal dadurch erwachsen mußten, waren nicht unbedeutend, denn Natal erhob 7% bis 15% von allen Einfuhren, die Kapkolonie noch mehr. Dazu kamen dann noch die Zölle, welche die Republik selbst erhob, sodaß, die großen Transportkosten hinzugerechnet, der Preisaufschlag für europäische Waren in Transvaal ein enormer war. Eine am 11. November 1881 im Volksrat genehmigte Verordnung bestimmte inbezug auf die an der Grenze zu erhebenden Steuern folgendes: Alle eingeführten Waren unterliegen einem Zoll von 5% ihres Wertes. Behufs der Abschätzung des Wertes unmittelbar aus europäischen Märkten und unmittelbar durch europäische Kaufleute eingeführter Waren müssen vorab dem Fakturapreise $33\frac{1}{3}$% angeschlagen werden. Für folgende Waren wurde außer dem Einfuhrzoll von 5% noch ein besonderer Einfuhrzoll festgesetzt: Für Gewehre und Pistolen per Barrel 10 Schilling, für das Pfund Schießpulver 4 Pence, für Tabak 9 Pence bis 1 sh. 6, für 10 Pfund Butter 10 sh. 6, 10 Pfund Käse 12 sh. 6, 10 Pfund Kaffee und Cichorie 15 sh., ebensoviel für das gleiche Quantum Mehl, für das Barrel Schweineschmalz 10 sh., für das Barrel Zucker oder Reis 5 sh., für das Barrel Konfekt und Präserven, ebenso für Pickles und vegetabilische Präserven, wenn sie nicht südafrikanischen Ursprungs sind, 12 sh. 6, für den Kolben Wein, mit Ausnahme der südafrikanischen Weine, 65 sh., für den Kolben Spirituosen 6 sh., für 100 Stück Zigarren 2 sh. 6 u. s. w. Die Verminderung der Warenpreise, welche nach dem Inslebentreten des Vertrags mit Portugal zu erwarten war, wenn der Handel sich neue Wege von der Delagoa-Bai nach Transvaal bahnte, mußte daher eine bedeutende werden, und die Deputation konnte mit den in Europa erzielten Erfolgen zufrieden sein, ganz abgesehen von der moralischen Unterstützung, welche sie Transvaal am deutschen Kaiserhofe und bei den Königen der Niederlande, von Belgien und Portugal gesichert hatte.

Die Regierung in Pretoria schritt sofort zur Herstellung eines fahrbaren Weges nach der Delagoa-Bai. Schon im Juni 1882 wurde mit Erfolg ein Versuch gemacht, mit Waren nach der Bai vorzudringen. Etwa 30 Ochsenwagen überwältigten die bis dahin als unbefahrbar geltende Strecke von den Goldfeldern nach der Delagoa-Bai mit relativer Leichtigkeit, und gleichzeitig wurde festgestellt, daß die Tsetsefliege auf der ganzen Strecke nicht zu fürchten sei. Die Verbesserung der Wege hat seitdem zur Folge gehabt, daß bereits eine nicht unbedeutende Anzahl Traders in dieser Richtung zur Küste zieht.

Wenn die projektierte Eisenbahn wirklich gebaut wird, werden wohl auch die portugiesischen Besitzungen aus dem Zustande der Erstarrung erwachen, in dem sie sich jetzt befinden. Die Delagoa-Bai ist der südlichste Punkt des portugiesischen Gebietes an der Ostküste Afrikas, etwa 5 □Meilen groß, nach Norden zwar ziemlich offen, aber nach Osten durch eine Landzunge, welche in das Kap Colatto ausläuft, und durch die an

dieses sich anschließende Juel Santa Maria geschützt. Außer mehreren kleinen Gewässern münden in die Bai von Süden her der Pongola, von Norden der King George Mance.

Marktplatz in Potchefstroom.

Als bestes Eingangsthor zum Transvaalgebiet hat der Hafen vor einigen Jahren auch die Begehrlichkeit Englands erweckt, aber der Versuch, ihn zu erwerben, ist damals an der Abneigung des portugiesischen Volkes gegen eine solche Abtretung gescheitert. Im vorigen Jahrhundert gehörte die Delagoa-Bai einmal

fünf Jahre (1776 bis 1781) lang dem damaligen deutschen Kaiserreich, und sie würde daher, wenn ihre Erwerbung durch Deutschland, die in jüngster Zeit wiederholt angeregt worden, zur Thatsache würde, nur zu dem Erben des ehemaligen Besitzers zurückkehren, aber wie die Verhältnisse heute liegen, ist ein derartiger Besitzwechsel kaum, wenigstens nicht in absehbarer Zeit zu erwarten. Portugal besitzt zwar, wenn auch zum Teil nur nominell, ein Kolonialgebiet, welches im Verhältnis zur Bevölkerungszahl des Mutterlandes viel zu groß ist,[81]) und eine freiwillige Konzentrierung seiner Kräfte auf ein kleines Gebiet läge in seinem eigenen Interesse, aber an einen Verkauf gegen Geld ist doch wohl kaum zu denken. Würde Deutschland in die günstige Lage kommen, Portugal durch Landabtretungen in einem andern Teil Afrikas eine bequeme Abrundung seines Kolonialbesitzes zu ermöglichen, dann fände wahrscheinlich auch das Projekt einer Abtretung der Delagoa-Bai bei den Portugiesen freundlichere Aufnahme als das erste Mal.

Ein Festsetzen Deutschlands an einem Hafen der Ostküste, von dem aus sich eine Verbindung mit Transvaal herstellen läßt, würde für das letztere von eminenter Bedeutung sein. Das Heil des Landes liegt in einer Anlehnung an Deutschland, heißt es sehr richtig in einem Bericht aus Transvaal[82]). Unter der Voraussetzung, daß Transvaal ein selbständiger Staat bleiben wird, ist derselbe neben der ihn stets bedrohenden englischen Macht instinktiv darauf hingewiesen, einer andern großen Macht sich anzulehnen. Diese Macht kann zur Zeit und - wie es den Anschein hat — auch für die Zukunft nur das Deutsche Reich sein. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß Transvaal und das ganze Boerenelement Süd-Afrikas die kolonialen Bestrebungen Deutschlands mit ganz anderen Augen, ja mit Zustimmung betrachten und auch einer weitern Ausbreitung der deutschen Macht jenseits des Oranje- und des Limpopoflusses nicht mit Neid und Mißgunst zuschauen würden - in dem Falle, daß Deutschland die Boeren von jeglichem Mißtrauen darüber befreien könnte, daß sie für ihre erlangte Selbständigkeit von seiten Deutschlands irgend etwas zu befürchten hätten. Auf welcher Basis nun und in welcher Form auch immer eine Annäherung des mächtigen Deutschen Reiches an die Boeren-Republik geschähe, sie würde diesem Lande, sobald Regierung und Volk alles Mißtrauen haben fallen lassen, zum größten Segen gereichen.

Anlaß zur Erörterung der Stellung des Deutschen Reiches zu Transvaal bot der Versuch der Firma Lüderitz, sich auch an der Ostküste Süd-Afrikas festzusetzen. Durch einen Herrn August Einwald hatte Herr Lüderitz Land an der Küste der St. Lucia-Bai erworben und suchte für diese Erwerbung in derselben Weise den Schutz des Deutschen Reiches wie für seine älteren Besitzungen an der Südwestküste, aber diesmal wurde derselbe dem kühnen Bahnbrecher deutscher Kolonisation nicht zuteil, denn England hatte Einsprache gegen das deutsche Protektorat erhoben und berief sich auf ältere Rechte, und Deutschland hat dieselben anerkannt und sich zurückgezogen.

Im Dezember 1883 erschien in der Bai das englische Kriegsschiff „Goshawk", der Befehlshaber desselben ließ am Ufer die britische Flagge aufziehen und reklamierte die Bai als alten britischen Besitz. Der Sulu-Häuptling Panda hatte am 5. Oktober 1843 England die Lucia-Bai nebst der Mündung des Umvolosi-Flusses abgetreten, aber eine wirkliche Besitzergreifung hatte nie stattgefunden, vielmehr hat England auf seine Ansprüche indirekt verzichtet, da bei der Teilung des Sulu-Landes unter 13 Häuptlinge, welche General Wolseley nach der Gefangennahme Ketschwäyos am 9. September 1879 vornahm, der Häuptling Somkeli das nördliche Ufer der Lucia-Bai und Umvolosi-Mündung, der Häuptling Umlandela das südliche Ufer derselben erhielt. Als dann Ketschwäyo Ende 1882 wieder als König eingesetzt wurde, erhielt er außer dem ihm persönlich überwiesenen Gebiet auch die Oberhoheit über das Gebiet der Häuptlinge Somkeli und Umlandela, und nur das Gebiet Usipebus und die Sulu-Reserve blieben seinem Einfluß entzogen. Daß unter solchen Umständen der jetzige Sulu-Herrscher Dinisulu, welcher sein Reich mit Hilfe der Boeren eroberte, berechtigt war,

[81]) An der Ostküste Afrikas allein ein Gebiet von etwa 1 800 000 □ Kilometer, also etwa so groß als Deutschland, Luxemburg, Belgien, die Niederlande, Dänemark, Österreich-Ungarn und Serbien zusammen genommen.

[82]) Deutsche Kolonial-Zeitung, 1885, 7. Heft.

die Lucia Bai zu verkaufen, scheint daher ziemlich unbestreitbar zu sein. Wenn trotzdem der deutsche Reichskanzler sich veranlaßt fand, eine so wichtige Position wie das für Herrn Lüderitz erworbene 405 Kilometer große Gebiet[*] aufzugeben so wird kein Unparteiischer demselben ein solches Zurückweichen zum Vorwurf machen, sondern darin nur einen neuen Beleg für die Vorsicht finden, mit welcher von seiten unserer Reichsregierung bei kolonialen Erwerbungen vorgegangen wird. Der Grundsatz, deutsche Protektorate nur dort zu gründen, wo das Nichtvorhandensein älterer Rechte anderer Staaten zweifellos nachgewiesen werden kann ist eben auch inbezug auf die Lucia Bai zur Anwendung gelangt, und Deutschland hat auf dieselbe verzichtet trotzdem der hohe Wert derselben eine Erwerbung sehr wünschenswert erscheinen ließ.

Die Billigkeit des Landankaufes durch Herrn Lüderitz bleibt selbstverständlich unberührt davon, ob über dem Land die deutsche oder englische Flagge weht. Überdies hat England erklärt, daß seine Ansprüche sich auf die nächste Umgebung der Lucia Bai beschränken, und es hat wiederholt versichert, nicht die Absicht zu haben, Sulu Land zu annektieren. Wenn daher nun Deutschland auch auf die Verpflichtung eingegangen ist, an dieser Küste kein Protektorat zu übernehmen, so bleibt doch der deutschen Einwanderung ein großes Gebiet offen, welches für dieselbe sehr geeignet ist, welches außerdem außerhalb der Machtsphäre Englands liegt und in dem der deutsche Einwanderer eine neue Heimat unter Wahrung seines Volkstums finden kann. Unsere Aufgabe muß es deshalb sein, die neuen Staatenbildungen der auswandernden Boeren möglichst zu unterstützen, was am wirksamsten durch Anerkennung derselben als unabhängiger Staat erreicht würde.

Das Hinterland der Lucia-Bai erscheint nach allen Schilderungen desselben als ein sehr begehrenswertes Ziel für deutsche Auswanderer. „Die Bai ist die Eingangspforte zum Sulu Land, einem der fruchtbarsten Länder Süd Afrikas. Nicht eine vom Fieber verpestete Luft empfängt hier den Kolonisten, sondern eine gesunde, reine Luft, wie man sie in Deutschland nicht besser finden kann. An der Küste können alle subtropischen Gewächse gezogen werden. Zuckerfabriken werden hier entstehen, Kaffee wird exportiert werden können, ebenso sämtliche Südfrüchte. In den höher gelegenen Farmen kann Schafzucht und Rindviehzucht mit Vorteil betrieben werden. Eine Eisenbahn von Santa Lucia Bai nach Pretoria würde dem deutschen Handel ganz Transvaal eröffnen, während dem deutschen Kolonisten Gelegenheit gegeben wäre, sich auszubreiten . . . Mit einigem Nachdenken muß es jedem klar werden, daß hier für deutschen Unternehmungsgeist ein Feld ist, wie es großartiger gar nicht gedacht werden kann, und wenn wir hinblicken auf andere Länder, wo deutsche Arbeit aus wüsten Landstrichen blühende Gefilde gemacht hat, so dürfen wir hoffen und erwarten, daß aus den jetzt hier brach liegenden Ländern ein zweites Deutschland entstehen wird, blühend von deutscher Arbeit, nicht nur bewohnt von Schwarzen, die der Industrie nichts von Bedeutung einbringen, sondern von unseren Landsleuten, die nicht allein treu zu Kaiser und Reich, sondern auch zur deutschen Industrie stehen werden, immer und stetig.“ [**])

Das Land verdient jedenfalls, daß man ihm eine besondere Aufmerksamkeit zuwendet, und unsere kolonialpolitischen Vereine sollten nicht unterlassen, durch Entsendung von Sachverständigen dasselbe zu erforschen und eine Prüfung anzustellen, ob es sich wirklich für deutsche Einwanderung eignet, um dann, wenn die jetzigen Angaben sich als richtig erweisen, wenigstens einen Teil unseres Auswandererstromes nach Sulu-Land zu leiten. Die Hauptschwierigkeit, die zu überwinden ist, das Mißtrauen der Bauern wird bald schwinden, denn sie werden sich überzeugen, daß Deutschland nicht daran denkt, ihr Land zu annektieren. Deutschlands Vorgehen inbezug auf die Lucia Bai wird ihnen bereits gezeigt haben, daß von seiner Seite kein solches Sichhinwegsetzen über Rechte anderer zu befürchten ist, wie es England wiederholt den Bauern gegenüber bethätigt hat, daß Deutschland vielmehr ältere Rechte anderer stets achtet und deshalb auch nicht die geheime Absicht hegt, der Selbständigkeit Transvaals ein Ende zu machen.

[*]) Dasselbe kommt demnach an Größe ziemlich dem Gebiet der Stadt Hamburg [illegible] Kilometer gleich.

[**]) Wert der Santa Lucia-Bai für die Deutschen. Original-Bericht aus Estcourt, Natal. — „Export“, 1884, Nr. [illegible] Seite 580).

Mit dem Widerruf der deutschen Verwahrung gegen das Hissen der britischen Flagge in Lucia-Bai und der Erklärung Deutschlands, an der Küste zwischen der Nordgrenze Natals und der Delagoa-Bai weder Gebiete erwerben noch Protektorate übernehmen zu wollen, ist die Frage, wer der rechtliche Besitzer der Lucia-Bai sei, noch keiner endgültigen Lösung zugeführt. Die Bauern erheben nämlich selbst Ansprüche auf die Bai, und sie behaupten, daß ihr Recht älter sei als jenes Englands, wobei sie sich auf folgenden Vorgang stützen: Als die Bauern im Januar 1840 den Sulu-Fürsten Dingaan besiegt und seinen Bruder Panda als Herrscher eingesetzt hatten, trat ihnen der letztere (14. Februar 1840) das ganze Gebiet südlich vom Zwat Rivier oder Schwarzen Umvolosi ab, wobei die Lucia-Bai ausdrücklich als mitabgetreten bezeichnet wurde. Die in der Bai von Natal gelandeten Truppen machten jedoch bald darauf (1842) der neuen Bauernrepublik ein Ende, ein Teil der in Natal ansässigen Bauern wanderte nach Norden aus, und während England ganz Natal annektierte, ließ es das von den Bauern erworbene Gebiet am Umvolosi unbeachtet und vereinbarte in einem Vertrag mit Panda (5. Oktober 1843), daß die Nordgrenze Natals der Tugela sein solle. Auf jene Gebietsabtretung Pandas, die doch durch seinen Vertrag mit den Engländern nicht aufgehoben werden konnte, stützen nun die Bauern ihre Ansprüche. Wie schon oben erzählt (siehe Seite 180), hatten aus Transvaal gekommene Bauern als Lohn für die Unterstützung Dinisulus im Kampfe gegen Usipebu Grund und Boden verlangt, und Dinisulu überließ ihnen den nördlichen Teil seines Landes, in welchem sie am 16. August 1884 die „Neue Republik" (Nieuwe Republiek) proklamierten. Durch frischen Zuzug aus Transvaal verstärkt, verlangten sie bald noch mehr Land, und Dinisulu war nicht imstande, ihrem Drängen auf die Dauer zu widerstehen. Stück für Stück wurde von seinem Lande abgetrennt, und schließlich war der größere Teil desselben der Neuen Republik einverleibt. Dinisulu blieb nur das Gebiet Usipebus, der nordöstliche Teil des ehemaligen großen Sulu-Reiches. Die von den Bauern so lang ersehnte Küste war erreicht, sie waren bis zum Meere vorgedrungen, jedoch abermals trat ihnen nun England hemmend in den Weg, indem es die Lucia-Bai für sich selbst in Anspruch nahm.

Gegen die englische Besitzergreifung hat die Regierung in Transvaal am 16. Februar 1885 Verwahrung eingelegt. Die Transvaal-Republik hält sich für die Rechtsnachfolgerin jener nach Natal eingewanderten Bauern und betrachtet den Vertrag vom 14. Februar 1840 als zu Recht bestehend, England aber bestreitet die Berechtigung aller aus jenem Vertrag abgeleiteten Ansprüche, da die nach Natal gezogenen Bauern Rebellen waren und daher keine rechtsgiltigen Verträge abschließen konnten. Daraufhin bestritten die Leiter der Neuen Republik Englands Recht zur Besitzergreifung, indem sie sich auf die Aussagen mehrerer Sulu-Häuptlinge beriefen, welche behaupten, daß Panda niemals einen Vertrag mit den Engländern geschlossen habe, durch welchen diesen die Lucia-Bai abgetreten wurde. Unbekümmert um die englische Flaggenhissung erklärten sie am 30. April 1885 die Bai zum Freihafen, und trotzdem am 29. Juni die englische Flagge zum zweiten Mal an der Bai gehißt wurde, schritten sie wenige Monate später zur Verteilung des Küstenlandes und zum Verkauf desselben in 300 Parzellen.

Der Staatssekretär der Neuen Republik, Herr D. J. Esselen, ist nun nach Europa gesandt worden, um England und Deutschland zur Anerkennung der Republik als selbständiger Staat zu bewegen. Dieselbe umfaßt gegenwärtig etwa 13000 □Kilometer, und Sitz der Regierung ist das an der Transvaal-Grenze errichtete Lager, welches Vrijheid genannt wurde. Zum Präsidenten haben die Bauern ihren Führer, Herrn L. J. Meyer gewählt, dem ein aus 12 Mitgliedern bestehender Volksraad zur Seite steht. Ob es dem Abgesandten gelingen wird, die Anerkennung der Republik zu erlangen oder ob derselben gleich den Republiken Goosen und Stellaland nur ein Eintagsleben beschieden ist, läßt sich heute nicht vorhersagen. Für Deutschland würde eine Anerkennung der Republik jedenfalls große Vorteile im Gefolge haben, aber die unentbehrliche Voraussetzung einer solchen ist die Herstellung solider, geordneter Zustände innerhalb derselben, welche ohne Auseinandersetzung mit England und Ausgleich der beiderseitigen Ansprüche auf die Lucia-Bai kaum möglich ist. Bei Beurteilung der Vorgänge an den Transvaalgrenzen wird man aber in der nächsten Zeit, da es sich

dort nun wieder um vitale englische Interessen handelt, wohl daran thun, wenn man alle Nachrichten sorgfältig prüft, da die englischen Quellen in solchen Zeiten ziemlich trüb zu fließen pflegen und unwahre Beschuldigungen eine wichtige Rolle spielen.

Von englischer Seite ist den Bauern vielfach vorgeworfen worden, daß sie die Sklaverei dulden, doch alle diese Beschuldigungen sind unwahr. Der beste Beweis dafür, daß die eingeborene Bevölkerung sich im Gebiet der Freistaaten in keiner schlechten Lage befindet, ist die Thatsache, daß vor 40 Jahren etwa 20 000 Kaffern unter den Bauern lebten, während ihre Zahl jetzt an 800 000 beträgt, eine Zunahme, die doch gewiß nicht stattgefunden hätte, wenn die Eingeborenen jene Mißhandlungen erdulden müßten, von denen die Engländer so gern erzählen. Die Transvaaler können vielmehr England den Vorwurf zurückgeben, denn es ist erwiesen, daß während der Dauer der Besetzung Transvaals durch die Engländer dort Sklaverei bestand.

KARTE DER NEUEN REPUBLIK.

Von Dr H. Haevernick

Als die Transvaaler ihr Land wieder in Besitz nahmen, fanden sie dort mehr als 800 Kaffern vor, denen die Freiheit für bestimmte Zeit aberkannt war und die man als Sklaven eingeschrieben hatte. Dabei war das für Abschaffung der Sklaverei schwärmende England so grausam gewesen, Kinder von ihren Eltern zu trennen, indem dieselben bis zur Erreichung der Großjährigkeit als Sklaven eingeschrieben wurden.

Die Verleumdungen der Bauern begannen durch parteiische Berichte der englischen Missionare, und systematisch fortgesetzt, kamen sie schließlich auch im Parlament zur Sprache, aber dort hatte man mit der Behauptung, daß die Bauern Sklavenhalter seien, kein Glück. Die Mehrheit des Parlaments vermochte sich von der Wahrheit dieser Behauptung nicht zu überzeugen, und ein Parlamentsmitglied konnte sogar wagen, 10 Pfund Sterling für jeden Sklaven anzubieten, der in Transvaal gefunden würde. Es ist keiner gefunden worden, aus dem einfachen Grunde, weil es unter den Bauern keine Sklaven giebt.

Herr Du Toit ist in Amsterdam in dieser Angelegenheit interpelliert worden, und er hat ebenfalls die Beschuldigung auf das Entschiedenste zurückgewiesen. Die Männer, sagte er unter anderem, welche die Verleumdungen über uns verbreitet haben — es thut mir leid, daß ich es sagen muß — waren größtenteils englische Missionäre, und der Mann, welcher ihnen allen voranging, war Livingstone. Er wohnte im Westen des Transvaal. Diebstahl und Mord kamen da häufig vor, und als eines Tages die Boeren ein Kafferndorf einnahmen, fand man im Missionshaus einen Waffenladen, ja sogar eine Fabrik von Gewehren. Wir haben zwar Ehrfurcht vor Gott und seinem Worte, und wir würden das Missionshaus nicht angegriffen haben, aber vor einem Waffenladen haben wir keine Ehrfurcht. Und daher kommt der Haß.

Diese vorstehende Äußerung bezieht sich auf die Erstürmung der Stadt des Häuptlings Sechele, in welcher die Bauern das englische Missionshaus von den Kaffern erbrochen und bis auf zwei Gewehre, welche den Plünderern entgangen waren, völlig ausgeraubt fanden. Da gefangene Kaffern erklärten, daß in dem einige Meilen von der Stadt entfernten Hause Livingstones noch Munition vorhanden sei und der Missionär noch kurz vorher Gewehre an Sechele verkauft habe, was auch von anderer Seite (sogar von Missionären) bestätigt wurde, fanden sich die Bauern veranlaßt, Haussuchung zu halten. Sie waren dazu berechtigt, denn der Handel mit Gewehren war sowohl von ihnen, als von England verboten worden. Die Haussuchung ergab ein im höchsten Grade überraschendes Resultat: man fand nicht nur Gewehre, sondern eine vollständige Waffenfabrik. Wir fanden dort, heißt es im Bericht des Kommandanten der Expedition, mehr Gewehre als Bibeln, es glich mehr einem Waffenladen als einem Missionshaus, mehr einem Schlupfwinkel für Schmuggler als einer Schule!

Eine solche Thätigkeit, die wohl mit den Aufgaben der Mission nichts gemein hat, läßt alles, was von Seite Livingstones und anderer englischer Missionäre über die Bauern berichtet wurde, als wenig glaubwürdig erscheinen. Wir haben es nur mit parteiisch gefärbten Berichten zu thun, welche einer eingehenden Widerlegung kaum wert sind.

Solche Verdächtigungen haben viel dazu beigetragen, daß das Vertrauen zu der Stabilität der Verhältnisse in Transvaal nicht recht Fuß fassen wollte, da das Damoklesschwert englischer Einmischung stets über der Republik hing. Auch das Bahnprojekt krankt an diesem Übelstand. Wie oft hieß es bereits, das zum Bau nötige Kapital sei gesichert, und hinterher zeigte es sich doch immer wieder, daß dies nicht der Fall war. Bald sollte ein Amerikaner das nötige Geld auf dem Londoner Markte beschafft, bald wieder holländische Kapitalisten sich dazu vereinigt haben. Nun scheint seit Juli 1885 der Bau doch gesichert zu sein. Die portugiesische Regierung hat dem Unternehmer große Erleichterungen gewährt, indem derselbe z. B. die nur 52 englische Meilen lange Strecke von der Bai bis zur Transvaalgrenze erst in 3 Jahren (vom 14. Januar 1884 an gerechnet) fertigzustellen braucht. Der Gesamtbetrag, der zum Bau erforderlich ist, soll sich auf $8^1/_2$ Millionen Mark belaufen.

Von besonderer Wichtigkeit wird die Delagoa-Bahn für die neu entdeckten Golddistrikte im Norden Transvaals, für deren fernern Aufschwung der Eisenbahnbau geradezu eine unumgängliche Bedingung ist. Da die Transportkosten einer Tonne (= 2240 Pfund) Waren von Natal nach den Goldfeldern sich auf 700 Mark belaufen ungerechnet die Zölle in Natal und an der Transvaalgrenze!), so ist ein geregelter Minenbetrieb mit Maschinen jetzt nahezu unmöglich. Zu der einmaligen großen Ausgabe, welche der Transport von Maschinen nach den Minen verursachen würde, gesellt sich noch eine zweite, viel größere und dauernde Ausgabe, da Heizungsmaterial in der Nähe nicht zu beschaffen ist und auf demselben beschwerlichen Wege in Wagen herbeigeführt werden müßte. Diese Übelstände verteuern den Bergbau so, daß er augenblicklich nur an besonders reichen Fundstellen betrieben werden kann. Der Bergbau hat in den Golddistrikten Transvaals ohnehin schon mit viel größeren Schwierigkeiten zu kämpfen als in Kalifornien oder in Australien, da das Gold meist in Quarzriffen eingesprengt ist und nur durch schwere Handarbeit gewonnen werden kann, während andererseits der Wassermangel das Auswaschen von Alluvialgold in den Flußthälern sehr erschwert.

Ohne großes Kapital, welches die Aufstellung von Maschinen zur Zertrümmerung des Quarzes ermöglichen würde, ist in den Golddistrikten kein bedeutender Erfolg zu erzielen und große Kapitalien sind wiederum nicht zu erlangen, so lange die Aussichten auf Rentabilität des Unternehmens durch die mangelhaften Verkehrswege auf ein Minimum reduziert werden. Die Kapitalisten sind seit der Katastrophe in Kimberley mißtrauisch geworden und wollen noch nicht recht an den Reichtum der Goldfelder Transvaals glauben. Englisches Geld ist zwar bereits in einigen Minengesellschaften angelegt aber ein Minenbetrieb im großen Maßstabe ist wohl vor Vollendung der Delagoa Bahn kaum zu erwarten. Augenblicklich wird in den Golddistrikten nirgends viel gearbeitet, trotzdem zweifellos Gold in bedeutenden Mengen vorhanden ist.

„Alles bisher gefundene Gold hat mit wenigen Ausnahmen zu der sogenannten alluvialen Art gehört, d. h. zu der in den Geschieben des Bodens enthaltenen Art, welche sich mittelst Wasser allein, ohne Anwendung von Maschinenkraft, ausziehen läßt. Allein neuerdings sind zwei Gesellschaften mit Maschinen zur Zertrümmerung des Quarzes aufgetaucht, deren Erträgnissen man allgemein mit Spannung entgegensieht, da es sich zeigen muß, ob die Einführung von Maschinen in solch großem Maßstabe sich lohnt oder nicht. Wenn nämlich der goldführende Boden in einem verhältnismäßig tiefen Niveau liegt und dem Goldgräber gestattet, das Wasser von irgend einem durch die Gegend verlaufenden Flusse herzuleiten, so ist der Prozeß des Goldgrabens sehr leicht, denn der Grund und Boden wird einfach losgehauen und ins Wasser geworfen oder von dem Wasser hinweggespült, welches man durch lange Röhren herbeigeleitet hat. Diese Rinne [illegible] oder Race ist ungefähr anderthalb Fuß breit und ebenso hoch, oben offen und am Boden mit hartem Fels oder Quarz bedeckt und fällt allmählich auf eine Strecke von 20 bis 200 Fuß Länge, je nach der Gewalt des durch den Grund laufenden Stromes und der täglich hinweg zu waschenden Menge Bodens. Ein oder zweimal täglich wird das Wasser von der Rinne abgeleitet und ein kleiner Strom reinen Wassers durch sie streichen gelassen, sodann wird die Rinne von einem Ende bis zum andern genau untersucht, jedes Körnchen, Klümpchen oder Teilchen Gold, das durch die Wirkung des Wassers und seine größere Eigenschwere sich in den Riefen und Unebenheiten des Rinnenpflasters niedergeschlagen hat, wird sorglich aufgelesen und dann die Arbeit wieder aufgenommen. In Fällen, wo das Gold von feinerer Art ist und Gefahr laufen würde, hinweggespült zu werden, wenn die Rinne allein benutzt werden würde, liest man die gröberen Steine aus der Erde aus und läßt das Wasser mit der erweichten Erde über grobe Wolldecken laufen, welche vermöge der Natur ihres Gewebes alle feineren Teilchen und Plättchen des Goldes aufnehmen und den leichtern Boden davon laufen lassen. Diese Wolldecken werden dann von Zeit zu Zeit ausgewaschen und die sich ergebenden feineren Goldteilchen mit Quecksilber kombiniert, welches vermöge seiner Verwandtschaft zum Gold dieses auflöst und mit sich vereinigt, worauf die Masse in eine Retorte geschüttet und über dem Feuer überdestiliert wird, wodurch das Quecksilber verflüchtigt und für spätern Gebrauch wieder aufgefangen wird, und das Gold in einer soliden Masse zurückbleibt. Der obige Prozeß, welcher sehr wenige Auslagen verursacht, ist notgedrungen beinahe der einzige gewesen, welcher von den Goldgräbern angenommen werden mußte, die großenteils Arbeiter mit wenig oder gar keinem Gelde gewesen sind. In Fällen, wo der Schwemmboden so hoch über dem Niveau der fließenden Wasser gelegen hat, um zu verhindern, daß man ihn in derselben Weise behandeln konnte, bestand der einzige Unterschied in der Goldgewinnung darin, daß man den Boden ausgrub und auf Karren u. s. w. nach der Wasserrinne schaffte, worauf er nach dem obengeschilderten Verfahren ausgewaschen wurde. In dem Falle aber, wo es sich um goldführenden Quarz handelt, muß der Quarz in Wasser mit Maschinen beinahe zu einem Pulver verwandelt werden; der zerstoßene Quarz fließt dann über Platten ab welche mit Quecksilber bedeckt sind, das den größern Teil des Goldes aufnimmt; diejenigen Goldflitterchen, welche dem Quecksilber entgehen, werden dann weiterhin mittelst der schon erwähnten Wolldecken aufgefangen welche dieselben nach dem Passieren der mit Quecksilber bestrichenen Platten aufnehmen. — Es ist schon vielen Personen welche mit dem Goldgraben in Australien und Kalifornien bekannt sind aufgefallen daß nicht in zwei Orten im Transvaal die Merkmale des Goldes dieselben sind. In einem Falle sieht man es vergebens anderswo als auf dem Gipfel eines

Hügels; an einem andern Orte giebt nur die Thalsohle allein Gold, und nicht wenige Geologen und fachmännische Bergleute, welche jüngst die Goldfelder besucht haben, um den Kauflustigen die Ausbeute versprechenden Lagerstätten des Waschgoldes nachzuweisen, haben sich zu dem Geständnis gedrungen gesehen, daß sie an der Möglichkeit des Auffindens von abbauwürdigen Lagerstätten verzweifeln und eine geraume Zeit suchen und untersuchen mußten, ehe eine Stelle auch nur flüchtig auf ihr Ergebnis an Gold geprüft werden konnte. In den meisten Fällen ergab sich, daß das Aufsuchen von abbauwürdigen Stellen ein Glücksspiel oder reiner Zufall war und daß die Goldgräber selbst mittelst ihrer praktischen Erfahrung besser mit dem lohnenden oder nicht lohnenden Grunde bekannt waren, als irgend ein, wenn auch noch so erfahrener Fremder sein kann." [85])

Die ersten Goldlager wurden schon 1867 durch den Reisenden Karl Mauch im Matebele-Lande (nördlich von Transvaal) entdeckt, und im folgenden Jahre fand Mauch auch in Transvaal selbst nördlich vom Olifant River Gold, doch war dieses Lager nicht ergiebig genug, um eine bergmännische Ausbeutung lohnend erscheinen zu lassen. [86]) Erst 1871 wurden durch Button in Maraba-Stadt Goldlager gefunden, deren Ausbeutung man sofort in Angriff nahm, ohne während mehrerer Jahre einen nennenswerten Gewinn zu erzielen. Erst das Jahr 1873 brachte die Entdeckung größerer Goldlager nordöstlich von Lydenburg am Blyde River, aber auch dort war kein Alluvialgold vorhanden, und die Goldsucher mußten mühsam die goldhaltigen Quarzriffe bearbeiten, wobei zwar, wie dies überall der Fall gewesen, einzelne in kurzer Zeit durch glückliche Funde reich wurden, die Mehrzahl der Goldsucher jedoch kaum so viel gewann, um ihr Leben zu fristen. Im Laufe weniger Jahre wurden nun viele Minen eröffnet: die sogenannte Pilgrims Rest-Konzession bei Mac-Mac, am Waterfall Creek, am Rotund Creek, am Spitzkopf, auf der Farm Buffelspoort bei Nylstroom (Distrikt Waterberg), bei Blauwbank südlich von Pretoria, am Elands Spruit, im Amaswasilande, im Quellgebiet des Schola-Spruit (Distrikt Potschefstroom), in den Dwarsbergen (Distrikt Marico) und in der Umgegend von Pretoria. Durch die Entdeckung der sogenannten De Kaap-Goldfelder am Flüßchen Lempogwan, welche reiche Ausbeute in Aussicht stellten, schien die Goldgräberei einen größern Aufschwung nehmen zu wollen, aber der nun ausbrechende Krieg mit dem Häuptling Sekukuni, der einen für die Bauern ungünstigen Verlauf nahm, und die bald darauf erfolgende Annexion Transvaals durch England wirkten störend auf die Minenarbeiten ein und viele Minen wurden völlig verlassen. Erst nachdem Transvaal 1881 durch den Vertrag von Pretoria seine Freiheit wiedererlangt hatte, besserten sich auch die Aussichten für den Bergbau. Bedeutende Goldfunde auf der Farm De Kaap am Lempogwan lenkten die Aufmerksamkeit weiter Kreise wieder den Goldfeldern von Transvaal zu, und eine in den Diamantenminen von Kimberley infolge Einsturzes der Wände einer Hauptgrube und des dadurch veranlaßten Bankerotts mehrerer Aktiengesellschaften entstandene Arbeitsstockung führte hunderte beschäftigungsloser Arbeiter nach den Goldfeldern. [87])

Die Goldausfuhr aus Transvaal via Natal hat heute bereits hohe Bedeutung für das Land erlangt, obwohl sie relativ noch gering ist. Von 1879 bis 1881, in welche Periode allerdings der durch den Krieg mit Sekukuni und die Annexion Transvaals veranlaßte mehrjährige Stillstand der Werke fiel, betrug die Goldausfuhr 7 600000 Mark. In einsame Gegenden, in welchen man früher auf weiten Strecken nur vereinzelte Farmen traf, ist durch die Goldsucher reges Leben gekommen. Der bedeutendste Platz der Goldfelder ist das etwa 31 (engl.) Meilen von Lydenburg entfernte Pilgrims Rest, welches auf dem Grund und Boden einer Londoner Firma, in einem höchst malerischen, an Schweizer Landschaften erinnernden Thal entstanden ist. Schotten bilden hier die Mehrzahl der Ansiedler, und ein Goldgräberlager in der Nähe von Pilgrims Rest hat nach den vielen Macs, welche früher dort wohnten, den Namen Mac-Mac erhalten. Überall sieht man

[85]) Die Goldfelder im Transvaal-Lande. — Das Ausland, 1884, Nr. 41, Seite 815.

[86]) A. Petermann, Neueste deutsche Forschungen in Süd Afrika, von Karl Mauch, Hugo Hahn und Richard Brenner. Gotha, Justus Perthes, 1866 67.

[87]) Die Goldfelder von Transvaal. — Petermanns Mitteilungen, 1885, 5. Heft, Seite 87.

aber, daß der Werdeprozeß sich noch in den ersten Anfängen befindet. Kaum nicht zu gedenken um den entlegenen Erdenwinkel in dem die Goldgräber thätig sind kultivierteren Gegenden näher zu rücken. Der Weg von Lydenburg nach Spitzkop würde selbst einem Wiener Fiaker die Haare zu Berg stehen machen und von der Mühe und Gefahr Waren mittels der plumpen Ochsenwagen auf solchen Wegen zu transportieren kann sich nur derjenige einen Begriff machen der in Süd Afrika Erfahrungen gesammelt. Vom Mai bis Oktober ist es möglich Waren von Delagoa Bai über den portugiesischen Hafen Lorenzo Marques zu beziehen, weil der Weg in dieser Richtung ziemlich gut in allem den Rest des Jahres hindurch nämlich jene Straße von der gefürchteten giftigen Tsetse Fliege und die Flüsse sind von den Regengüssen so angeschwollen **daß aller Transport unmöglich ist.**"

In Transvaal kommt bereits jenes gefürchtete Insekt vor, welches eines der größten Hindernisse des Verkehrs im Südosten Afrikas, ja bis hinauf zum Gebiet der großen Seen bildet: die Tsetsefliege. Wo sie auftritt, können weder Schafe noch Rinder gehalten werden, denn der Stich der Tsetsefliege wirkt bei diesen Tieren unbedingt tötlich. Die Tsetse hindert den Verkehr mit Wagen und Lastvieh, sie macht aber auch dem Kolonisten den Aufenthalt in den von ihr eingenommenen Gebieten unmöglich denn ohne Pferde und Rinder kann er in der fruchtbarsten Gegend keine Landwirtschaft treiben. So kam es, daß weite Landstriche, welche die Natur reich ausgestattet hatte und in denen namentlich Wasser in Überfluß vorhanden war, völlig unbewohnt blieben. Gefährlicher als reißende Tiere, gefährlicher als die giftigsten Schlangen deren sich der Mensch immer noch erwehren kann, während die Myriaden Fliegen, welche an feuchten Stellen herumschwirren, unausrottbar sind, führt die Tsetse einen allezeit siegreichen Krieg mit dem Menschen, indem sie zwar ihn selbst nicht angreift, aber durch Vernichtung seiner Zugtiere oder seiner Herden ihn zwingt, das Feld zu räumen. Dieser furchtbare Feind, dem der Mensch machtlos gegenübersteht, ist nur ein kleines Tier, etwa doppelt so groß wie unsere Stubenfliege, von der es sich besonders durch die an dem bräunlichen Körper haftenden langen Flügel und seine großen, grünlich schillernden Augen unterscheidet. Das Gift, welches es beim Biß der Wunde mitteilt, wirkt seltsamerweise nicht nur bei Menschen, sondern auch bei einigen Tieren, z. B. den Ziegen nicht, und auch Esel und Maultiere sollen dem Stich der Tsetse nicht so leicht erliegen wie Rinder und Pferde.**)

„Diese wunderbaren Verhältnisse haben zeitweise die Meinung aufkommen lassen, die Tsetse sei gar nicht der Grund des Viehsterbens in den von ihr bevölkerten Gegenden, sondern es sei dies vielmehr eine denselben Lokalitäten eigene miasmatische Krankheit, an der die Zugtiere zu Grunde gingen. So plausibel diese Ansicht auf den ersten Blick erscheinen mag, so ist sie doch nunmehr durch mannigfache Erfahrungen beseitigt. ‚Besonders schlagend,' sagt Fritsch, ‚dünkte mir in dieser Hinsicht das Experiment eines berühmten Jägers und Reisenden Süd Afrikas, M'Cabe mit Namen, der, gezwungen eine Tsetsegegend zu passieren, sein wertvolles Reitpferd ganz in Decken einnähte, um es gegen die Stiche des Insektes zu schützen. Einige Tage ging alles gut, und der Herr frohlockte bereits als das Pferd doch plötzlich erkrankte und starb; die genaue Untersuchung ergab aber, daß die Decken an einer Stelle durch die Dornen zerrissen waren, zahlreiche Tsetsefliegen ihren Weg unter die Decken durch die Öffnung gefunden und so den Tod des Tieres veranlaßt hatten. Ist durch solche Beobachtungen die schädliche Einwirkung des Tsetsestiches wohl sicher konstatiert so ist andererseits der ungesunde Charakter der Gegend sehr wahrscheinlich ein weiterer Grund für die Empfindlichkeit der Tiere gegen das Gift und den schnellen tötlichen Ausgang bei häufigen Stichen. Leider ist die Naturgeschichte der Tsetse noch keineswegs genügend aufgeklärt, sie liebt niedriger liegende, buschige Gegenden die nicht wasserlos sind, und teilt so thatsächlich hinsichtlich ihres Aufenthaltes den Geschmack des südafrikanischen Büffels. Sie soll sich mit ihm zugleich verbreiten, und die Annahme liegt daher nahe, daß die Larve des Insektes im Kot des Büffels lebe, da aber die Tsetse verhältnismäßig viel häufiger ist als der Büffel, so ist wenigstens

*) Noch überraschender ist der Umstand, daß nur erwachsenes Rindvieh für das Gift empfänglich ist, während es noch saugenden Kälbern nicht schadet. Auch für Hunde hat der Stich der Tsetse keine nachteiligen Folgen, sobald sie mit Wildfleisch gefüttert werden.

das ausschließliche Vorkommen an dem bezeichneten Orte kaum zu glauben. Die Erscheinungen an den gestochenen Tieren ähneln im ganzen denen bei einer miasmatischen Erkrankung, da die örtlichen Symptome gegen die allgemeinen zurücktreten, das Gift muß also sehr schnell eine Störung in der Säftemischung des Körpers hervorrufen, so daß die Tiere unter septischen Erscheinungen zu Grunde gehen. Ein Mittel gegen die Einwirkung des Giftes ist nicht bekannt; es bleibt den Reisenden, die Tsetsestriche passieren müssen, nur übrig, die Nacht zu benützen, da die Fliege in dieser Zeit ruht, um bei Tagesanbruch bereits wieder in einer tsetsefreien Gegend einzutreffen. Da das Tier hauptsächlich die Flußniederungen bewohnt, so bilden die infizierten Örtlichkeiten meist schmale Streifen, die also in einigen Stunden passiert werden können. Zur Zeit hat sie in ihrem Vordringen nach Süden den Wendekreis im Osten längst überschritten und sich in den oberen Teilen des Limpopogebietes eingenistet, während sie weiter abwärts gegen das Meer, im Gebiet der Delagoa-Bai, Natal, Kafferland, Kapkolonie, sowie westlich in den Gebieten von Namaqualand und den Küstenstrichen von Damaraland noch fehlt, die Flußläufe des Ngami Sees aber wiederum infiziert." [89])

Die Fliege kommt pfeilschnell angeflogen, und sobald sie auf den Körper fällt, sticht sie auch schon. Ihr scharfer Stachel durchdringt mit Leichtigkeit ein Kattunhemd und die wollene Unterjacke, aber ein heftiges momentanes Jucken ist die einzige Folge des Stiches, welche der Mensch spürt. In welche Verlegenheiten eine Karawane durch die Tsetse geraten kann, das zu erfahren, hatte der Missionär Moffat die beste Gelegenheit. Er hatte auf dem Zug zum Sambesi durch die Tsetse nach und nach alle Ochsen verloren und verdankte die Rettung seiner Wagen nur dem Einschreiten des Häuptlings Moselekatse, welcher Hunderte von Eingeborenen versammelte, die sich dann vor die schweren Wagen spannten und sie durch die Wildnis weiter zogen.

Flüsse bilden, wenn sie noch so breit sind, keine Schutzwehr gegen das Vordringen des gefährlichen Insekts, denn es fliegt so rasch, daß es mit Leichtigkeit über jeden Strom gelangt. Livingstone hatte oft Gelegenheit zu beobachten, daß auf rohem Fleisch, welches Eingeborene von einem von der Tsetse befallenen Ufer auf das gesunde hinüberfuhren, eine Menge Fliegen saß, und doch kamen später auf dem gesunden Ufer keine solchen vor. Trotzdem kann man häufig beobachten, daß das eine Ufer eines Flusses von der Tsetse befallen ist, während auf dem andern, jenseits des keineswegs breiten Flusses das Vieh völlig unbelästigt bleibt. Die Fliege scheint sich in genau abgegrenzten Distrikten aufzuhalten. „Hier," berichtet Mohr, „trat die gefürchtete Fliege inselartig auf, fünfhundert Schritte weiter war der Wald vielleicht ganz frei davon, dann nach einem kurzen Marsch flog sie wieder in Schwärmen von Tausenden aus den Büschen heraus."

Auf Transvaal selbst hat die Fliege ihre Verheerungszüge noch nicht erstreckt, ein Umstand, der den Wert der großen Länderstrecken, welche dort des Anbaues harren, noch bedeutend erhöht. Ackerbau und Viehzucht finden in Transvaal die günstigsten Bedingungen zur Entwickelung, und das Gebiet, das dem Kolonisten zur Verfügung steht, hat eine kolossale Ausdehnung. „Es ist natürlich sehr schwierig, zu sagen, wieviel von dem Boden Transvaals noch unbebaut ist. 1880 betrug die Staatsdomäne eine Fläche von 5 400 000 Morgen. Rechnet man dazu noch die ganz unabgegrenzten Gebiete und ungefähr 1400 Dorfgrundstücke, so bleiben noch mehr als 9 Millionen Morgen dem Staat zur Verfügung. Wenn man dazu in Betracht zieht, daß von den 10 000 bis 11 000 schon abgetretenen Grundstücken, die auf 25 762 000 Morgen zu schätzen sind, kaum die Hälfte in Kultur gebracht sind, so wird es deutlich, welch ein fast unermeßbares Gebiet noch zur Bebauung übrig bleibt. Die Berechnung des Wertes dieser Domänen ist selbstverständlich auch eine sehr unsichere; 1880 wurde er nach niedrigem Maßstabe auf 340 000 Pfund (68 Millionen Mark) geschätzt. In den letzten 25 Jahren hat sich der Wert des Bodens im Durchschnitt fast vervierfältigt." [90])

Die großen Ländereien, über welche der Staat noch zu verfügen hat, die Salzpfannen u. s. w. repräsentieren heute einen Wert von mindestens 1 200 000 Mark, ungerechnet den Wert des Mineralreichtums. Daß der Wert dieser Ländereien durch den Bau der Delagoa-Bahn bedeutend würde gesteigert werden, ist

[89]) Dr. Gustav Fritsch, Süd-Afrika bis zum Sambesi, Seite 222.
[90]) T. G. G. Valette, Transvaal. Deutsche Kolonial-Zeitung. 1884, 21. Heft, Seite 426.

sicher, da ja dann sowohl der Acker als der Bergbau günstigere Gelegenheit zum Erwerb fanden. Heute befindet sich der Staat trotz der Reichtümer, welche der Boden birgt, in einer geradezu traurigen finanziellen Lage. Die Ausgaben steigen viel rascher als die Einnahmen. Im Jahre 1882 betrugen die Ausgaben 4 342 520 Mark, die Einnahmen nur 3 771 060 Mark, so daß sich nach Verrechnung des Überschusses von 412 480 Mark, den die Einnahmen im Jahre 1882 ergaben, ein Ausfall von 158 740 Mark ergab. Diese mißliche Finanzlage war aber nur eine Folge der Kriege, in welche die Republik nach der englischen Okkupation verwickelt wurde, da die 9 Monate dauernden Expeditionen gegen die Kaffern einerseits große Kosten verursachten, andererseits die Einnahmen des Staates verringerten. Da Transvaal kein stehendes Heer besitzt und im Kriegsfalle jeder Bauer zum Kriegsdienst verpflichtet ist, wurden durch die Kaffernkriege des Jahres 1882 dem Ackerbau sehr viele Hände entzogen, und die Steuereinnahmen von den Farmen verminderten sich infolge dessen bedeutend, aber auch die Steuer, welche die im Lande ansässigen Kaffern zu entrichten haben, lieferte nur einen geringen Ertrag. Auch soll die ganze Steuergesetzgebung überhaupt viel zu wünschen übrig lassen und namentlich eine strengere Kontrolle der Beamten nötig sein, da sich die Finanzlage rasch günstig gestalten würde, wenn der volle Ertrag der Steuern in die Staatskasse flösse.

Die Republik hat jedoch mit den großen Geldopfern, die sie zu bringen hatte, ihre Freiheit nicht zu teuer bezahlt. Obwohl die schweren Kriege eine Folge des Widerrufs der Annexion waren, würde die Fortdauer der englischen Herrschaft für die Boeren doch schlimmere Folgen gehabt und sie wohl bald zur abermaligen Auswanderung nach Norden gezwungen haben, wo ohne Kampf gegen mächtige Stämme eine neue Heimat nicht erworben werden konnte.

Bevor wir über diese schon mehrfach erwähnte englische Annexion berichten, müssen wir noch einen Blick auf die Geschichte Transvaals seit seiner Trennung vom Vrystaat werfen. Pretorius, der zum Präsidenten Transvaals wiedergewählt worden, behielt diese Würde bis zum 20. November 1871. Als der Streit zwischen Transvaal und dem Vrystaat, welche beide auf das Territorium der Diamantenfelder, das überdies von einigen Griqua-Häuptlingen beansprucht wurde, Anspruch erhoben, ausbrach, wurde der Leutnant Gouverneur von Natal, Keate, zum Schiedsrichter gewählt. Sein Urteilsspruch, bekannt unter dem Namen der Arbitrage von Bloemhof, verletzte nach der Ansicht der Transvaal-Bauern die Rechte der Republik auf unerhörte Weise, und als Pretorius ihn trotzdem (17. Oktober 1871) unterzeichnete, verweigerte der Volksraad die Ratifikation **und erteilte dem Präsidenten eine Rüge. Pretorius legte infolge dessen sein Amt nieder.**

Zum Interimspräsidenten wurde ein Herr Erasmus gewählt, dem bald der ehemalige Pfarrer Thomas François Bürgers folgte. „Bürgers, aus dem Kapland gebürtig, hatte in Utrecht Theologie studiert und war **der modernen Richtung ergeben, er war gleichzeitig mit seinem Freunde Kotzé durch die Kapische Synode** seines Amtes enthoben worden. Bürgers wußte sich aber so gut zu verteidigen, daß die englische Verwaltung ihn wieder in sein Amt einsetzte. Zufrieden mit dieser Genugtuung, entschloß er sich nun freiwillig sein Amt niederzulegen, um in Transvaal Land zu kaufen und sich dort beatus et procul negotiis als Bauer niederzulassen. In dieser Absicht zog er allein nach Transvaal, wo sein Name bereits einen guten Klang besaß durch **die Weise, wie er sich gegen die Synode verteidigt hatte. Bei näherer Berührung hatten die Transvaaler** Gelegenheit, seine glänzenden Talente als Redner sowie seine vielseitigen Kenntnisse zu bewundern. Man verlangte zu wissen, ob er Präsident der Republik sein wollte, worauf er zusagte. Die Kapsche Synode mußte **erleben, daß der gehaßte moderne Ex-Prediger durch die streng orthodoxen Bauern von Transvaal zum Präsidenten gewählt werden würde. Vergeblich hatte sie zwei Prediger nach Transvaal entsandt, um diese** Kandidatur zu hintertreiben. Die frommen Agenten waren ungeschickt genug, bei den drei vornehmsten Pfarrern in Transvaal, sämtlich hochst beachtenswerte Männer, einen unpassenden Ton anzuschlagen, während **sie in der plumpsten Art von der Kanzel herab sich über Bürgers ausließen.** Die Bauern, welche sehr gut einen Gentleman von einem Nicht-Gentleman zu unterscheiden wissen, wurden gegen sie eingenommen und eilten umsomehr nach der Wahlurne, um für Bürgers zu stimmen. Und so wurde Thomas Fr. Bürgers

mit einer glänzenden Mehrheit als Staatspräsident der Südafrikanischen Republik gewählt." Da er seine Wahl in erster Reihe der Opposition gegen die Bloemhofer Arbitrage verdankte, war selbstverständlich eine seiner ersten Handlungen nach dem Amtsantritt ein Protest gegen dieselbe. Trotz des meisterhaft abgefaßten Schriftstückes blieb jedoch sein Widerspruch erfolglos, und auch der Gouverneur der Kapkolonie stimmte dem Urteil Keates vollständig bei. Erfolgreicher war Bürgers' Thätigkeit inbezug auf die Verbesserung der Finanzlage, da ein von ihm mit Zustimmung des Volksraads mit der kapischen Handelsbank abgeschlossenes Anlehen von 1 200 000 Mark ihm ermöglichte, die in den 60ger Jahren in Umlauf gesetzten Banknoten zum vollen Nominalwerte einzulösen. Auch viele Verbesserungen in der Verwaltung und im Unterrichtswesen der Republik sind mit Bürgers' Amtsperiode verknüpft.

Seine Hauptaufgabe erblickte der neue Präsident, nachdem seine Reklamationen wegen des Diamantendistrikts erfolglos geblieben waren, in der wirtschaftlichen Befreiung der Republik, welche er durch den Bau einer Eisenbahn nach der Delagoa-Bai zu erzielen hoffte. Ein Vertrag mit Portugal sicherte der Republik bedeutend niedrigere Eingangszölle als bisher von Natal erhoben wurden, die technischen Schwierigkeiten, welche man beim Eisenbahnbau zu überwinden hatte, waren verhältnismäßig gering, und man durfte hoffen, daß auch die Beschaffung der nötigen Geldmittel nicht zu schwer fallen werde. Bürgers' rastloser Agitation war es geglückt, die Bauern zu überzeugen, daß von der Delagoa-Bahn große Vorteile zu erwarten waren, aber er hatte außer acht gelassen, wie sehr Natal durch die Bahn geschädigt werden mußte. Kam sie zustande, so war Natal ruiniert, denn es vermochte die hohen Durchgangszölle nicht zu entbehren, und diese Einnahmequelle mußte versiegen, wenn sich Transvaal in der Delagoa-Bai ein neues Eingangsthor eröffnete. Bürgers, der doch in seinem Leben bereits genügend Gelegenheit gehabt hatte, die Macht englischer Intriguen kennen zu lernen, unterschätzte die Gefahr und glaubte seinen Plan durchführen zu können, trotzdem er über die damit verbundene Schädigung englischer Interessen nicht im Zweifel war. Nachdem der Volksraad dem Präsidenten die Ermächtigung erteilt, eine Anleihe von 6 Millionen Mark aufzunehmen, knüpfte derselbe während eines Aufenthaltes in Holland mit einem dortigen Bankhause Unterhandlungen an, welche, wie schon oben erwähnt, zur Zeichnung von 1 800 000 Mark führten, welche Summe zum größern Teile sofort zum Ankauf von Eisenbahnmaterial verwendet wurde. Als Bürgers nach anderthalbjähriger Abwesenheit 1876 nach Transvaal zurückkam, hielt er das Unternehmen für vollständig gesichert. Inzwischen hatte sich aber die Lage in Transvaal wesentlich geändert. In Natal war man sich vollkommen dessen bewußt, was für dieses Land auf dem Spiele stand, und man hatte sich beeilt, während der Abwesenheit des Präsidenten durch nach Transvaal gesandte Agenten die Bevölkerung zu bearbeiten. Der in Intriguen völlig unerfahrene Bürgers bemerkte nicht gleich den Umschwung der Gesinnung, der überall, auch in den Kreisen der ihm am nächsten stehenden Personen zu erkennen war. Ohne zu merken, wie sehr das Vertrauen zu ihm erschüttert und wie er von Verrätern umgeben war, ließ er in diesem bedenkenerregenden Augenblick sich noch verleiten, einen Krieg zu beginnen, und lieferte damit England die ersehnte Gelegenheit, sich in die Angelegenheiten der Republik einzumischen.

Während Bürgers in Europa weilte, war es zu Reibereien mit dem Häuptling Sekukuni gekommen, der die Bauernniederlassungen in dem Grenzgebiet überfiel, die Bewohner vertrieb und sich mehrerer dort gelegenen Festungen bemächtigte. Der Vertreter des Präsidenten, Paul Joubert, ließ es an der erforderlichen Energie fehlen, und aus dem kleinen Feuer, welches anfangs leicht unterdrückt werden konnte, wurde ein Brand, der die Existenz der Republik in Frage stellte. Als nach Bürgers' Rückkehr Sekukuni ein Anerbieten friedlichen Ausgleichs mit unverschämten Forderungen beantwortete, verlangte die öffentliche Meinung in Transvaal seine Züchtigung, und Bürgers beging den Fehler, sich von ihr fortreißen zu lassen.

Der Krieg gegen Sekukuni wurde beschlossen, und der Präsident rief, um ihn rasch zu Ende zu führen, fast die ganze waffenfähige junge Mannschaft des Landes unter die Waffen. Statt der 2000 Mann, welche ins Feld zogen, hätte eine kleinere Zahl viel bessere Dienste geleistet, da es dann möglich gewesen wäre, von Zeit zu Zeit die Mannschaften abzulösen und zur Feldarbeit nach Hause zu schicken. Die Ent-

ziehung so vieler Arbeitskräfte machte sich nun in dem dünn bevölkerten Lande auf den Farmen bald in unangenehmer Weise bemerkbar, während trotz des großen Aufgebotes die militärischen Erfolge gering blieben. Es galt, den Feind aus starken Festungen zu vertreiben, und das war durch Belagerung und Aushungerung leichter zu erreichen als durch Stürme, welche viel Blut kosten mußten. Eine von den Kaffern besetzte Festung wurde zwar mit Sturm genommen, aber der Angriff auf eine andere mißlang durch die Feigheit des Bauernführers, und als Pretorius vor dem Lobobergs, der Hauptfestung Sekukunis, erschien, waren die Bauern bereits des Krieges müde und verlangten nach der Heimkehr. Sekukunis Kaffern waren durch die Engländer reichlich mit Gewehren versehen worden, und Pretorius blieb daher nichts übrig, als in der Nähe von Lobobergs mehrere Forts zu errichten, in denen er, bevor er abzog, kleine Besatzungen zur Beobachtung des Feindes zurückließ. Die Kommandanten dieser Forts waren tüchtige Leute, und ihrem energischen Vorgehen war es zu verdanken, daß Sekukuni schließlich doch um Frieden bat, der ihm gegen Zahlung einer Kriegsentschädigung im Februar 1877 bewilligt wurde.

In Natal hatte man die Vorgänge an der Transvaalgrenze aufmerksam verfolgt. Man hatte Sekukuni mit Waffen und Munition versorgt, und mehrere Wagen mit solchen wurden von den Bauern mit Beschlag belegt. Als Sekukuni Frieden schloß, fanden sich bald englische Agenten bei ihm ein, die ihn zu bewegen suchten, den Frieden zu brechen, und in Natal begann eine von eigennützigen Absichten geleitete Partei jene Minierarbeit, deren Ziel die Vereitlung der Delagoa-Bahn und die Annexion Transvaals war. Falsche Berichte der englischen Missionäre mußten dazu dienen, die Regierung in London dem Plan günstig zu stimmen, während man gleichzeitig durch Petitionen mit fingierten Unterschriften den Glauben erweckte, daß ein großer Teil der Bevölkerung Transvaals die Annexion wünsche. Während Bürgers damit beschäftigt war, einen Truppenkordon gegen Sekukuni herzustellen, um diesen von einem neuen Einfall abzuhalten, erschien das Haupt der annexionslüsternen Partei in Natal, Sir Theophilus Shepstone, als Bevollmächtigter der englischen Regierung in Transvaal, um die Beschwerden gegen die Transvaal-Regierung zu prüfen — in Wirklichkeit aber, um den Boden vollends für die Annexion vorzubereiten.

Sir Shepstone ging ungemein vorsichtig und diplomatisch zu Werke, so daß Bürgers zu spät einsah, welche Gefahr der Republik drohe und daß der »special comissioner for Natal and adjacent territories«, wie Shepstone in der von ihm vorgewiesenen Vollmacht genannt wurde, nichts geringeres bezwecke als die Annexion. Eine von Shepstone eingesetzte Kommission begann alsbald Verhandlungen mit zwei Delegierten der Bauern — Dr. Jorissen und Paul Krüger — und die Diskussion der einzelnen zu erledigenden Punkte nahm bald einen für die Bauern sehr verletzenden Ton an. Die Kommissäre verlangten Aufklärung darüber, daß englische Unterthanen angeblich in der Republik nicht genügende Sicherheit fanden, daß ihnen Vorrechte vorenthalten wurden, welche man Angehörigen anderer Staaten zugestanden hatte in den Verträgen mit den Niederlanden und Belgien — und schließlich kamen sie auf das beliebte alte Thema des Sklavenhandels und der Mißhandlung der Eingeborenen. Die Verhandlungen blieben resultatlos und wurden von englischer Seite plötzlich abgebrochen. Umso eifriger warb Sir Shepstone Anhänger. Die Einen köderte er durch die Aussicht auf eine Konföderation aller südafrikanischen Staaten, andere durch die Zusage der Unterstützung für den Bau einer Eisenbahn nach der Delagoa Bai, und auch englisches Gold spielte in jenen Tagen eine große Rolle. Die Amtsperiode des Präsidenten ging indessen zu Ende, im Mai 1877 mußte ein neuer Präsident gewählt werden, und die von England gewonnene Partei begann nun offen gegen die Wiederwahl des bisherigen Staatsoberhauptes aufzutreten. Zu spät erkannte Bürgers, daß ihm der Boden unter den Füßen weggezogen war und er that das Klügste, was er in dieser Lage thun konnte: er verzichtete auf aussichtslosen Widerstand mit den Waffen, zu welchem ihn einige hundert Bauern aufforderten, und er mußte dies umso eher thun, als Sir Shepstone durchblicken ließ, daß im Falle bewaffneten Widerstandes die Republik auch noch einen Angriff seitens des Sulu-Häuptlings Ketschwayo zu gewärtigen habe. Shepstone hielt nun auch die Frucht für reif und den Augenblick zum Handeln für gekommen. Transvaals Selbständigkeit mußte vernichtet werden

bevor ein neuer, vielleicht populärerer Präsident an die Spitze trat. Während englische Truppen an der Grenze der Republik erschienen, verkündete Shepstone am 9. April 1877, daß dem jetzigen unsichern Zustand ein Ende gemacht werden müsse, und drei Tage später erklärte er, gestützt auf den gewonnenen zahlreichen Anhang, Transvaal für annektiert.

Ein Nutzen erwuchs England aus diesem Gewaltstreich nicht, Transvaal aber trug schwer an dem ihm auferlegten Joch. Die Mißwirthschaft der englischen Beamten hatte das Land dem Ruin nahe gebracht, als der Unwille der Bedrückten endlich Ende 1880 zum Durchbruch gelangte und die Bauern sich zur Wiedererlangung ihrer Freiheit erhoben. Von Heidelberg, wo der Aufstand ausbrach, verbreitete sich derselbe rasch über das ganze Land. Die englischen Truppen zogen bei allen Zusammenstößen den Kürzern, sie wurden bei Middelburg und beim Paß von Laings-Nek geschlagen, und bald hatten die begeistert für die Freiheit kämpfenden Bauern ihr Land vom Feind gesäubert, bis auf jene Truppenabteilungen, welche noch die Zitadelle und die Außenwerke der Stadt Pretoria, sowie einige kleine Plätze besetzt hielten. Am 27. Februar 1881 erlitten die Engländer eine zweite schwere Niederlage am Madschuba-Berge bei Laings-Nek, wobei General Colley durch einen Schuß in den Kopf getötet wurde. Die nächste Folge dieses Sieges der Bauern war der Abschluß eines Waffenstillstandes. General Wood, der mit den von Colley schon längst erbetenen Verstärkungen endlich eingetroffen war, übernahm nun den Oberbefehl, aber zum Kampfe sollte es nicht mehr kommen. In der ganzen zivilisierten Welt regte sich Sympathie für die Freiheitskämpfer, und auch in England begann eine Bewegung, welche sich zum Ziele setzte, das der Republik zugefügte Unrecht zu sühnen. Schon am 18. Januar 1881 hatte sich in London ein „Ausschuß für die Unabhängigkeit des Transvaal" gebildet, und die Bestrebungen desselben fanden bald darauf durch eine an den Minister John Bright gerichtete „Internationale Zuschrift", welche von einer Menge der in Politik, Wissenschaft und Literatur hervorragendsten Männer ganz Europas unterzeichnet war, nachdrückliche Unterstützung.[91]) Die Folge war, daß John Bright in seinem Antwortschreiben sich gegen den Krieg erklärte und bald darauf thatsächlich die Feindseligkeiten eingestellt wurden. Noch am 1. April 1881 hatte Gladstone erklärt: „Auch das will ich noch sagen, daß, wenn diese Gebietserwerbungen ebenso wertvoll wären, wie sie wertlos sind, ich sie verwerfen und zurückweisen würde, weil sie durch Mittel erlangt wurden, welche unser Land ehrlos machen." Er schien diese Worte vergessen zu haben, als er ans Ruder kam, aber die Mißerfolge der englischen Truppen und die immer lauter gegen den ungerechten Krieg sich äußernde öffentliche Meinung bewogen ihn, einzulenken, bevor noch mehr Blut vergossen worden.

Die Transvaaler, welche sofort nach ihrer Erhebung Paul Krüger zum Präsidenten gewählt hatten, haben nun ihre Unabhängigkeit wiedererlangt, und England ist von der Gefahr befreit, in Süd-Afrika, wie Lord Derby sagte, sich ein „zweites Irland" zu schaffen. England hat sich nur vorbehalten, daß es vom Abschluß von Verträgen der Südafrikanischen Republik mit anderen Mächten verständigt werden muß und innerhalb sechs Monaten ein Einspruchsrecht geltend machen kann, aber die Republik kann wieder eigene Gesandte ins Ausland schicken und ist in jeder Beziehung unabhängig.

Wie sehr haben sich die Zeiten geändert! Als Bürgers 1876 in Europa weilte, hielt man ihn von der beabsichtigten Reise nach Berlin durch die Drohung ab, in diesem Falle Transvaal zu annektieren — die aus den Herren Präsident Krüger, Unterrichtsminister Du Toit und General Smit (dem Sieger vom Madschuba-Hügel) bestehende Transvaaldeputation hielt niemand mehr von dem beabsichtigten Besuch in Berlin ab. Der herzliche Empfang, der ihr dort zuteil wurde, bewies den Transvaalern, welchen Wert man in Deutschland der Befestigung der freundschaftlichen Beziehungen zu dem blutsverwandten Volke beilegt, und ein Handelsvertrag, der uns die Rechte der meistbegünstigten Nation einräumt, war das erste Resultat der Annäherung an Deutschland.

[91]) Unter der Adresse standen u. a. die Namen: Berthold Auerbach, Bluntschli, Bodenstedt, L. Büchner, M. Carrière, F. Dahn, G. Ebers, Kuno Fischer, Haeckel, v. Holtzendorff, Schultze-Delitzsch, Virchow, E. v. Weber, — Louis Blanc, Pascal Duprat, de Fonvielle, Graf Mamiani, Aurelio Saffi u. s. w.

Die durch nichts zu rechtfertigende Gewaltthat England ist für diese nicht ohne schlimme Folgen geblieben. Die böse Saat, welche Beaconsfield und mehr noch Gladstone ausgestreut, begann Früchte zu tragen. Nachdem Transvaal seine Unabhängigkeit wiedererlangt hatte, organisierte sich im Kapland die Partei der „Patrioten" unter dem Namen „Afrikanderbund", welcher alle antienglisch gesinnten Kolonisten der Kapkolonie, Natals, des Oranjestaats und Transvaals vereinigen soll und sich die Errichtung einer Bundesrepublik nach dem Muster der Vereinigten Staaten zur Aufgabe setzt. Durch die in allen englischen Gebieten herrschende Freiheit begünstigt, hat der Afrikanderbund reißende Fortschritte gemacht. Er stellte fortan bei allen Munizipal-, Distrikts- und Parlamentswahlen seine eigenen Kandidaten auf und hat bereits im Kap Parlament die Mehrheit erlangt und die Einführung der holländischen Sprache in demselben durchgesetzt.

. . . . . .

. . . . . .

Uns erübrigt zum Schluß noch ein Blick auf die Thätigkeit der englischen Missionäre in den Gebieten, von denen wir nun Abschied nehmen. Während die Missionen im jetzigen deutschen Schutzgebiet eine segensreiche Thätigkeit entwickelt haben, läßt sich eine solche von der englischen Mission unter den Kaffernstämmen nicht behaupten. In der Geschichte Transvaals haben wir bereits kennen gelernt, welchen unheilvollen Einfluß die englischen Missionäre, Livingstone obenan, nördlich vom Oranje ausgeübt haben. Sie waren weniger Glaubensboten, weniger Pioniere der Kultur, als Agitatoren und Anbahner der Annexion. Abgesehen von dieser Thätigkeit, lauten jedoch auch die Urteile unparteiischer Reisenden inbezug auf die in den Missionsinstituten erzielten Erfolge äußerst abfällig, und man muß es nach denselben erklärlich finden, daß die im Lande ansässigen Weißen der Mission nicht gerade freundlich gesinnt sind.

Das Erste, schreibt Kretzschmar, was den Braunen in dem Institute eingeprägt wird, ist, daß sie freie Menschen sind. Man hat berechnet, daß mehr als 10000 freie Farbige umherwandern, die ohne regulären Dienst, bisweilen durch Hunger getrieben oder durch Aussicht auf Branntwein sich veranlaßt fühlen, einige Tage zu arbeiten, gewöhnlich aber ohne sichtbare Mittel zum Lebensunterhalt auf unbenutzten Ländereien in der Nähe von Städten und Dörfern aufliegen, außer jenen, die in den Instituten das Gewerbe der Heiligen erlernen. Jenen Freien ist selbst die geringe Beschränkung ihrer ungebundenen Neigungen, welcher sie sich im Institute nicht gänzlich entziehen können, allzu lästig. Die Herden der Boeren gewähren dieser Masse Trägheit und Laster den nötigen Lebensunterhalt. In einem so dünn bevölkerten Lande, wo die Landgüter gewöhnlich aus 5000 bis 20000 Äckern bestehen, muß es natürlich schwierig sein, sogleich den Verlust eines Rindes oder einiger Schafe zu entdecken, und noch beiweitem schwieriger, gesetzliche Beweise zur Bestrafung des Thäters zu erlangen, obwohl nach moralischer Überzeugung vielleicht aller Zweifel beseitigt ist. Aber wären selbst genügende Beweise vorhanden, sind doch die Gerichtshöfe so entfernt, daß der Boer es für klüger hält, den Verlust ruhig zu tragen, als Zeit und Geld für eine namhafte Strafe wegzuwerfen, denn so weit erstrecken sich die Wirkungen der Philanthropie, daß selbst in den Gerichtshöfen die Farbigen mit unziemlicher Milde behandelt werden. Wir wollen annehmen, daß ein Vagabond z. B. einen sächsischen Widder, dessen Wert am Kap zu 150—200 pr. Thlr. angeschlagen wird, geschlachtet habe; worin wird seine Strafe bestehen? 10—20 Tage Gefängnis, incl. gutes Logis und Beköstigung vollauf von Fleisch, Suppe und Brot, bestritten aus der Staatskasse, in welche natürlich der beraubte Boer auch zahlt und sonach noch zum Unterhalte seines Vagabonden beiträgt. Nach Verlauf dieser Zeit wird der Vagabond, gestärkt durch Ruhe und gute Diät mit den durchaus nicht unangenehmen Erinnerungen an seine Gefängniszeit wieder losgelassen. Die meisten Braunen ziehen nach den Missionsstationen, um auf eine gemächlichere Weise ihrem Unterhalte beizukommen, als alle anderen Umstände es erlauben würden, und werden Christen, um sich ihrem unverbesserlichen Hange zur Faulheit hingeben zu können. Und wer wollte sie tadeln? Sie führen ein sorgloses Leben, und für ein wenig Gesang, Gebet und ein langes Gesicht verhilft ihnen europäische Philanthropie zu den nötigen Bedürfnissen. In Ostindien wird jeder bekehrte Hindo von den Missionaren unterhalten, weil er Kaste verliert und, von allem

Umgange mit seines Gleichen ausgeschlossen, mehr verachtet als ein Pariahund, des Hungertodes sterben müßte, würde er nicht von den Missionären unterhalten, obwohl es immer zweifelhaft bleibt, ob der Hindo zum Christentum oder zum Branntwein übergegangen sei. Was für eine Sorte Christen die afrikanischen Proselyten werden, kann jeder leicht lernen, der vorurteilsfrei die Institute besucht. Gewöhnlich haben sie außer Beobachtung einiger Förmlichkeiten gar keine Religion, und die Art des Unterrichtes ist in einzelnen Fällen wohl auch nicht sonderlich geeignet, ihnen einige richtige Begriffe über Religion beizubringen, wie folgendes Wort für Wort stenographisch nachgeschriebene Fragment einer Missionspredigt darthun möchte: . . . . „Ja, Geliebten, die Liebe ist — die Liebe. Da ist nichts anderes als Liebe in der Welt: Gott ist die Liebe, und das Lamm ist die Liebe, und das Blut ist die Liebe, denn es wäscht alle Sünden rein. Und, Geliebte, glaubt an die Liebe; seid in der Liebe und mit der Liebe. Durch die Liebe kommt ihr in den Himmel. Und nicht einer soll in den Himmel kommen, der die Liebe nicht hat. Liebt euren Nachbar, liebt eure Frau, euren Ochsen, euren Esel; liebt jeglich Ding: denn ich sage Euch, die Liebe! ja die Liebe!! ja die Liebe!!! Amen!" — Ein Kommentar hierzu ist wohl nicht nötig. Wenn die schwarzen Gläubigen aus der Kirche kommen, gleichen sie den zwei Bauern, welche den neuen Pfarrer das erste Mal gehört hatten. „Seine Ehrwürden ist ein knapp Kerlchen, Klaus, er hat Latein geredet." — „Sehr wahr, Kunz; nur Schade, man konnte es nicht verstehen." — „Wie einfältig, Claus, das war ja eben die Schönheit der Sache." Es wäre, wie gesagt, thöricht anzunehmen, daß diese Heiden durch geistige Vorteile angezogen und im Institute zurückgehalten würden: sie kommen, weil sie sicher sind, immer hunderte ihres Gleichen da anzutreffen, oder haben Beweggründe ähnlich denen, welche Cupido bezeichnete. Unter dem Vorwande, Arbeit zu suchen, gehen sie wieder, wenn es ihnen beliebt. Das Institut ist immer eine Herberge, wo menschenfreundliche Gastfreiheit gegen alle Schwarze ausgeübt wird. Ein andächtiges Händehalten, geschicktes Verdrehen der Augen und einige melancholische Worte über die Not der armen Seele und das Blut, das alles wäscht, sind gangbare Münze für die notwendigsten Bedürfnisse, und der schlaue Teufel lacht sich ins Fäustchen über die ungeheure Ignoranz des Weißen, der sich durch solche grobe Taschenspielerstückchen so verblenden läßt. Nach einem fünfzehnjährigen Aufenthalte in der Kolonie konnte ich nicht die mindeste Verbesserung im moralischen Zustande der Farbigen, noch in ihrer sozialen Stellung entdecken. Verbesserung? Ist nicht zu dem eingefleischten Hange zur Faulheit und zur Dieberei seitdem noch Übermut und Heuchelei gekommen? Verbesserung ihrer sozialen Stellung? Ist ein erschwindelter Frack besser, als einige ehrlich verdiente Rinder, mit welchen sonst des Dienstknechts Lohn bezahlt wurde? Ehe die Missionäre ihr Wirken im Kaplande begannen, war der Braune dienstbar und gehorsam; jetzt — obschon er kaum genügend seine Nacktheit bedecken, oder den Heißhunger seines eingeschrumpften Magens anders beschwichtigen kann, als daß er einen Riemen fest um die Taille und einen großen Knopf auf den Magen bindet, bleibt er lieber auf dem Institute liegen, nicht weil es ihm an Gelegenheit gebricht, Arbeit zu bekommen, denn oft ist es geschehen, daß, wenn ein Dienstherr nach dem Institut gegangen, um einen Knecht zu mieten und um die Hilfe eines Schwarzen demütig ersucht hat, der unverschämte Lump ihm geantwortet: Wer sagt euch, daß ich diene; wir sind gegenwärtig freie Menschen; das Blättchen hat sich gewendet und der Weiße arbeitet nun für uns; er weiß, daß er sich nicht zu bemühen braucht und auf leichtgläubige europäische Philantropen sich verlassen kann. Und ist zu erwarten, daß, was als allgemeine Klage tausendmal in den Zeitungen gestanden und in jedes Mund ist, den Missionären allein unbekannt sei? Und warum steuern sie nicht einer solchen abscheulichen Trägheit, die das Krebsgeschwür der Sozietät am Kap der guten Hoffnung ist? Warum sammeln sie vor ihren Thüren, was in Europa nirgends, als in dem Arbeitshause geduldet werden würde? Ist es zu verwundern, daß die Kolonisten mit Erbitterung auf die Missionäre blicken?

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

JV
246
R6
Bd.3-4

Roskoschny, Hermann
Europas Kolonien

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 05 16 09 011 6